Digitized by Google

Geſchichte

der

Deutſchen Dichtung.

Von

G. G. Gervinus.

Zweiter Band.

Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1871.

Digitized by Google

Digitized by Google

Von G. G. Gervinus erſchien bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig ferner:

Einleitung
in die
Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts.

gr. 8. br. 1 Thlr.

Geſchichte
des
neunzehnten Jahrhunderts
ſeit den Wiener Verträgen.

1.—8. Band. gr. 8. br. 22 Thlr. 4 Gr.

Shakeſpeare.
Dritte Auflage.

2 Bände. gr. 8. br. 3 Thlr. — geb. 3 Thlr. 20 Gr.

Händel und Shakeſpeare.
Zur Aeſthetik der Tonkunſt.

gr. 8. 1868. broſch. 2 Thlr. 15 Gr. — geb. 2 Thlr. 23 Gr.

Inhalt:

I. **Zur Aeſthetik der Tonkunſt. Aus der Geſchichte.**
Einleitung. Die Urſprünge des Geſanges. Die Tonkunſt der Griechen. Der polyphone Geſang des Mittelalters. Das Volkslied. Die dramatiſchen Muſikgattungen. Die Inſtrumentalbegleitung. Die reine Inſtrumentalmuſik.

II. **Zur Aeſthetik der Tonkunſt. Aus der Natur der menſchlichen Seele.**
Rückblick auf die muſikaliſche Aeſthetik früherer Zeiten. Muſik und Malerei. Die Tonkunſt die Sprache der Gefühle.

III. **Händel und Shakeſpeare. Eine Parallele.**

Ferner erschien:

Allgemeines
Künstler-Lexikon.

Unter Mitwirkung
der
namhaftesten Fachgelehrten
des In- und Auslandes
herausgegeben
von
Dr. Julius Meyer.

Zweite gänzlich neubearbeitete Auflage
von
Nagler's Künstler-Lexikon.

Erster Band.

1. bis 8. Lieferung

Aa — Giovanni Antonio Amadeo.

Das Werk wird circa 15 Bände in gr. Lex. 8. umfassen und in Lieferungen à 12 Sgr., auf Schreibpapier à 16 Sgr. erscheinen.

☛ Die 9 Lieferung befindet sich unter der Presse. ☚

Correggio.

Von
Dr. Julius Meyer.

8 brosch. 1871. 2 Thlr 20 Ngr.

Griechische Kunstmythologie

von
J. Overbeck.

Besonderer Theil.

I. Band. Erstes Buch.

Zeus.

Mit 11 lithographirten Tafeln und 17 Holzschnitten
Lex. 8. brosch. 1871. 6 Thlr. 20 Ngr.

Geſchichte
der deutſchen Dichtung.

Zweiter Band.

P.

5.8.789

Geſchichte

der

Deutſchen Dichtung.

Von

G. G. Gervinus.

Zweiter Band.

Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1871.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

V. Blüte der ritterlichen Lyrik und Epopöe 1

5. Didaktiſche Dichtungen 1

Der Winsbeke 2

Cato 5

Thomaſin's wälſcher Gaſt 7

Freidank 21

Stricker 29

6 Gottfried's Schule 35

a) Weltliches 35

Ulrich von dem Türlein 37

Ulrich von Türheim 38

Heinrich von Freiberg 40

König Tirol 41

Blanſchandin 41

Segramors, Edolanz 42

Daniel von Blumenthal 42

Wigamur 44

Pleier 44

Konrad von Stoffeln: Gauriel 46

Gottfried von Hohenlohe 48

Heinrich von dem Türlein: der Abenteuer Krone . 48

Die Heidin 51

Rudolf von Ems: Wilhelm von Orleus 53

Konrad von Würzburg: Schwanritter 57

Berthold von Holle 60

Rudolfs guter Gerhard 61

Seite

Konrads Engelhard und Engeltrut 62
Athis und Prophilias 63
Stricker's Karl 70
Rudolfs Alexander 72
„ Weltchronik 75
Jans der Enenkel 77
Konrads Partonopier 79
„ Trojanischer Krieg 82

b) Legenden 85
Elisabeth 87
Erlösung 87
Theophilus 91
Eraclius 93
Heinrich und Kunegunde 93
Nicolaus, Sylvester, Pantaleon, Alexius von Konrad von Würzburg 95
Crescentia 95
Barlaam und Josaphat von Rudolf von Ems . . . 96
Der heil. Georg von Reinbot von Durne 99
St. Katharinens Marter 104
Die heil. Martina von Hugo von Langenstein . . . 104
Das Passional 106
Leben Maria's von Bruder Philipp 110
Marienleben von Walther von Rheinau 111
Marienleben vom Schweizer Wernher 111
Die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg . 113
Gedicht von Maria's Grüßen 114
Offenbarung Johannes von Heinr. Hesler 114
Von dem heil. Kreuze von Heinr. v. Freiberg . . . 115
Himmelfahrt Mariä 115
Vaterunser von Heinrich von Krolewiz 115

VI. Verfall der ritterlichen Dichtung und Uebergang zur Volkspoesie . 117
1. Ueberblick der Erscheinungen der nächsten Zeit . . 117
2. Wolfram's Schule 125
a) Spruchdichter 125
Der Kanzler 126
Reimar von Zweter 131
Der Meißner 134
Bruder Wernher 134
Friedr. von Sunenburg 135
Konrad Marner 135

Seite
Rumzlant 135
Wartburgkrieg 149
Heinrich von Meißen (Frauenlob) 156
Regenbogen 156

b) Epiſches 160
Titurel von Albrecht 160
Lohengrin 170
Reinfried von Braunſchweig 175
Ulrich von Eſchenbach's Alexander 177
Trojaniſcher Krieg 180
Parzival 181
Ulrich Füterer 182

3. Berührungen mit der niederländiſchen Literatur 183
Karolingiſche Sagen 183
Reimchroniken 192
Gandersheimer Chronik 195
Chronik der Fürſten von Braunſchweig 195
Gottfried Hagen 196
Ottokar von Steiermark 197
Livländiſche Chronik 198
Nicolaus von Jeroſchin 199
Wigand von Marburg 202
Bruder Hans 209
Valentin und Namelos 210
Karlmeinet 211
Malagis 218
Die Heimonskinder oder Reinold von Montalban 219
Ogier 223
Die Kinder von Limburg 224

4. Deutſches Nationalepos 226
Alphart's Tod 229
Laurin 230
Walberan 231
Ortnit 232
Der Roſengarten 233
Sigenot 235
Eckenlied 236
Goldemar 237
Dietrich's erſte Ausfahrt 239
Dietrich und Wenezlan 241
Dietrich's Flucht 241
Rabenſchlacht 244

Seite

Wolfdietrich 246
Wolfdietrich und Saben 248
Hug- und Wolfdietrich 250
Thidrekſaga 252
Kaſpar von der Roen: das Heldenbuch 257
Lied vom hörnenen Siegfried 259
Ludwig der Fromme 260
Heinrich der Löwe 262
Wilhelm von Oeſterreich 262
Apollonius von Tyrland 263
Ritter von Staufenberg 264
Friedrich von Schwaben 264

5. Fortbildung der weltlich- und geiſtlich-didaktiſchen Poeſie 266
Hermann von Fritzlar 271
David 273
Berthold 274
Hugo von Trimberg: der Renner 277
Eckhart 293
Der Sünden Widerſtreit („des lieben Chriſtus Büchlein") . 302
Buch der ſieben Grade 304
Gott und die Seele 306
Die minnende Seele 306
Der Minne Spiegel 307
Tochter von Syon 308
Lambrecht von Regensburg 309
Des Teufels Netz 311

6. Beiſpiele 313
Boner's Edelſtein 315
Konrad von Ammenhauſen: das Schachzabelbuch 318
Geſta Romanorum 321
Die ſieben weiſen Meiſter 325
Hans von Bühel 328
Buch der Beiſpiele 333

7. Proſaromane 334
Trojaner Krieg 342
Apollonius von Tyrus 343
Mandeville's Reiſen 344
Alexander 346
Joh. Hartlieb 346
Wigalois, Triſtan, Lanzelot 347
Fierabras, Herpin, Valentin u. Namelos, Olivier u. Artus 349

Seite

Hug Schapler 349
Griſeldis 351
Volksbücher 351
Niclas von Wyle 354
Aeneas Sylvius 358
Buch der Liebe 363
Albrecht von Eyb 364
Heinrich Steinhöwel 364

8. Ausgang der Lyrik und Spruchdichtung höfiſchen Styls 367

Hiſtoriſcher Volksgeſang 367
Heinrich von Mogelin 369
Kranz der Maide 370
Meier Helmbrecht 373
Seifried Helbling: der Lucidarius 375
Meiſter Konrad von Haslau: der Jüngling 376
Heinrich von der Neuenſtadt 377
Heinrich der Teichner 378
Peter Suchenwirt 387
Volkslieder 397
Hans Roſenblüt 405
Michel Beheim 411
Heinrich Wittenweiler: der Ring 419

9. Veränderungen des lyriſchen Geſangs. Allegorien 421

Clara Hätzlerin: Liederbuch 422
Hugo von Montfort 426
Oswald von Wolkenſtein 426
Muscatblut 429
Hadamar von Laber: die Jagd 433
Heinzelein von Konſtanz: der Minne Lehre 435
Eberhard Cersne: der Minne Regel 436
Todtenklagen 439
Das „Sleigertüchlein" 440
Der „Spiegel" 440
Die „Mohrin" 441
Selbſtbekenntniß eines alten Minners 442
Die Graſerin 442
Meiſter Altſwert 443
Der Minne Burg 443
Der Theuerdank 445

10. Meiſtergeſang 448
Sinnenſinn 450
Spiegel menſchlicher Behaltniß 459

Seite

VII. Aufnahme der volksthümlichen Dichtung 475

1. Volksgesang 475

2. Schwänke und Volksbücher 514

Pfaffe Amis vom Stricker 516
Pfaffe von Kalenberg 519
Peter Leu von Hall 520
Salomon und Markolph 522
Aesop 523
Eulenspiegel 527
Schwänkesammlungen 533
Heinrich Bebel: Facetien 533
Pauli's Schimpf und Ernst 534
Wickram's Rollwagen 537
Lalenbuch 538
Finkenritter 540
Faust 541
Sage vom ewigen Juden 544

3. Schauspiel 554

Hroswitha 563
Osterspiele 568
Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen 572
St. Katharina 573
St. Dorothea; Mariä Himmelfahrt; Auferstehung . . . 574
Theophilus 577
Frau Jutten 577
St. Georg 578
Arnold von Immessen 584
Künzelsauer Frohnleichnamsspiel 585
Rosenblüt 596
Hans Folz 601

4. Satiren, Narrenschiff und Reineke Fuchs 609

Konrad Bintler: Blume der Tugend 610
Seb. Brant's Narrenschiff 614
Geiler von Kaisersberg 632
Reineke Fuchs 636

5. Thomas Murner 645

Dessen Narrenbeschwörung und Schelmenzunft 650
Dessen Badefahrt und Gauchmat 653

6. Ulrich von Hutten 660

Nicolaus Manuel 686

7. Hans Sachs 693

V.

Blüte der ritterlichen Lyrik und Epopöe.

5. Didaktiſche Dichtungen.

Vier Männer haben wir bezeichnet als die, welche der Dichtung dieſer Zeiten vor Allen Werth und Charakter gaben. Und ſie thaten mehr als dies: ſie beſtimmten die Richtungen der Folgezeit genau und ſcharf, und haben mittel- und unmittelbar auf Jahrhunderte fortgewirkt. Der eine iſt Walther von der Vogelweide, der in ſeinen Spruchgedichten, den Standescharakter der ritterlichen Welt überragend, das allgemein Menſchliche ins Auge faßte und ſo eine gewiſſe Gattung von dichteriſcher Lebenskritik eröffnete, die zunächſt von zwei Hauptwerken fortgeſetzt wurde, welche mit Walther gleichzeitig ſind und in offener Beziehung zu ihm ſtehen. Dieſe Werke gruben ſich ihrerſeits in die Nation ein und bilden mit ähnlichen lehrhaften Spruchgedichten, die ſie anregten, eine Brücke bis zur Reformation hinüber, der erſten Zeit, die nach der ritterlichen Epoche wieder von neuer Bedeutung für unſere Bildungsgeſchichte wird. Dieſe ganze Gattung lagerte ſich der erzählenden Dichtung gegenüber und zerſtörte ſie allgemach. Was dieſe ſelbſt angeht, ſo bewegte ſich das deutſche Volksepos in dem herkömmlichen Stile fort bis es ſich alternd überlebte, und neben ihm gingen die karolingiſchen Volksſagen her, die uns in Ueberſetzungen zugeführt wurden. Dieſe beiden Zweige laſſen ſich nicht auf perſönliche Vorbilder zurückführen, alles Uebrige aber theilt ſich in die zwei grellen Richtungen, die Gottfried und Wolfram angegeben hatten. Faſt Alles, was der Blütezeit der ritterlichen Kunſt

näher lag und der höfischen Sitte und Art treu blieb, schloß sich an den künstlerisch bedeutenderen Gottfried an und um ihn gruppirt sich die ganze Nachblüte dieser Zeit. Alles was in Leben und Kunst tiefere Beziehungen nach Wissenschaft und Religion und mehr Verwandtschaft mit der lehrhaften Dichtung suchte, lehnte sich an Wolfram und schob in der Zeit vorwärts, so daß Wolfram und Walther im Andenken der Meistersänger noch lebten, als Gottfried und Hartmann lange vergessen waren mit aller Poesie, die sie gepflegt hatten. Die Wolframsche Richtung nach einer gewissen Mystik, nach Religiosität, nach einer Weihe des innern Lebens überwog gleich in den traurigen Zeiten der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts so, daß ganz deutlich in den Dichtern Gottfriedischer Schule selbst noch eine Aenderung wenn nicht der Manier, so doch der Sinnesart, des Geschmackes und der Wahl der Stoffe sichtbar wird. Alles nimmt den Zug von dem Weltlichen weg nach dem Geistlichen, von der kräftigen Denkart eines Walther zu einer weicheren und frommen, von der muthwilligen und freien des Gottfried zu einer verzagten und ängstlichen. Ehe wir diese Veränderungen in den erzählenden Dichtungen betrachten, wo wir nur mehr die nackte Thatsache beobachten können, machen wir uns mit der Lehrdichtung, die sich ohnehin der Zeit nach unmittelbar anschließt, zuerst bekannt, wo wir zugleich näher auf die Gründe dieser Wandelung hingeleitet werden.

Wir haben schon oben vorübergehend den Winsbeke[1] berührt, ein Gedicht, das, mitten in der besten Zeit der Ritterdichtung (um 1210—11) entstanden, mitten neben die Musterthaten der alten Helden das Pflichten- und Sittengesetz des Ritterthums aufpflanzt in der Form von väterlichen Ermahnungen an einen Sohn. Es ist dies einer der theuersten Reste unserer ritterlichen Poesie, weil die Lebensregeln, die darin aufgestellt sind, dem Schönsten und Allge-

1) In Benecke's Beiträgen 2. Bd. und Ausg. v. Haupt. Leipzig 1845. Des Gedichtes Aufschrift ist der Name des Dichters, aus dem edlen Geschlechte der von Windsbach in Mittelfranken.

meingültigſten zur Seite geſetzt werden dürfen, was über Sittlichkeit und würdiges Leben geſagt iſt, da ſie das Gleichgültige der äußern und ſtandesmäßigen Sitte verſchmähend den Blick auf das Ewige zu lenken trachten. Es liegt etwas ungemein Rührendes und Erhebendes zugleich in dem ſanftfeierlichen Tone der Ermahnungen, die der greiſe Vater dem Sohne mit in das Leben giebt. Es redet der ehrwürdige Alte, der die Rechnung ſeines Lebens abgeſchloſſen hat, deſſen ganze Freude und Hoffnung hinfort auf den Sohn gerichtet iſt, dem er, nachdem er ſelbſt mit Ehren ſeines Hauſes gewaltet, die Pflege deſſelben vertraut und mit herzlicher Innigkeit, mit edler Beſcheidenheit die Erfahrungen und das Beiſpiel ſeines eigenen Lebens vorhält, ohne fürder eine andere Sorge zu haben, als daß es ſeinem Erben auf Erden und im Himmel nicht miſſegehe, ohne einen anderen Wunſch, als daß ſein Name und ſeines Namens Ehre auch im Sohne erhalten werde. Jene höchſte Religioſität ſpricht aus ihm, die der Welt Wandel gering achtet, ohne darum die irdiſche Laufbahn grollend zu verachten. Es iſt jene ſchöne und ſeltene Frömmigkeit, die eine herzliche Liebe und Vertrauen auf Gott feſthält, auch nachdem ſie den Lauf der Welt hat kennen gelernt; jene ſchöne Verbindung von tiefer Menſchenkenntniß mit der Richtung auf das Ewige und Innere, die ſtets zu Geringſchätzung des alltäglichen Treibens der gewöhnlichen Menſchen, aber nie zu Verachtung der Menſchheit und des Lebens führt; die das Beſondere und die falſche Richtung des Theiles erkennen, aber nie das Ganze und ſeine Bedeutung verkennen kann; die nie erlaubt, das Leben mit Leichtſinn zu vertändeln, noch ihm mit bitterer Verhöhnung den Rücken zu kehren; die ſtets jene wechſelnden Eindrücke von Vergänglichkeit der weltlichen Dinge und von dem Daſein ewiger Zwecke nährt. Am Gottesdienſte, empfiehlt der weiſe Vater ſeinem Sohne, ſollen ihn nicht die Werke der Prieſter irren; ihre Worte ſeien gut, auf die ſoll er achten, und um ihre Thaten ſich nicht kümmern. Im Frauendienſte ſollen ihn die Sitten der Vielen nicht ſtören; um des Geſchlechtes willen ſoll er die Frauen

in Ehren halten. Nirgends ist die Frauenliebe und die Verehrung dieses Geschlechts schöner gefaßt, als hier: sie sind der Welt Zierde und Würde, die Gott mit seiner Gnade, als er sich dort Engel erschuf, uns hier zu Engeln gab, an denen alle unsere Seligkeit liegt; die mit der Krone geschmückt wurden, in die viel edle Steine mit Tugenden gesenkt sind; deren Liebe unsere Herzen heilt und heiligt, vor der unser Gram und Kummer wie Thau vergeht. Dabei ist (Str. 11) klar ausgesprochen, daß die sinnige deutsche Frauenliebe jener Zeit auf dem Stamme der Mutterliebe gewachsen ist, daß sie ihren Bezug auf das häusliche Glück nimmt, und nicht auf sinnliche oder gesellige Freude wie bei allen Südländern. Hier ist dann auch Ritterlichkeit und Waffenkampf und Verschmähen des guten Gemachs und weichlichen Verliegens gepredigt, mit dem nicht Ruhm und Ehre zu gewinnen sei. Es sind nicht grillenhafte Tugenden, die der Vater dem Sohn empfiehlt, sondern was das Leben fördert und Ehre des Hauses mit sich führt. Mit den Armen soll er sein Brot brechen, an Fremden und Reisenden gastliche Freigebigkeit üben, an Jedermann höfliche Sitte, Dienstfertigkeit an den Freunden und am Feinde Großmuth. Den Hochgeborenen ohne Tugend soll er geringer achten als den Niederen der nach Ehre strebt; denn die Tugend mache den Adel, und Hochgeburt ohne sie sei wie das Korn in den Fluß gesäet. Hoffart und Habsucht soll er schwinden lassen, das Gut möge er lieben, aber sich nicht von ihm beherrschen lassen. Den Zorn soll er zäumen, das Innere vom Gift der Untreue reinigen, in Maße leben, sein Wort in Treue halten, der Welt gegenüber der Vorsicht gebrauchen. Aber frühe soll er lernen die Kräfte zu regen, denn früh brenne was eine Nessel werden will und dreißig Jahre ein Thor bleibe für immer ein Narr. Er soll gutem Rathe folgen, auf Verläumder nicht horchen, „zu rechte schweigen, zu statten reden", damit er nichts anderes spreche als was den Weisen behage und sein Geheimniß treulich bewahre.

Die Einkleidung des Winsbeke in die väterliche Lehre an einen

Sohn iſt in mittelalterlichen Sammlungen von Lehrſprüchen ſehr gebräuchlich geweſen. Die Franzoſen haben ihre eigenen und entlehnten Chaſtiements, die Nordländer das Sonnenlied, die Italiener kennen das ähnliche in proſaiſcher Form, die Deutſchen haben, außer dem ſchwächeren Seitenſtück der Winsbekin, den Segen des Tobias, die Lehren des Königs Tirol aus der beſten Zeit des 13. Jhs.[2]) und mehrere Nachahmungen dieſer Art z. B. in Ulrichs Alexander am Ende, in einem Gedichte „der Tugendſpiegel."

Dieſe Form iſt wohl gewiß den Diſtichen entlehnt, die unter dem Namen des Cato gehen, einem mittellateiniſchen Spruchgedichte[3]), für das ſich ſichere Zeugniſſe im 8. Jh. finden und das ſchon von Notker im 11. Jh. überſetzt worden iſt, wahrſcheinlich in Proſa. Die ritterliche Zeit übertrug es in Verſe und gab damit einen Anſtoß zu der fruchtbarſten Ausbreitung dieſes Werkchens in den nächſten Jahrhunderten. Die älteſte Ueberſetzung[4]) iſt dem Inhalte nach nicht vollſtändig und nach Sinn und Anordnung ſehr frei; die Beſonderheit, die Färbung und Einkleidung des Originals verwiſcht ſie, wie alle Uebertragungen älterer Poeſien in dieſen Zeiten thun. Sie ward die Unterlage einer Menge ſpäterer Bearbeitungen, die bald dieſen erſten deutſchen Cato durch Verkürzungen, Umſtellungen, Einſchiebungen noch mehr vom Original entfernten, bald ihn mit Heranziehung des lateiniſchen Textes zu einer treueren Ueberſetzung umgeſtalteten, welche Bearbeitung dann wieder ihre eigenen Veränderungen durchmachte. Dieſe Sprüche empfahlen ſich der Folgezeit mehr als der Winsbeke, da ſie von keinem beſtimmten und beſondern Stande ausgehen; auf der anderen Seite ſind ſie weit

2) Der König Tirol von Scholten und ſein Sohn Fridebrant ſind Figuren, die auch einem erzählenden Gedichte (wovon weiter unten) zum Gegenſtande dienten, das älter iſt als das epiſche Fragment. S. Haupt's Zeitſchr. 1, 13.

3) Druck aus der älteſten Hſ. des 9—10. Jhs. in Zarncke, der deutſche Cato. Leipz. 1852. p. 174 ff.

4) Aus der Melker Hſ. von Hoffmann in den Altd. Blättern; und bei Zarncke p. 27 ff.

mehr als der Winsbeke von einem besondern Inhalte, weil sie neben der inneren Sitte auch die äußere Anstandsregel berücksichtigen, so daß in die späteren Bearbeitungen ein ganzes Gedicht von der Tischzucht[5]) eingeschoben werden konnte. Auch Stücke aus Thomasin's wälschem Gaste und dem Freidank sind in diese späteren Catosprüche eingegangen, wie denn schon die älteste Bearbeitung den Freidank benutzte und der Zeit nach diesem nachgesetzt werden muß. Thomasin und Freidank sind denn die Verfasser jener beiden Hauptwerke, die wir vorhin ankündigten als den Kern unserer ritterlichen Didaktik, von denen wir sagten, sie schlugen der Cultur eine Brücke zwischen dieser und der Reformationszeit, was ihnen eine vorragende Bedeutung für immer sichern wird.

Schon Lessing hatte zu der Lehrdichtung unserer Vorfahren eine so große Vorliebe, daß er dagegen ihre übrigen Dichtungen in Schatten stellte. Dies hatte nun wohl keinen andern Grund, als daß er von diesen übrigen wenig oder nichts kannte. Denkt man indessen an die Walther und Wolfram, an die Wirnt und Winsbeke zurück, so kann man nicht leugnen, daß auch damals schon gerade diese Tüchtigsten eine Vorneigung für das Lehrhafte in der Dichtung erkennen lassen, die sich auch aus der ganzen Natur der Bildung und der Dichtung jener Zeiten wohl begreift. Jeder Tiefere und Reifere mochte das Ungenügende in den schalen britischen Romanen bald empfinden und mußte zu Ansichten, zu Bedürfnissen, zu Einsichten kommen, denen die Romanlectüre keine hinreichende Nahrung und Befriedigung gab. Sobald sich die Poesie den inneren Menschen zur Aufgabe nahm, lag der Uebergang zum Nachdenken über menschliche Natur, über Beruf und Pflichten des Menschen nahe genug. Sobald ferner neben allen Zweigen geistiger Thätigkeit auch die Philosophie jetzt die lateinischen Schulen, denen sie bisher ausschließlich gehörte, verließ und in die

5) Das Vorbild desselben ist die Tischzucht in Haupt's Zeitschr. 6, 488, die auf Tanhäuser's Hofzucht beruht.

Hände der gebildeteren Laien kam, ſo war es nur natürlich, daß ſich Mancher unter dieſen, der ſich vielleicht zum Lateinleſen aber nicht zum Lateinſchreiben fähig fühlte, oder der es auf die Förderung der Bildung der Laien und Ungelehrten abſah, entſchloß die Mutterſprache zur Hülfe zu nehmen, um ſeine Weisheit durch ſie zu verbreiten; und da er keine Proſa, wohl aber die vollendetſte Vers- und Reimkunſt vorfand, ſo war es nicht minder natürlich, daß er dieſer Weisheit ein poetiſches Gewand gab. Von dieſem Geſichtspuncte betrachtet iſt der wälſche Gaſt[6]) eines der bedeutendſten Werke, die uns aus jenen Zeiten übrig ſind. Dieſes Gedicht überhebt uns der Mühe, zu Manchem, was uns in dem Geiſte unſerer ritterlichen Dichtungen bisher noch dunkel und räthſelhaft war, die Erklärung weither in anderen Fächern zu ſuchen. Indem es uns in den verſchiedenſten Fragen ein überraſchend helles Licht anzündet, gibt es uns zugleich einen Aufſchluß über die Beurtheilungsart der Ritterromane in jener Zeit ihrer ſchönſten Blüte ſelbſt, die, wenn ſie nicht allgemein gültig iſt, doch immer die Anſicht der unverächtlichſten Klaſſe von Leſern ausſpricht. Der Dichter iſt Thomaſin von Zirclâre, ein Dienſtmann des Patriarchen Wolfger von Aquileja, aus dem edeln Geſchlecht der Cerchiari in Cividale im Friaul[7]). Er ſchrieb in wälſcher Sprache ein (verlorenes) Werk über höfiſche Sitte, woraus Einiges in das deutſche Gedicht aufgenommen ward[8]), das er, noch nicht dreißig Jahre alt, im Laufe des Jahres 1216 (10 Bücher in 10 Monaten) ſchrieb und ſeiner Geburt wegen den wälſchen Gaſt benannte. Daß Thomaſin ein Italiener und in der Lombardei wie zu Hauſe war, iſt aus ſeinen geſchichtlichen und örtlichen Kenntniſſen klar; er bittet um Nachſicht mit ſeiner deutſchen Rede,

---

6) Ausg. von H. Rückert. Quedl. 1852.

7) Das Geſchlecht (Circlaria) hat Karajan in Urkunden des 12. Jahrhs. nachgewieſen in Haupt's Zeitſchr. 5, 242.

8) V. 1173. Alsô ich hân hie vor geseit an mîm buoch von der hûfscheit, daz ich welhschen hân gemaht —.

in der ihm wohl einmal die Worte für entlegenere Gegenstände fehlen. Uebrigens schreibt er Deutsch nicht allein ohne sprachliche Fehler sondern auch aus der Fülle des Herzens: nur daß ihm der zierliche Stil, daß ihm die metrische Kunst der höfischen Dichter abgeht, daß ihm ungenaue Reime entschlüpfen, daß er mundartliche Eigenthümlichkeiten der österreichischen Grenzlande verräth.

Gleich im Eingang des wälschen Gastes gibt Thomasin das Verhältniß seines Werkes zu den Dichtungen seiner Zeit an: nachdem er lange den poetischen Preis edler und schöner Thaten gehört, so wolle er nun verkünden, was Tugend, Frommheit und Zucht sei. Die Mährchen und Abenteuer der ritterlichen Dichter sind ihm wie Bilder und Beispiele, an denen man die junge Einbildungskraft schulen mag, die aber dem gereifteren Alter unzulänglich sind. Von diesem Gesichtspuncte aus warnt er vor den Geschichten von Helena und jedem anderen bösen Vorbild, und empfiehlt stets das Beste zu lesen; die Jungfrauen möchten von Andromache hören und Enite, von Penelopen und Oenone (dieser Name spielt wohl auf eine Erzählung in Bliggers Umhang an), von Galiena und Blancheflur, die Jungherren aber sollen an Erek und Iwein, an Gawan und Karl, an Alexander und Tristan Beispiel nehmen. Alles indessen, was von jenen Helden gesungen und gesagt ist, scheint ihm blos für die Jugend gedichtet. Wer zu Verstand gekommen ist, sagt er, der wird billig in anderer Weise belehrt als die Kinder; er muß die unwahren Mährchen, mit denen man diese erzog, verlassen. Er tadle darum keinen Dichter von Abenteuern, denn sie seien zur Lenkung der jungen Seele wohlthätig; doch nicht auch für ein reiferes Geschlecht. Der Bauer, das Kind freue sich an den Bildern im Buche, wenn es nicht lesen könne; der Pfaffe aber sieht die Schrift an. So möge auch ein Mann thun, der tiefen Sinn nicht fassen könne; der solle die Abenteuer lesen und sich daran vergnügen, denn er fände auch hierin was ihn geistig bessere. Wer aber Schwieriges zu verstehen vermöge, der solle nicht seine Tage mit Mähren verlieren; er soll sich der Bildung

von Herz und Kopf widmen. Die Abenteuer ſeien mit Lügen geſchmückt, darum ſchelte er ſie nicht eben, denn ſie hätten „Bezeichnung der Zucht und Wahrheit“; ein hölzernes Bild ſei kein Mann, Jeder aber wiſſe, daß es einen Mann bedeuten ſolle: ſo bezeichnen auch die Abenteuer was Jeder thun ſolle. Dankbar alſo nimmt er die Ueberſetzungen der wälſchen Mähren an, wollte aber doch noch dankbarer ſein, wenn man gedichtet hätte was ohne Lüge wäre, davon hätte man größere Ehre gehabt. Man ſieht wohl, daß Thomaſin den Bearbeitern der fremden Sage aus einem ganz andern Geſichtspuncte gerade das vorwirft, was die lateiniſchen Geſchichtſchreiber dem deutſchen Nationalepos; bald werden wir das Auffallendere finden, daß ſogar in Dichtern, die ſich in ihrer Jugend leidenſchaftlich mit Dichtung von Mähren abgaben, ſpäter dieſelbe Anſicht von der Lügenhaftigkeit dieſer Romane erwacht, daß ſie wie eine mahnende Stimme des Gewiſſens zu ihnen ſpricht und ſie auf ihr früheres Treiben wie auf ein Sünderleben zurückblicken läßt. Schärfer könnte man wohl nicht den nothwendigen Fortgang der Geiſtesbildung damaliger Zeit angegeben finden; der verſtändig gereifte Thomaſin begnügt ſich nicht mehr mit den Phantaſiebildern, die ſeinem Jugendalter genügt hatten, er ſucht das Weſen der Dinge und den Menſchen zu ergründen; er trifft dabei auf die Hauptgebrechen der ganzen Zeit und greift ſie in ihrem Kerne an. Er ſah, daß die ganze Zeit leidenſchaftlich fortgeſtürmt wurde von einem zum andern und daß nirgends ein ſittlicher Halt war. Hätten wir Nachrichten von den Lebensſchickſalen unſerer Dichter, wir würden wahrſcheinlich auch aus ihnen lernen, was ſich in der neueren Periode unſerer Literatur ſo deutlich darſtellt: religiöſe, ſittliche, künſtleriſche, politiſche Richtungen durchkreuzten ſich ſo ſehr, daß es die größten und tiefſten Charaktere am meiſten irrte und erſchütterte, und daß nur das leichtere Talent über alle und durch alle die Veränderungen ſorglos hinſchwebte. Dazu kam, daß damals in Empfindungen und Leidenſchaften das Mittel zur Sittigung geſucht ward, und dies war eben was das Uebel vermehrte. Denn die

Liebe, ſagt Thomaſin, iſt von Natur ſo beſchaffen, daß ſie den Weiſen wohl weiſer, aber den Thoren auch thörichter macht, und wie die Sporen das zaumloſe Roß durch die Bäume treiben, ſo führt auch die Liebe den Mann über den Baum, der mit ihr zu ſpielen meint ohne ſie mit dem Zaum der Vernunft zu zügeln. Dem alſo trit dieſer Mann entgegen, und indem er mit Wolfram zuſammentrifft, an deſſen Gedicht er große Freude zu haben ſcheint, ſieht er in Zweifel und Schwanken die Klippe, an der die Sitte zu ſcheitern droht. Den Mittelpunct ſeines Werkes bildet daher die Lehre von der Stetigkeit, um die ſich alles Andere herumlegt. Im Anfange, wo er Vieles aus ſeinem Werke über höfiſche Sitte entlehnt, ſieht man, daß er noch dunkel befangen in der Vorſtellung jeder ariſtokratiſchen Welt iſt: es gehe im höfiſchen Manne der Vorzug des Standes mit dem Adel der Seele Hand in Hand, es habe die Regel des Anſtandes eine ähnliche Geltung wie das ewige Sittengeſetz, das in des Menſchen Bruſt gepflanzt iſt. Hier ſucht er daher noch mit einigen Sätzen über äußere Sitte zu wirken und dieſer Art war ohne Zweifel der ganze Inhalt ſeines wälſchen Buches; in dieſem deutſchen aber legt er das Vorurtheil allgemach ab. Hier erklärt er geradehin, daß der thöricht wäre, der ſich durch ſeinen Adel groß dünke; edel ſei nur der, der ſein Herz und Gemüth an das Gute wende. Iſt ein Mann edel geboren und gibt ſeiner Seele Adel Preis, der ſchändet ſeine Geburt. Vaters halben iſt jeder edel, wenn man's recht verſteht: denn Gott iſt unſer Vater, und wer ihn verläßt, verwirkt ſeinen Adel, denn edel iſt nur wer recht thut; höfiſch iſt nur, wer in dieſer Weiſe wahrhaft edel iſt; Rechtthun iſt Höfiſchkeit. Wie in einer ähnlichen Zeit Ulrich von Hutten die Vorurtheile des Adels ablegte, wie das vorige Jahrhundert dagegen ankämpfte, ſo auch jeder Tüchtige jener Zeit; und wenn Thomaſin dem Herrn vorſchreibt, im Diener den Menſchen zu ehren, weil er nicht wiſſen könne, ob der, den er hier mit dem Fuße trit, nicht einſt höher in unſeres Herren Hauſe ſitzen werde als er, ſo ſtimmt er da mit Walther zuſammen, den der ſtreng-

geſetzliche und ſtrengreligiöſe Mann ſonſt wegen ſeiner Angriffe auf den päbſtlichen Hof tadelt; denn auch Walther ſang ſchon: „wir wahsen ùz gelîchem dinge; wer kan den hêrren von dem knehte scheiden, swa er ir gebeine blôzez fünde?“ Wenn Sokrates heute erſchiene, ſagt Thomaſin, ſo würde er manchen Freien als Sclaven der Laſter finden. Mit dem Alterthume, mit den großen Muſtern der alten Geſchichte, wenn nicht mit den Schriften, doch mit dem Leben der griechiſchen Philoſophen bekannt, iſt er wie Hans Sachs bei ſeinem erſten Bekanntwerden mit dieſen reizenden Anekdoten, iſt er wie der kräftige Satiriker Guiot erregt von dem Geiſte, der ſich hier kund thut, erſtaunt über die Energie, betroffen von der grundſätzlichen Tugend, die er hier ſo einheimiſch wie in ſeiner ritterlichen Umgebung mangelnd findet. Dieſe grundſätzliche Tugend zu lehren, iſt darum Thomaſins eigentliche Aufgabe, mit ihr ſucht er dem Wechſel der Welt gegenüber dem Menſchen ein Ewiges und Dauerndes zu geben, mit dem er ſich nicht mehr von Freud zu Leid, von Leid zu Freud wie ein Spielball ſoll werfen laſſen, ſondern im Unglück Faſſung und Mäßigung im Glücke bewahren. Seine Lehre von der Stetigkeit und Unſtetigkeit iſt nichts anderes als eine Lehre von ſittlichem Grundſatz. Wir wollen ihr einen Augenblick folgen, ſie führt auf dem geradeſten Weg in den Kern ſeines Buches.

An Stetigkeit, lehrt er, ſoll ſich der Menſch vor Allem kehren, ohne ſie ſind alle Tugenden nichts. Zuerſt will er von der Unſtetigkeit ſprechen; denn wer eine Brücke bauen will, der bricht erſt die ſchlechte alte hinweg und dann erſt baut er die neue. Was iſt Unſtetigkeit? Stetigkeit an böſen Dingen. An ſeine Definitionen wollen wir uns aber wenig kehren, obgleich ſpäter bei ſeiner Erklärung von der Stetigkeit (V. 4349.) klar wird, daß er damit nichts anders meint, als Tugend aus Grundſatz, indem er ſie die Erfüllung alles Guten in ſtets gleicher Geſinnung nennt, und die Tugend nicht in einzelnen guten Handlungen, ſondern in dauernder Uebung findet. Die Unſtetigkeit, fährt er fort, iſt nicht frei, ſondern der Untugend

Sclav; jede Untugend pflegt sich auf einen eigenthümlichen Gegenstand zu richten, die Unstetigkeit allein ist stets mit Allem zugleich beschäftigt; sie baut jetzt was sie dann zerbricht; sie verkehrt schnell das Viereck in einen Kreis; sie ist wie der Wolf, dem man eine Schelle anbindet und der herumrennt und nicht weiß, was ihn verfolgt. Der Gelehrte, der im Besitze von Büchern ist, halte sich an eines, alle zugleich kann er nicht lesen. Wer aus Büchern Weisheitsgewinn ziehen will, der halte sich fest, wo er des Sinnes Ast ergreift. Wer ein gutes Wort hört, der bleibe nicht auswendig an der Thüre stehen, sondern er trete ein, bis er den Grund der Rede finde. Als Unstetigkeit bezeichnet Thomasin ferner allen leichtsinnigen Wechsel zwischen Gegensätzen und Extremen: sie ist mindestens in Vier getheilt: ein Theil Freude, ein anderes Leid, das dritte Ja, das vierte Nein; sie ist zerbrochen, und zerbricht; wer ihr folgt, schilt den, den er dann loben muß, und wer ihm heute lästig fällt, den ehrt er wieder morgen. Ueberall streift der weite Begriff von Unstetigkeit in Untreue und Falschheit, Unzuverlässigkeit und Doppelzüngigkeit über, und indem nun alle Tugend auf der Gegenseite gesucht wird, so liegt hier zugleich eine Erklärung, warum in den Nibelungen der Treue trotz Mord und Frevel und im Tristan der Treue trotz Ehebruch und Schande der Himmel verheißen wird. Aller Laster Mutter ist die Unstetigkeit; sie geht durch alles Thun und Treiben des Menschen, sie ist der Fluch, der seit Adams Fall auf uns ruht, während die Elemente, die Natur, die Thiere ihren angewiesenen Lauf in steter Ausdauer vollenden, antike Sätze, die schon bei Plutarch u. A. begegnen. Vom Menschen auf bis zum Himmel sind die Planeten stets ihrer Natur treu geblieben, vom Menschen herab auf die Erde die Elemente eben so; nur der Mensch, weil er Willen und Vernunft, Einsicht und Wahl des Guten und Bösen hat, ändert und wechselt mit jedem Tage. Er zeigt es an der Unzufriedenheit der Stände (dergleichen Stellen hat Hans Sachs gerne aus dem wälschen Gaste entlehnt): er leitet das Sehnen der Menschen aus einem Stande in den andern aus Un-

genügſamkeit her und predigt daher Zufriedenheit und beſcheidene Bedürfniſſe. Armut und Reichthum ſei gleich zu ertragen. Das Gut ſei ein Ding, das mit Unrecht ſo heiße; welß mache doch weiß, und ſchwarz ſchwarz, aber das Gut mache nicht eben gut, und nur Tugend ſei das rechte Gute. Vortrefflich ſchildert Thomaſin hier den Armen, der ſchnell reich wird, wie wenig er in Glück übergegangen ſei, wie er ſich nun verſchanze, ſein Gut bewahre, wie er kämpfe des Nachts, ohne Feinde, mit ſeinen Geizgedanken, und unzufriedener lebe als vorher. Armer und Reicher könne daher in ſeiner Sphäre glücklich ſein, Unterthan und Gebieter. So ſei auch Herrſchaft kein Gut von Natur: ſonſt würde ſie, wie das Feuer überall heiß macht, überall zum Herren machen, was ſie doch nicht thue. Hohe Thürme fallen leicht, wenn ſie nicht feſt ſtehen; die Steine auf den Bergen rollen herab, die auf der Erde liegen ſanft und ungeſtört; die alten Bäume bricht der Wind, nicht die jungen und ſchlanken. Der Dichter zeigt die Vergänglichkeit der Freuden eines Mächtigen, das Leere eines äußeren Vergnügens, dagegen das ſtille Vergnügen eines Bedürfnißloſen, den keine ſchwere Sorge mühet. Er zeigt an Alexander und Cäſar, an Hektor und Hannibal, wie ſchnell die Herrlichkeit und Macht ſich verkehrt, nirgends im Stil des Gemeinplatzes, ſondern in dem eindringenden Ton der Erfahrung, der geſunden Beobachtung des Lebens und der Geſchichte. Je öfter man den Scharfblick in dieſen Betrachtungen, die einfältige Natur und den ſchlichten Verſtand in dieſen Erfahrungen überdenkt, um ſo mehr muß man erſtaunen, daß von allen dieſen Gaben in den Gedichten jener Zeiten ſo Weniges ſichtbar wird; und man kann doch wohl nur ſagen, daß der einreißende Geſchmack am Fremden ihren Verluſt und Abgang verſchuldete, da über dem britiſchen Roman aller Verſtand ſtille ſtand, alle Natur unterging, alle Menſchenkenntniß zum Spott ward. Man begreift daher leicht, wie viel guten Grund es hat, wenn man das lehrhafte Element in unſerer altdeutſchen Dichtung hervorhob, da in ihm erſt die geſunde deutſche Natur zu ihrem Rechte kommt.

Nachdem unſer philoſophiſcher Dichter oder dichtender Philoſoph auch alle anderen Laſter durchgegangen, die aus der Unſtetigkeit entſpringen, die, wenn ſie ihr nicht verwandt, doch verſchwägert ſind, Habgier, Uebermuth, Wolluſt, Spiel u. ſ. w., ſo wendet er ſich zu ihrem Gegentheile, der Stetigkeit, der grundſätzlichen Tugend und er ſchildert ſie mit ſokratiſcher Würde, ja ſogar mit vollkommen ſokratiſchen Ideen, in ihren Wirkungen. Dem böſen Manne, lehrt er, muß mislingen was ihm geſchieht, es geſchehe ihm gleich wohl oder nicht; der Gute lebt ſelig, ihm geſchehe lieb oder leid. Der Fromme hat im Glück und Unglück gleichen Muth, es iſt eine Lüge, wenn man ſagt, es gehe dem Böſen beſſer als dem Guten. Dem Böſen, dem es gut geht, iſt nichts geſchenkt; ehedem pflegte Gott die Sünder auf friſcher That zu ſtrafen, jetzt züchtigt er uns häufig hier nicht, allein um ſo ſchlimmer wird es uns dort ergehen. Auch iſt Uebel dem böſen Manne gut, Glück aber nicht gut; wüßte der Böſe jedesmal, wie wohl ihm eine Züchtigung kommt die ihn jetzt trifft, ſo wäre es ihm eine fröhliche Stunde. So oft der Böſe nur in ſeinem Herzen an ſeine Thaten gedenkt, ſo iſt er ein unſeliger Mann; ja, bleibt er dann mit dem Bewußtſein ſeiner Unglückſeligkeit ohne Furcht, ſo folgt ihm ſo und ſo Unheil. Wie alſo ſoll man ſagen, daß ein Böſer glücklicher ſei als ein Guter? Der Gute hat Lohn von ſeinem Glück, und ſein Unglück verheißt ihm eine andere Krone. Wer Unrecht thut iſt unſeliger als wer Unrecht leidet; ſetze, du ſollteſt Beider Richter ſein, wem würdeſt du Buße zu tragen geben? dem Thuenden oder dem Leidenden? der Thuende lädt große Schuld auf ſich und dies iſt großes Unglück. Wenn auch der Gute vom Böſen leidet, es hilft dieſem und ſchadet jenem nichts, denn Gott weiß zu vergelten; was da geſchieht, geſchieht nach Recht und nach ſeinen Zeiten wohl. Nun ſagt wohl einer, der mich nicht verſteht: iſt in der Welt Alles Recht, ſo iſt auch mein Diebſtahl, meine Gewaltthat u. ſ. w. recht? Dies iſt unverſtändig! Gott ſieht auf die Abſicht und nicht auf die That. Eines Mannes That ſei gut, ſo kann ſie doch nach ſeiner Abſicht ſchlecht

ſein. Es wird etwa ein Mann erſchlagen, der, wenn er nach Recht erſchlagen worden wäre, kein Mitleid gefunden hätte, ſo aber hat ihn ein Räuber um ſein Gut erſchlagen: hier mag man ſehen, wie die Abſicht Recht zu Unrecht machen kann. Dem Getödteten iſt Recht geſchehen, aber der Tödter hat nicht Recht gethan. So heißt Alles Recht was geſchieht, und doch ergeht das Gericht über den, der nicht um des Guten willen thut was er thut. Der Wille gibt dem Werke den Namen. Auch David geſchah es Recht, daß Abſolon gegen ihn aufſtand, allein darum traf doch auch dieſen gerechte Strafe. Des Teufels Gewalt iſt gut, ſagt der heilige Gregor, aber nicht ſein Wille. So mögen die Böſen auf der Welt Gewalt haben, ſie mehren dem Guten das Gute, und es gibt manche Selige, die es nicht wären, wenn es keine Böſen gegeben hätte. Ein Thörichter ſagt vielleicht, es ſollte dem Böſen übel, dem Guten gut ergehen. Allein beide ſollen gleich ſtehen und gleiche Hoffnung und Furcht vor Gott haben. Den Guten aber würde ſtetes Glück der Liebe Gottes ſicher machen, ſo ließe er es leicht, an Gott zu halten; ſo aber iſt Keiner ſo weiſe, daß er wiſſe, wie ihm dort geſchehen ſolle. Dem Guten, dem es hier übel geht, wird ſo ſeine kleine Sünde, die doch Jeder hat, abgebüßt, ſo hat er am Ende ungetrübtere Freude. So kann umgekehrt dem Böſen hier nicht ſo viel Glück geſchehen, das ihm nicht gegen ſein künftiges Weh wie nichts däuchte. Kein Böſer iſt auch ſo böſe, daß er nicht einmal etwas Gutes thue, ſein hieſiges Glück iſt dafür ſeine kurze Belohnung. Alſo iſt Glück und Unglück gleich gut dem Guten, denn was hilft iſt gut. Unglück aber beſſert den guten Mann, ſo iſt's ihm gut; beſſerts ihn nicht, ſo geſchieht es ihm recht, das Recht aber iſt gut. Wir klagen nicht, wenn der Arzt ſchneidet, aber wir klagen über den, der die Seele heilen will. Er gibt Gut und Reichthum, wenn es heilſam iſt; er heilt mit Leid und Freud, mit Glück und Unglück. Noch möchte einer einwerfen, daß Unglück den Guten vom Guten abbringen könne, aber dann wohnt ſeiner Tugend keine Stetigkeit bei; ſtete Tugend wich nie vor Lieb und Leid.

Man nehme einem ſolchen ſein Gut, ſo nimmt man ihm doch nicht ſeine tugendhafte Geſinnung; ſeinen Gewinn kann man ihm rauben aber nicht ſeinen Sinn, Tugend und Mannheit kann ihm Niemand als er ſelbſt ſich nehmen. *Denn was innerlich iſt, weicht niemals dem Aeußeren.* So mag den Guten nichts erſchüttern, nichts kann ihn irren, Krankheit lehrt ihn Duldung, die Verbannung muß ihm laſſen was ihm das Theuerſte iſt, und in ſeiner Tugend iſt er ſtets zu Hauſe; kein enger Kerker bringt ihn um das ſchöne Haus, das er in ſich trägt, kein Dunkel des Gefängniſſes löſcht das Licht ſeiner Tugend. Er ſcheut auch den Tod nicht, welcherlei Art er auch ſei, denn je ſchneller er kommt, je ſchneller erlöſt er ihn aus der Noth. Du ſprichſt vielleicht: aber wenn man ihm die Ehre des Grabes nicht gönnt? Was iſts? den ein Stein decken ſoll, den deckt der Himmel eben ſo wohl. Wer da ſtirbt, fährt zur Heimat. Wie lange er lebe, achtet der Gute nicht, ſondern *wie* er lebe; Jeder weiß, daß er einſt dahin muß, in allen Landen iſt der Weg zu Himmel und Hölle: drum bereite ſich Jeder wohl.

Im fünften Buche verſinnlicht Thomaſin mit einem Bilde den Weg zum Himmel. Es gibt zweierlei Gut, ein oberſtes, Gott, und ein zweites, Tugend, durch die man zu jenem kommt. So gibt es zweierlei Uebel, Teufel und Untugend. Dann gibt es ein Fünftes, das weder gut noch übel iſt, nämlich Adel, Macht, Luſt, Namen, Reichthum und Herrſchaft. Dieſe ſechs Dinge, die dem Guten Mittel zum Beſſern, dem Böſen Werkzeug zum Schlechten ſind, nennt er die Bereitſchaft und das Gezeug des Teufels, denn damit ziehe er die Böſen zu ſich herab. Der Menſch hat die Wahl, auf der Leiter der Tugend zum Himmel oder auf der des Laſters zur Hölle zu ſteigen. Den Menſchen beſchweren ſeine Sünden; daher hat der Aufſteigende ſtets die beſchwerlichere Aufgabe, denn das Schwere zieht nieder; den Abſteigenden reißt die ſchlüpfrige Sproſſe der Höllenleiter und die Schwere ſeiner Sünden unaufhaltſam hinab. Jene ſechs gleichgültigen Dinge nun braucht der Teufel als Haken, um die Aufſteigenden

herabzureißen. Nur Tugenden bahnten dem Abraham, Moſes und Jacob den Weg zum Himmel, Laſter dem Nimrod und Kain zur Hölle. Niemand trotze auf ſeinen Reichthum und denke mit Almoſen Sünden gut zu machen; Gott bedarf ſeiner Gabe nicht, er iſt kein Richter der um Gold Unrecht zu Recht macht. An dieſer Stelle wirft der Dichter, wie er häufiger thut, einen Blick auf die Gegenwart. Warum ſind heute nicht ſo viele Tugendhafte wie ſonſt? Die Schuld liegt an den Herren; ſie geben böſes Beiſpiel und wohin das Steuer lenkt, dahin folgt das Schiff. Es ſolle nur ein Arthur wieder erſcheinen, ſo werde er ſeinen Iwein und Erek wieder finden; die Frommen müſſen ſich jetzt bergen und werden an den Höfen misachtet und von den Böſen verfolgt. So ſteht's mit den Rittern; nicht beſſer mit den Pfaffen: ſie folgen dem Beiſpiele ihres Herrn, der nur nach Untugend ſtrebt, ſo laſſen ſie die Wiſſenſchaft und werfen ſie hinter ſich. Wo iſt nun Ariſtoteles und Zeno und Parmenides? Wo Plato und Pythagoras und Anaragoras? Ja wiſſet, mich dünkt, wenn heute Ariſtoteles lebte, er fände keinen Alexander der ihn ehrte. Denn heute ſind die Weiſen und Biederen ohne Preis, die Böſen ſind im Werthe, die Tannen ſind in den Sumpf herabgeſtürzt, das Moorgras iſt auf die Berge geſtiegen, die unedlen Steine ſind in die Ringe geſprungen und haben die edlen verdrängt, die Schemel ſind auf die Bänke, die Bänke auf die Tiſche geſtellt, der Unweiſe hat die Zunge des Weiſen, der Junge drängt vor den Alten. Einſt, da das Alles anders war, ſtand es um die Welt weit beſſer. Wie konnte es jenem Alexander mislingen, der ſich von Ariſtoteles zu allen großen Dingen anweiſen ließ? Aber heute verſchmähen die Herren weiſer Leute Rath, und die Biſchöfe, die von Gott ihre Ehre haben, daß ſie ſeine Gebote und Geſetze vollziehen, wie erfüllen ſie ihre Pflicht? Sie können ſelbſt nicht predigen, und wo ſie einen Mann wiſſen, der es gerne lernte, dem helfen ſie nicht! Wißt ihr, warum dies geſchieht? ſie wollen, daß ihre Pfaffen gar ohne Wiſſen ſind, wie ſie ſelbſt! das thut doch ſonſt kein Blinder, der ſich wenigſtens einen Sehenden zum Geleitsmann ſucht!

Die mit Gier nach Gewinn ſtreben erhalten vom Biſchof, was die, die ſich auf der Schule in dürftigem Leben quälen, erhalten ſollten. Kommt dann einer dieſer Armen, die ſich redlich um Kenntniſſe mühten, an den Hof, ſo zieht man ihm das erſte beſte Rind vor; und darum, daß wir die Tugend unbelohnt ſehen, wollen wir böſe ſein: doch wäre mein Rath, die Tugend nicht zu verlaſſen, wie wenig wir davon Nutzen haben, und nicht daran zu verzagen, zu dulden und zu kämpfen. Dies führt der Dichter dann im ſechſten Theile weiter aus, wo er den ächten Rittersmann mit den Tugenden zum Kampfe gegen die Laſter waffnet, ähnlich wie in dem Gedichte vom geiſtlichen Streite[9]) und ſonſt oft geſchieht.

So viel wird aus dem Ausgezogenen deutlich ſein, daß Thomaſin in der Geſchichte der alten Philoſophie eine wichtigere Rolle ſpielen müßte, als in der der Dichtkunſt; denn er geht nicht wie Dante darauf aus, ſeiner Philoſophie einen poetiſchen Körper zu verleihen, ſondern umhüllt ſie blos mit dem Gewande der dichteriſchen Sprache und nur hier und da mit dem Schmucke der bildlichen Darſtellung. Auch ſind wir mehr darum ſo ausführlich über ihn, um aus dieſer nahe liegenden Quelle lieber als aus entfernteren noch einmal auf das hinzudeuten, was den ganzen Geiſt jener Blütezeit der ritterlichen Dichtung charakteriſirt. Thomaſin trit mit ſeiner Philoſophie aus der Schule heraus und mitten in das Leben hinein. Ueberall geht er auf Belehrung der Laien aus, obgleich es ihm einmal nicht Recht ſcheint, daß der Pfaffe das Schwert des Laien und der Laie die Bücher des Pfaffen ſuche. Sonſt aber iſt er ſtets für allgemeine Verbreitung der Kenntniſſe, aber nicht für ſchulmäßige, ſondern lebendige Verbreitung. Dies ſpricht er nirgends naiver aus, als wenn er im ſiebenten Theile von den ſieben freien Künſten ſpricht. Wer ſich in dieſen Gebieten nie umgeſehen habe, ſei, meint er, wie ein Bauer oder Gefangener, die nichts wiſſen von der Welt Länge und Breite; ihnen gleich iſt der,

9) Diuriſca 1, 2.

der keine Kunſt verſteht, als Landrenten einnehmen: der weiß nicht der Weisheit Breite und Tiefe und Höhe, und wähnt doch wohl, daß er vollkommen ſei. Wer recht lebt wie er ſoll, der erkennt Grammatica wohl, ob er auch nicht gut reden kann; wer an guten Dingen ſchlicht iſt und nicht lügt und trügt, der kann Dialectica recht; und wohl verſteht die Rhetorik, wer mit einfältiger Farbe ſeine Rede färbt. Wer nicht mehr und nicht minder thut als er ſoll, der iſt der Geometrie wohl kundig; wer Arithmetik kennen will, ſoll an Zahl des Guten viel thun nach ſeiner Macht; wer ſeine Worte mit den Werken einhellig ſchön macht, der verſteht Muſik, und Aſtronomie, wer ſich ziert mit dem Sterne der Tugend. Zunächſt wollte der Dichter dann auch noch von der Divinitas und Phyſica reden, allein er fürchtet den Ungelehrten dunkel zu werden, und er hat ſich feſt das Ziel geſetzt, das der Laie erreichen kann. Wohl ſeien es nun Stunden für die Tage, daß die Laien gelehrt waren; die Gelehrſamkeit iſt nun unwerth geworden. Bei den Alten war es, daß jeglicher Sohn der Edlen las, da ſtand es anders um die Welt; dem hält er die Gegenwart entgegen; er zeigt, wie Künſte und Wiſſenſchaften zur Tugend führen. Viele werfen das Beiſpiel der Pfaffen ein: allein nicht jeder, der leſen kann, iſt gelehrt; vielen Pfaffen geht es mit den Büchern, wie dem Bauer in der Kirche, der die Bilder betrachtet und nicht weiß was ſie bedeuten. Geſetzt aber, der Pfaffe ſei gelehrt, wie oft aber verbietet ein weiſer Arzt ungeſunde Speiſe, zu der wir uns doch durch Leckerheit verführen laſſen! Niemand ſoll ſich entſchuldigen, Gottes Geſetz nicht zu wiſſen, Niemand ſich mit ſeiner Laienſchaft entſchuldigen! durch die Thore der fünf Sinne geht in den Menſchen ein Alles, was er weiß. Wer mit den Augen nicht ſehen kann, der mag mit den Ohren hören; wer die Künſte nicht ſelber faſſen kann, der ſoll einfältig glauben.

Gerne würden wir auch noch aus den letzten Büchern einige Züge mittheilen, wo Thomaſin über Maß und Unmaß ſpricht, über Milde und Argheit (Freigebigkeit und Kargheit), wo er bis ans Ende immer

die Hauptgebrechen im Auge behält, welche die Sittlichkeit jener Zeit verwüsteten, wo durchgehend die gleiche Wärme, die gleiche Gesundheit der Ansicht herrscht; allein wir glauben zur Würdigung des Werkes genug gesagt zu haben. Auch in diesem Manne sehen wir das freudige Annähern ächt deutscher Gesinnung (denn als recht deutsch gesinnt zeigt sich der Dichter überall, vorzugsweise in seinem Preise des deutschen Adels) an das Alterthum, das sich damals, wenn nicht im Kunstprinzip (wiewohl Gottfried etwas davon verräth), doch hier im Sittenprinzip entschieden ausdrückt.

Thomasin's Weisheit ist nicht aus eigner Quelle geflossen; er hat sie mittelbar und unmittelbar hauptsächlich aus alten Schriftstellern entnommen. Auch mit der Bibel ist er zwar innig vertraut; stellenweise lehnt er sich an einzelne christliche Autoritäten, wie Prudentius, Tertullian, Augustin und St. Bernhard; näheren Gebrauch hat er von Gregorius, von Petrus Alphonsus, von Isidors Sentenzen, einem Sammelplatz von Aussprüchen der Kirchenväter, gemacht. Aber der Kern seiner Sittenlehre ist doch aus den Alten gezogen und aus späteren Schriftstellern, die, wie Hildebert von Tours in seiner Sittenlehre und Johannes von Salisbury in seinem Polycraticus, die sittliche und politische Weisheit Cicero's, Plato's und Aristoteles' vermittelten; den Boethius, den Seneca, den Horaz, und Einzelnes von Cicero benutzte Thomasin, wie der Herausgeber nachweist, aus unmittelbarer Kenntniß. Seine Verarbeitung und Durchdringung dieses entlehnten Stoffes aber zeigt ihn als einen ganz selbständigen Denker, und die Reinheit seiner Auffassung alterthümlichen Geistes ist nur mit dem Aehnlichen bei Lambrecht zu vergleichen. Dabei liegt in seiner Gesinnung so viel ächt Deutsches und seiner Zeit Angehöriges, in seiner Richtung so viel Volkssinniges, in seiner Darstellung so viel Bildliches aus der volksmäßigen Sittenlehre, daß man deutlich sieht, wie eine gleichmäßige Kenntniß des Alten und Neuen sich in ihm vereint, was wir noch genauer beurtheilen würden, wenn sein Buch von der Höfischkeit erhalten wäre. Dort würden wir eine

ritterliche, ariſtokratiſche Moral der rein menſchlichen in dem wälſchen Gaſte gegenüberſehen. Dies iſt nicht die einzige befremdende Doppelſeitigkeit, nicht der einzige Widerſpruch, dem wir in dieſem Dichter, wie in den Charakterzügen ſo vieler Anderer in dieſer Zeit, begegnen. Derſelbe Mann, der ſo vielfache Milde und Duldſamkeit predigt und in ſeiner eigenen Geſinnung bekundet, iſt doch von Glaubenswuth nicht frei und kann ſich an dem Eifer freuen, mit dem Leopold von Oeſterreich die Ketzer ſieden und braten ließ. Der die Begriffe des Alterthums von einem vernünftigen Sittengeſetze ſo aufgeklärt verſtand, der iſt doch zugleich in chriſtlichem Aberglauben tief befangen. So haben wir in jenen trefflichen Sprüchen des Winsbeke neben einer Vorneigung zur ascetiſchen Verachtung dieſer Welt doch zugleich eine ſehr kräftige Lebensanſicht und eine Achtung der menſchlichen Selbſtändigkeit ausgeſprochen gefunden. Dieſer letztere Zug ſticht auch in Walther und Thomaſin vielfach vor; es iſt ein Zug, der ſich mit der Denkart des Alterthums innig berührt, im Mittelalter aber durch das Chriſtenthum bis ins unkenntliche verwiſcht, oder, wie wir ſehen, mit ganz widerſprechenden Zügen vermiſcht ward. Wir konnten dieſes Verſchmelzen, dies An- und Abſtoßen verſchiedener, gegenſätzlicher Lebensanſichten in vielerlei Dichtern und Dichtungen bereits beobachten; wir gewahren ſie jetzt in der didaktiſchen Poeſie, und dies iſt um ſo wichtiger, je bedeutender weiterhin die verſchiedenen Einwirkungen dieſer antiken und chriſtlichen Weltanſichten auf Dichtung und Lebensſitte wurden. Eine ähnliche Zuſammenſtellung weſentlich verſchiedener Lebensbetrachtung und Moral, einer ganz weltlichen Klugheits- und einer ganz chriſtlichen Glaubenslehre, finden wir nun auch in dem Spruchgedichte von Freidank, der Beſcheidenheit[10].

Dieſes Werk iſt uns in ſeiner urſprünglichen Geſtalt nicht erhalten. Es findet ſich darin ein Abſchnitt über Ackers, der erſt 1229 geſchrieben iſt und vielleicht der Spruchſammlung nicht urſprünglich

10) Ausg. von W. Grimm 1834. Vgl. Paul, über die urſprüngl. Anordnung von Freidanks Beſcheidenheit. Leipz. 1870.

angehörte, da ihn nur wenige Handschriften enthalten und spätere Bearbeitungen des Freidank, wie die niederländische, die Willems nachgewiesen hat[11], nicht kennen. W. Grimm rückte daher die Sammlung bis in den Anfang des 13. Jhs. hinauf; Pfeiffer bleibt dabei, die Thätigkeit Freidanks zwischen 1225—40 zu setzen. Der bürgerliche Dichter, den die Colmarer Annalen des 13. Jhs. als einen Fahrenden kennen, war wahrscheinlich am Oberrhein, in Alemannien, zu Hause, und einer Grabschrift zu Folge, an der wir wie J. Grimm und Pfeiffer nicht zweifeln mögen[12], in Treviso begraben. Ob eine spätere Angabe, daß Freidank mit seinem Vornamen Bernhard geheißen habe, ächt und auf unseren Freidank zu beziehen sei, oder ob Freidank nur ein angenommener Dichtername ist wie nun bald in Frankreich und Deutschland bei den Grain d'or, den Höllefeuer, den Suchenwirth und Suchensinn, bis auf Rosen- und Muscatblüt sehr üblich wird), oder ob beides nebeneinander bestehen könne, lassen wir dahingestellt[13].

Wenn man aus dem Spruchgedichte Freidank's das, was nicht sein persönliches Eigenthum ist, das rein Sprichwörtliche, ins Auge faßt, so entdeckt man bald darin die zwiefachen, weltlichen und

11) Belgisches Museum 1842. 2. S. 184. Jacob Grimm (Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. 1844.) fand es unwahrscheinlich, daß Freidank seinen Ruhm blos seinem Spruchgedichte zu danken habe, und er vermuthete daher aus einer Anführung Rudolfs von Ems, wo ihn dieser unter lauter erzählenden Dichtern anführt, daß er auch epische Zeitgedichte auf Absalon, den Freund des Königs Waldemar, und auf Friedrich I. verfaßt habe. Zu dieser etwas verderbten Stelle ist von Pfeiffer (Zur deutschen Lit.-Gesch. S. 63 Note) eine andere Verbesserung angegeben worden, auf welche J. Grimm später selbst gefallen war.

12) Auch nicht nach einer neuen Deutung des Schedel'schen Berichts über die Grabschrift, in Höpfner-Zacher's Zeitschrift für deutsche Philol. 2, 172.

13) Die Vermuthung W. Grimms (über Freidank. Berlin 1850.), Freidank sei einerlei Person mit Walther v. d. Vogelweide, hat Pfeiffer l. c. p. 37 in eingänglicher Untersuchung widerlegt. Auf die Fortführung dieses Streites, in dem sich J. Grimm in harmlosem Bruderkriege auf Pfeiffers Seite schlug (Germ. 11, 122), begnügen wir uns zu verweisen: W. Grimm, über Freidank. Zweiter Nachtrag. Gött. 1854. Pfeiffer Germ. 2, 129. W. Grimm, Nochmals über Freidank, in Haupts Z. S. 11, 238. Pfeiffer Germ. 3, 367.

chriſtlichen Elemente, auf die wir eben hindeuteten. Was davon national, was fremd iſt, iſt ſehr ſchwer zu unterſcheiden. Vergleicht man übrigens aufmerkſam die Sprichwörter älterer Nationen, ſo ſcheint es wohl, daß man doch auf einen Unterſcheidungspunct gelangt, der das Sprichwort der germaniſchen Nationen kennzeichnet. Wir glauben dann zu finden, daß das Urſprüngliche und Eigenthümliche unſerer deutſchen Spruchlehre, dem Weſen nach, in der verſtändigen Klugheitsregel liegt, während der Mittelpunct der griechiſchen Gnomologie Selbſterkenntniß iſt und Maß und Beſonnenheit im Wandel, den Menſchen und Göttern gegenüber. In den unter Salomons Namen geſammelten Sprichwörtern der Hebräer begegnet ein anderer Gegenſatz. Hier geht Alles auf eine poſitive Moral mit einer dogmatiſchen Vergeltungslehre hinaus, wo in dem ſprichwörtlichen Theile des Freidank überhaupt nur Beobachtungen des Weltlaufs und darauf geſtützte Ausſprüche ſich finden; es ſind dort mehr Sprüche als Sprichwörter, mehr Vorſchriften als Erfahrungen. Der Lehrer ſpricht dort zum Unerzogenen, hier der Erfahrene zum Unerfahrenen; jener in beſtimmten Lehrſätzen, dieſer in Winken; jener mit Verweiſung auf den Beifall Gottes, dieſer mit warnender oder rathender Andeutung des bequemſten Wegs durch die Welt wie ſie iſt. Der Jude ſieht auf die Menſchen und auf eine beſſere Menſchheit gleichſam herab, ſicher ſie mit ſeinen Regeln zu bewältigen; die Ausſicht iſt genommen, mit Gott und ſich in Frieden zu leben, das deutſche Sprichwort verſetzt mitten unter die Menſchen und lehrt blos ſich durchzuſchlagen. Die Tugend wird dort mehr allgemein gepredigt, als einzelne Tugenden, mehr die Weisheit als einzelne Klugheiten. Immerhin bleibt es ungemein ſchwierig, die Herkunft der Sprichwörter, des Volksmäßigſten, was es überhaupt nächſt der Sprache ſelbſt geben kann, nach geiſtigen Kriterien zu trennen. Denn in Deutſchland wurden ſchon außerordentlich früh alt- und neuteſtamentliche Sprüche und Gleichniſſe, griechiſche und lateiniſche Sentenzen aufgenommen; ſie fanden im Volke Aufnahme, wenn auch nur durch die Predigten, deren

älteſte bei uns gerade in nichts beſtehen, als in einer Zuſammenreihung ſolcher einzelnen leichtfaßlichen Sätze, die ſo leicht ins Sprichwörtliche überſtreifen. Daher miſchte ſich denn wohl ſo früh zwiſchen jene feinſten und ſchlauſten Beobachtungen und Lebensregeln, die man für national halten möchte, eine Gattung von religiöſen und ſittlichen Ausſprüchen ein, die der Ausfluß einer ganz anderen Lebensbetrachtung ſind, und deren ſtrengere, düſtere Farbe ſich nun überall, wenn auch noch ſo innig, doch als ein Fremdes mit dem Alten und Einheimiſchen miſcht, wie wir im Freidank ſehr wohl bemerken können. Was die Form unſerer deutſchen Sprichwörter angeht, ſo zeigt ſich auch hier ein entſprechender Unterſchied mit dem Fremden. Das Individualiſiren der neuen Welt ſpricht ſich hier in den endloſen Veränderungen eines und deſſelben Gedankens aus, in dem ewig erneuten Verſuche, ſich dem Begriffe mit den mannichfaltigſten Bildern zu nähern. Die Griechen ſuchten lieber dieſen Gedanken in der einfachſten Form ſo ſcharf als möglich auszudrücken, hielten dann daran feſt und in ihrer bildlichen Verſinnlichung griffen ſie gerne nach den ihnen ganz eigenthümlichen hiſtoriſchen Sprichwörtern, die wir in Deutſchland ſo gut wie gar nicht kennen. So wie der Süden von Europa ſich noch heute an der einmal üblichen Redensart feſtklammert, ſo freut er ſich auch der formell feſtſtehenden Sprichwörter, und Italien und Spanien iſt daher ſo ungemein reich daran und fruchtbar in deren Anwendung. In Deutſchland aber gilt bis jetzt noch die ſtehende Phraſe in der Unterhaltung wenig; wir lieben den Ausdruck zu ändern, wir kennen daher auch das Zurechtweiſen eines in unſerer Sprache ſtammelnden Fremden weniger, weil es uns nur um die Sache und nicht um die Form gilt. Ganz genau ſo iſt auch das Sprichwort im Ganzen nicht bei uns zu einer feſten Form gediehen, oder es begnügt ſich nicht bei Einer Form, was ſchon Fiſcharten aufgefallen iſt. Wir bevorzugen für den Ausdruck dieſes oder jenes Gedankens nicht dies Eine Sprichwort, ſondern wir freuen uns der Veränderung und des Neuen. Man darf nur die „Auslegung deutſcher Sprichwörter“

von Agricola aufſchlagen, um zu überſehen, wie außerordentlich der Reichthum an ſolchen Varianten, wie reich die Phantaſie unſeres Volkes in Erſchaffung ſolcher Varianten war.

Wir begegnen alſo, um auf den Inhalt von Freidank's Spruchſammlung zurückzukommen, jener doppelſeitigen Weltanſicht, der mehr profanen und der mehr chriſtlichen, von denen die Eine auf die Beherrſchung der Welt mittelſt Welt- und Menſchenkenntniß, die Andere auf die Verachtung der Welt und den Hinblick auf ein künftiges Leben abzielt, hier mitten in der Spruchweisheit die ein Eigenthum des Volkes war. Aber nicht allein der ſprichwörtliche Theil des Freidank, ſondern auch der Theil, den der Dichter ſelbſt von ſeinem Eigenen hinzuthat, zeigt ganz dieſelbe Eigenthümlichkeit nur auf einer anderen Stufe, eben wie auch Thomaſin. Er miſcht bibliſche Sprüche unter die Regeln der ritterlichen Sitte; religiöſe Myſtik unter die Klugheitslehre des gewöhnlichen Lebens; unter heitere Bilder aus dem wirren Verkehr der Menſchen die ſchwärzeſte Anſicht der Welt und die Erwartung der Zeit des Fluches und der jüngſten Vergeltung, die auch Thomaſin und Walther hereindrohen ſehen; unter volksmäßige, allgemein gültige Weisheit die Vorſtellungen aus der damaligen Glaubenslehre. Er beginnt alſo mit der Lehre, daß Gott dienen aller Weisheit Anfang ſei, daß wer um dieſes kurze Leben die ewige Freude gibt, ſich ſelbſt betrügt und auf den Regenbogen baut, daß wer die Seele bewahren wolle, ſich ſelbſt müſſe fahren laſſen. Vertrauen in Gottes Allweisheit und Allwiſſenheit, Glauben an ſeine Vorſehung, Entfernung aller Grübelei über unlösbare Fragen ſchreibt er dem Menſchen vor, der, wie der Topf gegen den Meiſter, nicht gegen Gott und ſeine Gebote ſprechen, nicht verwegen an Gottes Wundern oder an der Unſterblichkeit der Seele zweifeln ſoll; denn jeder Ketzer, der dies leugne, ſähe doch täglich Wunder, ſähe aus Aſche Glas werden und begriffe es eben ſo wenig; und mehr Wunder ſei, daß Gott Menſchen ſchüfe, als daß er ſie auferſtehen mache. Dem Geheimniß der Dreieinigkeit ſucht er mit Bildern und Gleichniſſen

beizukommen und beruhigt ſich auch hier mit dem Glauben. Ueber den Sündenfall der Menſchen trägt er die verbreiteten Vorſtellungen vor: daß alle Geſchöpfe der Natur ſich ſelbſt treu geblieben, daß nur der Menſch ſeine Natur vermöge ſeiner freien Wahl verlaſſen habe, daß er, wie das Feuer, das ſeinen Zug aufwärts zum Himmel hat, wenn es ſich im Gewitter als Blitz abwärts wendet, ſeine urſprüngliche Bahn verloren habe. Nur drei reine Menſchen ſeien geweſen, Adam, Eva und Chriſtus. Der eine wie der andere ſeien unbefleckt geboren, Adam aus der jungfräulichen Erde, Chriſtus aus der jungfräulichen Maria, und dieſer ſei für die ganze Menſchheit wieder rein geworden. Der Glaube an dieſe Erlöſung des Menſchen iſt zur Beſſerung des Menſchen nothwendig. Auf dieſen Gegenſtand übergehend empfiehlt Freidank Reue in Zeiten, und verheißt dafür Gnade in Ewigkeit, denn Gott verlaſſe den theuer erkauften Menſchen ungern. Der Dichter empfiehlt die Kreuzfahrt und hat ſie ſelbſt gemacht, wie ſo viele andere Minneſinger, die jetzt erſt von der frommen Begeiſterung für dieſe Züge erfaßt wurden, als ſchon das kriegeriſche Feuer der Troubadours erloſch und als eben der Kreuzzug, der ſo Viele unſerer Sänger in ſeinen Heeren ſah, an den Tag brachte, wie wenig mehr in der Wirklichkeit dieſem frommen Eifer entſprach. Uebrigens verläßt der ſchlichte Verſtand bei dieſer Lehre den Freidank ſo wenig wie den Walther. Reue ohne Werke iſt nicht Buße, wie Gebet des Mundes ohne des Herzens Vorgedanken nichtig iſt. Der Dichter eifert gegen Ablaß; nur Gott kann Sünde vergeben; kann der Pabſt von Sünden löſen ohne Reue und Buße, ſo ſollte man ihn ſteinigen, wenn er nur einen einzigen Menſchen zur Hölle fahren ließe. Dies Alles, und den Grimm gegen Rom, bei Achtung vor dem Haupt der Chriſtenheit, den Grimm gegen die ſchlechte Geiſtlichkeit, bei Anerkennung des Standes und ſeiner Würde, den Zorn gegen die Hoffahrt des Adels, die Anſicht, daß nur der Tugendhafte edelgeboren iſt, theilt Freidank mit Thomaſin. Er eifert wie dieſer gegen die Fürſten und ihre ſchlechten Rathgeber. Er nennt ſie Menſchen wie ſich, die ſich des Unge-

zieſers ſo wenig erwehren können, wie er; er geht wie Thomaſin auf die Verhältniſſe des Lebens über und in den Ton der Satire; das deutſche Land iſt voll Raub, Gerichten, Vögten, Münzen und Zöllen, die ehedem zum Guten erdacht, jetzt zum Raube gebraucht werden. Wer die Wahrheit laut ſagte, würde getödtet werden. Nicht drei Fürſten wiſſe er, die nach Gottes Willen lebten; ſollte Jeder nach ſeiner Tugend Gut beſitzen, ſo wäre mancher Herr Knecht. Keiner befleißige ſich des Guten, da man doch von Jugend auf von einer Tugend zur andern ſteigen ſolle, ſo wie der Nagel das Eiſen hält, das Eiſen das Roß, das Roß den Mann, der Mann die Burg, die Burg das Land. Aus dieſen Zügen ſieht man, daß in der Geſinnung des Dichters wie in ſeinem Stoffe ein bürgerliches Element laut wird, ſo wie das Hervortreten eigentlicher Volksdichtungen allemal in dem genaueſten Verhältniß mit dem Hervortreten der mittleren Klaſſen ſteht. Die erſten Spuren der epiſchen Zuſammenfaſſung und Aufſchreibung jener Thierſage, die wir in ſo engem Bezuge mit dem freien Bürgerſinne ſahen, fanden wir in den Niederlanden, ganz entſprechend der politiſchen Geſchichte dieſer Gegenden, wo unter der Sorgfalt der Grafen von Flandern und Artois die Städte früher als anderswo emporkamen und die Entſtehung der Gemeinderechte ſchon im 10. Jh. zu ſuchen iſt. Dies war die Zeit, wo die fränkiſchen Kaiſer in Deutſchland zum erſtenmale eine Verbindung mit den Städten zu ſuchen anfingen, die hernach die Staufen ihrer eigenthümlichen Stellung zu Italien zufolge wieder aufgaben. Dennoch bildeten ſich in Deutſchland im Laufe des 12. und 13. Jhs., beſonders unter der Fürſorge der Herzoge von Zähringen und unter den Welfiſchen Kämpfen, immer mehr Gemeindeverfaſſungen, trotz der feindſeligen Maßregeln der Staufiſchen Kaiſer und des Edicts Friedrichs II, das alle Gemeinderäthe, Bürgermeiſter und Zünfte aufhob. Jetzt aber zur nämlichen Zeit, wo das Beiſpiel der italiſchen Städte im Großen in den Städtebünden, noch bei Lebzeiten des letzten Staufen, anfing nachgeahmt zu werden, wo der bürgerliche Geiſt reißend anfing überhand zu nehmen, wo noch

im 13. Jh. faſt in jeder größeren Stadt in Deutſchland die erſten revolutionären Bewegungen der Handwerker beginnen, jetzt ſehen wir auch die lehrhafte Poeſie hervortreten, die immer ein Eigenthum und ein Lieblingsgegenſtand der bürgerlichen Kreiſe war, die in der Dichtung keine andere als ſittliche Belehrung kennen und ſuchen. Wie ſich das Thierepos mit dem republikaniſch-bürgerlichen Element fortentwickelte, ſo auch die didaktiſche Poeſie; daher der Freidank mit dem ſteigenden Bürgerthum ſtets ſteigendere Geltung und Anſehn erhalten hat, überſetzt und bearbeitet wurde, den Sebaſtian Brant noch beſchäftigte, und neben Thomaſin die erſten ſichtbaren Anſtöße und Anläſſe zu den ſatiriſchen Dichtungen des 14. und 15. Jhs. und den Sittengedichten des Hans Sachs gegeben hat.

Wir bemerken in dieſen Lehrdichtungen ſpurweiſe ſchon, was in der Zeit der Reformation zu der größten Geiſtesarbeit der Nation werden ſollte: wie den habgierigen Prieſtern und Gewalthabern, die jene Abläſſe und jene Lehren von der göttlichen Gnade und der Macht der Reue und des Gebets in Schwung brachten, bürgerlich geſinnte Männer zuerſt entgegentraten mit Grundſätzen, die ſie zum Theil dem Volke und deſſen geſundem Verſtande entlehnten; allein zur Zeit ſetzten ſie ſich noch ohne Erfolg entgegen. Die Ideen von der Gewalt der Reue, von den Verdienſten der Heiligen und Märtyrer, von der Fürſprache der Jungfrau Gottesmutter wurzelten in dieſem Jahrhundert feſter als je, ſtiegen mit der Sittenverderbniß und Sündenangſt und ſchufen eine Klaſſe von Dichtungen oder riefen ſie vielmehr wieder lebhafter hervor, die nicht mehr als Erzeugniſſe eines lebendigen Dichtertriebs, ſondern vielmehr als ſolche fromme Handlungen bußfertiger Sänger zu betrachten ſind, mit denen ſie keinen weltlichen Ruhm, ſondern ewiges Heil zu erwerben hofften. Ehe wir aber auf dieſe Legenden und Heiligengeſchichten eingehen, wollen wir hier noch von einem mehr didaktiſchen, in Oeſterreich heimiſchen Dichter reden, dem Stricker, der um 1230—50 ſchrieb, und der uns vortrefflich den Uebergang zu jenen geiſtlichen Dichtungen bahnt, wo wir dann

neben und mit ihm die Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems als die drei Dichter ausheben, an denen wir die völlige Umwandlung oder Entartung des dichteriſchen Geſchmacks, der ſittlichen Geſinnung und der Kunſterzeugniſſe werden anſchaulich machen können.

Der Stricker[14]) iſt uns darum an dieſer Stelle gerade ſo bedeutſam, weil er, nachdem er anfangs die Rennbahn der erzählenden Dichtung mit ſo vielen anderen Wetteifernden betreten hatte, ſie dann, da er ſich und Andere nicht befriedigte, grundſätzlich verließ und zur Lehrdichtung, zu der Fahne der Thomaſin und Freidank überging, nachdem ihn innere und äußere Erfahrungen ernſter geſtimmt, ja nach einer Andeutung in Einem ſeiner Beiſpiele[15]) ſogar verſucht hatten, ſich zu „kloſenen". Er hatte zuerſt (worauf wir zurückkommen) noch in unausgereifter Technik einen Roman von britiſcher Manier und Materie, Daniel von Blumenthal erzählt, der keinen Beifall fand und ſich kaum einigemal erwähnt findet; dann hatte er um 1230 den Karl des Pfaffen Konrad umgedichtet, der ſeine größere Verbreitung ſicherlich mehr dem Stoffe als dem Verdienſte des Umarbeiters zu danken hatte. Von dieſem Miserfolge hatte er das Bewußtſein; und dies gab ihm die tiefe Misſtimmung ein, in in der er ſich — was jetzt eine allgemeine Zeitmode wird — über den Verfall des Ritterthums und ſeiner Kunſt und Sitte ergießt, an dem er, obwohl wahrſcheinlich ein Bürgerlicher von Geburt, mit Liebe und Innigkeit hing. Ein äußerer Wendepunct, der ihn zu dem Umſchlag in ſeiner Richtung mitbeſtimmt haben kann, war der Tod Herzog Heinrichs 1236, mit dem an dem öſterreichiſchen Hofe eine traurige Veränderung eintrat. Die alten Schützer der Kunſt gingen nun an dieſer Stätte aus; ehedem, ſagt unſer Dichter, hätten ſeine

14) Vgl. Bartſch, in der Einleitung zu: Karl der Große, von dem Stricker. Quedl. 1857. Was des Dichters Name bedeute, iſt unklar. In einer der Hff. ſeines Karl iſt strickaere durch tihtaere erſetzt; Fr. Pfeiffer vermuthet darin (Germ. 2, 499) einen Gewerbenamen, etwa Seiler.

15) Docen's Miscell. 1, 52.

Herren, die Fürsten von Oesterreich, so um Ehre geworben, daß man alle Kunst nach Oesterreich getragen habe, daß dort alle kunstreichen Männer zusammengeströmt seien[16]. Er entwirft ein ähnliches Bild von ihnen, wie Andere zuvor von Hermann's Hof in Eisenach; jetzt aber sei Alles dahin; unreine, ungezogene Unterhaltung sei geschätzter als die gute; Ritter und Frauen möchten es klagen, daß Singen, Sagen und Saitenspiel zerging; man sehe an den Höfen Niemand mehr, als die da sein müssen, und wer sich die alte Tugend der Milde und Freigebigkeit bewahrte, der hat mehr Lob als zwölfe in den Jahren, da Milde eine Landsitte war. Preist er zwar noch Ritterschaft und Ritterleben nach der alten Weise, so sieht man doch in seinem Gespräche zwischen zwei Knechten, wie etwas erhoben wird, was sich durch Ausartung jedes Preises unwerth gemacht hat, wie gleichsam die alte Herrlichkeit ausgeläutet wird. Dasselbe ist der Fall in seinem Gedichte Frauenehre[17]. Der Dichter fühlt, daß er dem Gegenstande nicht gewachsen ist; er verräth einen Mismuth über alles Dichten überhaupt, den jede solche absinkende Zeit den halben Talenten einflößt, die sie nur noch hervorbringt. Er streitet im Eingange mit seinem Herzen: er wolle das Dichten ganz lassen; die Würdigen seien hin, die je nach großer Freude gerungen; nun hätte er nicht ein so begabtes Talent, daß er denen Freude geben könne, die freudenlos leben wollten. Er klagt, daß Keiner mehr eine Mähre zwei- oder dreimal hören wolle; sein Herz antwortet ihm, er solle das tragen, er solle sein früheres Dichten verschmerzen; keinem andern

16) — Die herren ze Osterriche,
die wurben hie vor umb êre, der geluste si sô sêre,
daz si des dûhte durch ir guft, ob mer, erde unde luft
ir lop niht möhte getragen, sie wolten ir dennoch mê bejagen:
des gewunnen si sô grôze gunst, daz man in alle die kunst
dar ze Osterriche brâhte, der ie dehein man gedâhte,
die gulten si âne mâze. u. s. w.

17) In Haupt's Zeitschrift 7, 478.

Dichter ſei es anders gegangen; daß man das Neue und ſtets das Neue begehre, ſolle ihn vielmehr beruhigen, ſo entgehe er der Vergleichung mit den trefflichen Alten; er ſolle alſo wie die Anderen neue Mähren für den Tag hin dichten. Er läßt ſich zureden; möchte aber doch etwas zu entwerfen verſuchen, was für die Dauer ſein könnte. Dabei aber empfindet er nun, daß der Gegenſtand der Frauenehre nicht für ihn tauge; wäre er weiſe, ſo würde er die Frauen gar nicht nennen; ſein Leben und Frauenpreis hätten nie mit einander zu ſchaffen gehabt; auch ſind in der That alle ſeine erzählenden Dichtungen, Daniel, Karl, der Pfaffe Amis — um 1236 — von Liebesſachen entblößt. Mehrmals kommt er im Gedichte ſelbſt darauf zurück, daß ihm die Aufgabe zu ſchwierig ſei; auch erhebt er ſich nirgends über die Gewöhnlichkeiten, die man über dieſen Gegenſtand ſagte, und ſelbſt zu dieſen zwingt er ſich ordentlich. Deſto mehr ging ihm ſein Gedicht die Klage[18]) von Herzen; es iſt ein Blick auf die geänderten Sitten der Zeit voll eindringender Schärfe. Alles, was einſt die ſchöne Zeit des Geſangs, des Frauen- und Hofdienſtes auszeichnete, ſieht er zu Grabe getragen. Die Freude nennt er den belebenden Mittelpunct jener Zeit, die nun verloren iſt, an deren Statt die Unfreude gekrönt ward, da nun die Großen alle in Waffen ſtehen und hinfort für das alte Hofleben keinen Sinn behalten. Das will der Dichter ewig beklagen. Er will klagen, daß Gott und ſeine Gebete vergeſſen werden, daß Pfaffen und Laien einander Haß tragen, daß man den Frauen nie ſo üblen Dienſt bot, daß die Herren nach Gewalt ſtreben, den Kaiſer machtlos machen um vor ihm ſicher zu ſein, daß vom Hofe die Stühle der Weiſen, der Alten und Armen verdrängt ſind und nur die Reichen noch Zugang behalten, daß Richter und Rathgeber ihre Pflichten verſäumen, daß die Herren ſiech liegen und an Jagd und Beize, an Saitenſpiel und Geſang, an Frauenliebe, Turnier und Tanz, an Adel,

18) K. A. Hahn, kleinere Gedichte von dem Stricker. Quedl. 1839. S. 52.

Name und Gewalt ihre Freude verloren haben, daß ſie der Wald und das Feld, und Blumen und Gras nicht ferner ergötzt, die ehedem der Welt Luſt waren mit langen lichten Tagen, mit Sommer und Vogelgeſang. Wie er alsdann auf den zeitigen Frauendienſt zu reden kommt und das Laſter eingeriſſen ſchildert, um das einſt Sodom und Gomorra zerſtört wurden, ſieht man freilich, wohin es mit der höfiſchen Geſellſchaft gekommen war, und findet beſtätigt, was man auch ohne Zeugniſſe von dem üppigen Zuſammenleben der höheren Kreiſe bald erwarten mußte. Bei dieſer Einſicht nun in die Verdorbenheit der Welt predigt der Stricker gleichwohl noch im Sinne der alten Ritterſchaft, die Welt nicht mit ſchwarzen Augen anzuſehen; bedauert aber, daß, wenn man einmal die irdiſche Freude aufgeben wollte, man nicht wenigſtens die himmliſche dafür einzutauſchen ſuche. Er tröſtet ſich aber mit dem Chriſtenthume; Buße, Reue, Beichte ſind der Gegenſtand einer Menge ſeiner kleinen lehrenden Gedichte, am deutlichſten in dem von drei rathgebenden Freunden. Er hat die feſteſte Zuverſicht und Ausſicht auf Rettung und Heil; da jener Schächer am Kreuze für die kürzeſte Reue der ewigen Gnade theilhaftig ward, wie ſollte Gott nicht dieſe Gnade auch an Anderen üben! Wenn auch die menſchliche Beſſerung fehlt, die chriſtliche Barmherzigkeit wird ſchon durchhelfen; „wem das Herz auch trocken iſt und wer eignes Waſſer der Reue nicht kennt, dem kann dieſen Mangel das Gedächtniß an jenes Waſſer erſetzen, das Chriſtus in ſeinem Schweiße und Blute oder in ſeinen Thränen vergoß!“ Dieſe Denkart bildet den ſchönſten Uebergang zu der unmäßigen Heiligenverehrung, die im 13. Jh. zu einem neuen Schwung kam, und neben jener berühmten goldenen Legende auch die zahlloſen deutſchen Heiligenleben und Märtyrergeſchichten in der Dichtung wieder aufbrachte, die wir weiterhin betrachten müſſen. Der Stricker übrigens kennt noch wenig von den Heiligen und von der Gottesmutter und deren Fürſprache für uns, ſein Vertrauen ſteht noch auf Gott ſelbſt. Die Gedichte, in denen er dieſe und ähnliche Weisheit niedergelegt, bilden einen großen Kreis

von Beiſpielen (denn es gibt keinen bezeichnenderen Namen als dieſen in der alten Sprache ſelbſt gerechtfertigten), unter denen das Unähnlichſte begriffen wird. „Eine kurze Erzählung, ein einfaches Bild oder Beiſpiel gibt den Stoff oder die Veranlaſſung zu einer umſtändlichen Ausführung über irgend einen Gegenſtand der allgemeinen, durch die Lehren des Chriſtenthums modificirten Anſicht der ſittlichen Natur; eine höchſt einfache Form, man möchte ſagen, ein kurzer Sermon in Verſen[19]." Dies trifft aber nur einen kleinen Theil dieſer Gedichte. Viele erinnern an die Gleichniſſe des neuen Teſtaments, und dieſe ſtehen ſolchen Sermonen am nächſten; viele ſind bloße Allegorien, und dieſe tragen dann ganz das Gepräge, daß ſie die Fabel nachahmen ſollen; oft iſt's eine bloße Anekdote, eine Erzählung, der eine Lehre abgewonnen wird. Mehrmals ſind es Stücke, welche Stände und Klaſſen charakteriſiren, und dieſe erſcheinen wie Vorläufer der ſpäteren umfaſſenden Satiren im Lucidarius, im Renner und Narrenſchiffe. Aus dieſer Gattung iſt Eines, von den Gäuhühnern[20], von einem culturhiſtoriſchen Intereſſe, indem es auf den kräftigen öſterreichiſchen Bauernſtand, auf welchen Nithart mit humoriſtiſchem, der ſogenannte Seifrid Helbling mit bitter ſatiriſchem Auge ſieht, einen tiefernſten Blick werfen läßt: in einer Verwarnung der Ritter und Herren vor dem Gelüſte, ſich in dem göuwe, dem bäuerlichen Flachland, Bauſtätten zu ſuchen zum Zwecke der Ausſaugung, Vergewaltigung oder Beliſtung der Gäuhühner (der hühnerſteuernden Bauern), die ſchon manchem ſolcher Gäuſtrauße Hals und Habe abgekluckt hätten: die gleichzeitige epiſche Dorfgeſchichte vom Meier Helmbrecht, auf die wir an anderer Stelle zurückkommen, iſt wie eine thatſächliche, geſchichtliche Illuſtration zu dieſer Mahnlehre. — Andere Male ſind dann wieder die Ehe, das Haus, die kleineren niederen Verhältniſſe der Mittelpunct mancher

19) Docen Misc. 2. 209.
20) Germania 6, 457.

schwankartigen Erzählung, die aber immer eine sittliche Lehre trägt; denn eigentliche Schwänke hat er außer dem Pfaffen Amis[21], nur einige kleinere[22] gemacht. Endlich sind es Mährchen zu Fabeln oder Fabeln zu Mährchen geworden. Alle diese Gattungen bindet nur die moralische Nutzanwendung zusammen, die nirgends fehlt; einmal sagt er selbst, man ließe die Erzählung der Mähren besser ganz, wenn man nicht das Gleichniß dazu sagte. Die Stücke sind von dem ungleichsten Werthe. Alles, was feierlicher, christlicher, ernster sein soll, wird matt und eintönig, und nicht leicht hat das Mittelalter in dieser Zeit dann etwas so farb- und glanzloses, wie diese Lehrgedichte. Aber wo er sich seinem Humor freier überläßt, wie im Pfaffen Amis (auf den wir später zurückkommen), mehr aber noch in seinen Fabeln, zeigt sich, wie auch Lachmann urtheilte, sein Talent am schönsten. Nicht in allen, muß man bemerken; Grimm hat in den mitgetheilten eine sehr gute Wahl getroffen[23]. Wie sich hier das einheimische Mährchen mit der fremden Fabel kreuzt, ist höchst merkwürdig und trägt nicht wenig zur richtigen Ansicht von dem Unterschiede zwischen beiden bei, ja es ist vielleicht das Merkwürdigste, um dessen willen die Geschichte der Dichtung den Stricker nennen muß. Entweder er entlehnt Fabel und Lehre, dann ist er, je nach seiner Laune, bald ganz kurz äsopisch, bald dehnt er seinen Stoff in einen weiten Vortrag aus; er entlehnt die Fabel und macht eine neue Nutzanwendung, dann paßt sie nicht, ist bald zu eng oder zu weit, oder wenigstens steckt sie voll Naivetäten, wie denn bei ihm die Anwendungen auf die Minne so charakteristisch sind, wie bei Lessing die auf die Kritik; er nimmt auch oft irgendwo eine Moral her und will dazu eine Fabel erfinden, dann verschwimmt ihm die Erzäh-

21) In Benecke's Beiträgen 2, 493 ff.

22) Wie bei Hahn den vom kundigen Knecht. Er unterscheidet übrigens selbst, daß er Einiges zur Kurzweil dichte, Anderes nicht.

23) In den altdeutschen Wäldern. 3, 167 ff. (worunter aber vieles dem Stricker nicht Gehöriges.) Eine ähnliche Sammlung von Fabeln des 13. Jhs., aber zum kleinsten Theil vom Stricker, theilt Pfeiffer mit in Haupt's Zeitschrift 7, 318.

lung in eine Allegorie oder ſie paßt nur halb auf die Moral. Am eigenthümlichſten ſind hier, wie auch Grimm bemerkte, die Mährchen oder mährchenhaften Fabeln, wie das vom Turſen oder von dem Könige mit dem Katzenauge, die es zeigen, wie ſchwer hier mit Moral beizukommen war, wo die Erzählung ihren Werth ganz in ſich ſelbſt ſucht.

---

6. Gottfried's Schule.

a) Weltliches.

Die Lehrdichter, die wir kennen gelernt haben, bereiten uns ſchon auf eine Erſcheinung vor, die wir weiterhin immer deutlicher werden hervortreten ſehen: ſie ſammeln und ſchließen ab, ein äußeres Merkmal einer ſich vollendenden Periode. Freidank's Beſcheidenheit iſt ein Sammelwerk, Thomaſin's Gaſt iſt ein ſyſtematiſches Buch; gegen Walther's Gelegenheitsgedichte, die mit dem Tag entſtanden, ſind ſie die Werke denkender Dichter, die mit ihren Arbeiten weiterliegende Zwecke verbinden. Die Denk- und Redeweiſe dieſer älteren Didaktiker iſt noch die klare, einfache, wie ſie in den höfiſchen Kreiſen beliebt war; ſehr bald ſchließt aber unſere Spruchdichtung eine Art Bündniß mit der Wolfram'ſchen Manier, und dies wollen wir demnächſt in der zweiten Periode unſerer ritterlichen Lyrik betrachten, die als eine gnomologiſche von dem eigentlichen Minnegeſang abgetrennt werden muß, und deren Anfänge wir mit Reinmar von Zweter machen, der ganz von Walther angeregt iſt, in ſeiner Manier aber ſchon zu dem Myſtiſch-Allegoriſchen neigt, das bei Wolfram's Nachahmern vorherrſcht. Daſſelbe allgemeine Merkmal der klaren Verſtändlichkeit, der ebenen Rede, um die Gottfried den Hartmann und eine große Reihe von Nachfolgern den Gottfried preiſt, eben das Merkmal, das dieſen von Wolfram, und die angeführten älteren Lehrdichter von den ſpäteren, gelehrten, ſcholaſtiſchen Spruchdichtern trennt, ſcheidet auch

die große Maſſe der erzählenden Dichtungen, die in dem ebenen Gleiſe der Manier des Chrétien von Troyes fortgingen, von einer zweiten Gruppe epiſcher Werke aus einer Wolframſchen Schule, als deren Mittelpunct der Titurel erſcheint. Alles was ſich noch in dem Geiſte der ächthöfiſchen Dichtung fortbewegen wollte, ſchloß ſich an die zwei Vorbilder reiner Erzählkunſt an, an Gottfried, „der nie einen falſchen Tritt in ſeiner Rede that," an Hartmann, „an dem nichts wurmäßiges iſt." Der Dichter, von dem dieſe beiden Ausſprüche ſind, Rudolf von Ems, ſteht neben Konrad von Würzburg als einer der Hauptvertreter dieſer Nachblüte und Nachahmungskunſt, und er hat in zwei dem Gottfried nachgebildeten Stellen ſeiner Alexandreis und ſeines Wilhelm von Orlens eine Reihe von Zeitgenoſſen genannt, die in den Kreis ſeiner Freundſchaft und dieſer Schule gezählt werden dürfen. Mit dieſem Ausdrucke wollen wir nichts Engeres, nichts Aeußerliches bezeichnen, ſondern nur das Schülermäßige jener großen Anzahl von Nachgängern andeuten, die wie Rudolf überall nach Meiſtern ſuchen, ohne ſie erreichen zu können, die ſich an das Mechaniſchſte, an das Herkömmliche des höfiſchen Vortrags halten und ſelbſt dieſes nicht mehr erreichen [24]); wenigſtens dann nicht, ſobald es gilt etwas Größeres zu leiſten. Die höfiſche Kunſt war von Haus aus conventionelle Nachahmung, weil ſie nur Ueberſetzungskunſt war; nur wenige bedeutende Männer konnten ihr einen ſelbſtändigen Werth geben; ſie mußte nothwendig bald in hohles Formelwerk ausarten. Daher hat es denn Rudolf von Ems, ein talentloſer aber beſcheidener Mann, dem ſeine heutigen Verehrer vielleicht mehr Gutes nachſagen als ſeine damaligen kritiſchen Freunde (Meiſter Heſſe von Straßburg und Vaſolt), Rudolf von Ems hat es zwar auch nach dem Beiſpiel der guten alten Meiſter „gar unſchämlich gefunden, wenn Jemand

24) Rudolf von Ems, in der Einleitung zum zweiten Buche ſeines Alexander:
Wir tihten unde rîmen, wir wænen daz wir lîmen
nâch wâne der rîme der hôhen sinne lîme:
dar an sîn wir ein teil betrogen, uns hât der wân dar an gelogen u. ſ.

in guter Meinung ſeine Sache ſo gut macht wie er kann," aber er hat es doch auch ſelbſt ſehr wohl gefühlt, daß mit der Verbreitung der Reimfertigkeit und Dichterei der Geiſt der Kunſt ſelbſt zu Grunde ging, und daß je gemeinſamer ſie erſchiene, deſto vereinſamter ſie ſei[25]; ein Ausſpruch über eine Erfahrung, die wir im reichſten Umfang in unſerer neueſten Zeit nach der Abblüte unſerer großen Dichter wieder gemacht haben.

Wie abhängig, unſelbſtändig, angelehnt die erzählenden Dichter um die Mitte des 13. Jhs. ſind, ſpricht ſich am deutlichſten in den Fortſetzern aus, die Gottfried's und Wolfram's unvollendet hinterlaſſene Werke ergänzten. Für Ulrich von dem Türlein, der Wolfram's Willehalm von vorn vervollſtändigte[26] in einer kalten, mühſamen Arbeit, die der kärntniſche Dichter zwiſchen 1260—70 für den König Ottokar (1252—78) machte, iſt ſchon das ein charakteriſtiſches Zeugniß, daß er wie der Titurel-Dichter einen Gegenſtand aufnahm, den Wolfram nur nebenher behandelte: die Geſchichte von Wilhelms Liebe und Verbindung mit Arabele. Türlins Quelle iſt nicht bekannt; es ſind Züge bei ihm aus den franzöſiſchen Brauchen li departemens des enfans Aimeri und der Krönung Ludwigs eingegangen: wie aber die eigentliche Liebesgeſchichte in den enfances Guillaume und der prise d'Orange lautet, hat ſie nichts mit der Erzählung des Deutſchen gemein als die Namen. Türlins Quelle iſt beſſer als die ſpäte, von albernen Zauberſtücken entſtellte Sage in

25) Ebenda:
Sinnen, singen, tihten, mit rîme sinne slihten,
des ist nû vil, es wart nie mê vor uns in alten zîten ê.
Nû stât diu kunst aleine, swie sî sî gemeine,
aleine, als ich iu sagen wil. künstericher liute ist vil,
die doch niht kument an daz spor, daz uns ist getreten vor,
an meisterlîcher sprûche kraft und an hôhe meisterschaft;
uns ist diu kunst aleine swie sî sî gemeine:
ir hort ist gar vereinet, uns allen doch gemeinet,
kunst ist allen wol erkant, doch sint ir wege vil ungebant u. ſ. w.

26) Ed. Caſparſon. Caſſel 1781.

der franzöſiſchen „Kindheit Wilhelms“; nur das ganze Verhältniß Wilhelms zu Arabelen, die hier wenigſtens als Jungfrau in Wilhelms Hände kommt, iſt in Türlins Vorlage (die auch Wolfram kannte, aber ſo ausführlich wie Türlin in 9—10000 Verſen zu erzählen verſchmäht hätte) viel unfeiner: Arabele iſt mit König Thibaut von Todiern vermählt und hat von ihm einen Sohn, läßt ſich dann aber, von Liebe zu dem gefangenen Wilhelm erfaßt, von ihm in die Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens einweihen und entflieht mit ihm.

Früher ſchon (nach 1242) hatte ein ritterlicher Dienſtmann des Biſchofs von Augsburg, Ulrich von Türheim, ein Nachbar Wolframs, aus einem ſchwäbiſchen Geſchlechte, deſſen Stammburg Oberthürheim nicht weit von Obereſchenbach lag, aus wälſchen Quellen, die ihm der Augsburger Otto der Bogener (urkundlich 1237—46) mitgetheilt, eine lange Fortſetzung zu Wolframs Buche von Willehalm zugedichtet auf Bitten eines guten Weibes, in Wahrheit aber noch mehr „um eines Mannes willen, der genannt iſt Meſſias!“ Die Zeit der Abfaſſung beſtimmt ſich ungefähr durch die Erwähnung des Todes König Heinrichs und zweier anderer Gönner, Konrads von Winterſtetten und Konrads von Erringen, deren Erſterer wie K. Heinrich 1242 ſtarb; 1246 iſt Ulrich ſelbſt zum letztenmale urkundlich bezeugt. Das bis auf wenige Bruchſtücke [27]) noch ungedruckte Gedicht iſt eine platte, ungeheuer breite Maſſenarbeit von etwa 37000 Verſen, zu deren Bewältigung der Dichter ſelbſt ſeinen Geiſt nicht hinlänglich geſchliffen fühlte: wie ſo viele der mechaniſchen Reimſchmiede dieſer Zeit befällt ihn jeden Augenblick der Zweifel, ob er ſie nicht liegen laſſen ſolle; dann treibt ihn die Scham wieder, bei dem einmal Begonnenen auszuhalten. Die Dichtung enthält außer dem Schluſſe der Chanſon von Aliscans, in deren

27) Ulrichs von Türheim Rennewart; ed. K. Roth. Regensb. 1856. Der ganze Willehalm von Türlin, Eſchenbach und Türheim findet ſich in der Heidelb. Hſ. N. 404 beiſammen, die wir benutzen.

Mitte Wolframs Buch „wo es am allerbeſten war" zu Ulrichs Kummer abbrach, Branchen aus der Schlacht von Loquifer und die Mönchleben Wilhelms und Rennewarts, die beide, beſonders das von Rennewart, der nach wie vor ein Freſſer und Klopffechter bleibt, voller Rieſenpoſſen ſind. Zwiſchen durch läuft dann die breite Geſchichte von Rennewarts Sohn Malifer (Maillefer) und ſeinem Enkel Johannes, die auf verlorenen Quellen beruhen muß. Der weſentliche Inhalt iſt wie eine gegenſätzliche Erfindung zu den frechen Planen Terramers, ſich in Achen und Rom zu ſetzen. Rennewarts Gattin Alyſe erliegt der Geburt ihres überſtarken Sohnes Malifer, der in den Windeln von ſeiner Amme an Kaufleute verrathen wird, die ihn ſeinem Großvater Terramer überbringen, wie umgekehrt Rennewart in ſeiner Jugend ſeinem Vater Terramer entführt worden und an den Chriſtenhof Ludwigs gekommen war: er wird nun zum Rächer an den Chriſten erzogen, wie Rennewart zum Rächer an den Heiden. Terramer macht einen neuen Einfall in die Provence mit einer halben Million Schiffen und hunderttauſend Tauſend Kriegern! In der Schlacht, zu welcher Rennewart aus dem Kloſter zu Hülfe gerufen wird, ſteht dieſer, der Vater, dem Sohne im Kampfe gegenüber, wie in der Chanſon von Aliscans ſeinem Bruder und Vater; der Kampf führt zur Ermüdung, zur Unterhaltung, zur Erkennung, zum Uebergang Malifers. Und nun wendet ſich das Blatt. Nach einem letzten, abgeſchlagenen Einfall Terramers trägt Malifer als ein zweiter Alexander ſeine Waffen angreifend in die Heidenwelt, macht ſpielend die Eroberung aller Königreiche ſeines Großvaters und anderer dazu; reicher als Machmet oder der Gott Jovis zieht er dann auf höheres Geheiß aus, um die mannsſtarke Königin Penteſilie von Epheſus zu freien, die ſonſt „Amazones" genannt war; er ſoll eine kräftige Gattin haben, die nicht wie ſeine Mutter der Geburt ſelbſt eines noch ſtärkeren Sohnes erliegen dürfe: der denn auch, als er das Licht der Welt erblickt, gleich zehn Ammen braucht. Von der Geburt dieſes „Johannes" kehrt die Märe zuletzt zu Wilhelms Kloſterleben zurück.

Der Dichter ſucht Ton und Weiſe Wolframs nachzuahmen; aber es erfolgt nicht mehr, als die Art, wie dieſer ſich räusperte und ſpuckte; er ſticht wie Wolfram auf die lügenhaften Uebertreibungen ſeiner Quellen, er ſpielt gerne auf Oertlichkeiten an. Wenn er ſich weiter wagt, wenn er wie jener mit Frau Aventiure ein Geſpräch anknüpft, wird er armſelig; wenn er wie jener über die Minne philoſophirt, charakteriſirt er ſich wider Willen ſelbſt wenn er ſagt: ich weiz mèr von der minne, danne ich habe erkennet; wenn er ſich wie jener in theologiſche Betrachtungen verliert, wird es ſalbungsvolle Plattheit voll ſchwerfälliger Eintönigkeit und Gedankenloſigkeit. Um einen tieferen Sinn, um eine Kritik der Sage war der ſchon alternde Dichter wie um ſeinen Stil gleich wenig bekümmert. Hatte er ſich doch ſchon zuvor, ſo bereitwillig wie Wolfram, auch dem Gottfried von Straßburg ins Schlepptau gehängt, und um 1240 deſſen Triſtan fortgeſetzt:[28] wo er ſich dann der Erzählart dieſes Vorbildes ebenſo ungefüge anzunähern geſucht hatte, indem er aber aus dem Entwurfe herausging. Denn wie ein zweiter, ſpäterer Fortſetzer des Triſtan, der Meißener Heinrich von Freiberg[29], der ſeine Arbeit auf Wunſch eines böhmiſchen Herrn Reinmunt von Leuchtenberg um 1300 dichtete, unter K. Wenzel II, folgte er einer anderen dem Eilhart'ſchen Triſtan verwandteren Quelle. Beide dieſe Nachzügler haben auch eigne, ſelbſtändige Arbeiten gemacht: Freiberg ein Gedicht von des böhmiſchen Ritters Johann von Michelsberg Ritterfahrt in Frankreich[30], und eines, auf das wir noch gelegentlich zurückkommen, vom heiligen Kreuze[31]. Türheim hat nach zwei Stellen im Wilhelm des Rudolf von Ems „neulich einen Mann von

---

28) Gedruckt in den Ausgaben des Gottfried'ſchen Triſtan von Groote 1821, von der Hagen 1823, und Maßmann 1843.

29) Gedruckt in Chr. H. Müllers Sammlung deutſcher Gedichte. II. 1785 und in Von der Hagens Ausgabe des Triſtan. Eine kritiſche Ausgabe iſt von R. Bechſtein verſprochen.

30) In den N. Jahrb. der Berliner Geſellſchaft. 2, 92.

31) Wiener Hſ. N. 119. Pfeiffers Altdeutſches Uebungsbuch N. XII.

Griechenland an Artus' Hof geſchickt," und dieſer uns nicht erhaltene Roman von Clies wird von Rudolf ſehr geprieſen; es iſt aber Freundeslob, denn Beide, Rudolf wie Ulrich, ſtanden auf gleichem Fuß mit Konrad von Winterſtetten, dem Bruder des Liederdichters, der Beider Talent zu beſchäftigen ſorgte. Da Rudolf, wie wir oben (1, 635) hörten, in ſeinem Alexander (V. 3151) auch dem Konrad Fleck einen Clies zuſchreibt, ſo vermuthet man, Türheim habe nur das angefangene Gedicht von Fleck vollendet, ſo daß er in ſeinem Clies ſogar noch einem Dritten den Dienſt der Ergänzung erzeigt hätte[32].

Nächſt dieſen Angehängten zeigt ſich der Anhang Gottfried-Hartmanns und Wolframs zumeiſt in den eifrig fortgeſetzten Dichtungen aus dem Sagenkreiſe Arthurs: dies überſehen wir jetzt ſchon deutlich genug und würden es noch klarer erkennen, wenn uns Alles aus dieſer Reihe von Werken erhalten wäre, wovon wir, zum Theile aus übrig gebliebenen Bruchſtücken, Kunde haben. Die ſtrophiſchen Fragmente des ſchon oben (Note 2) erwähnten König Tirol, einer nordbritiſchen Sage, deren Helden, Tirol und Fridebrant, die auch in der Kudrun begegnen, Wolfram mit der Geſchichte Gamurets in Verbindung bringt, während andere Namen, und das Mitſpielen der Heiden und ihrer Götter, ihre Dromedare, Elephanten und „halben Leute"[33] an die karolingiſchen Sagen erinnern, weiſen wohl auf eine Vor-Wolfram'ſche ſpielmänniſche Dichtung zurück, während die ſpäteren Dichtungsreſte aus dem eigentlichen Arthurkreiſe gerne an einzelne Namen oder Züge der älteren Arthurromane, nicht am ſelteſten an Parzival, anknüpfen[34]. So haben ſich Reſte von einem Blanſchandin gefunden, in dem es ſich um einen Junghern ohne Bart

32) Vgl. Pfeiffer, zur d. Lit. Geſchichte p. 35.

33) d. h. Zwerge, nicht „Elſterleute" oder ſchwarzweiße Feirefiße, wie der Herausgeber der Fragmente, J. Grimm, auslegte.

34) Daß von einem deutſchen Walwein Bruchſtücke (Mone Anzeiger 4, 321. Diutisca 1, 31) erhalten wären, zu welchen man dieſelbe franzöſiſche Quelle ver-

handelt, der wie Parzival von Welt und Ritterschaft abgeschlossen gehalten war, bis er, durch Darstellungen auf einem Vorhange angereizt und unterrichtet, sich heimlich auf Abenteuer begibt. Zu diesem Werke gibt es eine französische Quelle[35]; ob sich auch zu den weiteren Dichtungen dieses Schlages noch je dergleichen melden werden, scheint uns zweifelhaft. Der deutsche Blanschandin gehört seiner reineren Sprache und Reimweise zufolge noch der ersten Hälfte des 13. Jhs. an; so auch ein anderes Gedicht, dessen Held ein stummer Ritter ist, der in einem Kriege zwischen König Amilot von Norwegen und Alan von Irland den höchsten Preis gewinnt und mit Amelie, der Tochter Amilots, belohnt wird, der wohl mit Gawans Vater, bei Wolfram K. Lot von Norwegen, identisch ist[36]. Wie diese Märe, so scheinen auch die drei Bruchstücke eines mitteldeutschen, wie der Wigalois in Abschnitten mit dreireimigen Schlüssen gedichteten, Segramors[37], und andere von einem Edolanz[38], künstlich gezogene Schößlinge zu verrathen, die aus Reben-Namen der Artussage getrieben sind.

Zu allen diesen Trümmern wissen wir keine Dichternamen, zu einer Anzahl anderer erhaltener Werke dagegen kennen wir die Poeten. Darunter steht der Stricker der Zeitfolge nach voran, dessen Daniel von Blumenthal nur der Edolanz auf österreichischem Boden noch voraufgegangen scheint. Von dem (bald verschollenen)

---

muthete, welche dem niederländischen Walwein (ed. Jonckbloet. 1848) zu Grunde läge, ist ein Irrthum; die betreffenden Bruchstücke gehören zu Lanzelot.

35) Blancandin et l'Orgueilleuse d'amour. ed. H. Michelant. Paris 1867. Die drei deutschen Bruchstücke, von Jos. Haupt Germ. 14, 68 mitgetheilt, entsprechen den Versen 70—155, 290—340, 395—440 des frei bearbeiteten französischen Originals.

36) Die zwei kleinen Bruchstücke mitgetheilt von Karajan in den Sitz. Berichten der k. k. Akad. tom. 12. 1854.

37) Nach der Reihenfolge zu finden in Germ. 5, 461. Haupts Zeitschr. 11, 190 und Hoffmanns Altd. Blättern 2, 152.

38) Altd. Blätter 2, 148.

Daniel iſt nur weniges gedruckt[39]), der Inhalt aber ausführlich mitgetheilt worden[40]). Nach der Schablone der meiſten Arthurromane beginnt auch dieſer mit der Erſcheinung eines neuen Candidaten der Tafelrunde an Arthurs Hofe, wo er alle die beſten niederturniert. Nun heiſcht eine Botſchaft des Königs Matur zu Kluſe die Unterwerfung Arthurs. Ein Kriegszug und die Eroberung dieſes verſchloſſenen, unzugänglichen Landes durch Arthur, und die Zwiſchenſpiele einer Reihe von Wunderkämpfen mit misgeſtalten Rieſen, Zwergen und Zauberern iſt der Inhalt des Romans. Im Eingang des Gedichtes iſt Alberich von Beſançon als Dichter der wälſchen Quelle genannt; die Stelle iſt aber[41]) nur der copirte Anfang von Lambrechts Alexander, gibt alſo höchſtens die Verfaſſerſchaft Alberichs willkürlich vor. Man glaubte daher die ſtoffarme, breitgetretene Erzählung, in der es keine Liebſchaft gibt, in welcher auch der Mangel an Eigennamen auffiel, vom Stricker erfunden; möglicherweiſe könnten doch eben dieſe Eigenſchaften, auf die ein Erfinder nicht leicht gefallen wäre, auf eine wälſche oder bretoniſche Erzählung des älteren Charakters zurückweiſen, die verhältnißmäßig ſpät erfunden und willkürlich an die Tafelrunde angeknüpft ſein mag, in welcher der Name Daniel ſonſt nicht vorkommt. Auch daß ſich der Stricker im Verlauf des Romans auf keine geſchriebene Quelle beruft, wäre noch kein Beweis gegen eine fremde Quelle, denn auch in ſeinem Karl iſt kein Bezug auf ſeine Vorlage genommen, die man doch kennt. Bei Guiraut von Cabreira findet ſich überdieß ſchon im 12. Jh. die Anſpielung auf einen Vaiſlor neben Merlon (Merlin), Einen britiſchen Sagenſtoff neben einem anderen[42]).

Eine weitere Anzahl von deutſchen Arthurromanen begründen dagegen in ihrer Geſammtheit lebhafter die Ueberzeugung.

39) In Nyerup Symbolae ad lit. teut. antiq.
40) Von K. Bartſch, in der Einleitung zu Strickers Karl. p. VIII ff.
41) Worauf zuerſt Holtzmann Germ. 2, 29 aufmerkſam machte.
42) Vgl. Bartſch, Alberic von Beſançon, in Germ. 2, 449.

daß gerade nun, in der trüben Zeit des Abwelkens der ritterlichen Dichtung, in Deutschland seltsamer Weise die poetischen Erfinder auftauchen, da während ihrer frischesten Blüte die stärksten Köpfe nur Uebersetzer waren, ja auch die besten der poetischen Epigonen selbst, die Rudolf und Konrad, von dem hartgetretenen Boden dieser Abenteuerromane sich lieber zu den geschichtähnlichen Dichtungen zurückwandten, welche die höfische Kunst eingeleitet hatten. Ein (wahrscheinlich in Baiern entstandener) Wigamur[43]) gehört noch, bei zwar schon vorbrechenden Verwilderungen in der Technik, einer verhältnißmäßig bessern Zeit, etwa der Mitte des 13. Jhs. an; er ist dem Tanhäuser bekannt, und es herrscht, um den Preis allerdings von dreisten Ausplünderungen des Tristan, eine dichterische Gewandtheit der Sprache darin, die gegen das Ende des Jahrhunderts schon selten wird; sonst eine Erzählung des ganz gewöhnlichen Schlages dieser Gattung und sichtlich eine platte Erfindung. So wird es sich wohl auch mit dem Garel, Tandarois und Flordibel, und dem Meleranz verhalten, drei Werken von zusammen mehr als 50000 Versen, die um 1250—80 der Pleier, muthmaßlich in der angegebenen Reihenfolge, gedichtet hat[44]). Der Pleier reiht sich dem Stricker an, dessen Daniel er wohl selbst den Namen seines Garel „vom blühenden Thale" abgesehen hat; er war wie dieser bürgerlicher Abkunft, wie Er einer der österreichischen Dichter, die sich erst so spät auf diese höfischen Stoffe verlegten, da zuvor die Epik in Oesterreich ganz in der nationalen Dichtung aufgegangen war. Sein landschaftlicher Name weist ihn — nicht in das Geschlecht der Grafen von Pleien, — wohl aber in die, zwischen dem Chiemsee und den Salzburger Seen

43) In den Gedichten des Mittelalters von Büsching und v. d. Hagen. t. 1. Bruchstücke einer älteren Hs. in München.

44) Ueber die Person des Dichters vgl. El. H. Meyer in Haupts Zeitschr. 12, 470. Aus dem hier gegebenen Auszuge wird man sich über Tandarois hinlänglich belehren; über Garel durch das was Zingerle mittheilte in der Beschreibung der Runkelsteiner Fresken 1857., in Germ. 3, 23. und in den Sitz. Berichten der k. k. Akad. 1865. 50, 449. Den Meleranz hat Bartsch herausgegeben in der Bibl. des lit. Vereins. 1861.

gelegene Grafſchaft des Namens, wohin auch die Färbung der Sprache deutet; das letzte ſeiner Werke widmete er als getreuer Diener einem Ritter Wimar, in welchem man einen urkundlich bezeugten Mann dieſes Namens aus dem Geſchlechte der Grafen Frumeſel von Scherding (in der Nähe der Grafſchaft Pleien) zu erkennen glaubt[45]). Im Meleranz blickt der Dichter mit Beſcheidenheit auf Hartmann und Wolfram zurück, die er beide ausbeutet, wiewohl er dem erſteren in ſeinem trockenen Vortrage näher ſteht; der Triſtan, den er zwar kennt, ſcheint ihm ferner gelegen zu haben, Bliggers Umhang aber wird er im Anfang des Meleranz benutzt haben. Wie ſich die Nachwüchſe der karolingiſchen Geſten mit den erfundenen oder vorgefundenen Verwandten der ächten Sage-Geſtalten in armſeligen Erdichtungen beſchäftigen, ganz ſo werden hier die Helden an Figuren im Parzival geknüpft; Garel und ſein Vater Meleranz ſind Herren in Steier, vom Geſchlechte der Anjous und des Parzival, wie Tandarois durch ſeine Mutter ein Neffe Vergulahte's und ein Vetter Garels iſt. Einigemale gibt der Dichter wälſche Quellen vor, doch begegnet in der franzöſiſchen Dichtung, außer etwa dem Namen Garel, keine Spur ſeiner unauffindbaren Helden; gewöhnlich bezieht er ſich auch nur ganz im Allgemeinen auf die Aventiure, nicht auf ein Buch, und im Meleranz erklärt er einmal (V. 9241) ausdrücklich, er habe keinen andern Zeugen als wie ihm die Märe kund gethan ſei. Eine gewiſſe Natürlichkeit und Flüſſigkeit bei großer Breite der Schilderung und Erzählung, die gewandten Reime, welche die Quelle der Gedanken oder die Hülle der Gedankenarmuth werden, die gutgemeinten eingeſtreuten Betrachtungen, die von keinerlei bedeutender Eigennatur aber noch weniger von einer Fremdennatur zeugen, die endloſen Beſchreibungen, die farbloſen Formeln führen überall auf die Anſicht, daß den Dichter, der nicht ſelten ſogar ſeine eigenen Verſe ausſchreibt, keine ausländiſche Sprache und Vorlage hemmt, daß man hier mit dürftigen Er-

45) Meyer l. l. p. 501.

findungen zu thun habe. Nicht am wenigsten wird diese Ansicht auch durch die Bemerkung bestärkt, daß man in den Riesen- und Zwergabenteuern im Garel und Tandarois so manchen Anlehnungen an einheimische Sagen wie sie in Tirol und im Salzkammergute noch jetzt lebendig sind, ja greiflichen Reminiscenzen an die deutschen Mären von Wolfdietrich und Dietrichs Ausfahrt begegnet. — Des Pleiers Werke und Helden waren einem wenig jüngeren schwäbischen Dichter bekannt, der sie um eine gleichartige Schöpfung vermehrte. Konrad von Stoffeln hat um 1280 einen Gauriel von Montavel geschrieben [46], den Ritter mit dem Bock, der ein Seitenstück zu dem Löwenritter Iwein sein soll. Konrad bezieht sich im Anfang seines Gedichts auf Gottfried, Hartmann und Wolfram, von welchen die beiden ersteren den größeren Einfluß auf seine Manier und Technik übten; er beschwert sich, daß keiner seines Helden gedacht, der eben so wenig wie die der Stricker und Pleier in anderen Arthurromanen vorkommt, während man in der dürftig erfundenen Märe den guten Bekannten Erek, Iwein u. A., wie den herkömmlichen Tioften und Abenteuern überall begegnet. Alle die letztbezeichneten Dichter und Dichtungen sind, mit Ausnahme des Stricker, in den oben erwähnten Stellen Rudolfs von Ems, die den Kreis der mittelmäßigen Nachzügler eben so versammlen wie Gottfried die größten Meister um sich gruppirt hatte, nicht genannt. Dagegen führt er einen Albrecht von Kemenaten auf, den wir später noch zu erwähnen haben, und andere Dichtungen, die uns unbekannt geblieben sind, wie Heinrichs von Leinaue Waller, unter dem Laßberg irrig Ecken Lied vermuthete.

---

46) Hs. in Donaueschingen. Auszug von A. Zeitteles in Germ. 6, 385. Der Dichter nennt sich gegen Ende des Gedichtes

Von Stoffeln meister Kuonrât hât daz buoch getihtet,
mit rîmen berihtet; der was ein werder frier man,
ze Hispania er daz buoch gewan.

Die Stelle macht nicht eben wahrscheinlich, daß der Poet der Straßburger Domherr dieses Namens sei, der urkundlich zwischen 1279—84 nachgewiesen ist.

In der Freude an Erweiterung des Arthur'ſchen Sagenkreiſes, in dem Nachholen der verſäumten Helden, in dieſem Trieb zu jedem beſonderen Namen eine beſondere Märe zu erfinden, verräth ſich ein durchgehender Zug, der den Verfall der höfiſchen Kunſt in Deutſchland wie in Frankreich charakteriſirt, die nun von dem Ausſpitzen der formalen Technik auf das Wohlgefallen an der Materie, auch der formloſeſten, herabſank. Nachdem ſie die Geſellſchaft einmal des Leſens gewohnt und bedürftig gemacht hatte, mußte ſie nun auf immer neuen Stoff bedacht ſein; daher ſie nun, um die Zeit da nach Hadlaubs Zeugniß auch die lyriſchen Lieder in Zürich aufgehäuft wurden[47], dieſe einzelnen nachträglichen Mären, neue auf neue, dem alten Sagenſtamm aufpfropfte. Dem lag dann der ausgeſprochene Hang nach cycliſchen Maſſenſammlungen ganz gleichartig zur Seite. So hatte man in der heiligen Geſchichte um den evangeliſchen Chriſtus allmählich die Legenden von allen einzelnen Figuren der Evangelien, von allen Apoſteln, von allen Heiligen verſammelt; ſo hatte man in den genealogiſchen Schichten oder poetiſchen Stammbäumen und Familienchroniken der karolingiſchen Sagen den Vätern, Groß- und Urgroßvätern, den Onkeln und Neffen, den Brüdern Söhnen und Enkeln der alten Sagenhelden neue Dichtungen gewidmet. Die älteſten Geſten zerlegten ſich in drei große Familiengruppen von Kaiſer Karl, Doon von Mainz und Garin von Montglave; jetzt in den Zeiten der ſtets anwachſenden Sagenerweiterungen legten ſich neue provinziale Geſten um jene Hauptkreiſe herum, und bald trieb man die Centraliſation ſo weit, dieſe wieder mit jenen zu verknüpfen und durch Verwandtſchaften und Verſchwägerungen alle Helden untereinander zu verbinden. Aehnlich werden wir demnächſt finden, daß man auch

47) Man. Samml. 2, 187.
Wâ vund man sament sô manig liet,
man vunde ir niet im künigriche,
als in Zürich an buochen stât. des prüefet man dik dâ meistersang.
Der Manez rang dar nâch endliche,
des er diu liederbuoch nu hât u. ſ. w.

bei uns im Lohengrin die Tafelrunder zu Hütern des Grals machte, Sagenzweige alſo zuſammenſchob, die früher im ſchärfſten Gegenſatze getrennt lagen. Dieſem großen und allgemeinen Hange ſuchten dann einzelne Dichter zeitdienend zu fröhnen, indem ſie unternahmen, gleich ſelbſt große umfaſſende Sammelwerke anzulegen. So entſtand nun im Norden die Thidrekſage, auf die wir zurückkommen werden, ſo im 14. Jh. in Italien die Compilation der entrée d'Espagne von Nicolaus von Padua, und in Frankreich der Karl der Große von Girard d'Amiens, Werke, in welchen Sage und Geſchichte, Geſte und Chronik durcheinander gemiſcht ſind. Ehe bei uns ein Aehnliches mit der karolingiſchen Sage im Karlmeinet geſchah, verſuchte man ſich in dieſer Richtung zuerſt, und ſchon geraume Zeit vor den letztbeſprochenen Einzelwerken, an dem Sagenkreiſe Arthurs, der in ſich am früheſten abgeſchloſſen war. Ein Werk dieſer Art iſt uns verloren, das von einem hochangeſehenen Manne herrührte, Gottfried von Hohenlohe[48]), dem Stammvater des noch blühenden Hauſes († 1254 oder 1255), der wechſelnd im Dienſte Friedrichs II in Italien und König Heinrichs in Deutſchland, von 1237 an in der Umgebung Konrads IV war, der in ihm einen Pflegevater liebte und ehrte. Er hatte[49]) ein Sammelwerk der erwähnten Art von allen Rittern Arthurs verfaßt, das wahrſcheinlich um Arthur, wie die Thidrekſage um Dietrich, die verſchiedenen berühmten Helden des Sagenkreiſes zu gruppiren ſuchte. Da dieſes Werk nicht erhalten iſt, ſo muß uns dieſe Gattung cycliſcher Werke das Gedicht von der [Abenteuer] Krone vertreten, das mehr darauf ausgeht, bekannte Scenen und Abenteuer, als Helden und Abenteurer zuſammenzuſtellen. Dies Werk eines wahrſcheinlich ſteiriſchen Dichters, Heinrich von

48) Ueber ihn ſ. Stälin, Wirtembergiſche Geſchichte 2, 542 ff.

49) Nach Rudolf von Ems im Wilhelm von Orleans:
Die werden ritter über al, die bî Artûses jâren
in sînem hove wâren für die werdesten erkant,
die hât uns wîsliche genant ein Gotfrit von Hôhenlôch u. ſ. w.

Türlein[50]), (den man nicht mit Ulrich von T. verwechſeln muß,) iſt gerade 30000 Verſe ſtark und reiht ſich alſo der Maſſe nach an den fortgeſetzten Willehalm und Konrad's trojaniſchen Krieg an; nichts begegnet uns darin, als was wir aus den früheren Romanen dieſer Gattung längſt wiſſen. Der Zeit nach gehört es (wohl noch vor das Werk Gottfrieds von Hohenlohe,) in die erſte Hälfte des 13. Jhs. um 1220. Heinrich erſcheint als ein Zeitgenoſſe der Wolfram und Wirnt, mit dem er polemiſirt über eine Stelle (auf die auch Wolfram im Willehalm Bezug nimmt,) in welcher den öſterreichiſchen Rittern ein Stich über ihre unritterliche Art zu turnieren verſetzt war; er kennt noch Keinen der ſpätern Spruchdichter, er beklagt als Geſtorbene lauter Namen, die noch theilweiſe in die gute Zeit Friedrichs I gehören[51]). Von Gelehrſamkeit iſt noch geringe Spur, am wenigſten von einer Abſicht damit zu prunken; Heinrich lehnt ſich dicht an die älteren Bearbeiter der Arthurſage, iſt von der ganzen Art der Wolframiſten frei, gebraucht Wirnts Abſätze die mit drei gleichen Reimen ſchließen; er hat den Hartmann und Reinmar (den Alten) zu Vorbildern, mit deren Hingang er auch den alten Frauenpreis als ausgegangen beklagt. Alles erinnert ſchon an die etwas ſpäteren Nachahmer Gottfrieds, an Konrad von Würzburg, an Rudolf von Ems, der ihn in ſeiner Alexandreis rühmt. Wie Konrad freut er ſich der franzöſiſchen Worte und der griechiſchen Mythologie, freut ſich der Prachthäufung und übertriebenen Beſchreibung, wie Er zwingt er ſich zu einer Lebendigkeit, einer Fülle, einem Glanze und zu allem Möglichen, was ſich nicht

50) Ausg. von Scholl in der Bibliothek des lit. Vereins. 1852. Den Namen Heinricus apud portulam fand Dr. Roth in einer Urkunde des Reichsſtiftes Niedermünſter zu Regensburg vom J. 1240. Kleine Beiträge zur deutſchen Sprach-, Geſchichts- und Ortsforſchung. München 1850. 1, 7. Die Türlein ſind aber im Oſten mehrfach nachgewieſen.

51) V. 2438.

Ouch muoz ich klagen den von Eist, den guoten Dietmâren,
und die andern die dâ wâren ir sûl unde ir brucke:
Heinrich von Rucke, und von Hûsen Friderich,
von Guotenburc Uolrich, und der reine Hûc von Salzâ.

erzwingen läßt. Es ſcheint, er ſtrebt nach Gottfried's Heiterkeit und leichter Weiſe, allein ſeine Würde verſteht er doch nicht zu halten; wie umgekehrt die Wolframiſten die Feierlichkeit und den Ernſt ihres Meiſters feſthalten, aber darüber ſeinen ironiſchen Hauch fallen laſſen, oder auch ſeine komiſchen Situationen nachahmen und darüber ſeinen Ernſt vergeſſen und gemein werden. Wo Heinrich von ſeiner Erzählung in Betrachtungen übergeht, iſt es nicht um die dunkele Weisheit des Titurel zur Schau zu tragen, ſondern, dem Charakter der Arthurſage in der planen Behandlung Chretiens angemeſſen, bleibt er bei der Umgangsregel oder bei der Klage über den Verfall des Frauenverkehrs, die nur hie und da, wo ſie ins grobe Schimpfen ausartet, verräth, daß wir ſchon einer derberen Zeit entgegenrücken: überhaupt aber bleibt er trocken bei ſeiner Erzählung und läßt ſich nicht viel in anderweitige Bemerkungen ein. Als Quelle wird mehrmals in dem Gedichte ſelber Chretien von Troyes (unter und in deſſen Werken eine Dichtung dieſer Art oder dieſes Namens nirgends genannt wird) angegeben[52]; wahrſcheinlich gehen die Beziehungen nur auf einzelne Theile[53], wie die Geſchichten von dem Zauberbecher, von der Jagd auf den weißen Hirſch, von Lanzelots Fahrt auf dem Karren, beſonders aber auf die Erzählungen vom Graal, die Heinrich in Chretiens Behandlung unmittelbar (wie Wolfram nach unſeren obigen Vermuthungen mittelbar) vor ſich hatte: woraus ſich denn die mancherlei Berührungen mit dem deutſchen Parzival erklären, den Heinrich kannte aber nicht benutzte. Das Ganze iſt ein kaum durchdringlicher Schwall von Abenteuern, als deren Mittelpunct Gawan zu betrachten iſt; ein zuſammengeſtoppelter Haufen derſelben gewöhnlichen Begebenheiten der Irrenden, wie wir ſie aus ſo vielen Vorläufern ſo überreichlich kennen. Manche einzelne ſind ſogar mit

52) V. 23044.

— anders solt ich sin niht verswîgen, wan in franzois
ir meister Cristîan von Trois sie hart mit lobe prîset —

Vergl. V. 23982.

53) So vermuthet Holland, Chrestien de Troyes p. 242.

leichten Veränderungen zwei, dreimal wiederholt. Alle Plan-, und Zwecklosigkeit dieser Romane, alle ihre Albernheiten, Gemeinheiten und Uebertreibungen kehren hier wieder, alles noch einmal übertrieben und breit getreten, obgleich dabei jeden Augenblick behauptet wird, der Dichter vermeide alle Unmaße und Breite. Wo das wirklich geschieht, ist es für die mechanische Weise des Poeten noch bezeichnender: wie denn wohl kein naiveres Geständniß von herzloser Zusammenreimerei gemacht werden kann, als unser Heinrich an einer Stelle thut, wo er es ablehnt, die Klage der Weiber um einen Gestorbenen auszuführen, — weil schon andere Weiber andere Todte in seinem Werke mehrfach beklagt haben! Ist etwas in dem Gedichte, was leise in einen neuen Geschmack überführt, so ist es die unverholenere Art, mit der hier schlüpfrige Stellen, über welche andere Dichter mit Schalkheit und Kürze wegzugehen pflegten, ausgemalt werden, um die stumpfer werdenden Sinne der Leser zu reizen. Solche Stellen gehen nun bald fast in jede epische Erzählung ein. Solch eine Stelle ist hier die Kußscene zwischen dem Schwanritter und der Jungfrau in der Barke, besonders aber die freche Schilderung von Gasozeins Angriff auf die entführte Ginevra. Im Enenkel werden wir hernach der verfänglichen Scene zwischen Achill und Deidamia begegnen. Ganz besonders auffallend ist, wie dergleichen in den Titurel eingeht. Der Dichter dieses Werks, der so heftig gegen Ovid loszieht, der einen so andächtigen Ton annimmt und seine ganz poetische Welt so heilig stellt, daß er aussagt, die Zucht jener Zeiten und Menschen sei so gewesen, daß solche Dinge selbst den bloßen Worten nach verborgener gewesen wären, als nun in Werken am Abend und Morgen, dieser Dichter bringt doch mehrfach eine sehr lüsterne Scene, in der sein reiner Held Schionatulander sich zum Abschiede eine sehr raffinirtunschuldig ausgedachte Gunst von der Geliebten ausbittet, und von der reinen Sigune auch erhält. Aehnlicher Art ist das Gedicht von der Heidin[54]), dessen Mittelpunct

54) Die kürzeste und nach Bartschs Ansicht ursprünglichste Fassung dieser beliebten Märe ist die in einer bekannten Pommersfelder Handschrift (gedruckt in

die lüsterne Obscönität ist, daß die Heldin, eine heidnische Vermählte, ihrem christlichen Ritter die Wahl läßt zwischen der Minne ober- oder unterhalb ihrer Gürtelringe. Im Wolfdietrich ist das Abenteuer des Helden mit der Heidin Marpalia ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten in der Krone; diese Dinge sind nur mit dem ärgsten in Boccaccio oder Arioſt zu vergleichen. Je später hin, desto mehr vergröbert sich dann der Geschmack der Liebesgeschichten. Im Malagis werden im Gegensatz von den kindischen Neigungen der Flore und Blanscheflur, der Schionatulander und Sigune die Helden mit Frauen verbunden, die sehr füglich ihre Mütter sein könnten.

Es begreift sich von selbst, daß die in die Welt der Poesie, der Sage und Geschichte immer tiefer und breiter eingeführte Gesellschaft jener Zeiten sich an den stereotypen Tafelrundromanen allmählich sättigen und nach neuen, verschiedenartigen, ja möglichst gegensätzlichen Stoffen begehren mußte. Ein solcher Uebergang wurde fast gleichzeitig in drei oder vier ganz verschiedenen Richtungen gemacht. In der Einen verfolgte man den Weg der Selbsterfindung neuer Mären, aber so, daß man willkürlich aufgegriffene Sageuelemente mit neueren, geschichtlichen Persönlichkeiten, bekannten Oertlichkeiten, gegenwärtigen realen Verhältnissen in Beziehung brachte, die Welt der Wunder und Abenteuerlichkeiten mehr oder minder brüsk verließ und auf den Boden einfacherer Wirklichkeit zurücklenkte. In der Zweiten warf man sich auf vereinzelte kurze Erzählungen, theils auf Geschichten von ern-

---

Bartschs Mitteld. Gedichten. Bibl. des lit. Vereins. Stuttg. 1860.), worin der christliche Held nach völligem Sieg die Heidin ihrem Schicksal überläßt. In zwei verschiedenen Bearbeitungen, dem näher stehenden Wittich vom Jordan (in einer Gothaer Handschrift), den Pilterich einem Rüdiger von Hünchhoven zuschreibt, wohl dem Rüdiger dem Hunthover, von welchem die Erzählung vom Schlegel (in B. d. Hagens Gesammtabenteuer) ist, und der abweichenderen Heidin (in derselben Sammlung von B. d. Hagen), sind den namenlosen Gestalten der kürzeren Erzählung Namen, und außer anderen Zuthaten am Schlusse die Wendung gegeben, daß der liebende Christ (in dem letzteren Gedichte Alpharius) die Heidin, wie in dem Willehalm der französischen Sage, entführt und tauft. Zingerle (Germ. 9, 29 ff.) hält den Wittich für die älteste Gestalt der Sage.

ſterem, ſelbſt legendenhaftem Stoffe, theils auf Schwänke von ſcherzhaftem muthwilligen Inhalte, der dann gleichfalls immer der lebendigen gegenwärtigen Welt und Zeit entnommen iſt. In der Dritten griff man, rückkehrend zu jenen Stoffen von Karl Alexander und dem Trojanerkrieg, dieſe halbgeſchichtlichen Sagen wieder auf, womit die höfiſche ritterliche Dichtung im 12. Jh. war eingeleitet worden, und die wieder in einer anderen Weiſe aus der phantaſtiſchen Mährchenwelt mehr in die Wirklichkeit herüberleiten. Dieſem Einen allgemeinen Kennzeichen der großen Metamorphoſe in der Dichtung dieſer Zeit des abſinkenden Ritterthums ordnen ſich in verſchiedenen Graden die drei angegebenen neuen Richtungen unter, die wir zunächſt einzeln zu verfolgen haben; in einem großen Gegenſatze dazu liegt dann der gleichzeitige Rückgang aus der weltlichen Sage zu der Legende, in welcher der Wunderwelt auf dem legitimirten geiſtlichen Gebiete ein um ſo breiterer Raum noch für lange Zeiten geöffnet blieb. In jenen drei bezeichneten Richtungen, in einer oder mehreren zugleich, begegnen wir den drei Namen Rudolfs von Ems, Konrads von Würzburg und des Strickers, die wir als die Hauptvertreter der Hartmann-Gottfried'ſchen Schule in dem Spätherbſt der höfiſchen Kunſt nannten; den Stricker haben wir bereits ſelbſt in der didaktiſchen Dichtung thätig gefunden, die man als eine vierte Abzweigung der realiſtiſchen Tendenzen der ſich ändernden Zeit bezeichnen mag. Den Weg in der erſtangegebenen Richtung der moderner und realer gefärbten, pſeudo-geſchichtlichen Romane eröffnet uns der Dienſtmann zu Montfort, (der ſich ſelbſt in ſeinen Schriften nur mit ſeinem Vornamen nennt, deſſen voller Name aber, Rudolf von Ems († um 1254), von einem ſeiner Nachahmer genannt wird[55]) in ſeinem um 1235 verfaßten Wilhelm von Orlens[56]. Als der erſte Chorführer dieſer neuen

55) Von Joh. von Würzburg in deſſen Wilhelm von Oeſterreich. Cod. Pal. 143. Bl. 88a. Von Ems Ruodolf, der vil hât getihtet u. ſ. w.

56) Cod. Pal. N. 323. Das Werk iſt von Fr. Pfeiffer vollſtändig zur Herausgabe vorbereitet. Ueber die Zeitbeſtimmung ſ. Bartſch, Germ. Studien 1, 6.

Gattung wäre wohl ein Gedicht von „Herzog Friedrich von der Normandie" zu nennen, das Kaiser Otto (IV) aus dem Wälschen hatte überſetzen laſſen, von dem wir aber nur Kunde haben aus einer ſchwediſchen Ueberſetzung, die auf Veranlaſſung Euphemia's, der deutſchen Gemahlin König Hakon Magnuſſens von Norwegen, 1301 oder 1309 verfaßt wurde[57]. Der kleine Abenteuerroman endet mit genauer Angabe der Regierungszeit, des Todes, der Nachkommenſchaft des Helden, der über neuzeitliche Länder herrſcht, aber mit Artus' Helden turniert und mit einem wunderkräftigen Ringe ausgeſtattet iſt, während ſonſt alles übrige in natürlicher Alltäglichkeit verläuft. Das kleine Gedicht iſt eine einheitliche zuſammenhängende Erfindung: Friedrich, der einen Zwergkönig Malerit von ſeinen Bedrängern und einen Gamorin von Schottland aus der Gewalt eines Rieſen befreit, empfängt dann von Beiden Doppeldienſt und Dank, indem ſie ihm behülflich ſind, die ſchöne Florie, die der Welt verborgene Tochter des Königs von Irland, zu entführen, in deren Gemach und Liebe ſich der Herzog durch den unſichtbar machenden Zauberring des Zwerges hineinſtiehlt. — Das Werkchen ſcheint in Zuſammenhang zu ſtehen mit einer deutſchen, nur in Bruchſtücken erhaltenen Dichtung[57a], in der ein Fürſtenpaar von der Normandie, Conſortin und Criſante, eine ähnlich benannte Tochter Duleiflorie in gleicher Abſperrung halten. — Und ſo gab es noch ein drittes, niederrheiniſches, zunächſt wohl aus der niederländiſchen Ueberſetzung eines franzöſiſchen Originals entlehntes Gedicht von einem Normannenherzog Heinrich, das der Mittheiler eines erhaltenen Fragments (Bartſch in der Germania 5, 356) gleichfalls in den Kreis der Dichtungen zählt, „die an

---

57) Herausgegeben von Ahlſtrand in den Samlingar utgivna af Svenska Fornskrift-Sällskapet. Tom. III. Heft 2. 1853; zugleich mit einer alten däniſchen Ueberſetzung.

V. 3201. Thenne bok ther ij hær hôra,
henne lot kesar otte gôra
ok vænda aff valsk ij thyzt maal.

57a) Altd. Blätter 1, 238. Bibl. Hoffmanni Fallersl. Leipz. 1846. p. 29.

hiſtoriſche Namen und Localitäten romantiſche Fahrten und Abenteuer anlehnen." Da uns dies Alles abgeht, ſo müſſen wir in der Reihe dieſer Poeſien den Vortrit dem Wilhelm von Rudolf von Ems laſſen, dem geſchworenen Verehrer Gottfrieds von Straßburg. Rudolfs Vorliebe für Triſtan und Gottfried iſt in ſeiner Alexandreis ſo nachdrucksvoll ausgeſprochen, daß man ſich dabei den Seitenblick auf Wolfram [58]) eben ſo gut erklärt, wie die Beſchaffenheit des Gedichtes, von dem wir reden. Der Wilhelm von Orlens iſt wie ſo Vieles unſerer alten Literatur früher ganz unverſtändig als eines der ſchönſten Denkmäler der altdeutſchen Dichtung überſchätzt worden, indem man ihn wohl über Wolfram's Willehalm geſetzt oder gefunden hat, daß er ſich „unter allen übrigen Aventiuren am nächſten dem Triſtan anſchließe." Edelſtein und Glas gleichen einander oft, heißt es im Eraklius, und dieſe Aehnlichkeit der Werke der Meiſter und der Nachahmer hat vielfach unſere altdeutſchen Forſcher getäuſcht. Wir dürfen in dem Gedichte, obwohl doch nur ſtellenweiſe, den zierlichen, Gottfried nachgeahmten Vortrag rühmen, deſſen Ton oft ſelbſt in Nachbildung ſeiner kühnen verſchlungenen Perioden wohl getroffen iſt. Was aber die Märe ſelbſt angeht, ſo findet ſich in ihr, obzwar ſie nach einem durch den Grafen Johann von Ravensburg vermittelten franzöſiſchen Gedichte überſetzt ward, das unſtreitig völlige Erfindung eines matten Poeten iſt, ſo viel plump und ungeſchickt von Gottfried Entlehntes, daß man aus dieſen Zuthaten Rudolfs die Hülfloſigkeit ſeines dichteriſchen Genius wohl kann erkennen lernen. Zuerſt iſt (um von jener nachgeahmten Einladung der alten Dichter zu ſchweigen) der Tod der

---

58) Einleitung zum 2. Buche des Alexander:

Daz ander rîs ist drûf gezogen, starc und manige wîs gebogen,
wilde guot doch spæhe, mit fremden sprüchen wæhe,
daz hât gebelzet ûf den stam von Eschenbach her Wolfram,
mit wilden âventiuren kunde er die kunst wol stiuren —

dagegen heißt es von Gottfried V. 3060:

— der nie valschen trit
mit valsche in sîner rede getrat.

Blanſcheflur (im Triſtan) in dem der Ylie copirt. Sie hört von dem Tode ihres Mannes mit großer Gefaßtheit, ſie geht, ohne Weinen und Schmerz zu verrathen, fröhlich zu ſeiner Leiche, erhebt eine Klage und ſtirbt. Das verſteinerte Herz der Blanſcheflur bleibt hier unglücklicherweiſe bis zum Tode beredt und geſchwätzig; oder der Tod der Getreuen fließt unbegreiflicherweiſe aus Hoffnung und Standhaftigkeit. Der junge Wilhelm von Orlens kommt an den engliſchen Hof und wird mit der jungen Amelye, die er nachher entführt und durch die er auf den engliſchen Thron gelangt, erzogen. Die Kinder erzählen ſich gegenſeitig von Puppen- und Jagdſpiel, und die Weichlichkeit im Triſtan und Flore begegnet uns wieder. Als das Mädchen noch kindlich und harmlos blieb, wollte ihr der Knabe ſeine Liebe entdecken. Sie fragt ihn einſt um die Urſache ſeiner Trauer und begreift, als er ihr nun ſeine Eröffnungen macht, ſeine Sehnſucht und die Art ſeiner Liebe nicht; eine jener beliebten naiven Scenen wird eingeleitet: er ſpricht von Wunden, die ſie ihm ſchlage, aber, ſagte ſie, ſie habe ja keine Waffen; ſie liege ihm an ſeinem Herzen, beſchwört er; aber ſie ſäße ja da und er dort, wirft ſie ihm ein. Allein der naive Ton des Veldeke iſt weg; dieſe Scene verhält ſich zu dem Geſpräche der Lavinia und ihrer Mutter, wie der Tod der Ylie zu Blanſcheflur's. Der Dichter zehrt, wie alle Dichter dieſer Zeit, vom Dageweſenen, ohne im Stande zu ſein, es zu erreichen; es ſchreibt ein Poet, der einigen offenen Sinn, große Vorbilder, wenig ſchaffendes Talent hat. Jene Scene des Veldeke erregt ein innerliches Wohlgefühl, aber hier fehlt dem Dichter die Empfindung, und mit der Empfindung der Ausdruck, und man ſieht ihm das Nachdenken auf der Stirne, wo man im Veldeke das lachende Herz erkennt. Bei dieſem quält ſich die alte wohlerfahrene Mutter vergebens ab, der unbefangenen Tochter einen Begriff von der Minne beizubringen; allein hier iſt die Zeit ſchon merklich fortgerückt: dem vierzehnjährigen Knaben gelingt das beſſer, und wie Amelye gar nicht verſtehen will, wie ſie ihn lieben ſoll, ſo erklärt ers ihr aufs praktiſchſte: ſie ſolle ihn zum Manne nehmen!

Man ſieht wohl, wie hier die Poeſie in Proſa hinabgleitet und dies iſt dann weiter in den Sonderbarkeiten der Fall, in den Turnierfahrten, die der Liebende zu Ehren der Geliebten macht, in dem Gelübde ſich mit Hunger ums Leben zu bringen, als Amelye ihn nicht erhören will. Zeigt ſich das proſaiſche Gemüth des Dichters ſchon in ſolchen Zügen, ſo zeigt es ſich in der Wahl und Behandlung des ganzen Gegenſtandes, eben in den Eigenheiten, die jene neue Klaſſe realiſtiſcherer Romane charakteriſiren, noch mehr. Die Erzählung dreht ſich um Perſonen wie aus der Gegenwart, um ganz neu ritterliche Sitte, um die perſönlichen, häuslichen Verhältniſſe, um das Mein und Dein, um Lehnſitte, Erbfolge, Vermögensverwaltung und Verzinſung. Wenn der Held reiſt, ſo zieht er nicht mehr als Irrender, ſondern mit einer Hofdienerſchaft; er nimmt Geld mit und gute Lehren, mit dieſem Gelde hübſch ſparſam zu ſein; Alles geht natürlich und einfach und ziemlich gewöhnlich zu. Neben den phantaſtiſchen Abenteuerromanen nimmt ſich dies aus, wie die bürgerliche und Genremalerei der Niederländer neben der klaſſiſchen Malerei der alten Italiener. Und auf belgiſchem Boden wird auch die Originaldichtung entſtanden ſein, in der das Geſchlecht Gottfrieds von Bouillon verherrlicht wird, der nach dem Schluſſe des Gedichtes von dem Herzog von Brabant, dem Pflegevater des Helden Wilhelm, abſtammen ſoll.

Ganz des ähnlichen Charakters iſt die kurze Erzählung von dem Schwanritter[59], die gefälligſte, leider nur lückenhaft erhaltene Erzählung Konrads von Würzburg, die in ihrer nächſten Quelle auf dieſelbe Heimat hinweiſt, da hier die Wittwe des im heiligen Lande geſtorbenen Gottfried von Bouillon die Hauptrolle ſpielt. Dieſe Quelle Konrads iſt ein zweitheiliges, wohl in Brabant entſtandenes, franzöſiſches Gedicht[60], die umfaſſendſte Geſtaltung der viel verbreite-

59) In den altdeutſchen Wäldern. tom. 3 Ausg. von Fr Roth. Frankf. 1861.

60) Le chevalier au cygne; in v. Reiffenbergs monuments pour servir à l'hist. des provinces de Namur etc. 4, 1—142. Die Einleitung handelt ausführlich über die Sage und ihre Veränderungen.

ten und viel localisirten, auch in Deutschland in verschiedenen Gestalten behandelten Schwanrittersage. Der erste Theil dieser Dichtung ist eine alte nordische Sage, die sich bei den Angelsachsen in einem ganz legendarischen Charakter an König Offa (bei Saxo König Uffo von Dänemark) knüpfte: die Sage von einer, vor den blutschänderischen Anmuthungen eines Vaters geflohenen Tochter, die dann in ihrem Elend rasch zu einer fürstlichen Verbindung gelangt, von einer bösen Schwiegermutter aber mit ihrer Nachkommenschaft tödtlich gehaßt und verfolgt wird. In diese Sage nistete sich, und zwar in ganz verschiedener Weise, ein Hang ein, dem wir später die gröbsten Entartungen der Ritterepik häufiger werden fröhnen sehen, wie es früher schon in einzelnen Spielmannsdichtungen bemerklich war, der Hang, neben den übersteigerten menschlichen Figuren der Romane wie zum Gegensatze Bestien eine Rolle zu geben. In der Umbildung unserer Sage von der bösen Schwiegermutter in dem französischen Macaire oder der Königin Sibille[61]) ist der berühmte Hund des Aubri in gottesrichterlichem Zweikampfe der Retter der verfolgten Gattin und Mutter; in der Variation der Sage in dem französischen Schwanritter verleumdet die Schwiegermutter ihre in Abwesenheit des Gatten mit Siebenlingen niedergekommene Sohnesfrau, sie habe sieben Hunde geworfen, die dann im Verlauf der Fabel Alle bis auf Einen, Namens Helias, in Schwäne verwandelt, die sechs Schwäne aber weiterhin, wieder bis auf Einen, zu ihrer menschlichen Gestalt hergestellt werden. In einem zweiten ganz lose verknüpften Theile des französischen Gedichtes nun verklagt ein Graf von Blankenburg die verwittwete Herzogin von Bouillon, sie habe ihren Gatten vergiftet; sie soll einen Kämpfer für ihre Unschuld stellen; der Helias des ersten Theiles erscheint auf einem Kahne, von seinem Schwan gebliebenen Bruder gezogen. Er siegt, vermählt sich mit der Tochter der Herzogin unter der Bedingung, daß sie nie nach seiner Herkunft frage und verschwindet auf demselben

61) Ed. Guessard. Paris 1867.

Schwanenſchiffe, als ſie die Bedingung bricht. Nach unſerem Ermeſſen iſt dies einfach eine heraldiſche Erfindung zu Ehren der Grafen von Geldern, Cleve und Rieneck; wir haben daher entfernt nichts von dem Muthe unſerer Mythologen, die dieſer Sage vorwerfen, ſie verſtehe ſich ſelbſt nicht mehr, und ihr daher den Staar ſtechen: die ſie alſo, die Einen, mit der altnordiſchen Sage von Skeaf oder ſeinem Sohne Scyld identiſch finden, weil dieſer oder jener als Kind ſchlafend auf einer Getreidegarbe in einem ruderloſen Schiffe an das Land ſeiner ſpäteren Herrſchaft getragen wurde und nach ſeinem Tode auf demſelben Schiffe, nach ſeiner Anordnung, wieder den Wellen überlaſſen wird; während Andere in dem Schwanritter den nordiſchen Vali, den Rächer Baldurs herausſpähen, oder in der ganzen Sage einen Naturmythus von dem Wechſel zwiſchen Sommer und Winter, oder die indiſche Sage von der Geburt des Fiſchma herausſpähen. Uns feſſelt für die Charakteriſtik der literariſchen Epoche, in der wir ſtehen, weit mehr, daß unſer Konrad in ſeinem Gedichte jenen mährchenhaften erſten Theil ganz wegließ und den zweiten Theil, in den aus dem Reich der „fremden Wunder" nur der völlig räthſelhaft gelaſſene Schwanritter hereinſpielt, allein behandelt und dies zwar in einer noch viel realiſtiſcheren Weiſe, als die franzöſiſche Erzählung. Die Wittwe des Herzogs Gottfried von Bouillon, Mutter nur Einer Tochter, iſt von ihrem Schwager, dem Herzog von Sachſen, aus ihrem Beſitze, dem Herzogthum Brabant, verdrängt, in welches ſie ihr Gatte durch letztwillige Verfügung unter Wahrung aller rechtlichen Formen eingeſetzt. Sie führt nun bei König Karl, der ins Land kommt des Rechtes zu pflegen, ihre Klage; der Beklagte wendet den Brauch männlicher Erbfolge in Brabant ein; der König verordnet, die eigentliche Rechtsfrage einer gerichtlichen Unterſuchung vorbehaltend, in einem poſſeſſoriſchen Verfahren, (das der Dichter, der hier ganz unabhängig von ſeiner Quelle arbeitet, aus der ſchon ſeit Anfang des Jahrhunderts über Süddeutſchland verbreiteten Praxis

kannte[62]) die Rückgabe des willkürlich entzogenen Beſitzes; worauf der Herzog an den höheren Richterſpruch des Gottesurtheils appellirt. Man ſieht, wie hier das Intereſſe an dem gewöhnlichen Leben und den alltäglichen Verhältniſſen der Gegenwart die Abenteuerlichkeit des Mährchenſtoffs in dem franzöſiſchen Originale kurzweg bei Seite. ſchiebt. — Sehr bald nun wagte man ſich in dieſer neuen epiſchen Richtung, wie in den Fortſetzungen der Arthurromane, von den Entlehnungen an eigene Erfindungen. Von einem niederdeutſchen, mehr an Wolframs Weiſe angelehnten Dichter ritterlichen Standes, Berthold von Holle aus dem Hildesheimiſchen, der 1251—70 in Urkunden nachgewieſen iſt[63]), gab es drei Dichtungen, von welchen der Crane (1250—60), der auf einer mündlichen Erzählung des Herzogs Johann von Braunſchweig (reg. 1252—77) beruht, faſt ganz erhalten iſt[64]). Des deutſchen Kaiſers Tochter Acheloyde ſoll der Preis des beſten Turnierhelden ſein. Die Liebe knüpft ſie an Gayol, den Sohn des Königs von Ungarn, der mit zwei Genoſſen im Dienſte des Kaiſers war; ſie hatte ihnen die Namen Kranich, Staar und Falke gegeben, um ſich verſtohlen über ſie unterhalten zu können. Crane-Gayol geht um ſich zu Hauſe zum Turnier auszurüſten, wo er ſeinen Vater geſtorben und den Marſchall Aſſundin im Beſitz der Regierung, aber treu und ergeben findet. Mit ihm Kleid und Rolle tauſchend ſiegt Gayol nun als König Aſſundin, dem alſo Acheloyde, obwohl ſie lieber mit dem Marſchall Crane entflohen wäre, den Preis zuerkennen muß; da aber Aſſundin vermählt iſt, ſo bleibt ihr doch frei, den Marſchall zu wählen, worauf eine große Beſtürzung des Vaters erfolgt, die dann durch Aufklärung des Sachverhältniſſes gehoben wird Ein zweiter Theil, das elende Machwerk eines recht gewöhnlichen Handwerkers, gleitet dann in den Stil der Abenteuer-

62) So hat R. Schröder in einer intereſſanten Abhandlung in Haupts Zeitſchrift. 13, 139—75 ausgeführt.

63) Groteſend, Berthold von Holle. 1865.

64) Ed. K. Bartſch. Nürnberg 1858.

romane über, während der erſte Theil ſich ganz unter die Dichtungen unſerer neuen Gattung einreiht, die ſich in der Proſa der Alltäglichkeiten gefallen und aus aller Fabelwelt entfernt halten in reizlos trockener Erzählung. Von weitem griff dieſer Ton auch in die Arthurromane dieſer Spätzeit ſelber über: wie es denn in den Werken des Pleiers charakteriſtiſch iſt, daß im Meleranz ſchon alles ganz nüchtern und natürlich abgeht, im Tandarois ſchon der Stand der Kaufleute achtungsvoll hervorgehoben wird, daß Meleranz, obwohl der Artusfamilie angehörig, zum König von Frankreich gemacht wird. Auch die beiden andern Werke Bertholds, Demantin und Daripant, zwiſchen welchen der Crane der Zeit nach in der Mitte liegt, waren nach den geringen Bruchſtücken, die uns übrig ſind, zu urtheilen von derſelben Art, in den Kreis der Dichtungen gehörig, „die an ſcheinbare Geſchichte ſich anlehnend reine Phantaſien ſind." Wir werden die Gattung in ſpäteren Gedichten von Friedrich von Schwaben und Wilhelm von Oeſterreich, von Heinrich dem Löwen und Reinfrid von Braunſchweig fortgeſetzt finden.

Der Schwanritter Konrads liegt auf einer Uebergangsſtelle, durch die wir zu ſeiner eigenen, und zu der Thätigkeit nicht weniger anderer Zeitgenoſſen auf dem Gebiete der kleinen Erzählung, in der zweiten von uns bezeichneten Richtung, gelangen. Waren wir in den letztbeſprochenen Arthur'ſchen Abenteuern wie in den pſeudo-hiſtoriſchen Romanen auf den Boden reiner Erfindung gerathen, ſo berührt ſich, im vollen Gegenſatze hierzu, der Schwanritter mit jenen weitverbreiteten zu einer Art Gemeinbeſitz aller Welt gewordenen Novellen von ſehr verſchiedenem, oft ſehr gemiſchtem, ritterlichem, antikem, legendariſchem Inhalt, an welchen die fein ausgebildete Erzählkunſt ſolcher Dichter, wie Konrad und Rudolf am erfolgreichſten zu verwerthen war. So gilt unter Rudolfs Werken für das gelungenſte die Erzählung von dem guten Gerhard[65], die ſchon vor

65) Ausg. von Moritz Haupt. Leipzig 1844.

Wilhelm von Orlens (nach neueſten Unterſuchungen um 1225), gedichtet war. Mit irgend einer höheren Erwartung darf man freilich auch an dieſe Dichtung nicht herantreten, deren Mährchenſtoff man in einer älteren rabbiniſchen Sammlung nachgewieſen hat[66]). Einfache klare Erzählung macht eben noch lange keinen Dichter. Was iſt am Ende das Lob eines Boccaccio, was hat das Lob unſers Hartmann ſein können, an deſſen armen Heinrich die Geſchichte vom guten Gerhard noch am erſten erinnert? Wir wollen den gutmüthigen Rudolf ſo rügen, wie er ſelbſt es wünſcht: wir wollen ſeiner Märe nicht ſpotten und zu gut annehmen, was er in guter Meinung ſchrieb; wir können aber doch die Wahrheit nicht verſchweigen, denn auch ſie iſt, in guter Meinung geſprochen, gut. Kann man aus einem höheren Geſichtspunct ſelbſt nur dieſe Erzählkunſt und dieſe Charakteriſtik billigen, da hier der beſcheidene Gerhard, der dem ruhm- und prahlſüchtigen Otto dem Rothen entgegengeſetzt, deſſen Selbſtbeſcheidung und Entfernung von Selbſtanrechnung ſeiner Gutthaten ſo ſtark hervorgehoben iſt, zuletzt ſein eigenes Lob ganz in dem freigebigſten Tone eines dritten, ganz in dem wortreichſten Fluſſe eines Dichters die Geſchichte ſeiner Beſcheidenheit erzählt: wie er eine Jungfrau aus heidniſcher Sclaverei loskauft, die er eben ſeinem Sohne vermählen will, als ſich ein früherer Bräutigam einſtellt, deſſen Anſprüche er ohne weiteres achtet. Sieht man indeſſen von allen höheren Anforderungen ab, ſo iſt der ſchlichte Vortrag im Gerhard gefällig und das ähnliche Verdienſt muß Konrad von Würzburg in den ähnlichen Materien noch im höhern Grade zuerkannt werden. So eignet ſich Konrads Erzählung von Engelhard und Engeltrut[67]) mehr als anderes dazu, ſein Talent in ein vortheilhaftes Licht zu rücken. Den Inhalt bildet eine weltbürgerlich ausgebreitete Sage von aufopfernder Freund-

66) Germ. 12, 59. Auf die weitere Rückführung des jüdiſchen Mährchens auf eine indiſche Quelle (ib. 12, 310) zu verweiſen, geht uns gegen das kritiſche Gewiſſen.

67) Ausg. von Haupt. 1844.

ſchaft, die mit ſehr ſtarken Varianten im Thatſächlichen, dem Geiſte nach in Oſt und Weſt in einerlei Sinn erzählt wird, die in 1001 Nacht und bei Petrus Alphonſus, bei Boccaz und Haus Sachs begegnet und in Proſa und Verſen, in epiſchen und dramatiſchen Formen durch alle Völker ging. Gegenſeitige Lebensrettung eines Freundes durch einen Freund, von welchen der Erſtgerettete, um ſeinen ausſätzig gewordenen Retter mit dem Blute der Unſchuld zu heilen, ſein eigenes Kind opfert, dies iſt der Inhalt der Sage von Amicus und Amelius, zweien mythiſchen Soldaten König Karls, die in der Lombardei als Märtyrer verehrt wurden, deren lateiniſche Legende zuerſt ein Raoul Tortaire noch im 11. Jh. in vulgare Verſe gebracht hatte, die dann von einer Dichtung in Tiraden aus dem 12. Jahrhundert, Amis et Amiles, verdrängt wurde, an welche ſich ſpäter eine Sohn- und Enkelgeſchichte im Jourdain de Blayes anhing[68]), womit aber die cycliſche Erweiterung noch lange nicht abgeſchloſſen war[69]). Eine geſonderte Gruppe bilden die verwandten, an St. Jago's Wunder geknüpften Erzählungen von den beiden Jacobsbrüdern[70]), die in Deutſchland erſt in ſpäten Dichtungen erſchienen, während von der Variante Athis und Prophilias, die ſich im Bienenbuch von Thomas von Cantimpré erzählt findet und in Frankreich von Alexander von Bernay behandelt wurde, in Deutſchland ſchon um 1190—1200 eine nur in Bruchſtücken erhaltene Dichtung[71]) vorhanden war, die ſich durch metriſche Verdienſte, durch die Beſtrebung nach regelmäßigem Wechſel der Hebungen und Senkungen, nach Veldeke's Vorgang, auszeichnet. In dieſer

---

68) Beide herausgegeben von C. Hofmann. Erlangen 1852. Nach dem Herausgeber exiſtirt die Sage auch deutſch behandelt in einer Münchener Handſchrift.

69) Eine Ueberſicht der Literaturgeſchichte dieſer Sage gibt d'Héricault l. l. p. 68 ff.

70) Franzöſiſche Ueberlieferung: Le dit des trois pommes (aus dem 14. Jh.) ed. Trébutien. Paris 1837.

71) Herausg. von W. Grimm. Berlin 1846. Weitere Bruchſtücke wurden mitgetheilt in den Abh. der Berliner Akademie. 1852. S. 1.

Geſtalt der Sage wird der eine Freund todtkrank aus unüberwindlicher Liebe zu der Braut des Andern und geheilt durch die Entſagung des Verlobten, der dann ſeinerſeits ins Elend gerathen von dem durch ihn Beglückten, unerkannt, erſt ſcheinbar verlaſſen, dann, erkannt, aus Todesgefahr unter eigener Gefahr des Freundes, errettet wird. In einer Miſchung der beiden Hauptvarianten der Sage, unter einzelnen Rückgriffen auf die Geſchichte von den Jacobsbrüdern erzählt dann Konrad dieſe Märe von ächter Freundestreue: wie Engelhard und Dietrich die Tochter des Königs Frute von Dänemark, Engeltrut, lieben und von ihr geliebt werden; wie ſie ſich für den Erſteren blos der Aehnlichkeit ihrer Namen wegen entſcheidet, wie ſie den Geſtändigen nach Weiberart, die Willige unwillig, abweist, dann ihm als er todtſiech niederliegt geſtändig wird und ihm zuletzt den Preis der Minne gewährt. Ein Neider verräth ſein Glück; Engelhard leugnet ſeine Sünde; ein Zweikampf ſoll entſcheiden; ſchuldbewußt fordert er ſein Ebenbild, ſeinen Freund Dietrich auf, für ihn zu kämpfen; dieſer ſiegt, erhält die Engeltrut zur Gattin und liegt bei ihr, durch das ſcheidende Schwert getrennt; wie Engelhard mittlerweile bei Dietrich's Weibe deſſen Rolle vertrit. Bald ſtirbt König Frute, Engelhard erbt das Reich, die Rollen werden wieder getauſcht. Ueber lange aber bekommt Dietrich die Miſelſucht; nur das Blut von Engelhard's Kindern ſoll ihn heilen, und Engelhard bedenkt ſich nicht, dieſen die Köpfe abzuſchlagen; ein Wunder aber ſtellt ſie wieder her. Man ſieht leicht, wie ſich auch hier, wie in jenen ſcheingeſchichtlichen Romanen, unverträgliche Dinge anfangen zu miſchen, Form und Inhalt ſich zu widerſprechen. Im Anfang bildet die Erzählung ein Seitenſtück zu den weichen Minnegeſchichten, die wir zuletzt erwähnten, doch iſt der ſonſtige Schmelz dieſer Scenen nicht mehr erreicht; dann bietet der Rollentauſch der Männer eine jener kitzlichen Situationen dar, die aber der ehrbare Konrad nicht in dem Stile der Zeit ausbeutet. Der Zweikampf ſcheint eine Beſtätigung der Gottfried'ſchen Anſicht von den Gottesurtheilen werden zu ſollen, aber der ernſte Ausgang bezeichnet

vielmehr den Sinn des abſinkenden 13. Jhs., wo man in der Litera-tur die religiöſe Aengſtlichkeit und Zerknirſchung hervorbrechen ſieht; wie denn Konrad in dem kleinen Gedichte von der Welt Lohn, in einer an die Perſon des Wirnt von Gravenberg geknüpften Allegorie, den allgemeinen Rath gibt, die Welt fahren zu laſſen um die Seele zu bewahren. — Noch größeren Beifall und entſchiedenere Anerken-nung hat Konrad in ſeinen noch kürzeren und einfacheren Erzählungen gefunden, in welchen von tieferen pſychiſchen Problemen keine Rede war. Dieſe Stücke ſind wohl (wie auch der Schwanritter) zum größ-ten Theile in ſeiner Jugend in Würzburg, eines davon, der Otto mit dem Barte, während ſeines Aufenthalts in Straßburg, auf Bitte des Domprobſtes Berthold von Triesberg (1260) geſchrieben[72]. In einem der früheſten, dem Turnier von Nantes (das ihm Pfeiffer wegen der Wiederholung von 22 Verſen die ſich im Schwanritter finden ab-ſprechen wollte, während Bartſch dieſe Selbſtentlehnungen grade als eine Eigenheit Konrads nachwies), iſt die Kunſt der poetiſchen Rede noch an eitel Aeußeres verſchwendet: es iſt die bloße Darſtellung eines Turniers zwiſchen Deutſchen und Wälſchen, die um den König Richard von England und um den von Frankreich in zwei Parten geſchaart ſind; es iſt als ob ein junger Poet ſich in der Beſchreibung ritterlicher Herrlichkeiten vorüben, als ob er ſich in ſeiner Schilderung der Wappenkleider zu den Knappen reihen wollte, die „von den Schil-den und den Helmen ſprechen"; wie denn der Herausgeber das Werkchen „den älteſten Beleg der ſpäter um ſich greifenden Herolds- und Wappendichtung" nennt. Dagegen in dem Schwanritter, den Roth noch vor dem Turnier entſtanden glaubte, war ſeine gewandte Erzählungsgabe ſchon an einem edleren Gegenſtande erprobt, und ſo

72) Sie ſind in v. d. Hagens Sammlung „Geſammtabenteuer" aufgenom-men, die meiſten aber auch in einzelnen reineren Ausgaben zu leſen: Otto mit dem Barte, hrsg. v. Hahn. 1838. Der werlte lön, v. Fr. Roth. 1843, der auch das Herzmähre 1846 und den Schwanritter herausgegeben hat; das Turnier von Nantes und die Lieder Konrads ſind aus Roths Nachlaſſe von Bartſch edirt im Anhange zu Partonopier.

werden dieſe kleinen Stücke allgemein als das empfehlendſte unter ſeinen Arbeiten angeſehen. So urtheilte der Herausgeber des Otto, der Geſchichte von der Treue und beſcheidenen Tapferkeit eines Ritters Heinrich von Kempten, daß unſerem Konrad zumeiſt die kurze Erzählung gerecht war, „die ihm einen ſchlichten Stoff bot, den er kurz und lebhaft in gewandter Sprache und leichten Verſen darſtellte.“ Eben um dieſes formalen Verdienſtes willen preiſt ihn auch der Herausgeber des Engelhard; „ſein Blick beherrſche keinen weiten Geſichtskreis und dringe nicht in den innerſten Kern menſchlicher Dinge; aber was der Ueberlieferung leicht abzugewinnen war, das male er in jener Erzählung mit beſonderem Geſchicke und mit gleichmäßiger Zierlichkeit aus.“ Und wenn ſo die Neueren ſein Talent zu der kleinen Erzählung hervorheben, ſo ſcheint auch ſchon die damalige Zeit ebenſo geurtheilt zu haben, die, wie es in größeren Werken mit Wolfram's Namen geſchah, ſo Konrads Namen benutzte, um die kurzen Erzählungen Anderer [73]) mit demſelben fälſchlich zu ſchmücken und zu empfehlen.

In Einer Gattung der Erzählkunſt kurzer Geſchichten zum Zwecke leichter Unterhaltung hat ſich Konrad nicht verſucht, und zwar in dem ergötzlichſten Zweige derſelben, dem humoriſtiſchen, dem eben jene Zeit in gleich großer Vorliebe und Geſchicklichkeit oblag. Anſtoß und Beiſpiel zur Pflege dieſer Gattung war zur Seite der lateiniſchen Vagantenpoeſie zuerſt aus den gelehrten Kreiſen gegeben worden. Schon ſeit dem 12. Jh. waren verſchiedene lateiniſche Sammelbücher entſtanden, ausgegangen von hierarchiſch oder weltlich geſinnten, asceti ſchen oder frivolen Laien oder Geiſtlichen, verfaßt zu dem ſittenrichterlichen Zwecke, in den darin geſammelten Erzählungen von knapper runder Form, einer Unmaſſe von Beiſpielen, Geſchichtchen und Anekdoten aus der wirklichen oder wirklich geglaubten Welt, der Zeit einen

73) So die „Birne“ in dem Geſammtabenteuer“ 1, 211, und der Heinz von Rothenſtein ebd. 189. Die „Klage der Kunſt“ dagegen (im altd. Muſeum 1, 62) ſprach ihm Wackernagel mit Unrecht ab.

Spiegel vorzuhalten, in welchem Hof- und Weltleben, Mönch- und Kirchenweſen vor Aller Augen ihre Blößen ſollten aufgedeckt ſehen. Der Policraticus von Joh. von Salisbury (1159) und das ihm nachgeahmte Buch von Walther Map de nugis curialium (ed. Wright. 1850,) ſind in entgegengeſetzter Richtung, mitten unter dem Ringkampfe der päbſtlich und königlich Geſinnten an dem Hofe Heinrichs II von England entſtanden; ſo in Deutſchland die otia imperialia von Gervaſius von Tilbury, die 1212 dem Kaiſer Otto IV gewidmet ſind[74]; wogegen der dialogus miraculorum des Mönchs Cäſarius von Heiſterbach (ed. Strange. 1851) und das Bonum universale de apibus (um 1263) von dem Dominicaner Thomas von Cantimpré, bei Cambral (ed. Colvenerius. 1627) aus dem Kloſter hervorgingen, beide ſchon Urkunden aus der Zeit, in welcher die Anſprüche des Pabſtthums durchgefochten waren, in welcher der finſtre, wunderſichtige und wunderſüchtige Mönchgeiſt in dieſem Siege neue Stützen gefunden hatte. Alle dieſe Werke wechſeln in gleicher Miſchung zwiſchen Lehre und Erzählung, Ermahnung und Erlebniß, Betrachtung und Beiſpiel; uns iſt hier nur die thatſächliche Seite von Intereſſe, die eingeſtreuten, wohlerzählten kleinen Geſchichtchen von der vielgeſtaltigſten Art: witzige und alberne Anekdoten, Schwänke aus der Scandalchronik der Laien und Kleriker, der Kloſter- und Weltgeiſtlichen, neben den profanſten Mährchen und Schnurren aber auch Legenden und Viſionen, neben dem Anziehendſten das Abſtoßendſte, neben dem pikant Muthwilligen das ſtupid Abergläubiſche, neben dem Gemeinen und Niedrigen das Thaumatiſche und Thaumapoetiſche, neben den obſcurſten Erzählungen von Verſuchungen und buhleriſchen Teufeln und den ſpaßhafteſten Kampfſpielen zwiſchen dem Teufel und der Mutter Gottes um die armen menſchlichen Seelen die niedrigſten auf Abſchreckung zielenden Schandergeſchichten, Alles in buntem Durcheinander. Dieſe Beiſpiele der Lateiner nun, (die man

74) In Leibniz' SS. Brunsvic. I. u. II. In Auszügen von Liebrecht. Hannover 1856.

geiſtliche „Novellen“ genannt hat, mit einem Namen, den man billig jenen romantiſchen, viel variirten weltbürgerlichen Dichtungsſagen überläßt, zu welchen dieſe kleinen, dem Ort und Tag entſprungenen, für das gegenwärtige Geſchlecht vorgetragenen, zwar auch weit gewanderten, aber wenig gewandelten Anekdoten in einem graden Gegenſatze liegen,) dieſe Beiſpiele wirkten in dieſen Zeiten überall auf die Vulgardichtung herüber, wie die kirchliche Polemik der Vaganten auf die Rügedichtung der ritterlichen Sänger übergewirkt hatte. Sie traten hier nicht in ſyſtematiſcher Ordnung und Sammlung, nicht in ethiſchen Zwecken auf, ſondern vereinzelt, im Reize der poetiſchen Ausführung breiter und behaglicher erzählt, ganz dem Zwecke fröhlicher Unterhaltung gewidmet; nur bei unſerm Stricker tragen die enger gefaßten Beiſpiele mehr den ethiſch-lehrhaften Charakter der Erzählungen der lateiniſchen Exemplificatoren. Unter den Franzoſen trat in dieſer Zeit Rutebeuf (ed. Jubinal. 1837) als der Meiſter in dieſer Gattung der Fabliaux auf, deren ſatiriſche Bitterkeit gegen die Standesüberhebungen des ritterlichen und geiſtlichen Lebens in der geiſtreichen, verſtandesſcharfen Nation beſonders treffenden Ausdruck und begierige Leſer fand. Auch in Deutſchland beſitzen wir, ſeit der Gilcheſer mit dem Reinhart Fuchs den Reihen eröffnete, eine Menge von ſolchen Schwänken[75]) und „Abendmährchen“; wie Von der Hagen ſie bezeichnete: „Ritter- und Pfaffenmährchen, Stadt- und Dorfgeſchichten, Wunderſagen und Legenden“, die ohne tiefere Zwecke, zur Kurzweil, als „Wendunmut“ geſchrieben ſind, um etwas zum Lachen zu ſteuern. In dieſen kleinen Stücken, z. Th. Gemeingut der ganzen Welt, iſt die Kunſt der heiteren Erzählung und lebendigen Darſtellung auf ihrer Höhe; dem Inhalt nach ſind ſie der verſchiedenſten Art: Tenzonen, Allegorien, Novellen- oder Romanſtoffe ins Kurze

75) Vieles davon findet ſich gedruckt in Laßbergs Liederſaal, in Von der Hagens Geſammtabenteuer (Stuttg. 1850), in den Erzählungen aus altdeutſchen Handſchriften von A. v. Keller (Stuttg. 1855. für den lit. Verein.), die ſchon in die ſpätere Zeit des 14. Jhs. hinüberleiten.

gezogen, kitzliche Rechtsfälle, ſophiſtiſche Probleme, Streiche der Einfalt und Schlauheit, der Schalkheit und des Betrugs, Mährchen, Anekdoten, mit oder ohne moraliſche Anwendung. Das Heiligſte wird aufs ärgſte verſpottet, in Entblößung des Unſittlichen das Unglaublichſte geleiſtet, in lüſternen Minnegeſchichten vor Allem der derbſte und ſaftigſte Humor ausgelegt. Denn in nichts ſind ſie erfinderiſcher als in Schlüpfrigkeiten, in nichts muthwilliger als wenn es über die Ehe hergeht, in nichts ſchelmiſcher oder blasphemiſcher, als wenn es den Mönchen und Nonnen gilt: ſo hat man neuerdings zwei Traveſtien des pater noster und ave Maria veröffentlicht [76], die nicht nackter enthüllen könnten, wie es unter den Schweſtern Anne und Elſe und den Brüdern Herzeger und Otte und all den tugendlichen Kindern herging, die darauf ſannen, den Samen der Kloſterminne zu mehren. In der Kunſt, dergleichen Obſcönitäten recht zu würzen, haben Franzoſen und Italiener in Deutſchland damals ihre glücklichen Nebenbuhler. Gern heben dieſe Schwänke die Kehrſeite der Welt heraus; ſie ſtellen das niedere, bürgerliche Leben häufiger dar, als die höheren, ritterlichen und höfiſchen Stände; man bleibt in der Heimat, in Stadt und Dorf, in Kloſter und Haus. Statt der Unnatur der Ritterromane treffen wir hier daher überall auf geſunde Beobachtung des wirklichen Weltlaufs. Denn in ihrer Verſetzung in die alltägliche Wirklichkeit gerathen dieſe kleinen Dichtungen in einen unwillkürlichen oder gewollten, abſichtlichen oder unabſichtlichen Gegenſatz gegen die Idealwelt, die ſublime Hofzucht, den ſubtilen Minnedienſt der Romane und erinnern uns, daß auch in jenen Zeiten Menſchen unſeres Fleiſches und Blutes waren. Der ganze Vortrag, ob ernſt in ernſten Gegenſtänden, oder kitzlich in muthwilligen Stoffen iſt das gerade Gegentheil des Romanſtils: markig, zur Sache, in den behaglichſten Schilderungen fern von der müdehetzenden Weitſchweifigkeit der Epiker, wie mit Bewußtſein kurz und gut; „zu

76) Germ. 14, 405.

viel geredet", fragt ein ſolcher Erzähler gelegentlich ſelbſt, „wozu taugt das?" Weiter auf das Einzelne einzugehen, ſcheint uns nicht unſere Aufgabe; wir begnügen uns, in der Note[77]) eine Anzahl von Männern zu nennen, die auf dieſem Gebiete gearbeitet haben.

Es iſt ein ſeltſamer Gegenſatz, wenn wir Dichter, wie das Dreiblatt Stricker, Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg, die ſich als Meiſter grade in der kleinen Erzählung bewährten, Alle zugleich mit den ausgedehnteſten Reimwerken beſchäftigt finden. Alle drei fielen, wie wir bereits andeuteten, in dieſen Zeiten der Abblüte der höfiſchen Kunſt auf dieſelben Gegenſtände, womit die Pfaffen Konrad Lambrecht und Herbort die Aufblüte derſelben eingeleitet hatten. Wir haben oben die Zweifel des Strickers kennen gelernt über ſeinen Beruf zum Dichten, und wie dies bei ihm die Folge hatte, daß er mit der Zeit die umfangreichen Werke fallen ließ und ſich auf engere lehrhafte Beiſpiele einſchränkte. Aehnliche Scrupel haben auch Rudolf von Ems befallen, dem häufig die Gedanken kamen, ob er das Dichten nicht lieber gar aufgäbe[78]). Statt daß auch Er ſich aber in das Kleinere zuſammengezogen hätte, ſchritt er grade zu immer langathmigeren Unternehmungen vor und machte im Verhältniß zu dem wachſenden Umfange ſeiner Werke Rückſchritte in ſeiner Kunſt. Bei des Strickers Umarbeitung von Konrads Rolandslied (um 1230)

77) Von der Hagen führt als namentlich bezeichnete Verfaſſer ſolcher kleiner Stücke auf: Jakob Appet, den Freudeleeren, Heinz den Kellner, Heinrich von Freiberg, Dietrich von Glatz, Hermann Freſſant, den Hufferer, Niemand, Rafold, Rüdiger den Hunthofer, Rüdiger von Munre, Ruprecht von Würzburg, Sibot, Volrat, den Briolsheimer, den Zwickauer, Herrand von Wildonie und andere ſonſt bekannte.

78) Wilhelm von Orlens V. 9863 ff.: Er dachte oft:

lâ varn dîn getihte, man hât ez nû ze nihte!
als ich mir diz gedenke, zehant ich widerwenke
und denke in den sinnen mîn: nû, wer sol dir lieber sin,
denne dû dir selben bist? waz ob z' etelicher frist
dir ein danc noch widervert, dâ von dir lîhte wirt beschert
êre, sælde, werdekeit? sô liebet mir diu arbeit
und tihte aber fürbaz.

könnten wir uns nur aus äußerlichen Gründen länger verweilen wollen, die uns für unsere Zwecke minder wichtig sind. Der Umdichter ist auch an diese seine umfassendste Arbeit mit dem stets gleichen Mistrauen in seine Gaben gegangen: die große Rede wäre ihm eigentlich zu schwer, sagt er im Eingang: er versehe sich aber der Hülfe Gottes, der selbst einem Vieh geholfen und Bileams Eselin reden gemacht. Nach der Zahl der erhaltenen Handschriften und den späteren Benutzungen zu urtheilen, ist sein Karl des Stoffes wegen viel beliebter gewesen als sein Daniel von Blumenthal. Er hat das Gedicht in strenger Folgerichtigkeit in reine Verse gebracht, in der Sprachgewandtheit, die diesen geschulten Zeiten eigen war, so daß sich seine Zuthaten immer glatt weg lesen, obgleich sie farblos sind; an den Stellen, wo er Konrads Text beibehält und nur umreimt, wird man bei der Vergleichung lieber die gedrungene Sprache Konrads in dessen roheren Versen und Assonanzen lesen, als die flüssigen Umschmelzungen des Strickers. Seine Vergleichung mit Konrad ist übrigens, was die Materie angeht, interessanter geworden, seit man sie mit der späteren Ueberarbeitung des Rolandliedes im Karlmeinet zusammenhalten kann. Es geht daraus hervor, was schon oben bei Konrad erwähnt ward, daß der Stricker wie der Compilator des Karlmeinet eine andere (nach den jüngeren französischen Texten umgearbeitete) Redaction von Konrads Roland vor sich hatten, welcher der Stricker freier, der Karlmeinet treuer, nicht selten beide in wörtlicher Uebereinstimmung folgen; eine Redaction, die viele Abweichungen und Erweiterungen, namentlich gegen den Schluß hin ausweist. Dem Stricker eigenthümlich ist sein Eingang, der eine Jugendgeschichte Karls, eine Vorgeschichte von Karls Aufenthalt bei König Marsilies und seiner Liebe zu dessen Schwester enthält, die in dieser Gestalt nirgends sonst begegnet; und die unser Zusammenreimer übrigens ohne jede Spur eines Nachdenkens seinem Rolandliede vorsetzte: König Marsilies wird später bei dem Uebergang zu dem eigentlichen Rolandsange (V. 941) eingeführt als ob vorher nicht die Rede von ihm gewesen wäre; so

wie weiterhin die zwei Verfolger des jungen Karl, seine Stiefbrüder, in dem Rolandliede selber V. 9106 genannt werden, aber weder als seine Brüder noch als seine Feinde.

Die weitschichtigen Arbeiten Rudolfs von Ems liegen der Zeit nach zwischen des Strickers Roland und dem Trojanerkriege Konrads von Würzburg, der seine Laufbahn erst nach Rudolfs Tode begann, in dessen Alexandreis er noch nicht genannt ist. Auch Rudolf hat nach einer Stelle seiner Weltchronik einen trojanischen Krieg gedichtet, der verloren ist; sein Alexander[79], den Pfeiffer der Zeitfolge nach (1241—50) hinter den Wilhelm von Orlens reiht[80], ist wahrscheinlich unvollendet geblieben; von zehn Büchern sind fünf und ein Theil des sechsten erhalten. Das Ganze wäre ein Werk von vielleicht 50000 Versen geworden. Von Seiten des gewählten Stoffes und der Behandlung bildet das Gedicht eine erwünschte Mitte zwischen dem Wilhelm und der Weltchronik von Rudolf, um in steigenden Verhältnissen zu versinnlichen, wie in diesen Geistern die Poesie der Prosa wich. Die Grundlagen seiner Arbeit gibt der Dichter selbst in der Einleitung des vierten Buches an: zuerst den Leo (liber de preliis), die Hauptquelle Lambrechts; dann den „weisen Pfaffen" Curtius Rufus, der die von Leo unbeschriebenen Schlachten geschildert hätte; außerdem hat er den Josephus, den Methodius und anderes Geringfügigere zu gelegentlichen Einschaltungen benutzt. Die erhaltenen Theile gehen, mit Ausnahme des ersten Viertheils des Gedichtes, selten aus den historischen Ueberlieferungen über Alexander hinaus und reichen bis auf Curtius VII, 7. Nichts würde aber interessanter sein, als wenn die romantischen Theile der Sage von Rudolf wären vollendet worden und zur Vergleichung mit Lambrecht vorlägen, mit dem er hier aus Einer Quelle gearbeitet hätte. Die Behandlung würde in ganzer Fülle ausweisen, daß Ru-

79) Hs. in München. cod. germ. 203.
80) Münchner Gel. Anz. 1842. N. 70.

dolf der höheren Empfänglichkeit für das Schöne baar war, die dort Lambrecht ſo trefflich bewährte. Es geht dies ſchon aus dem Anfang ſeiner Arbeit hervor, wo er die häßliche Geſchichte von Nectanebus, die Lambrecht in wenigen Zeilen verurtheilte, in etwa 1000 Verſen nach jener albernſten Ueberlieferung erzählt, die den Alexander gleich im Beginne ſeiner Laufbahn zum Vatermörder macht; noch mehr aber folgt es aus dem ausgeſprochenen Sinne von Rudolfs ganzer Arbeit ſelbſt. Er hat wie ein Gelehrter den Stoff zu ſeinem Werke, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, „compilirt"; er will ihn vollſtändig liefern, und verzichtet daher von vornherein auf den Ruhm, „langen Sinn mit kurzen Worten zu begreifen"; er rühmt ſich der geſchichtlichen Berichte, die er voranſtellt; er bildet ſich etwas auf ſeine Quellenforſchung ein; er war vor Allem auf „ungelogene Wahrheit" aus, nicht auf jene innere, ideale, künſtleriſche Wahrheit, die Lambrecht erſtrebte, ſondern nach der Wahrheit der Autoritäten. Unter dieſen benutzte er den Curtius obenan, den er noch in einem vollſtändigeren Texte als wir, aber mit nicht allzugründlicher Sprach- und Sachkenntniß las[81]. Man begreift, daß dieſe chroniſtiſche Dichtung von Schlachten und Heerzügen, von Städteeinnahme und Landpflege, von Verſchwörungen und Prozeſſen ein eintöniges reizloſes Ganze von gereimter Proſa bilden muß. Noch mehr nähert ſich das Gedicht der Reimchronik an jenen Stellen im fünften Buche, wo erſt kurz die Reihe der perſiſchen Könige vor Alexander, weiterhin ein Ueberblick der jüdiſchen Königsgeſchichte nach der Bibel, nach Joſephus und Hieronymus, und dann aus Methodius' Prophezeihungen die Epiſode von dem Geſchlechte Ismaels, von Gog und Magog, in den Curtius eingeſchaltet wird. Dieſe chriſtlichen Autori-

81) Zacher, dem ich die freundliche Mittheilung ſeiner Abſchrift des Rudolfiſchen Alexander danke, machte mich aufmerkſam, daß der Dichter in Curtius 7, 4 für fluviatili pisce muß fluvio Tili geleſen haben, weil er V. 20884 vische ûz dem Tile überſetzt. So hat er anderswo (3, 1), die Interpunction überſehend, aus der Inſel Lesbos (V. 4957) einen „Herren und Degen" gemacht.

täten gehen dann unſerem Rudolf, den wir auch als einen eifrigen Legendendichter werden kennen lernen, über den Curtius. Wo er in ihnen eine Erwähnung Alexander's fand, es mochten auch die abgeſchmackteſten Wundergeſchichten ſein, verſäumte er nicht, ſie am rechten Orte als ein umſichtiger Compilator einzutragen. Auch ſeine Grundanſicht von dem Helden und ſeiner Sage hat er ſich nach dieſen Gewährsmännern gebildet. Rudolf iſt für die Bedeutung ſeines Gegenſtandes nicht ſtumpf; die Lehre von der Welt Eitelkeit, die Er wie das ganze Mittelalter daraus zog, konnte ihm doch die Größe des Helden nicht verleiden; er verſteht den Zweifel, den er aufgeworfen las, ob es wunderbarer wäre, daß dieſer Mann je den Wahn faßte die Welt zu erobern, oder daß er ſie wirklich gewann, ob Entwurf oder That das Beſtaunenswerthere ſei. Und wenn er dann dem Unterſchied der Beweggründe in Alexander's Thaten von denen ſeiner Ritterwelt nachdenkt, wenn er ſich (V. 7636 ff.) geſtehen muß, daß Alexander's Ritterſchaft ſelten „um Weibes Lohn", ſondern aus Hochſinn um Gut und ewigen Ruhm warb, ſo iſt er der Lambrechtiſchen Anſicht und Auffaſſung nahe auf der Spur. Aber dieſe Anſicht vernichtet er ſelbſt wieder, wenn er dann ſeinen Helden wiederholt als das bloße Kind eines ſeltenen Glückes darſtellt und dieſes Glück nach Joſephus' Anleitung auf die Gunſt Gottes ſchiebt, der ihn zu ſeiner Geißel erkoren, um an der Heidenſchaft ſeinen Zorn zu büßen. Dieſem innerſten Geiſte der Auffaſſung entſpricht auch die äußere Form. Trotz ſeiner geſchichtlicheren Quelle gelingt Rudolf das alterthümlich ächtere Verſtändniß der Sage nicht, die Lambrecht ſelbſt über den phantaſtiſchſten Stoffen feſthielt. Alles in der Darſtellung iſt ritterlich moderniſirt, wie bei Veldeke und Herbort, wie bei Konrad von Würzburg. Die griechiſchen und perſiſchen Helden ſchlagen ihre Schlachten nach den franzöſiſchen Kunſtausdrücken der Ritterſchaft; die Rede fließt dem Dichter erſt da recht, wo er gewohnte Gegenſtände der Romane zu behandeln hat, wo er ein Zelt und einen Hof ſchildert, einen Prunkeinzug beſchreibt, wo von Alexanders Milde die Rede iſt, wo

die Weiber auftreten, vollends wo Er der Dichter ſelber erſcheint. Da gleitet er in die herkömmlichen Spiele mit rührenden und grammatiſchen Reimen redſelig über, die gerade in einen ſo hiſtoriſchen Stoff wenig einpaſſen wollen.

Rudolfs letzte Arbeit iſt ſeine Weltchronik (zwiſchen 1250 und 54). Wir kehren mit dieſem Werke zu allen den Eigenthümlichkeiten jener Zeit zurück, in der die Kaiſerchronik entſtand. Die Zweifel der halben hiſtoriſchen Gelehrſamkeit an der Wahrheit der Sagen und Dichtungen, die in der Blütezeit der Ritterpoeſie von dem Geiſt der Zeit überwunden worden waren, machen ſich hier wie ſchon im Alexander breit; und wir werden alsbald weiter anführen, wie ſich religiöſe Bedenken in dieſe Zweifel einmiſchen, und auch die Legende wieder in Schwung bringen, die zur Zeit der Kaiſerchronik der Hauptgegenſtand der dichteriſchen Erzählung war. Dieſe doppelſeitige Richtung der Poeſie und der Poeten wird in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. ganz allgemein. Zu dieſer Zeit trat in der niederländiſchen Literatur jener Maerlant auf, der die Loſung zum Abwerfen der Romane gab, worauf dann ganze Reihen hiſtoriſcher Reimchroniken folgten, die den Kern der alten Literatur der Niederlande bilden; ſo werden wir gleichzeitig und ſchon früher auch bei uns die Reimchronik hervortreten ſehen, in der das Geſchichtliche Zweck und Hauptſache iſt. Wie nun die Alexander- und Trojanergeſchichten ſchon in der Mitte zwiſchen Dichtung und Geſchichte lagen, ſo noch mehr die ſagenhaften Reimchroniken von Rudolf und Enenkel, die wenigſtens noch nicht neue Geſchichte in trockenen Berichten enthalten. Von dieſen hat die Rudolf'ſche Chronik eine außerordentliche Bedeutung erhalten. Die vielfachen Fortſetzungen und Bearbeitungen, die Maſſe der Handſchriften, die man nur in irgend einem Handbuche der Literatur überblicken darf[82]), zeigen uns, wie weit verbreitet dieſe

82) Grundriß von Büſching S. 225 ff. Maßmann, Kaiſer-Chr. 3, 167 ff.

Chronik war und wie wohl Rudolf die Zeit verstand und ihren Geschmack mit richtigem Takte traf. Nach neueren Untersuchungen [83] muß man zwei Recensionen dieser Chronik, deren eine sich in ihrem Prologe an König Konrad IV, die andere in dem ihrigen an Landgraf Heinrich von Thüringen (1247—88) richtet, als zwei verschiedene Werke auseinander halten, von denen das erstere dem Rudolf, das andere einem ungenannten thüringischen Nachahmer zuzuschreiben ist, der unmittelbar nach Rudolf's in Italien 1254 erfolgtem Tode dessen Werk fortsetzte und in seinem Namen dichtete, wie der Titureldichter in Wolfram's. In jenem ist die alttestamentliche Geschichte bis zu Salomo's Tode geführt; dieses jüngere umfaßt daraus nur Moses, Josua und einen Theil der Richter. Rudolf's Quelle ist die Bibel, in wenigen Stellen die scholastica historia des Petrus Comestor, Gottfried von Viterbo und der Polyhistor des Solinus; die eingeflochtene Erdkunde hat er, nach Maßmann, aus einerlei Quelle mit dem Geschichtspiegel des Vincenz von Beauvais, der als Rudolf starb noch nicht vollendet war [84]. Die andere Recension, die Rudolf's Werk nachahmte und benutzte, und stellenweise, wie Maßmann (K. Chr. 3, 87) gezeigt hat, auch überarbeitete, schließt sich eng an die historia scholastica, überträgt die Einleitung und Schöpfungsgeschichte des Gottfried von Viterbo, und nennt diesen als ihre Quelle, obgleich er nur für die Einleitung benutzt ist. Wie sich beide Werke berühren und kreuzen, wie vier oder fünf verschiedene Handschriftsgruppen auseinanderzuhalten sind, muß der, den diese Arbeit der Mühe werth dünkt, anderswo aufsuchen. Die pseudo-rudolfische Arbeit gefiel besser, man erweiterte sie mit fremden Zusätzen, man

83) Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems. Von Vilmar. Marb. 1839. Dazu Maßmann in der Kaiserchronik III.

84) In einer Bearbeitung der Rudolfischen Chronik aus dem 13. Jh., der Cristherrchronik, findet sich ein vollständiges, von Zingerle (Wien 1865) herausgegebenes Compendium der Geographie in mehr als 1500 Versen, aus Plinius' Naturgeschichte, wiewohl nicht unmittelbar geschöpft.

ſetzte die falſche Einleitung dem ächten Werke vor[85]). Wie dieſe Chronik ſich im Laufe der Zeiten geſtaltete, wie ſie in der Bearbeitung Heinrichs von München im 14. Jh. und in den weiteren Anſchwellungen dieſer Arbeit ausſieht, iſt ſie eine Haupturkunde für das Sammelweſen dieſer Zeit. Sie wird, wie eine neue noch überbotene Kaiſerchronik, ein ungeheurer Wuſt von griechiſch-römiſcher und orientaliſcher Sage oder Geſchichte und heimiſcher Volksdichtung in wunderbarer Verwirrung. Theile anderer Werke ähnlicher Art, der Repegowiſchen, der Enenkel'ſchen, der jüngeren Kaiſerchronik, Theile des trojaniſchen Kriegs von Konrad, geiſtliche Dichtungsſtücke, ganze Maſſen der franzöſiſchen Sagen von Karl und Wilhelm von Oranſe drängten hinein[86]). Wie ſie dagegen in der ächten und einfachſten Geſtalt ausſieht, in der ſie aus Rudolf's Händen kam, iſt und bleibt ſie das langweilige Werk eines langweiligen Dichters. Die fromme Entäußerung haben wir bei dieſem Geſchäfte anerkannt, obgleich auch dies in einem Manne, der über die Sündlichkeit ſeiner weltlichen Dichtungen ſchwachmüthig in Angſt iſt, nicht jenen wohlthuenden Eindruck macht, wie die ſelbſtvergnügliche Weihe, die ein Otfried über ſeiner Arbeit empfand. Bedeutung haben dieſe bibliſchen Geſchichten wohl dadurch, daß ſie dem Volke im 14. und 15. Jh. den Inhalt der heiligen Schriften nahe legten, obwohl die Erweiterungen derſelben mit lauter weltlichen Sagen wohl ausweiſen, daß man dies Werk nicht ſo ſehr gerade um dieſes Inhalts willen ſuchte. Sonſt hätte man wohl auch am wenigſten den Enenkel und Aehnliche zur Erweiterung benutzt. In die Ueberarbeitungen der Rudolf'ſchen Chronik gingen nämlich auch Beſtandtheile der Schriften Jans des

85) So im Cod. Pal. N. 146 Die ächte Rudolfiſche Chronik enthält Cod. 327, die falſche Cod. 321.

86) S. im Grundriß von Büſching über die Hſſ. von Gleinick, Kremsmünſter und Wolfenbüttel. Einen Auszug aus einer 1415 in Tramin an der Etſch von einem Prieſter Joh. von Eßlingen geſchriebenen Weltchronik, der die Rudolfiſche mit allen ihren Fortſetzungen bis auf Joh. von München zu Grunde liegt, gab Diemer in den Sitzungsberichten der k. k. Akad. 6, 480 ff.

Enenkels (nach 1250) ein, eines Wiener Bürgers, der ein Fürstenbuch von Oesterreich und als Einleitung dazu eine Weltchronik reimte[87]). Beide gehören noch dem dichterischen Gebiete mehr an, als dem geschichtlichen; das Fürstenbuch ist für die östliche Sagengeschichte von Oesterreich so interessant, wie die Kaiserchronik für die des gesammten römischen Reichs; es ist voll von angenehmen Geschichtchen, Anekdoten und Späßen, trägt in Stoff und Erzählung das Novellenartige bei vielem Volksthümlichen, die Behandlung ist noch ganz frei von historischer Beschränkung und zielt auf nichts weniger als auf geschichtliche Treue ab; es führt vielmehr das Gegebene mit so viel poetischer Freiheit aus, wie nur in irgend einem Romane geschehen konnte. Dasselbe ist auch der Fall mit der Weltchronik. Sie begnügt sich nicht mit dem biblischen Stoffe, mit der Ausbeutung der Rudolf'schen und Kaiserchronik allein, sondern sie verflicht damit aus der poetischen Sage den trojanischen Krieg, die Thaten des Alexander und die Sagen, die sich zum Theile in der Kaiserchronik finden. Und in welchem Tone die Erzählung hier und da behandelt ist, das darf man nur in den Scenen zwischen Achill und Deidamia und der damit verbundenen Geschichte von der Schwangerschaft ihres Vaters nachsehen. Hier findet man, an der Stätte wo Nithart dichtete, die plumpen und zotigen Schnurren des Bauernschwankes in die Stoffe getragen, mit denen sich schon Herbort von Fritzlar Aehnliches erlaubt hatte.

Wie Rudolf, so langte auch Konrad von Würzburg erst gegen das Ende seiner Wirksamkeit bei den weitschichtigsten seiner Werke an. Er war bürgerlichen Standes und wanderte von Würzburg über Straßburg nach Basel, wo die Mehrzahl seiner Gönner wohnte deren er rühmende Erwähnung thut, und wo er, wahrscheinlich von einer Seuche weggerafft, mit Frau und zwei Töchtern an

87) Jenes ist gedruckt in Rauchs Scriptt. I, 252. Dieses benutzte ich in Cod. Pal. 336.

Einem Tage (31. Aug. 1287) ſtarb [88]). Hier dichtete er (außer dreien ſeiner Legenden, auf die wir zurückkommen) auf Veranlaſſung des Baſeler Herrn Peter des Schalers 1277 ſeinen Partonopier, der ſich unvollendet bis über 21000 Verſe ausdehnt, und für den werthen Sänger Dietrich den gleichfalls nicht beendeten trojaniſchen Krieg, der mit den Zuſätzen eines unbekannten Fortſetzers mehr als 50000 Verſe umfaßt, von welchen über 40000 aus Konrads Feder floſſen. Von den Zweifeln, die Rudolf und der Stricker über ihren Dichterberuf hegten, war Konrad in dieſer ſeiner fruchtbaren Thätigkeit unbeirrt. In ſeinen beiden, in gleichem Sinne geſchriebenen Einleitungen zu Partonopier und dem Trojanerkriege klagt zwar auch er über die hinſchwindende Pflege der Kunſt, über die Seltenheit ächter Meiſter, über die ſchädliche Maſſe der Stümper. Es ſeien der Lerchen zu viele, die nun die Welt betäuben, zu viele der Unfähigen die ſich Dichtens nicht beſſer verſtünden, als Er mit einem Blei durch einen Quaderſtins zu brechen: ſo daß nothwendig, da ſie ſo gemein geworden, der Preis der Dichtung ſinken müſſe. Darum wendeten ſich nun ſo viele Hörer und Leſer theilnahmlos und verſchmähend auch von guter Dichtung weg, da doch die Meiſter in deutſcher Zunge ſo wohl geſungen und geſprochen hätten, wenn man nur gut Bild und Beiſpiel nehmen und, wie vom Baume Blüte und Frucht, aus ihrer Dichtung Kurzweil und guten Rath ſich pflücken wolle. Wie wenig man nun aber auch ihm ſeiner meiſterlichen Kunſt Dank wiſſen möchte, Er will ſein Singen darum doch nicht laſſen, ſondern nur in ſich ſelbſt die Befriedigung ſuchen, welche die Welt der Kunſt verſagt: gleich der Nachtigall, deren Sang aus bloßer Freude am Geſange ſelbſt erklingt, auch wo Niemand ſeinen Klang vernimmt. Aehnlich zeugt auch eine andere Stelle, wo Konrad (Troj. Krieg V. 74) die Dichtkunſt die einzige unter allen Künſten nennt die nicht gelehrt und nicht gelernt werden

88) Nicht auch, wie Wackernagel hartnäckig verfocht, geboren war. Vgl. Denzinger im Archiv des hiſt. Vereins von Unterfranken. 1852. 12, 61.

könne, von einem höheren Begriffe der Kunst; wie er auch sonst (V. 6459) den angeborenen Genius von dem gemeinen Talente, den von Natur Weisen von dem Gelehrten, wohl zu unterscheiden weiß. Es ist dies ein Beweis von einem offenen Kopfe, von jenem passiven Vermögen des Geistes, das man neuerer Zeit in unserer romantischen Schule als eine auszeichnende Eigenschaft hervorgehoben hat, nicht von einer schaffenden dichterischen Kraft. Denn wenn von irgend einer Dichtkunst gesagt werden kann, sie sei gelehrt und gelernt, so ist es Konrads. Ueberschlägt man seine gesammten Werke, so erscheint er überall als ein Markstein an den Grenzen der früheren höfischen, der späteren gelehrten Dichtung; seine Lieder und Sprüche deuten vorwärts auf die geschraubten und gekünstelten Poeten an der Scheide des 13/14. Jhs., unter denen ihm Frauenlob in seiner überschwenglichen Weise ein Denkmal setzte, dem er sich durch seine Gelehrsamkeit empfahl; seine erzählenden Werke weisen rückwärts und suchen sich an die höfische Kunst Gottfrieds von Straßburg anzulehnen. In den formalen Dingen ist er durch große Leichtigkeit und Beweglichkeit des Vortrags, so wie durch die tadellose Reinheit seiner Reime ausgezeichnet; von Seiten seiner metrischen Meisterschaft nannte ihn Lachmann den deutschen Nonnus: er wandelte in dem Bau seiner Verse, wie auch Rudolf und der Dichter des Passionals bemüht waren, auf Gottfrieds Wegen fort, indem er möglichst in dem epischen wie in dem lyrischen Verse jeder Hebung eine Senkung beigab. Von der unlernbaren Kunst der Seelenbeobachtung und Menschenkenntniß aber hat er seinem Meister Gottfried nicht viel anderes abgesehen, als was auf der breiten Heerstraße der Dichtung lag, auf der er allerdings als ein Bestbewanderter verkehrte. Wo es auf äußerliches Ausschmücken, aufs Verschwenden großer Kräfte an kleine Dinge ankommt, da hat er dem Meister mit besserem Erfolge nachgestrebt, obgleich auch da nicht überall mit Geist und dichterischem Sinne abgelernt; denn er hat jene Künste der Beschreibungen und Schilderungen gelegentlich in der geschmacklosesten

Weiſe geübt, gegen die Gottfried ausdrücklich ſeinen verſchmähenden Spott gekehrt hatte: man leſe nur neben deſſen Polemik gegen Wolfram die Stelle im trojaniſchen Kriege von der Hochzeit des Peleus und der Thetis, wo er im Rathe der Unſterblichen den Apoll mit ſeiner Apotheke und Latwergbüchſe auftreten läßt.

Konrads Partonopier und Meliur liegt uns nun im ganzen Umfange gedruckt vor[89]). Er hat das Gedicht aus dem Wälſchen überſetzt unter der Beihülfe, die ihm zwei Baſeler Herren, Heinrich Marſchant und Arnold der Fuchs leiſteten, die ihm das Verſtändniß des Franzöſiſchen vermitteln mußten. Dieſer Unkunde der Sprache ſeiner Quelle iſt der Vortheil beizumeſſen, daß ſich Konrad in ganzer Freiheit bewegte und daher ungehörige Beſtandtheile der Dichtung die ſeinem Geſchmacke nicht zuſagten ausſchied; aber auch der Nachtheil, daß er ſeinem Hange zu redſeliger Breite in ſinnlichen Schildereien freien Lauf ließ, ſo daß trotz den mancherlei Auslaſſungen ſeine Bearbeitung beiläufig den doppelten Umfang des Originals erreichte. Man bezeichnet den Inhalt des Gedichtes als die moderniſirte und umgekehrte Fabel von Amor und Pſyche; alle Aehnlichkeit beſchränkt ſich indeſſen auf die verbotene Nachtbeleuchtung der ſchönen Meliur. Dieſe kaiſerliche Erbin des Throns von Konſtantinopel, die eine Hauptmeiſterin der Gelehrſamkeit und Zauberkunde war, zieht in Kraft ihrer Künſte den 13jährigen Partonopier, unſichtbar für ihre auch ihm unſichtbare Umgebung, in ihren Pallaſt, wo ſie ſich des Nachts, ungeſehen, der Minne mit ihm freut und fortfreuen will, bis er ſo weit gediehen ſei, um ihn öffentlich zum Gatten wählen zu können; durch argwöhniſchen Rath verleitet unternimmt er ſie vorzeitig

89) Aus Pfeiffers Nachlaß herausg. v. K. Bartſch. Wien 1871. Die franzöſiſche Dichtung von Denis Piramus aus dem Anfang des 13. Jhs. iſt aus einer unvollſtändigen Hſ. herausgegeben von Crapelet: Partonopeus de Blois. Paris 1834. Die Bruchſtücke einer genauen niederländiſchen Ueberſetzung bei Maßmann, Partonopeus und Melior. Berlin 1847. Das niederländiſche Gedicht hat allein einen Schluß, der bei Konrad wie in den bis jetzt verglichenen franzöſiſchen Handſchriften fehlt.

zu ſehen, und zerſtört dadurch ihre Zauberkunſt, wie er ihren Ruf und beider Glück dadurch zu zerſtören droht. Der Gegenſtand iſt völlig geeignet zu einem großen Gemälde von ganz ſeeliſcher Natur. Und es ſoll nicht geleugnet werden, daß die Schilderung des Seelenleidens der Meliur nach erfolgter Kataſtrophe eine vortretend gehobene Stelle iſt, und daß es namentlich weiterhin in den Scenen zwiſchen ihr und ihrer Schweſter Irekel, die gleich anfangs Meliurs Zornausbruch über Partonopier misbilligt, nachher den ohnehin mehr verſtellten Groll der Liebenden mit ihren Nachrichten von dem Marterleben des todbegierigen Geliebten bricht und ſie mit kundigem Verfahren ſtufenmäßig zu Reue, Verſöhnung und Liebesgeſtändniß führt, an feinen pſychiſchen Zügen nicht fehlt. Aber zwiſchen dieſen Seelengemälden eingeſchoben ſind dann tauſende von Verſen verſchwendet an Kriegsabenteuer, die der junge Amor auf einer Reiſe nach Hauſe mit den Sarazenen zu beſtehen hat, auf das Turnier, auf dem er ſeine Meliur ſich erſtreiten ſoll, auf die Kämpfe mit dem Sultan von Perſien, der den Schimpf ſeiner Abweiſung durch die Preisrichter zu rächen kommt: in dem Allen verräth ſich die äußerſte Unfähigkeit dieſer versdurſtigen Reimſchmiede, ein inneres Verhältniß der verſchiedenen Beſtandtheile ihrer Dichtungen, ja nur ein richtiges äußeres Verhältniß zwiſchen Haupt- und Nebenſache zu bemeſſen; nach der ganzen Behandlung der letzten Paar tauſend Verſe iſt gar kein Grund zu ſehen, warum das Gedicht nicht ins Endloſe fortgehen ſollte.

Ganz gleich ſteht es mit dem trojaniſchen Kriege[90]), bei deſſen Abfaſſung (ſeit 1281) Konrad nachträglich eine größere Kunde des Franzöſiſchen erlangt haben muß, da er ſich hier ſeiner franzöſiſchen Quelle genauer anſchließt. Mehr als in dem ganz höfiſch gehaltenen Partonopier ſteht hier der Dichter überall mit einem und dem andern Fuße wechſelnd in der Plattheit oder in dem hochpoetiſchen Schwulſte, die ſich in der Dichtung dieſer Zeiten mehr und mehr begleiten oder

90) Ed. A. v. Keller. Stuttg. 1858. Bibliotb. des lit. Vereins. N. 44.

durchdringen. Man darf nur aufſchlagen, etwa die Beſchreibung des Kampfs zwiſchen Hektor und Peleus, oder der Liebesintriguen zwiſchen Jaſon und Medea, zwiſchen Achill und Deidamia, um zu bemerken, daß alles Aehnliche, was der Art früher gedichtet ward, übertroffen werden ſoll und eben dadurch weit dahinter zurückbleibt. Von einem Plane aber in der Ordnung des Stoffes, von einem dichteriſchen Entwurfe konnte in einem ſo maſſenhaften Werke begreiflicherweiſe noch weit weniger die Rede ſein, als in einer in ſich beſchloſſenen Fabel wie die des Partonopier. Das Opus iſt ganz in dem Sammelgeiſte dieſer Zeit unternommen, ein Rieſenwerk, das der Dichter ſelbſt mit einem Fluſſe vergleicht, in dem wohl ein Berg verſänke, oder mit einem bodenloſen Meere von Sagen, in das ſich viele Mähren ergießen, wie die Ströme in den Ocean. Als ſeiner Hauptquelle folgt Konrad[91]) demſelben Benoit, den Herbort vor ſich hatte, nur in größerer Freiheit als ſie ſich der ängſtliche Herbort geſtattete; in redefertiger Weitſchweifigkeit breitet ſich Konrad ſo weit aus, wie Herbort in ungelenker Sprache ſtammelnd abkürzte; und während Herbort nur das Eine franzöſiſche Buch benutzte, ſo nahm Konrad, der des Lateiniſchen kundig war, mit Vorliebe andere begleitende lateiniſche Quellen, die Achilleïs von Statius und den Ovid, zu dem wälſchen Werke hinzu[92]), deſſen Lücken auszufüllen, deſſen Brüche zu leimen (V. 276 ff.) von vorn herein ſeine Abſicht war. Gleich im Eingange beginnt er abweichend von Benoit mit dem Traume der Hecuba, mit der Geburt und Jugend des Paris, wo er in der Liebesgeſchichte mit Oenone die fünfte Heroïde von Ovid benutzt, und fährt dann fort mit Peleus' Hochzeit und Achills Geburt und Erziehung, wo er nach Statius greift. Dann erſt folgt der Argonautenzug, mit dem Benoit begann; auch da ſind in den Geſchichten von Jaſon und

91) Wie zuerſt Bartſch (Albrecht v. Halberſtadt p. LXXXVI) nachgewieſen hat.

92) Vgl. Cholevius, Geſch. der deutſchen Poeſie nach ihren antiken Elementen. 1, 112 ff. Dunger, die Sage vom trojaniſchen Kriege. S. 43 ff.

Medea durchgehend Ovids Metamorphoſen benutzt. Und ſo kann man fortwährend die zum Theil ſehr ausführlichen Excurſe verfolgen, in welchen der Dichter bei ſeinen eingeſchalteten Epiſoden die Uebergriffe zu Statius und Ovid wiederholt, wie z. B. bei Erzählung des Raubes der Helena das Liebesverhältniß zwiſchen ihr und Paris nach Ovids Heroiden in einem Zuſatz von faſt 1400 Verſen eingeſchoben iſt.

Es bleibt uns übrig, die beiden letztbeſprochenen Dichter — abſpringend von dieſen halbgeſchichtlichen Dichtungen mit welchen wir ſie eben beſchäftigt fanden — zu einer ganz entgegengeſetzten Thätigkeit auf dem Gebiete der Heiligenſage übergehen zu ſehen. Beide waren wie der Stricker von ſittlicher Seite unbeſcholtene und unbeſcheltbare Männer; ſie hielten ſich von den mancherlei Frivolitäten der Dichtung dieſer Zeiten, denen wir z. Th. ſchon begegneten, ganz frei; von der muthwilligen Stimmung in Enenkels Chronik z. B. wäre bei Rudolf keine Spur zu entdecken. Seine Beſchäftigung mit der bibliſchen Geſchichte und Dichtung ſcheint mehr aus einer Sättigung an der mährchenhaften Poeſie der Ritteraventiuren zu fließen, und dies faßte der Dichter, der jene jüngere Chronik in ſeinem Namen bearbeitete, nach den Zügen auf, die ihm Rudolf, wie wir unten noch näher ſehen werden, in ſeiner Bearbeitung der Legende von Barlaam an die Hand gegeben hatte. Dort blickte der fromme Mann wie reuig auf ſeine weltlichen Dichtungen hin, und ganz in dieſem Sinne ſtellt die pſeudorudolfiſche Einleitung den geiſtlichen Stoff der Chronik (Cod. Pal. 146. Fol. 1—3.) als die beſte Rede hin, die je ein deutſcher Mann gedichtet habe, und ſetzt ihn den lügenhaften Mähren entgegen, die er früher im lieben Wahn auf Ehre und Ruhm mit ſündhaftem Munde gedichtet, ſo daß er nun mit dieſem Gedichte die alte Schuld zu tilgen hofft. Auch dieſer Zug, gaben wir oben an, iſt neben der Richtung auf hiſtoriſche Wahrheit allgemein in dieſer Zeit. Viele berühmte Troubadours ſind nach einem weltlichen Leben eines aſcetiſchen Endes im Kloſter geſtorben. Wilhelm von der

Normandie, der Dichter eines Artusromans (Fregus), ſchrieb ſpäter einen besant de Dieu, in dem er Rechenſchaft von dem ihm verliehenen Pfund gibt und ſein ſündiges Leben bereut. Der Dichter eines Ave Maria [93]), das man fälſchlich dem Konrad von Würzburg zuſchrieb, bedauert, daß er je von Natur und Liebe geſungen habe. Wie dieſes Gefühl der Aengſtlichkeit aufkam und ſich äußerte, und wie es in der Dichtung die Umwälzung hervorbrachte, daß man bei dem gleichzeitigen Zuge nach Geſchichte und geſchichtlicher Wahrheit auch auf die Legende und geiſtliche Dichtung überſprang, wollen wir etwas näher betrachten.

b) Legenden.

Der Glaube an die göttliche Gnade, das Bedürfniß der moraliſchen Unſelbſtändigkeit die mit dieſem Glauben, die Heiligenverehrung, die mit ihm zuſammenhängt, war ſeit Jahrhunderten im Gange und hatte innerhalb der Geiſtlichkeit ſchon eine lange Geſchichte gehabt; während der Blüte des Rittergeſangs unter Waffen und freierer Lebensanſicht war er zeitweilig in den Hintergrund getreten. Sobald das eigenthümliche Sittengeſetz dieſer Klaſſe ſeine Gültigkeit und ſein Anſehen verlor, der Waffendienſt vom Gotteskampf zu Raub und Mord, der Frauendienſt von ſinniger Veredlung der Sitten zu Ehebruch und jeder Gemeinheit, der Hofdienſt von geiſtigem Verkehr und Kunſteifer zu unſchicklicher Unterhaltung ausartete, ſo war es natürlich, daß auch der Gottesdienſt mit dieſer allgemeinen Verderbniß verderbt ward. Und daß alsdann die Dichtungen, die ſich auf dieſen bezogen, wie die Lieder die dem Frauendienſte gewidmet waren und die Epen, welche das ritterliche Treiben abſpiegelten, in ähnlichem Verhältniſſe ſanken, iſt nicht anders zu erwarten. Was nun die religiöſe Denkweiſe, den Gottesdienſt, angeht, ſo ſchien es, als ob die Zeit, die jetzt anfing,

93) Von der Hagen, Minneſinger 3, 343.

die mächtigen, gewaltigen Fürsten auf den weltlichen Thronen nicht mehr zu dulden, und sich nach unmächtigen Häuptern umsah mit denen eher auszukommen war, auch im Himmel die furchtbare Majestät Gottes zu brechen gesucht hätte. Jenes zwölfte Jahrhundert, das sich noch an dem Selbstherrscher Karl freute, das dessen Macht im Friedrich Barbarossa wiederkehren sah und beider Herrschaft mit dem der altjüdischen Könige verglich, jenes Jahrhundert sah auch noch seinen Gott in der Erhabenheit des strengen Jehova und überall spielen die alttestamentlichen Vorstellungen in die Gedichte jener Zeit herüber. Mehr und mehr aber trat nun die Vorstellung von der dreieinigen Gottheit in den geheimnißsüchtigen Köpfen in den Vordergrund; und in welchem Maße dies geschah, das könnte man statistisch am besten in den 60000 Versen der Gesammtdichtung von Willehalm von Orense belegen, wo kein Gebet, keine religiöse Bereitung und Betrachtung angestellt werden kann, ohne von der Dreieinigkeit auszusetzen. Innerhalb der Trinität aber rückte dann der Sohn immer mehr in die vorderste Stelle, in seiner Eigenschaft des Vermittlers zwischen Gott und der Menschheit. Da aber doch in den Vorstellungen von der Gottheit Vater und Sohn identisch zusammenschmolzen, so wurde dann eine neue Vermittlung zwischen der gerechten Gottheit und dem sündhaften Menschengeschlechte, oder zwischen dem unbegreiflichen Wesen des Lenkers der Dinge und dem schwachen Verstande der Sterblichen nöthig. Dieser unserer Sündhaftigkeit und Begriffsschwäche griffen dann die Heiligen unter die Arme und die Märtyrer mit ihren unerschöpflichen Verdiensten. Wir werden also in dieser Zeit die dichterische Bearbeitung der Legenden nicht allein häufiger, wenigstens kunstmäßiger und feierlicher als je zuvor betrieben, sondern auch den ganzen Anstrich des äußeren Lebens in eine heilige Färbung übergegangen finden. Wir stehen in den Zeiten, wo die Heiligsprechungen anfangen viel häufiger zu werden, wo Castilien, Frankreich, England heilige oder fromme Könige auf ihren Thronen sahen. Wollen wir in Deutschland an einem

Beiſpiele ſehen, wie ſich das Leben mit der Poeſie, die Poeſie mit dem Leben ändert, ſo kann man kein auffallenderes anführen, als den Hof von Thüringen. Wir wollen dazu die Züge aus einem uns erhaltenen Leben der heiligen Eliſabeth wählen[94], das (1289 begonnen, aber erſt nach 1297 vollendet) von einem heſſiſchen Geiſtlichen herrührt, wahrſcheinlich einem Eingeborenen von Marburg, das der Heiligen den würdigſten Tempel erbaute. Man iſt aus ſprachlichen, mundartlichen und metriſchen Gründen einſtimmig, in dem Dichter auch den Verfaſſer eines Gedichtes von der Erlöſung[95] zu ſehen: beide Werke verrathen nach gewiſſen redneriſchen und techniſch-metriſchen Eigenheiten in dem Verfaſſer einen entfernten Nachahmer Gottfrieds, einen Kenner der höfiſchen Klaſſiker, einen gelehrten, des Lateins, der Ton- und Baukunſt kundigen Geiſtlichen, der ſich im Uebrigen ſeiner dichteriſchen Blöße bewußt iſt: ſie trit auffallender in der Erlöſung, dem wahrſcheinlich früher geſchriebenen Gedichte, hervor, deſſen bibliſcher Stoff uns in poetiſcher Form nur erträglich ſcheint in jenen Arbeiten des 9. Jhs., darin man gleichſam der noch ungetauften Sprache ſelbſt die chriſtlichen Myſterien offenbarte, während die geleckten Phraſen der höfiſchen Kunſt mit der einfachen evangeliſchen Ueberlieferung in einem innerlichſten Widerſpruche ſtehen[96]. Auch

94) Ausg. von Max Rieger; Bibl. des lit. Verein N. 90. Stuttg. 1868.

95) Ed. K. Bartſch. Quedl. 1858. Vgl. Germ. 7, 1.

96) Das Gedicht geht über Schöpfung und Sündenfall kurz weg, und verweilt dann mit Wohlgefallen bei einer rhetoriſchen Darſtellung einer himmliſchen Rathsverſammlung, in der ſich die perſonificirten Eigenſchaften Gottes, ſeine Töchter Barmherzigkeit und Friede mit Wahrheit und Gerechtigkeit ſtreiten über das Schickſal der gefallenen Menſchheit, und der Sohn, die Weisheit, durch ſeine Bereitwilligkeit des Menſchen Schuld mit ſeiner Unſchuld zu ſühnen die Zwiſtigen verſöhnt. Dieſe Stelle ſtimmt mit einem kürzer gefaßten „Geſpräche vor Gottes Thron" (thüringiſchen Urſprungs, von gleichem Inhalte (bei Bartſch l. l. Einl. p. IX), das aus gleicher Quelle ſtammen wird. Dann folgt ein langes Verzeichniß der Vorverkündungen von Chriſtus; hierauf die evangeliſche Geſchichte mit gelegentlichen Einſchiebungen von lyriſch-exclamatoriſchen Stellen und von Erzählungen apokryphen Inhalts namentlich gegen Ende. Eine noch ungedruckte Dichtung ähnlichen Inhalts in einer Wiener Handſchrift ſchrieb unter Rudolph I ein Heckel von Kemnat.

die Legende von der h. Eliſabeth, die mit mangelhafter Sprachkenntniß aus dem um 1289 entſtandenen lateiniſchen Leben der Heiligen von Dietrich von Apolda[97]) frei ins Deutſche übertragen wurde, iſt keiner weiteren Beachtung werth, als hiſtoriſche Urkunde dagegen für den nächſten Zweck, den wir angaben, ſehr brauchbar. Wir werden dort an den alten Hofhalt des Landgrafen Hermann erinnert, an das große Ingeſinde, das ſich an ſeinem Hofe drängte, wo die Herren und Ritter aus aller Welt, aus Ungarn, Rußland, Preußen, Polen, Dänemark ſich zur Kurzweil zuſammenfanden und Ritterſpiel oder Saitenſpiel, Turnier oder Geſang ſuchten. Und von dieſem Bilde und der Erinnerung an die Zeit, wo die ſechs ruhmvollen Sänger auf Wartburg in Kriegsweiſe wetteiferten mit Geſang, von dieſem Gemälde einer tollen Wirthſchaft an einem zu freigebigen Hofe unter einem ſchlagfertigen ritterlichen Fürſten werden wir dann herübergeführt zu ſeinem Nachfolger, dem frommen Ludwig dem Heiligen und bald zu ſeinem Bruder, dem Pfaffenkönig Heinrich Raspe, von der Beſchützerin des Oſterdingen zu ihrer Schwiegertochter, der frommen Eliſabeth der Heiligen, von den lüderlichen Gäſten an Hermanns Hofe zu dem Ketzerverfolger Konrad von Marburg, und der Dichter führt ſelbſt an, wie das ſelbſtquälende und beſchauliche Leben des jungen heiligen Paares und ihres Beichtigers von dem alten Hofe verlacht ward. Und bis zu welchem Ekel geht doch auch dies Heiligenleben, dies Armenſpeiſen, Tränken und Waſchen, dies Krankenpflegen, Kaſteien und Faſten, dieſe ſophiſtiſche Frömmigkeit oder fromme Schlauheit, dieſe Küchenwunder und was Alles das Leben der armen mit 14 Jahren vermählten, mit 20 verwittweten, im 24. Jahre (1231) abgewelkten Frau ausfüllt, die denn auch bald nach ihrem

97) In H. Canisii lectt. antt. ed. Basnage. tom. IV. Dietrichs Arbeit iſt ein Auszug aus den Annales Reinhardbrunnenses (ed. Wegele, in den Thüring. Geſchichtsquellen. I. Jena 1854.) in welche die ältere Biographie des heiligen Ludwig von Berthold, die wir oben (I. Note 484) erwähnten, eingeflochten iſt.

Tode (1235) in die Zahl der Heiligen eintrat. Eine ſolche Zeit nun, die ſolche neue Heilige ſchuf, mußte wohl nothwendig auf die alten Geſchichten der alten Märtyrer und Heiligen zurückfallen. Wo nun ein Fürſt noch einen Poeten zum Dichten auffordert, gibt er ihm eine Legende in die Hand; wo ein Legendendichter, wie Hugo von Langenſtein, ſein Talent bezweifelt, gibt ihm die Heiligkeit des Gegenſtandes den fehlenden Muth; denn ſchon das Leſen ſolcher chriſtlichen Gedichte gab Seelenheil und Frieden, wie verdienſtlich mußte nicht erſt das Dichten ſein.

Obgleich nun aber durch die Verdienſte der alten und neuen Heiligen der Schatz der Verſöhnungsmittel zwiſchen Gott und dem ſündigen Menſchen höher und höher angehäuft war, ſo ſchien das immer nicht genug, um die noch mehr aufgehäuften Sünden aufzuwiegen in einer Zeit, die von Gewaltthaten, von Landfriedensbruch und Selbſthülfe und ſo vielfachen neuen Greueln und Heimſuchungen zu leiden hatte. Ein weiterer Vermittler ward geſucht und dieſen fand man jetzt mehr als je in der Jungfrau Maria, der treueſten Schützerin ihrer Diener, der Tröſterin aller Gepreßten, der Erhalterin der Welt, von der eine Erzählung umging[98], daß ſie gut und mächtig genug war, im Jahre 1216, als Chriſtus die Abſicht hatte die Welt ihrer ſündigen Bewohner halben in Stücke zu zerſchmettern, dem gewaltigen Arm des Rächers Einhalt zu thun. Man brauchte einen mitleidigeren Fürſprecher in dem himmliſchen Hofe, und auf wen ſollte die Zeit eher verfallen! Wenn doch damals die innere Reinigung im Menſchen durch irdiſche Frauen gefördert ward, wie ſollte nicht die himmliſche für die Läuterung zum Himmel behülflich ſein? Die galante Zeit fühlte ſich der Göttin näher als Gott, bevorzugte ſie in ihren Liedern und Gebeten und ſetzte ſie in Bildern zur Rechten Gottes und ſelbſt ein wenig erhaben über ihn. Sah man die reine Jungfrau in ihrem Verhältniß zu Gott Vater, ihrem Bräutigam, ſo ſah man

98) S. bei Cäſarius von Heiſterbach 7, 3.

Beide in einem minniglichen Verhältniß[99]), und was war dann natürlicher, als daß der Liebende ihr die Verehrung zollte, die jeder Liebende der Geliebten! Sah man sie in ihrem Verhältniß zum Sohne, was war dann billiger, als daß der Erzeugte die Wünsche der Mutter erfüllte? Man hatte sehr lustige Geschichten davon, wie sie ihn mit mütterlichen Vorwürfen auf seine Lehren in der Bibel verwies, daß man Vater und Mutter ehren solle, als er einmal Miene machte, ihren häufigen Fürbitten Einhalt thun zu wollen, mit denen sie die Hölle entvölkerte und dem Teufel (ein deutscher Dichter fügt sehr naiv hinzu: leider) vielen Schaden that. So steckte man sich denn hinter die gutmüthige Himmelsdame, die sich mit Andächtelei, mit Lippengebet und Augendrehen kirren ließ, die Mutter, die den Sohn so gut ihres Sinnes zu machen wußte. Bald geschah durch sie, „was auf Erden und im Himmel möglich und unmöglich ist." Was durften sich fromme Gemüther nicht Alles mit ihr erlauben! Was durften ihre Ergebenen nicht Alles auf ihre Milde hin sündigen! Eine ihrer frommen Dienerinnen, die von einem Geistlichen verführt war und dann zur gemeinen Hetäre ward, kehrt nach 14 oder 15 Jahren in ihr Kloster zurück und findet, daß inzwischen die erbarmende Jungfrau selbst ihre Stelle versehen hatte und daß Niemand von ihren Sünden wußte: das besang in der besten Manier der besten Zeit des 13. Jhs. die niederländische Legende von der h. Beatrijs. Eine Mutter bittet sie um Befreiung ihres gefangenen Sohnes, die Erfüllung der Bitte läßt auf sich warten, so nimmt die Mutter auch der Maria den Sohn von ihrem Bilde weg zum Geißel; was will sie thun? sie muß beide

99 Reinmar von Zweter, bei B. d. Hagen, Minnes. 2, 175b.

Durch minne wart der alte junc, der ie was alt ân ende,
von himele tet er einen sprunc her ab an diz ellende.
ein got und dri genende enptienc von einer meide jugent:
daz geschach durch minne.

Eine bequeme Einsicht in den Charakter der Erzählungen von Maria ist gewährt in Pfeiffers Marienlegenden aus dem großen Passional. Stuttg. 1846.

Gefangene erlöſen. Gelegentlich läßt ſie ſich ſelbſt von ihren Getreuen beſchämen. Ein armer Schüler[100]) bittet ſie wiederholt aber vergebens um ein Paar Schuhe, ohne die er nicht im Chor an ihrem Feſttage mitſingen darf. Er rächt ſich großmüthig an ihr, indem er ihr 600 Ave ſpricht, um ſie damit von der Sohle bis zur Krone zu kleiden. Nun naht ſie ſich ihm ſelbſt und heißt ihn, büßend für was ſie gefehlt, ſich wünſchen was er wolle, aber nun weiſt er ſchmollend ihre großen Verſprechen ab, die an Gaben ſo klein war! und da ſie ihm die Wahl gibt, auf 30 Jahre Biſchof zu werden oder in drei Tagen ins Himmelreich zu kommen, ſo trotzt er ihr noch eine Urkunde zur Sicherheit ab! ſie trägt ihm dann auf, der Welt ihre Auffahrt in den Himmel mit Leib und Seele zu offenbaren, an der noch viele Leute zweifelten. — Ihr Erbarmen hatte durchaus keine Grenze. In zerrütteten Ehen ſtellte ſie Verträglichkeit her[101]). Räuber und Mörder durften ſich ihr nur empfehlen, um der Vergebung des Himmels ſicher zu ſein. Das Gedicht von Theophilus, das in dieſen und ſpäteren Zeiten in deutſche Reime gebracht iſt[102]), führt aus, daß man ohne Gefahr für die Seele Gott entſagen und dem Teufel ſich verſchreiben konnte, wenn man nur die Jungfrau nicht verleugnet hatte. Sie rettet Diebe vom Galgen, ſie tilgt für ein Ave alle Jugendſünden aus, ſie geſtattet jedem Hauptverbrecher gerne eine

100) S. in Bartſchs Mitteldeutſchen Gedichten 1860 den „armen Schüler zu Paris" von Heinrich Cluzener, der ſich am böhmiſchen Hofe aufhielt.

101) Frauentroſt, von Siegfried dem Dorfer. In Haupts Zeitſchr. 7. 109.

102) Marienlegenden Nr. 23. hochdeutſch; in Bruns altplattdeutſchen Gedichten niederdeutſch. Ueber die Sage und ihre Quellen ſ. Sommer, de Theophili cum diabolo foedere. Berol. 1844. Die gemeinſame Quelle der abendländiſchen Bearbeitungen der Sage iſt die lateiniſche Proſa von einem Neapolitaniſchen Diaconus Paulus, die ihrerſeits auf einem griechiſchen Original von einem angeblichen Zeitgenoſſen Eutychianus ruht; die älteſte poetiſche Geſtaltung iſt die lateiniſche Erzählung der Roswith (10. Jh.). Eine isländiſche Bearbeitung des Theophilus machte Daſent mit einer Reihe von Variationen in anderen Sprachen bekannt: Theophilus in icelandic, low german and other tongues. Lond. 1845.

Galgenfriſt, ja den in Sünden Geſtorbenen eine Anfeuerung ins Leben, zur Beſſerung. Berghohe Sünden in der Einen Schale drückt ein Bißchen Marienliebe in der Andern nieder! Sie unterſtützt eine Wette lüderlicher Buben, wer das beſte Kleinod von ſeiner Geliebten vorweiſen könne, indem ſie einem ihrer Anbeter, der ſich in der Geſellſchaft findet und mitreißen läßt, ein ſolches gewährt; und ein Staar, der Ave Maria ſprechen gelernt hat, reißt ſich damit aus den Klauen eines Habichts, wie ſich die ſündige Menſchenſeele damit aus den Krallen des Teufels erlöſt. Dies Alles geht doch über den Scherz wie über den Ernſt! Das Meiſte aber ſind Züge, die aus deutſchen Dichtungen entlehnt ſind. Hier ſieht man deutlich, wie Legende, Novelle, Schwank auf einer Linie liegt; und man muß nur anerkennen, daß dieſe Berührung der Extreme doch in Deutſchland weniger Statt hatte, als in Frankreich, wo ſich eine Maſſe von ſolchen legendenartigen Anekdoten und ſchwankartigen Heiligengeſchichten (contes devots) vorfinden, in welchen die frechſten Späße und die unflätigſten Zoten herrſchen. Zu dieſen Erzählungen nun bilden die ernſten, größeren, in frommer Begeiſterung, in andächtiger Beklemmung, geſchriebenen oder — wenn es den Heiligen gefällt — gedichteten Legenden einen ſolchen Gegenſatz, wie zu den neckiſchen und leichten weltlichen Schwänken die feierlichen und pomphaften Ritterepen.

Es kann unmöglich die Abſicht ſein, uns bei dieſen Dingen lange aufzuhalten; wir heben nur das Bedeutendſte aus der Gattung hervor, was im 13. Jh. gedichtet, und dann im Laufe des 14. wiederholt, ins Niederdeutſche umgeſetzt und mit neuen Legenden vermehrt wurde, die ſich dann immer weiter von der ungezwungenen Frömmigkeit in den Heiligendichtungen des 12. Jhs. entfernten. Zur Zeit der Blüte der ritterlichen Dichtung, meinten wir oben, war dieſe Frömmigkeit vorübergehend unterbrochen, wir ſagen vielleicht treffender durchbrochen geweſen durch einen weltlichen Sinn, der die andachtvolle Ehrfurcht vor dem Heiligen verleugnete. Auch dieſen charakteriſtiſchen Moment wollen wir in zwei Miſchgedichten zu ergreifen

verſuchen aus der Blütezeit der höfiſchen Kunſt, worin die Legende eine ganz eigenthümliche Verbindung mit weltlichen Stoffen einging, welche von den Beiſpielen ähnlicher Vereinigungen, die wir früher im 12. Jh. gehabt haben, ſehr abſticht. Wir meinen zuerſt das Gedicht vom Kaiſer Eraclius, das uns aus dem angegebenen Geſichtspuncte am merkwürdigſten ſcheint. Es iſt von einem „gelehrten Manne" Otte aus einem franzöſiſchen Originale von Gautier d'Arras überſetzt [103]). Wenn ſich die geſchichtlichen Anſpielungen bewähren ließen, die der Herausgeber nachweiſt, ſo hätte das Gedicht für Andere vielleicht noch anderen Werth; für uns iſt das allein Wichtige, daß hier die (ſchon in der Kaiſerchronik enthaltene) Legende von der Wiederfindung des heiligen Kreuzes durch den Kaiſer Eraclius an eine ſehr weltliche Erzählung geknüpft iſt, die einen Commentar zu jenem Lieblingsſatze der muthwilligſten Liebesdichter abgibt, daß Frauenhut nichts tauge. Beginnt die Legende ſpruchreich, moraliſch, trocken, ſo fährt dagegen der Schwank von der Untreue und der Seitenliebe der Kaiſerin Athanais in ſo weltlich muthwilligem Tone fort, daß ſchon dies die Zeit verräth, in der die deutſche Bearbeitung erſt entſtanden ſein kann (Anfang des 13. Jhs.). In die gleiche Zeit, nicht vor 1216, fällt die von Thüringen ausgegangene Legende von dem heiligen kaiſerlichen Ehepaare Heinrich (II) und Kunegunde von Ebernand von Erfurt [104]). Es iſt dies ein deutſches Originalgedicht, zuſammengeſtellt aus der Vita Heinrici Imperatoris von Adalbert, der Vita Cunegundis und aus mündlichen Mittheilungen des Kirchners Reimbot in Bamberg (unter dem Biſchof Thiemo 1192—1202), den, als er todtkrank lag, der Kaiſer Heinrich in nächtlicher Erſcheinung zum Boten erkor, um die Erhebung der Gebeine Kune-

103) Eraclius, von Otte und Gautier von Arras. hrsg. v. Maßmann. 1842.

104) Ed. Bechſtein. Quedl. 1860. Ein Akroſtichon in den Anfangsbuchſtaben der Abſchnitte des Gedichtes enthüllt den Namen des Verfaſſers. Ein Ebernandus juvenis wird in einer Urkunde von 1212 unter Vertretern der Stadt Erfurt genannt. S. F. Bech in der Germ. 6, 423.

gundens zu erwirken. Auch dieſe Dichtung, die ein ſehr ungeſchichtliches Bild von dem Kaiſer entwirft, der hier blutlos und hüftenlahm erſcheint, iſt eine Miſchung von trockner farbloſer Chronik, Legende und Schnurre. Man hört darin wenig davon, wie der Kaiſer das römiſche Reich geweitet habe, deſto mehr von ſeiner Herſtellung der verwüſteten Bisthümer; mit beſonderer Vorliebe aber verweilt die Erzählung auf dem ehelichen Verhältniſſe des Heiligen, der ſeiner Gattin zur Hochzeit erklärt, daß er der weltlichen Minne quit wäre, was ihr „wundernwohl behaget"; obwohl dann ihr keuſches Leben nicht verhindert, daß eines Tages früh der Teufel in eines Ritters Geſtalt in ihrem Schlafzimmer geſehen wird, und daß der Kaiſer dieſe Sache vor ein Fürſtengericht bringt, wo man der Fürſtin ſchonen wollte, die aber auf das höchſte Gericht der Feuerprobe dringt. Sie beſteht die Probe, indem ſie aber zum Entſetzen des Gemahls, der ihr gerne den Mund verdrückt hätte, ihre Unſchuld betheuert: ſo gewiß ſie dieſer Heinrich nie zum Weibe gewonnen habe. Man erkennt den unermeßlichen Unterſchied, wie hier eine heimiſche Heiligengeſchichte ſchwankartig behandelt iſt im Gegenſatze zu der Art, wie jene andere vom h. Anno ein Jahrhundert früher behandelt worden war. Man begreift aber aus dieſen Beiſpielen zugleich, daß nach dem Durchgang durch eine ſo ganz den Dingen der Welt zugekehrten Zeit die Legende bei ihrer Wiedergeburt im ſpäteren 13. Jh. nicht mehr den alten Ton feſthalten, noch aus dem alten Geiſte behandelt werden würde. Die meiſten Dichter, die dieſe Stoffe zuerſt wieder aufgriffen, hatten ſich früher mit ritterlicher Dichtung abgegeben, hatten dies nach den angegebenen Veränderungen in der Zeitſtimmung angefangen zu bereuen, und ſie griffen nun dieſe heiligen Gegenſtände auf als Bußmittel für die frühere dichteriſche Verſündigung, ſo jedoch daß ſie alle die weltliche Kunſtfertigkeit, die ſie an jenen Rittermähren erlernt hatten, mit zur Bearbeitung der geiſtlichen Stoffe herübernahmen. Daß hierbei die Einfalt und die reine Frommheit der alten Legenden ebenſo wie deren Trockenheit und Nüchternheit nicht mehr

zu finden iſt, beweiſt der Blick in jede beliebige Legende dieſer Zeiten.

Wir treffen hier ſogleich die zwei namhaften Dichter wieder, mit denen wir uns zuletzt beſchäftigten, Konrad und Rudolf. Von Konrad von Würzburg beſitzen wir außer den Bruchſtücken eines h. Nikolaus [105]) drei vollſtändige Legenden. Zuerſt den heiligen Sylveſter [106]), der dem Stoffe nach ſchon in der Kaiſerchronik vorkam, und (wie auch die heilige Crescentia [107])) jetzt eine neue Bearbeitung fand. Konrads Dichtung enthält indeſſen nichts was ihr hier eine ausführlichere Erwähnung verdienen könnte, ſo wenig wie ſein Pantaleon [108]), die Legende von dem wunderthätigen Arzte und freiwilligen Märtyrer, den Kaiſer Maximian mit Feuer und Waſſer, mit Schwert und Rad vergebens zu tödten ſucht, bis der Heilige es ſelbſt erlaubt. Alle drei Legenden Konrads ſind aus dem Lateiniſchen überſetzt: der Pantaleon auf Betrieb des Baſelers Johann von Arguel, der Sylveſter für den Domherrn Leutold von Rötelen und der Alexius für die beiden Bürger Johann von Bermeswil und Heinrich Iſelin. Den Alexius hat Haupt [109]), und Maßmann begleitet von ſieben anderen mittelhochdeutſchen Bearbeitungen herausgegeben. Die Sage von dem Heiligen, der mitten aus Jugend und Reichthum und von der Stufe des Ehebettes weg ſich der Armut und keuſchen Selbſtpeinigung ergibt und ſich theils pilgernd theils als Bettler in dem reichen Hauſe ſeiner Eltern und ſeiner Braut durch das ganze Leben darin erhält, der wie Konrad ſagt von der wahren Gottesminne entzündet wird in dem Augenblick wo die weltliche Minne ihr Feſt feiern ſollte, dieſe Sage iſt recht gemacht zum Symbol des merkwürdigen Ueberganges dieſer Zeit von

105) Im Anhang zu Barlſch's Ausgabe des Partonopier.

106) Ausg. v. W. Grimm. 1841.

107) Im Coloczaer Codex der altd. Gedichte. Hagens Geſammtabent. 1, 129.

108) In Haupts Zeitſchr. 6, 193.

109) Zeitſchrift 3, 534. — St. Alexius' Leben in acht gereimten mittelhochd. Behandlungen. Hrsg. v. Maßmann. 1843. Von den verſchiedenen franzöſiſchen Legenden von A. iſt die älteſte (11. Jh.) von C. Hofmann in den Sitz.-Berichten der Münchener Akad. 1868. I, 1 herausgegeben.

weltlicher zu geiſtlicher Ueppigkeit und Uebertreibung. Ueber den inneren Werth dieſer Legende iſt wie über ſo viele andere immer nur das Nämliche zu ſagen, daß der Natur und ihren erſten und heiligſten Geſetzen darin Hohn geſprochen wird zu Gunſten eines anderen Geſetzes, das nirgends, auch in keiner Offenbarung, geſchrieben ſteht, und das den geſunden Geiſt dermaßen beleidigt, daß man für alles Andere keinen Sinn übrig behält. — Von den Legenden, die Rudolf von Ems dichtete, iſt der heilige Euſtachius, den er im Alexander V. 3195 erwähnt, noch nicht wieder gefunden. Dagegen beſitzen wir von ihm (aus den Jahren 1220—23) den Barlaam und Joſaphat[110], eine Sage, die in Deutſchland außerdem noch zweimal im 13. Jh. poetiſch behandelt ward[111]. Neben den oftерwähnten weltlichen Novellen von univerſaler Weltverbreitung iſt dieſer geiſtliche Roman von der Bekehrung des indiſchen Prinzen Joſaphat durch den Einſiedler Barlaam durch ſeine weiten Wanderungen von ganz beſonderem Intereſſe. Durch Liebrechts verdienſtliche Forſchung iſt neuerdings[112] nachgewieſen worden, daß der griechiſche, wahrſcheinlich in Aegypten von einem ſyriſchen Griechen verfaßte Barlaam[113], den man ohne Grund dem Johannes Damascenus (700—760) zuſchrieb, nur eine chriſtianiſirte Darſtellung des Lebens und der ascetiſchen Verwandlung des indiſchen Königſohnes Siddhartha (= Buddha † 543 v. Chr.) iſt, daß nach den buddhiſtiſchen Quellen von Buddha's

110) Ausg. v. Fr. Pfeiffer. Leipzig 1843.

111) Die Eine dieſer Bearbeitungen, von einem bairiſchen Dichter, iſt nur in zwei Bruchſtücken erhalten, die Pfeiffer in Haupts Zeitſchrift 1, 127 und in „Forſchung und Kritik" 1, 34 veröffentlicht hat; die andere, beredter als die Bruchſtücke, auch weitläufiger und der lat. Quelle genauer angeſchloſſen als Rudolf, iſt vollſtändig in einer Laubacher Handſchrift von 1392 erhalten. Vgl. Lorenz Dieſenbach, Mittheilungen über eine noch ungedruckte mittelhochd. Bearbeitung des Barlaam und Joſaphat aus einer Handſchrift auf der gräfl. Bibl. zu Solms-Laubach. Gießen 1836.

112) In Eberts Jahrbuch 2, 314.

113) Ed. Boissonade in deſſen Anecdot. tom. IV. Deutſch von Liebrecht. Münſter 1847.

Leben, von Siddhartha — wie von Joſaphat — vorverkündet war, er würde Krone und Reich dem beſchaulichen Leben opfern; daß Beider Väter um ihren contemplativen Hang abzuleiten, ſie vor dem Anblick des menſchlichen Elendes behüten, aber ohne Erfolg; daß unter ähnlichen Gegenwirkungen der Väter beide in armer Tracht entfliehen; daß Buddha ähnliche Kämpfe mit dem Liebesgott, mit Tod und Sünde zu beſtehen hat, wie Joſaphat mit dem Zauberer Theudas und ſeinen Geiſtern, während dann in dem dogmatiſchen lehrhaften Theile und den eingeſtreuten Apologen und Parabeln die natürlichen Abweichungen eintreten. Wie die griechiſche Alexanderſage, ſo machte der griechiſche Barlaam die merkwürdigſten Eroberungszüge durch alle Sprachen und Völker in Oſten und Weſten. Dort ging er in ſyriſche, arabiſche, hebräiſche, äthiopiſche und armeniſche Ueberſetzungen über, hier gab ihm eine in zahlreichen Handſchriften erhaltene lateiniſche Uebertragung die weiteſte Verbreitung. Aus ihr floſſen ſüd- und nordfranzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche Proſaerzählungen, aus ihr drei franzöſiſche Dichtungen[114]) wie die drei deutſchen, und eine in alten Drucken erhaltene Proſaüberſetzung. Auf dieſen deutſchen Vermittlungen ruhen dann wieder eine isländiſche Barlaamſaga (ed. Keyser og Unger 1851.) und ein ſchwediſches Volksbuch, eine böhmiſche und polniſche Bearbeitung. Auch nach England und die Niederlande fand die Sage ihre Wege, und durch die Spanier wurde ſie noch weiter nach Oſten, als von wo ſie ausgegangen war, und in eine noch primitivere Sprache, in die Malaiiſche (Tagala) der Philippinen zurückgetragen. — Daß nun in der Zeit, in der unſer Rudolf ſeinen Barlaam ſchrieb, als ſo viele Poeten ihrer weltlichen Herrlichkeit entſagten und fromm wurden, die Sage von dem beſchaulichen Helden, der ſich ſeiner weltlichen Größe und Ehre freiwillig begab, ein beſonderer Lieblingsgegenſtand der Dichtung ward, begreift ſich von ſelbſt.

114) Davon Eine, von Gui von Cambray, in der Bibl. des lit. Vereins N. 75 von H. Zotenberg und P. Meyer (1864) herausgegeben iſt

In die Reihe ſolcher Spätwerke alternder, reuiger, bekehrter Poeten ſcheint auf den erſten Anblick auch Rudolfs Barlaam zu gehören, der doch der Zeit nach ganz am Anfang ſeiner dichteriſchen Laufbahn liegt; ein Gedicht, das ſeine lebhaften Bewunderer gefunden hat, während wir ſogar die religiöſe Wärme darin vermiſſen, die andere zeitgenöſſiſche Legenden doch noch auszeichnet. Und dies hat offenbar ſeinen Grund darin, daß es dem Dichter zur Zeit noch nicht ſo voller Ernſt mit der Verachtung war, mit der er zwar in dem Gedichte (115, 24) auf die Welt und ihren Wechſel herabſieht, und auf den Lug und Trug der weltlichen Dichtung, den zu büßen er dieſe heilige Geſchichte geſchrieben haben wollte, bei welcher der Leſer (5, 10) ſich des armen dichtenden Sünders erinnern ſoll, der hier nichts aufgenommen als was Apoſtel und Propheten verbürgen. In Wahrheit ſchrieb er dann aber die weltlichſte ſeiner Dichtungen, den Wilhelm von Orlens, doch erſt viel ſpäter; man ſieht alſo wie mechaniſch das Dichtungswerk von dieſem Manne betrieben ward, wie der eigentliche poetiſche Trieb ihm abging, ohne auch nur von einem friſchen frommen Triebe erſetzt zu werden. Selbſt die bloße Gewandtheit des Vortrags tritt hier noch weniger vor, die wir ſonſt wohl, wie in dem guten Gerhard, dem Dichter eigen fanden, den Docen [115] unbedacht dicht neben Gottfried zu rücken Luſt zeigte, den er lieber dem in alle Höhen ſich zwingenden Konrad von Würzburg hätte gegenüberſtellen ſollen, um zu zeigen, wie verſchiedene Wirkungen das Ausſterben der dichteriſchen Stimmung in der Nation auf die verſchiedenen Spätlinge dieſer Dichterzeit ausübte. Von dem Stoffe finden wir uns auch hier nur wenig erbaut. Wer kann daran Gefallen finden, wenn Barlaam den jungen Joſaphat im Chriſtenthum unterrichtet und ihm dabei einen Auszug aus dem alten und neuen Teſtamente erzählt, ein Miſch von trockener Geſchichte, von erzwungener Begeiſterung, von knapper Erzählung und dürren Namen, von Allegorien, Weiſſagungen, Erfül-

115) Altdeutſches Muſeum Bd. 1 Gallerie altdeutſcher Dichter.

lungen und Wundern, durch die es dem ſchwankenden Jüngling vollkommen hätte ſchwinden müſſen! Oder an einem andern Haupttheile des Gedichts, der Disputation zwiſchen den heidniſchen Lehrern und dem Pſeudobarlaam Nachor, die nichts von der Einfalt des Aehnlichen in der Kaiſerchronik, noch von dem Schwunge in Reinbots St. Georg hat. Oder an der Bekehrungsgeſchichte des Joſaphat, die wohl ein Drittel des Ganzen einnimmt; wo uns erzählt wird, wie die wunderlichſten Geſchichten, die ihm vorgetragen werden, die Sonderbarkeit ſeiner Lehrer, ihre halbklaren Gleichniſſe und Beiſpiele, eine Menge von unbegreiflichen Verſicherungen und Glaubensartikeln eine Veränderung in ſeinem Herzen hervorbringen, von der wir am Ende weder ihr Entſtehen begreifen, noch ihre Art einſehen. Was haben wir geleſen und gelernt? Iſt der Chriſt beſſer geworden als der Heide? er war ſchon vorher gut. Iſt er weiſer geworden? er hat nichts gehört als Subtilitäten und eitle Materie fürs Gedächtniß. Die Veränderung beſteht in einer neuen Hülle, die ſeinem ſuchenden Geiſte übergeworfen wird.

Mehr Berückſichtigung ſcheint der heilige Georg zu verdienen, der von Reinbot von Durne[116] auf Aufforderung Otto's des Erlauchten von Baiern (regierte von 1231—53) bearbeitet ward. Die älteſte Quelle der St. Georgſage iſt eine griechiſche[117], die ins 6. Jh. zurückreichen wird. Reinbot folgte ziemlich getreu, nur in dem gewöhnlichen modernifirenden Stile, dem lateiniſchen Texte, als deſſen Aufzeichner ein Schreiber des Heiligen, Paſikras, angeführt wird, der bei Reinbot zu einem Richard geworden iſt; vielleicht war er ihm auch durch eine franzöſiſche Bearbeitung vermittelt, die dann auf die

116) In der Sammlung von Büſching und Von der Hagen. Band 1. Reinbot verfaßte den heil. Georg in Wörth (zwiſchen Regensburg und Straubing); ſein Name kommt in Urkunden letzterer Stadt 1240 vor, und er war wie es ſcheint Geheimſchreiber Herzog Otto's des Erlauchten. Von Pfeiffer iſt das vollſtändige Material zu einer kritiſchen Ausgabe hinterlaſſen.

117) Acta SS. April. 3, 9.

lateiniſche aufgebaut ſein mußte[118]). Wenn Konrad und Rudolf Bewunderung für Gottfried ausſprechen und ſeinem Vorgange folgen ſelbſt in ihren heiligen Gedichten, ſo ſchließt ſich dagegen Reinbot eng an ſeinen Landsmann Wolfram von Eſchenbach an, und nicht in blos äußerlichem Nachahmen von einzelnen Stellen[119]), ſondern in Fortbildung der ganzen Manier, ſo daß er eine Mitte bildet zwiſchen Parzival und Titurel, auf deſſen Ton man im St. Georg vortrefflich vorbereitet wird. Wir laſſen ihm hier eine Stelle unter den Anhängern Gottfried's, um die hauptſächlichſten Legenden zuſammenzuhalten. Und wir wollen dem Gedichte etwas genauer folgen, um wenigſtens an Einem Beiſpiele den Charakter der heiligen Dichtung dieſer Zeit etwas näher darzulegen. Der Dichter verſichert die ächte Legende mittheilen zu wollen, ohne das Buch mit Lügen zu ſchmücken; er wolle der Wahrheit folgen, damit ſein Werk über alles deutſche Land bekannt werden möge. Er ruft den Heiligen ſelbſt um ſeinen Beiſtand an, wie die Ritter deren Schutzpatron er iſt im Kampfe thun: denn kein Chriſtenmann band je den Helm und Eiſenhut auf, ohne mit Herz und Mund an ihn den erſten Ruf ergehen zu laſſen. Ein Markgraf Georius von Paläſtina läßt drei Söhne zurück, Theodor, Demetrius und Georg, die ſich früh in den Kämpfen mit den Sarazenen auszeichnen, beſonders aber der jüngſte, Georg, deſſen Preis ſo ſtrahlend iſt, daß ſich ſeine beiden Brüder neidlos vereinigen, ihr Land ihm zu überlaſſen, an dem ſich die Welt und alle ihre Geſchöpfe, die Engel

118) Die von Luzarche aus einer Handſchrift in Tours herausgegebene: La vie de la vierge Marie de Maître Wace, — suivie de la vie de S. George, poème inédit du même trouvère (Tours 1859) könnte, da ſie kaum 500 Verſe, Reinbot aber über 6000 hat, nur ein Auszug aus der Vorlage des deutſchen Dichters ſein. Die Autorſchaft von Wace, die auch Holtzmann (Germ. 1, 371) behauptete, iſt keineswegs erweislich. Vgl. Bartſch in Germ. 4, 502.

119) Zur Vergleichung eine Stelle (1916 ff.) mit einer ähnlichen im Parzival. Er ſpottet ärmlich lebender Leute; dann:

Wê, wes spotte ich tumber man, als der oven tuot des slâtes!
ich hân doch solhes râtes dâ heime niht in mîme wesen,
man möht joch vor mîm spotte genesen u. ſ. w.

und Gott und ſeine Mutter freut. Die Brüder gehen nach Spanien in den Kampf gegen die Heiden, Georg aber ſtreitet ruhmvoll in Kappadocien. Die Kaiſer Diocletian und Maximian rüſten gegen ihn und verfolgen alle Chriſten; auf das Gerücht davon eilen beide Brüder aus Spanien zurück. Das Wiederſehen, die Mittheilung Georgs an ſeine Brüder, daß er entſchloſſen ſei an den kaiſerlichen Hof zu gehen (in der Abſicht, die Märtyrerkrone zu verdienen), wird mit einem gewaltigen Schwulſt beſchrieben. Demetrius empfindet darüber einen Jammer, der nicht zergehen werde, „ehe einer einen Blitz oder den Phönix fange, oder einen Thurm bis zum Himmel aufbaue, oder die Sterne und den Sand zählend durch die Hand laufen laſſe.“ Die beſorgten Brüder liebäugeln mit dem jüngern, hätſcheln ihn wie eine Puppe, nennen ihn ſtets Buhlen, verſichern ihn, daß ſie ſich umbringen würden wenn ihm ein Leid geſchähe, daß ſie ſich wundern, wie nur ihr Herz noch dieſen Kummer aushielte: denn wäre es ſo groß wie mons Olivet und dazu von Stahl, es müßte davon zerbrechen; lüde man dieſen Jammer auf tauſend Schiffe, er würde ſie alle in den Grund drücken; ihr Herz ſolle ein Leid tragen, dem keinerlei Ding gewachſen ſei, nicht Fels, Waſſer, Berg und Thal, vor dem ſich das Grün in Haide verwandle und die Vögel ihren Sang verlören; das Kind im Mutterleibe beweine ſeinen Entſchluß zu dieſer Fahrt. Man bemerkt wohl die Nachklänge von Wolfram's Art, und ſieht wohin der Misbrauch der poetiſchen Freiheit und Ueberſpannung führte. Nun malt ihnen tröſtend ihr Bruder die Seligkeit und die Freude und Wonne des Himmels aus, des Sitzes der hehren Frau und Magd, der Tochter, Mutter und Braut zugleich, die mit Chriſtus, dem Degen, wahrer Minne pflegt, von deren Liebe die Engel in hohem Brautliede ſingen, das zu hören, wie jene zu ſehen der Heilige ſich ſehnt. Des heiligen Geiſtes Kraft, der aus ihm ſpricht, verwandelt die Brüder; ſie ſehen ein, daß hier auf Erden nichts zu holen iſt, als heute Freud und morgen Klagen, und daß Kampf und Geſang, Tanz und Frauen nichtige Vergnügen ſind. Dabei tritt dicht neben eine fließende ſchöne

Gabe der Schilderung eine Geschmacklosigkeit in einzelnen Zügen, die bereits einleitet, was wir nachher fast einzig charakteristisch werden sehen. Der apokalyptische Ton des Titurel oder des Wartburgkriegs (dessen Räthsel in ähnlichem Geschmacke schon im Barlaam vorkommen) klingt hier an neben der freundlichsten Erzählung in schmeichelnder Leichtigkeit, oder neben jener flammenden Beredtsamkeit, mit der Georg seinen Brüdern die Eroberung von Kappadocien schildert, über deren Lebhaftigkeit und Gewicht man selbst die Uebertreibung vergißt und die es bedauern läßt, daß nicht frühere ächtere Dichter der Sprache in ähnlicher Weise mächtig waren, oder dieser und seine Zeitgenossen in einer besseren Epoche auf bessere Stoffe fallen konnten. Der Heilige geht nun nach Konstantinopel und dort beginnen seine Leiden und seine Wunder. Auf den Ruf davon macht ihm der Kaiser Dacian Versprechungen, allein er hat sich dem ergeben, der demüthig auf dem Esel ritt und ein hoch hispanisch Roß verschmähte. Die Kaiserin leiht dem Wundermanne ihr Ohr; er hat mit ihr ein Gespräch über Gott; er sucht ihr zu erklären wie der Allmächtige, das A und das O, Altissimus Vater und Kind, die drei Naturen, Kraft, Weisheit und Güte in sich vereinigt, wie er geboren ist von der Magd, die er selbst geschaffen, und wir begegnen wieder jener Vorstellung, die den Mittelpunct aller poetischen Lobpreisungen der Jungfrau bildet: nach der dies Wunder der Geburt Gottes mit der Jungfrau Erde verglichen wird, die Samen trug als noch kein Pflug sie durchschnitt, und den Adam gebar, dessen Weib, aus seiner Rippe gemacht, zugleich seine Tochter und seine Gattin war. Das Gebet, das der Dichter den Heiligen an die Jungfrau richten läßt um Bekehrung der Kaiserin, ist vollkommen in dem Geschmack der lyrischen Lobpreisungen Maria's, auf die wir alsbald zurückkommen werden. Wirklich gelingt die Rettung der Fürstin, sie begehrt von Georg die Taufe. Sage, ruft sich der Dichter an, lieber Reinbot, wer ward da Gevatter, als Alexandrina die Taufe empfing? wer segnete das Wasser? Das that, der der Sonne ihren Weg, ihren Gang und Kreislauf zeigt. Wer sagte

ihr den Glauben? Das that, der die Taube aus der Arche ſandte, der Moſes Gebet vernahm, da er doch nicht ſprach; der ſtarke Löwe vom Himmel, das ſanfte Lamm von Nazaret war ihr Pathe. Bei dem nächſten Wunder erklärt ſich die Kaiſerin öffentlich. Der Heilige wird aufs Rad geflochten, allein noch war ſeine Stunde nicht gekommen. Engel hüten ihn da und er ſchläft ſanft und erſteht wieder, erklärend, dies ſeien die Zeichen deß, der ſich nicht in Kalbsgeſtalt anbeten laſſe, der von Vater her des Himmels Sippe, mutterhalb von der Erde ſei, der das Wort zu der Jungfrau ſandte, die von ihm den Sohn empfing, der aller Dinge mächtig iſt, der den Lauf der Geſtirne vorſchreibt, des Himmels Tiefe und Höhe, Länge und Breite gemeſſen und den Mittelpunct der Erde geſchaffen, der den Erdball, wie tief er mit ſeiner Schwere niederſtrebt, aufwärts hebt zum Firmament. Groß iſt die Gewalt dieſes Gottes; wäre aller Sand gezählt, der bei den Waſſern liegt, und wäre das Alles Pergament und jeder Stern ein Schreiber, ſie möchten ſeine Kraft nicht vollſchreiben. Er wohnt im Lichte im Himmel, wo man Ave ſingt; zwiſchen ihm und der finſteren Hölle, in der das Oweh tönt, ſchwebt die Erde mit ihrem Wechſel von Tag und Nacht, von Freude und Trauer. Solche Stellen, die mit innerem Feuer geſchrieben ſind, kennt der Barlaam, kennen die meiſten Legenden durchaus nicht. In die Herzählung der Martern und Wunder des Heiligen wollen wir nicht eingehen, die mit einer peinlichen Wirkung jede Erinnerung an das Schönere des Gedichts rein vertilgen. Wer wird gerne auch in der Malerei jene Greuel der Chriſtenſchlächterei abgebildet ſehen, die, um ſo wahrer ſie ſind, je mehr anwidern! Wenn man hier hören muß, wie die Kaiſerin an den Brüſten aufgehängt, wie Georg bald gerädert, bald zerſägt und in Pfützen geworfen wird, wie ihm die Nägel abgehauen und die Wunden vergiftet werden, wer wendet ſich da nicht mit Abſcheu und Ekel von einer Kunſt, ja von einem Religionsglauben weg, die an Schilderung ſolcher Scheußlichkeiten oder an den ſtets wiederholten Wundern, die ſelbſt ihre Neuheit verlieren, ſich erfreuen oder erbauen konnten.

Wenn alle die Heiligenleben erhalten wären, die im Laufe dieſes und des folgenden 14. Jhs. gedichtet wurden, ſo würden ſie eine ungleich größere Maſſe als die weltlichen Romane ausweiſen. Der Herausgeber einer (lückenhaften) Legende von St. Katharinens Marter, von einem ſcheints mitteldeutſchen in Oeſterreich anſäſſigen Dichter der 2. Hälfte des 13. Jhs.[120], hat eine ganze Literatur von deutſchen Bearbeitungen der Geſchichte nur dieſer Einen Heiligen verzeichnet, darunter acht (in Wahrheit giebt es neun) Erzählungen dieſes und des 14. Jhs., wie wir ähnliches oben von der Legende von St. Alexius erfuhren. In Arbeiten wie dieſe ſind nur altbekannte Lieblingsſagen erneuert; andere Dichter ſuchten ein Verdienſt darin, ganz neue Heilige einzuführen, wie Konrad in ſeinem h. Nikolaus. So führte der deutſche Ordensritter, Bruder Hugo von Langenſtein aus ſchwäbiſchem Geſchlechte (der Sohn Arnolds von Langenſtein der dem deutſchen Orden die Inſel Meinau im Bodenſee geſchenkt hatte), den Deutſchen die h. Martina[121] zum erſtenmale als eine ganz Unbekannte zu. Ihm ſelbſt, dem Dichter, ward die Heilige durch eine Kloſterfrau kund, die ihrerſeits im Traume zuerſt von der aus römiſchem Adel (im 3. Jh.) geborenen Schutzheiligen der Stadt Rom gehört, und dann geiſtigen Troſt bei ihr gefunden hatte, den ihr kein anderer Heiliger gewährt; auf ihre Bitte entſchloß ſich Hugo widerſtrebend zu dem ſchweren Werke, das Leben der Heiligen in deutſche Reime zu bringen, das gegen ſeine Kunſt wiege wie ein Berg wider eine Bohne: ſo erzählt er ſelbſt die Geſchichte der Entſtehung ſeines 1293 vollendeten Buches. Seine Quelle war

120) J. Lambel. Germ. 8, 129. Zu den bei ihm verzeichneten Bearbeitungen kommt noch die in einer Königsberger Handſchrift hinzu, die wir unten kurz erwähnen.

121 Ed. A. v. Keller. Bibl. des lit. Vereins N. 38. Stuttg. 1856. Auszüglich in Diutisca, 2. Band, und in Wackernagel's Altd. Handſchr. der Basler Bibl. Der Dichter kommt 1298 in dem deutſchen Hauſe in Freiburg im Breisgau vor. S. Laßberg in der Ausgabe des Littauers von Schondoch, 1826, den er fälſchlich unſerem Hugo zuſchrieb.

die lateiniſche Legende, die in der Sammlung von Bolland aus einer Trierer Handſchrift gedruckt iſt [122]; die eigentliche Lebensbeſchreibung aber iſt bei ihm an Maſſe überwogen von den „Ausgängen" aus der Märe, ſeinen ungeheuer breiten andächtigen, lehrhaften, allegoriſchen Exkurſen, die er zwiſchen die einzelnen Martern einſtreut, deren nach dem Zeugniß geiſtlicher Männer 20 ſein ſollten, von welchen ihm aber nur 11 bekannt wurden. Den Stoff zu dieſen Einſchaltungen nahm Hugo zumeiſt aus zwei lateiniſchen Werken, der Schrift des Pabſtes Innocenz' III de contemptu mundi und dem zu ſeiner Zeit entſtandenen compendium theologicae veritatis, das verſchiedenen Autoren, unter Anderen Hugo von Straßburg zugeſchrieben wird [123]. Dieſe Epiſoden geben dem Gedichte Hugo's ſeine eigentliche Färbung. Wenn die bisher erwähnten Legenden in der bloßen Erzählung und dem heiligen Stoffe ihr Verdienſt haben, ſo ſucht dieſe mit Allegorie und Lehre zu wirken und eröffnet daher einen Zuſammenhang dieſer Gattung mit der didaktiſchen Poeſie. Wackernagel nennt den Dichter verworren und verwildert in Sprache und Vers, geſchmacklos bis zur Freude am Häßlichen, voll von Entlehnungen aus Reinbot und Konrad von Würzburg; im Allgemeinen iſt gleichwohl ſein flüſſiger Vortrag nach Gottfried gebildet. Hält man ſich an ausgehobene, gelungnere Stellen, ſo kann Hugo mehr als die meiſten anderen Legendendichter der Zeit von einer reineren Begeiſterung erfüllt ſcheinen, die ihm dann ſtellenweiſe eine Fülle von Gedanken und Bildern und eine ſprudelnde Beredtſamkeit verleiht; nur daß ſie ſich hier und da, wie in ſeiner Epiſode von der „Blöde", von dem Gaukelſpiele der Welt und des irdiſchen Treibens, zu Spielereien verleiten läßt. Denn allerdings, weder Redekunſt noch Begeiſterung waren in einer auf 33000 Verſe ausgeplätteten Erzählung der dürftigen Martergeſchichten mit den zwiſchengeflochtenen breiten Betrachtungen feſtzu-

122) Acta SS. Ven. 1734. I, 11.

123) Vgl. R. Köhler, über die Quellen Hugo's von Langenſtein. Germ 8, 15.

halten; unter denen jene Episode von der menschlichen Gebrechlichkeit über dritthalbtausend Verse, die allegorische Bekleidung der Heiligen aber (15, 70—53, 82.) mit dem Hemde der Keuschheit, dem Mantel der Geduld, dem Gürtel der Stetigkeit, dem Kranze der aus den Blumen Demuth Treue Maaße Barmherzigkeit Gehorsam und Weisheit geflochten ist, über 4000 Verse umfaßt und in sich wieder ad vocem Gehorsam von einer langen Binnenepisode von Christs Beschwerden und Leiden unterbrochen ist! Im übrigen sind seine Allegorien durchgehend bestimmt und klar; sein Bilderreichthum ist groß, wie seine aus irgend einem „Meister" Physiologus (87, 41) geschöpfte Gelehrsamkeit in abenteuerlicher Naturkenntniß und theologaler Deutung der Eigenschaften von Thieren, Pflanzen und Steinen. Er kann selbst in so abgedroschenen Themen wie der Schilderung der Sommer- und Winterszeit neu sein, auf die er in der langen Darstellung von Martina's Empfang im Himmel, im Gegensatze zu den himmlischen Jahreszeiten geräth.

Einem Sammelwerke von mehr als 100,000 Versen begegnen wir auch in diesem Zweige in dem Passional[124], einer Dichtung, die in Sprache, in geschicktem, leichtem Vortrage, in der klaren Behandlung dieser heiligen, so leicht in Unklarheit verleitenden Gegenstände sehr an Hugo von Langenstein erinnert. Wer der Verfasser ist und wer ihm die Anregung zu seiner Arbeit gegeben, verhehlt er selbst (Hahn p. 333) ausdrücklich. Bartsch hat die Vermuthung gewagt[125], aus der oben erwähnten Marienlegende von dem Schüler von Paris, von Heinrich Klausner, der sich sichtlich an dem Dichter des Passionals geschult hat, eben diesen Dichter doch entdeckt zu haben, und zwar in dem Gewährsmann, der dem Klausner den Stoff zu jener frommen Geschichte mitgetheilt, dem Guardian Pilgrim von Görlitz, den Heinrich als einen kenntnißreichen Prediger bezeichnet, wie der

124) Die beiden ersten Bücher in: Das alte Passional, hsg. v. K. A. Hahn 1845 Das dritte in: Das Passional, hsg. v. Fr. Karl Köpke. Quedl. 1852.

125) Einleitung zu seinen mitteld. Gedichten.

Dichter des Paſſionals ohne Zweifel geweſen iſt. Sein ungeheures Gedicht beſteht aus drei Büchern. Das Erſte handelt von Jeſu und Maria. Das Zweite von den Apoſteln und Evangeliſten und (in einem Anhange) von S. Michael, Johannes dem Täufer und M. Magdalena. Das Dritte von 75 Heiligen nach der Ordnung des Kirchenjahrs, von Nikolaus bis zu Katharina. Und außer dieſem maſſigen Stoffe hat der Dichter ſogar noch einen vierten Theil oder ein zweites Werk [126]), das Leben der Väter, nach den im 5. Jh. ſchon bezeugten, dem h. Hieronymus zugeſchriebenen vitae patrum in weiteren 30,000 Verſen behandelt; er hat es den früheren Theilen erſt ſpäter angefügt, da er (Köpke 285, 11) in dem dritten Theile „der Väter Buch" erwähnt, ohne noch ſeiner Bearbeitung zu gedenken. Der Stoff zu dieſem weiten Inhalte iſt von dem compilirenden Dichter mit „großer Umſuche", mit einem arbeitlichen Fleiße, deſſen er ſich ſelber rühmt, weither zuſammengetragen worden. In den Legenden des dritten Buches ſcheint er im Ganzen eine gemeinſchaftliche Quelle mit Jacobus a Voragine (legenda aurea) zu haben, doch ſieht man aus einzelnen Stellen, daß er zu verſchiedenen Heiligenleben, wie von St. Laurentius (374, 12), Gregor (214, 29) u. A., auch beſondere Gewährsmänner hat, und daß er die Werke der ſchriftſtelleriſchen Heiligen, der Ambroſius, Gregorius, Bernhard, Auguſtin u. A. ſehr genau kennt [127]). Im erſten Buche, im Leben der Maria, hat er zum

126) Hſ. in Leipzig. Bruchſtücke mitgetheilt in Roth's Dichtungen des d. Mittelalters 1845 und von Tittmann in den Beitr. z. vaterl. Alterthumskunde Leipz 1826. Andere ſind neuerdings von Zingerle aus einer Meraner Handſchr. mitgetheilt. — Das urſprüngliche Werk, eine beliebte Mönchslectüre, beſchreibt das Leben der erſten Begründer des anachoretiſchen Lebens; bald wurde es mit neuen Lebensbeſchreibungen, bald auch mit Anekdoten und Sprüchen aus dem Munde heiliger Männer erweitert. Unſer poetiſches Werk enthält, ſo weit es bekannt iſt, nur Biographien, „den alten Kern" der Sache, eine proſaiſche, vielleicht gleichzeitige Ueberſetzung (gedruckt für den liter. Verein „Der Väter Buch" ed. Hermann Polen. Stuttg. 1863.) enthält nur die ſpäter zugekommenen Sprüche.

127) Neuere Unterſuchungen von Fr. Roth (Germ. 11, 106.) weiſen ihm noch eine ganze Reihe von vereinzelten Legenden zu, die von Karajan (1839) her-

Theil dichteriſche lateiniſche Quellen vor ſich [128]; im zweiten Theile benutzt er die apokryphen acta apostolorum neben der Bibel, den Kirchenvätern, Joſephus, neben deutſchen Quellen und ſogar mündlichen Berichten. Die kleinen Legenden von den Wundern, welche die Reliquien, die Gräber, die Erſcheinungen und Bilder der Apoſtel noch nach ihrem Leben verrichtet haben, ſind ohne Rückſicht auf Zeitordnung in das ganze Werk eingeſtreut. In die Geſchichte der Maria iſt eine Anzahl von neuen Erzählungen eingeflochten, die man auch in den weitläufigeren poetiſchen Lebensbeſchreibungen von ihr nicht findet; des Herodes ganze ſpätere Geſchichte, die Legende von Veronica und Tiberius wird eingefügt; zahlreiche Wunderanekdoten von der Kraft der Marienverehrung, wie wir ſie oben kennen gelernt, werden berichtet. All dies gibt dem Ganzen einen Reichthum von Unterhaltung. Was die Behandlung angeht, ſo haben wir einen geſunden, verſtändigen Mann vor uns, der von ſeinem Gegenſtande warm durchdrungen, der Sprache bis zu großer Geläufigkeit und einer manchmal ganz neuen Geſchmeidigkeit mächtig, von dem ſüßlichen Ton der einen, wie von dem chronikartigen der anderen und dem ſchwülſtigen der dritten gleich frei iſt. Selbſt wo ihn einmal, bei Gelegenheit der Geſchichte des Evangeliſten Johannes, der apokalyptiſche Ton anwandelt, beſinnt er ſich gleich wieder und geſteht lieber, ſtatt ſich in hohle Paraphraſen zu verwir-

ausgegebenen Siebenſchläfer, einen Euſtachius (Germ. 1. l.), eine Pelagia und einen Abraham den Einſiedler (Moue, Anzeiger. 8, 338—41), und noch vier andere, die neben dem Abraham und den Siebenſchläfern in einer Hamburger Handſchrift (Anzeiger 3, 38.) enthalten ſind. E. Schröder theilt mir mit, daß ſich dieſe Reihe noch um ein Gedicht von der Königin Heſter vermehrt, das demnächſt in den Germaniſtiſchen Studien I erſcheinen wird.

128) Vgl. darüber Pfeiffer, im Vorwort zu den Marienlegenden (Stuttgart 1846; ed. 2. Wien 1863.), die er aus dem Paſſional ausgezogen und herausgegeben hat, weil die meiſten in Hahns Ausgabe, die nur Einer Handſchrift folgt, abgehen. Dieſe Legenden ſind theilweiſe dem liber de miraculis S. Mariae von Botho von Prüflingen (12 Jh. entnommen; für das Leben Maria's benutzt das Paſſional ein lat. Reimgedicht (vita Mariae virginis et salvatoris metrica), das auch den Mariengedichten Philipps und Walthers von Rheinau zu Grunde liegt. S. Maßmann Heidelb. Jahrb. 1826. p. 1183.

ren, daß jener Eingang: „Im Anfang war das Wort," der wie ein Donnerſchlag die Welt durchfahren, ſeinem rechten Sinne nach unerklärbar ſei, wie die Urſachen des Donners, woher er komme und wohin er gehe. Seine Erzählung iſt überaus leicht, fließend, nicht ſelten bei ſchwierigen Gegenſtänden (wie in der Beſchreibung des von Octavian aufgelegten Cenſus) elegant und zierlich, dabei anſpruchslos und faſt ohne das Ermüdende, das ein ſolcher Stoff mit ſich bringt. Auf der Beſchreibung der Flucht nach Aegypten liegt ein eigner romantiſcher Anſtrich; er nimmt hier, wie er denn überall auf gute alte Quellen ausſteuert, die Kindheit Jeſu von Konrad von Fußesbrunnen in freier Bearbeitung auf. Ueberall iſt er blos auf die Laien bedacht; auf die Feſttage der Heiligen iſt ſteter Bezug genommen; die größere Freiheit ſeines ganzen Vortrags fließt einzig aus dem lebendigen Tone der Predigt und ihrem Streben nach Anſchaulichkeit. Nach dem Epiloge des zweiten Theiles, der bei Hahn nicht gedruckt iſt, iſt erſichtlich, daß der Dichter wirklich ein Prediger geweſen und daß er ſein Werk ſchrieb, um der Menſchen Andacht zu reizen und ihre tugendliche Sitte zu ſtärken: was er heute predige, ſagt er, das vergehe mit dem Schalle, was er aber mit der Feder ſchreibe, das, hofft er, ſolle bleiben über manchen Tag. Es begreift ſich daher, daß man an vielen Stellen der Geſinnung, der Materie und den rhetoriſchen Kunſtgriffen nach an die Bertholdiſchen Predigten erinnert wird. Wo der Dichter ſeine Erzählung mit Gebeten, mit Anreden und Ausrufungen unterbricht, fühlt man leicht, aus wie wahrer Begeiſterung dieſe fließen; und an den rechten Stellen ergießt ſich des Dichters menſchliche Empfindung in einem feurigen lyriſchen Schwung. Als er Chriſtus' Gefangenſchaft und Geißelung erzählt hat, ruft er aus: Merkt Wunder, die Kraft ließ ſich binden, die Gewalt ſich beugen, die Herrſchaft ſich neigen, der Freie ward da zum Eigenen. Um wen haſt du die Hammerſchläge und das Schmieden auf deiner heiligen Menſchheit gelitten? Seltſames Recht, daß du deinen Knecht befreiteſt um den Preis deiner eigenen Knechtſchaft, und deine göttliche Kraft beugteſt

unter dein Geschöpf. Beweine o Mensch die Nacht, da er gefangen ward, u. s. w. Dann versetzt er sich mit gleichem Feuer in die Gefühle der Gottesmutter, in ihre Klage am Kreuz. An den mündlichen, versinnlichenden Vortrag des Redners erinnert wieder die Scene, in der er mit wahrer Glut eine Unterredung des Teufels mit der Hölle erzählt nach dem Tode des Erlösers, der nun kommen soll, des Satans Willkür zu brechen. Ebenso die Form, daß er in dem Lob unserer Frauen, wo er gleichfalls das sonst Zerstreute über dies Thema gleichsam zusammenfaßt, die Maria redend einführt, was auch schon früher geschieht, wo bei Christus' Leiden am Kreuz der Dichter die Mutter fragt, wie ihr da zu Muthe gewesen, und dann ihr selbst eine lange Rede in den Mund legt. In den erzählenden Legenden des dritten Theils hört dieser schwungreichere Ton des Predigers auf. Diesen oft langweiligen, oft gräßlichen Stoff konnte auch dieser Dichter nicht fesselnd oder angenehm machen. Dennoch verleugnet sich auch in diesem Theile die geistige Bildung und Ueberlegenheit desselben nicht. Es ist das Charakteristische dieser Sammlung, daß der Dichter nicht auf den abenteuerlichen Heiligen und Märtyrern mit der größeren Vorliebe verweilt, sondern auf denen, die eine geistige Bedeutung haben. Das Leben des Augustinus ist daher der Glanzpunct dieses Theiles, dessen innere Kämpfe, Entwicklungen und Lehren mit leichtem Verständnisse eindringlich behandelt sind.

Etwas kürzer wollen wir uns über die Gedichte zur Ehre der heiligen Jungfrau fassen. Sie sind von zweierlei Gattung, entweder lyrisch und psalmenartig oder episch und hymnenartig. Auf dem Leben der Maria vom Pfaffen Wernher bauten sich erweiterte poetische Biographien auf. Die älteste darunter, die um die Scheide des 13/14. Jhs. gedichtet sein wird, ist von Bruder Philipp[129], der in der steirischen Karthause Seitz, aber in mitteldeutscher Mundart, dichtete und sein Büchlein den Deutschordensbrüdern in Preußen

129. Ed. H. Rückert Quedl 1853.

zuſandte; es verhält ſich zu Wernher's Gedicht etwa ſo, wie Rudolf's und Eſchenbach's Alexander zu Lambrecht; ganz ſo iſt der Stoff ausgedehnt, die alte Quelle verlaſſen und eine weitere und ſchlechtere, die wir vorhin (in Note 128) angezeigt haben, an die Stelle geſetzt. Dem Philipp war der Text des Wernher bekannt, wie dem Rudolf der Lambrecht, es iſt aber merkwürdig, wie alles Schöne und Treffliche verwiſcht oder entſtellt iſt. Die Frömmigkeit, die aus Philipp ſpricht, ſteht gegen die Heiligkeit des Wernher'ſchen Gedichts eben ſo zurück, wie etwa Rudolf's Barlaam gegen die Kaiſerchronik. In der Pommersfelder Handſchrift dieſes Marienlebens folgt ihm ein ave Maria [130], das vermuthlich auch von Philipp verfaßt iſt: das iſt in einer unendlichen, über das Stereotype nicht hinausgehenden Redſeligkeit in zwölf Gedichten von je gleichen und immer (ob kurz oder lang) gleichreimigen Strophen breit getreten. Aehnlich wie Philipps Marienleben, ſo ſticht durch proſaiſchen Ton und trockenen Gang der Erzählung auch das ſpätere Marienleben Walthers von Rheinau [131] aus dem 14. Jh. vor, das auch derſelben Quelle folgt wie Philipp. In einem dritten gleichzeitigen Gedichte deſſelben Inhalts, das von einem Schweizer Namens Wernher herrührt [132] und nach des Dichters Angabe aus einem Buche des heil. Dionyſius überſetzt iſt, iſt ein gewiſſer Schwung der Rede nicht ſelten mit einigem Erfolge geſucht, während das Ganze im Stil der Chronik ermüdend hinſchleicht; es iſt darin eine Heiligkeit und Größe des Gegenſtandes empfunden, damit aber eine Herabwürdigung in der Darſtellung verbunden, die nichts ſcheut und allen Anſtand mit Füßen tritt: man wird hier mit allen Menſchlichkeiten des Weibes, mit mütterlichen Hoffnungen und der Hülfloſigkeit des Kindes in den Windeln bekannt; Unſchicklichkeiten, die der ältere Wernher noch verabſcheut haben würde. Aber

130) Im Anhang zu Bartſchs Ausgabe der Erlöſung. N. 6.

131) A. v. Keller hat in vier akademiſchen Feſtprogrammen 1849—55 alle vier Bücher (gegen 15,000 Verſe) herausgegeben.

132) Cod. Pal. Nr. 372

freilich seitdem der Streit der Sterroranisten geführt war, seit Ratbert und Ratram über die Entbindung der Maria gestritten, seit Albert der Große mit unerhörter Eindringlichkeit alle Fragen des Acts der Empfängniß besprochen hatte und der Kampf über die reine Empfängniß der Maria gefochten war, wie sollten nach den Vorgängen dieser heiligen Physiologie nicht alle Physiologica auch im Gedichte erörtert werden können! Die gemeinsten, oft ganz zuchtlosen Vergleichungen der Eigenschaften Gottes oder der Jungfrau drängten sich auch in die Oden oder lyrischen Preisgedichte an die Jungfrau ein: da ja das Erhabenste selbst noch Gottes unwürdig ist, so ist in sofern zwischen dem Erhabensten und Unwürdigsten kein Unterschied und damit entschuldigt auch Guibert von Nogent diese unanständigen Gleichnisse. An jenen lyrischen Gedichten können wir die ähnliche Ausartung, die wir in den epischen bezeichneten, in drei ausgezeichneteren Stücken verfolgen; wir meinen den Leich Walthers von der Vogelweide, ein Loblied auf die Jungfrau, das man langehin Gottfried von Straßburg [133]) zugeschrieben hat, und die goldene Schmiede Konrads von Würzburg [134]). Der Preis der Jungfrau steigert sich hier in Umfang, in Glut und Ueberladung. An Walthers Leich wird sich jeder, wer auch nicht Freude an dergleichen hat, von der wahrhaften Religiosität

133) In Haupt's Zeitschrift 3, 514. J. M. Watterich (Gottfr. von Straßburg, ein Sänger der Gottesminne. Leipzig 1858) hatte aus diesem Liede und einem Gedichte von der Armut, das in der Manessischen Sammlung Gottfried beigelegt ist, eine ganze Lebensgeschichte herausgelesen, wonach Gottfried als ein reuiger Kreuzfahrer von dem heil. Franciscus in seinen Orden wäre aufgenommen worden. Pfeiffer (in der Germ. 3, 59) „zog diesem Bau die Grundlage unter den Füßen weg", indem er unwidersprechlich nachwies, daß beide in Sprache und Mundart abweichende, in Vers und Reim so rohe Gedichte, wie Gottfrieds tadellos sind, nicht von diesem herrühren, daß auch die Stelle in Konrads goldener Schmiede V. 94—103, die dem Gottfried ein Gedicht auf die Jungfrau zuzuschreiben scheint, misverstanden worden ist und nur hypothetisch aussagt, wie viel besser Gottfried die Jungfrau gepriesen haben würde, wenn er das statt seiner, Konrads, unternommen hätte.

134) Ausg. v. W. Grimm. Berlin 1840; der das Gedicht in die letzten Jahre des Dichters legt.

und von der feurigen Innigkeit des Dichters ergriffen fühlen und selbst dem künstlerischen Beurtheiler wird der Wechsel des Tons, die stete Frische der Gedanken und Bilder und das rechte Maß genugthun, das hier bewahrt ist. In dem Gottfried zugeschriebenen Liede ist schon die peinigendste Häufung jener langeher überlieferten und immer mehr angeschwollenen Benennungen und Vergleichungen, in deren Fülle, Seltsamkeit und Neuheit der Werth des Gedichtes gesetzt wird; die Künstelei im Vortrage zeigt, daß das Herz hier nichts mehr zu thun hat, und die Wortspielereien, die man sich in weltlichen Gegenständen wie im Tristan etwa gefallen läßt, widern hier an. Der Dichter scheut sich schon nicht mehr, die vulgarsten Benennungen für Gott zu brauchen, an seine Allmacht die spielendsten Gleichnisse zu legen, mit ihm zu tändeln, wie mit der Jungfrau zu liebeln. Alles dies nun ist in der goldenen Schmiede zum Aeußersten der Ueberladung getrieben. Jeder ernstere Mann muß sich hier abwenden, wenn er ewig nichts hört, als endlose Variationen weniger Gedanken und Bilder, mit denen man sich den geheimnißvollen und wunderbaren Eigenschaften und Verrichtungen der Jungfrau zu nähern sucht. Dies dauernde Umdrehen und Umwenden in einerlei Vorstellungen, dies süßliche Versüßen süßer und schmachtender Anrufungen, dies „Schaaren von einem Lob zum andern", dies ewige Hetzen eines Namens mit dem anderen könnte nur einem Muselmanne gefallen, der die hundert Kugeln seines Rosenkranzes abbetet. Wenn man gelesen hat, so hat kein Bild gehaftet, kein Gedanke beschäftigt, keine Empfindung angeklungen, und nicht einmal war der zuckersüße Vers oder die Worte voll Honigseim im Stande, nur in eine ernste oder feierliche Stimmung zu bringen. „Ein Bild, sagt J. Grimm, drängt sich auf das andere, in der Hoffnung, deutlicher zu sein und mehr auszusagen, und da jedes seiner Natur nach für sich besteht und von vorne anhebt, so kann unter ihnen weiter kein äußerlicher Zusammenhang sein." Es sei also nichts als eine Sammlung solcher Gleichnisse, ein Versammlen der üblichen Bilder in ein Schatzkästlein, ein Aneinanderreihen dieser

Edelſteine zu einem goldenen Geſchmeide; ein Roſenkranz alſo, den man nun abrollen und abſingen kann. In einem Gedichte von Maria's Grüßen[135] aus der Mitte des 13. Jhs. wird dies recht ſonnenklar, daß die Gedichte zu ihren Ehren gleichſam in einer Beziehung zu dem ihr geweihten Roſenkranze ſtehen. Da ſind fünfzig Grüße hinter einander eingefädelt, von denen man zum Ueberfluſſe belehrt wird, daß man ſie mit 50 Venien ſprechen ſolle, damit die himmliſche Frau uns nach unſerem Tode im Himmelreich wieder begrüße; dann 50 Freuden, die man eben ſo herſagt, damit uns die Jungfrau wieder erfreue, und dann 50 Hülfen, bei deren zehnter man jedesmal in Kreuzgeſtalt auf die Erde fallen ſoll. Was man verdroſſen iſt in der Kirchenhiſtorie leſen zu müſſen, den Unſinn der Cyrilliſchen Gebete, muß man hier als Poeſien empfangen. Auch W. Grimm ſagt, daß das Gedicht von der goldenen Schmiede jetzt allgemeinem Eindrucke fremd ſei: daß es aber zu ſeiner Zeit Eindruck gemacht habe, laſſe ſich ſchon aus der Nachahmung des Hermann von Sachſenheim im goldnen Tempel ſchließen; das Sylbenmaß ſchade vielleicht durch Eintönigkeit, doch zeige der Dichter auch hier ſeine Gewandtheit und Sprachfülle, womit er vor anderen begabt war. Schwerfällig, trocken und gar nicht zu vergleichen nennt er das Gedicht des Teichners[136] von der Empfängniß der Jungfrau.

Bei dem regen Eifer, die Denkmäler unſerer alten Literatur zum Drucke zu fördern, werden wir den Kreis der heiligen Dichtung dieſer Zeit noch immer ſich erweitern ſehen. Eine breit gerathene Offenbarung Johannes' aus dem Ende des 13. Jhs., von einem Laien Heinrich Hesler, den wir ſchon (1, 192) als den muthmaßlichen Dichter des Evangeliums Nicodemi nannten, iſt in mehreren Handſchriften erhalten[137]; es iſt darin, ganz im Gegenſatze zu dem der

135) Herausg. v. Pfeiffer in Haupts Zeitſchr. 8, 274. Ein ähnliches, Marien Roſengarten, im Anhang zu Bartſch's Erlöſung. N. XIX.

136) Altd. Wälder 2, 194.

137) Auszug von K. Köpke in Von der Hagens Jahrbuch 10, 81; Bruchſtücke in Karl Roths Dichtungen des d. Mittelalters 1845, und in ſeinen kleinen

Apokalypſe nachgeahmten Räthſelſtile der Spruchdichter dieſer Zeiten, Gottfrieds Manier angewandt, ſo daß dem Originale, ſo weit es ſein Inhalt und die allegoriſche Deutung zuläßt, ſein Charakter ganz abgeſtreift iſt. Ein beſonderes Intereſſe hat die Arbeit dadurch, daß der Dichter, ein Angehöriger der Deutſchordenslande wie der Reimchroniſt Nicolaus von Jeroſchin, gleich dieſem eine Rechenſchaft von ſeiner Verskunſt ablegt, worauf wir zurückkommen werden. — Wir führten oben ſchon an, daß der Fortſetzer von Gottfrieds Triſtan, Heinrich von Freiberg, im Jahre 1300 auch ein geiſtliches Gedicht von dem heiligen Kreuze (oben Note 31) verfaßt hat. Es iſt dies eine aus einfacher Grundlage nach und nach viel um- und weit ausgeſtaltete, ſchon in der Urſtende, dem Paſſional und dem Evangelium Nicodemi gelegentlich berührte Legende [137a]), in der die idealen Beziehungen zwiſchen Sündenfall und Schöpfung, zwiſchen Adam und Chriſtus, auf das Material, und recht eigentlich auf die ὕλη, übertragen ſind. Der lebensmüde Adam ſchickt ſeinen Sohn Seth in das Paradies, ob ihm ſelbſt noch das Oel der Barmherzigkeit zu Theil werden könne; er empfängt nur drei Kerne von dem Baum der Erkenntniß, aus denen auf dem Grabe Adams ein dreieiniger Baum wächſt, deſſen Ruthen in den Stäben Moſes' und Davids ihre Wunder thun, der dann zu Salomo's Tempelbau gefällt, aber, weil er ſich keinem Maße der Bauleute bequemen will, verworfen wird und liegt, bis er zum Kreuze Chriſti verwandt nun das ſo lange vorenthaltene Oel der Erbarmung ausſtrömt. Eine Himmelfahrt Mariä [138]), von einem heſſiſchen Dichter gleichfalls Gottfriediſcher Schule, der viel Gemeinſames mit dem Dichter der Erlöſung und der heil. Eliſabeth verräth, und ein

---

Beiträgen 1, 31, 9, 191; in Germ. 11, 70. 15, 203 und in Pfeiffers Altd. Uebungsbuch p. 21.

137a) Vgl. darüber Mussafia, sulla legenda del legno della croce. Vienna, 1870.

138) In Haupts Zeitſchrift 5, 515.

Vaterunſer von Heinrich von Krolewiz aus Meißen[139]) ſind neuerer Zeit gedruckt; wir begnügen uns, beide erwähnt zu haben. Das Letztere iſt eine Predigt und Paraphraſe des Vaterunſers und erinnert uns in dieſer Form wieder an das Aehnliche im 12. Jh. Der Dichter hat ſehr mit der Sprache zu ringen; drei Jahre (1252—55) arbeitete er an den viertauſend Verſen ſeines Gedichtes. Intereſſant iſt er uns durch das Local ſeiner Geburt und Aufenthaltsſtätte. Der Herausgeber macht aufmerkſam, daß er mit der Regierung des Grafen Gunzelin III von Schwerin (1228—74) zuſammenfällt, und da auch andere Sachſen, wie Raumsland, mit dieſem Hofe in genauen Verhältniſſen lebten, und die beſte Handſchrift des Gedichts, die faſt eine Urſchrift zu nennen iſt, ſich in Schwerin findet, ſo ſchließt er, möge auch Heinrich an dieſem Hofe geweſen ſein. So würde er uns eine Brücke bilden zu jenen ſpäteren gnomologiſchen Dichtern, die uns vielfach in dieſe nordiſchen und öſtlichen Gegenden überführen.

139) Ed. Liſch. 1839. Ueber die dialektiſchen Eigenheiten der Dichtung vgl. Bechſtein in der Germ. 8, 355.

VI.

Verfall der ritterlichen Dichtung und Uebergang zur Volkspoeſie.

1. Ueberblick der Erſcheinungen der nächſten Zeit.

Wir haben in Rudolf und Konrad, nach deren Abgang wir uns unter den Epikern vergebens nach einem bedeutenden Namen weiter umſehen werden, und unter welchen beiden ſelbſt der erſtere ſchon, wie Lachmann ſagte, nicht leicht von Jemandem weiter genannt wird als von ſich ſelbſt, die ſprechenden Anzeichen eines großen Wendepuncts in dem Verlaufe der epiſchen Dichtung hart neben einander gefunden: Selbſtruhm und Selbſterniedrigung, pathetiſchen Schwung und ein furchtſames Hinkriechen am Boden, große Unternehmungen bei kleinen Kräften, unter einem Schwall von poetiſchen Worten proſaiſchen Sinn. Dieſe nämliche Erſcheinung verfolgen wir zunächſt noch weiter an einer Maſſe von erzählenden und lyriſchen Gedichten. Wir werden ſehen, wie ſich bald die tiefſte Beſcheidenheit an die umfaſſendſten Gegenſtände wagt, bald der ſchamloſeſte Dünkel den flachſten Stoff ſich anſtellt zum Höchſten und Beſten gemacht zu haben. Wir werden betäubt von hochtrabendem Schwulſt, aber wir ermatten unter der vergeblichen Anſtrengung, unter ſo vielen gewichtigen Worten auch nur einen leichten Gewinn für Seele und Geiſt zu haſchen. Und während dieſe Zeiten mit der größten Selbſtvergnüglichkeit ihre kleinen Dichterlinge, und dieſe ſich ſelbſt hart neben die großen Namen der

ſchönen ſtaufiſchen Zeit ſtellen, ſo treten doch in den größeren Werken die Perſönlichkeiten und Namen zurück, und im Titurel, im Lohengrin, im Laurin möchte man uns aufbinden, dieſe Gedichte rührten von namhaften Dichtern der klaſſiſchen Periode her. Bei all dem Beſtreben, den alten Meiſtern nachzueifern, verräth ſich eine völlige Unſelbſtändigkeit in jener blinden Nachahmung der Behandlungsweiſe, und eine völlige Entartung in der Lockerung und Auflöſung des Begriffs der eigentlichen Epopöe. Während dieſe in ihrer klaſſiſchen Epoche von dem Dichter durch Ideen gebunden war, ſo verſchwindet jetzt auch ſelbſt der Verſuch hierzu, wie wir bei faſt allen Nachahmern Gottfrieds ſchon gewahren konnten. Bei Lambrecht, bei Wolfram und Gottfried war es ein Hauptbeſtreben, das Gleichgültige aus den Sagen auszuſcheiden: jetzt aber ſucht man das zuvor Verſchmähte wieder auf, begierig nach jeder Erweiterung des Stoffs, unbekümmert um den Gehalt, geſchmacklos in der Wahl dieſes neuen Zuwachſes. Die großen äußeren Verhältniſſe, die inneren Tendenzen, die ein Epos oder einen epiſchen Charakter bilden, hören auf, und vereinzelte Abenteuer und charakterloſe Helden treten an die Stelle; man kehrt alſo zu dem Stande der Dinge vor der Blütezeit der Dichtung zurück. Dies Zuſammenhäufen von abgeriſſenen Geſchichten, dies Anſchwellen der Epen mit gleichgültigen Begebenheiten bereitet alsdann die ſcheinbar gegenſätzliche Erſcheinung vor, daß das Epos weiterhin geradezu in ſeine einzelnen Beſtandtheile auseinanderfällt. In unſerer Volksſage iſt dieſe Auflöſung deutlich zu beobachten; die einzelnen Lieder, aus denen wir das Epos allmählich emporwachſen ſahen, kehren im Siegfried und durch ein günſtiges Schickſal noch deutlicher im Hildebrandliede im 15. Jh. wieder, und die letzten Reſte unſeres Epos ſind in dieſer Periode eben ſo von hiſtoriſchen Volksliedern umgeben, wie in jenen uralten Zeiten, wo wir der Entſtehung des Volksepos aus Rhapſodien nachforſchten.

Dieſer Gegenſatz der poetiſchen Werke, die wir zunächſt betrachten, gegen die früheren, dieſe Spaltung des ſonſt Verbundenen, dieſes

Zertheilen des Vereinten, dieſes Abſinken von dem Einen Höhepuncte zu den vielfältigen Abſtürzen in die Tiefe, iſt aus den mannigfaltigſten Geſichtspuncten anſchaulich zu machen. Das Zarte und Weibliche jener Zeit richtete die Gemüther auf die Seele und ließ ſie vor dieſem Einen alles Andere vergeſſen. Allein jetzt fällt die Nation in Leben und Dichtung raſch in den gegentheiligen Charakter des Männiſchen und Rohen und vertauſcht das Ideale mit dem derbſten Materialismus, den Frauendienſt mit der Kampf- und Erwerbluſt, den Aufenthalt am Hof mit Hinterhalten und Raubzügen, die Treue gegen den Lehnsherrn mit Eigenwillen und Fauſtrecht. Vorher ward noch von den ſtaufiſchen Kaiſern verſucht, die deutſchen Kräfte auf ein einziges Ziel zu lenken, jetzt fällt Alles auseinander. Jeder ſucht ſich zu helfen ſo gut er kann, jeder ſucht ſich ſelbſt zu befriedigen, unbeſorgt wie es dem Ganzen dabei gehe und wie es den Anderen gefalle. Dies hat das deutſche Reich wie die deutſche Dichtung jener Zeit zerſtört. Ganz wie es Konrad von Würzburg ausgeſprochen hatte, ſo dichtete fortan jeder vor ſich hin nach Luſt und Liebe, gleichgültig ob er der Welt angenehm oder läſtig ſei, und jede Spur verſchwindet von dem Gedanken an ein Zuſammenwirken für eine edle Geſtaltung deutſcher Kunſt und eine würdige Stellung des Sängerordens, deſſen vorragendſte Glieder früher wetteiferten in dem Gegenſatze großer künſtleriſcher und ſittlicher Prinzipien. Wie in der politiſchen Welt trat nun vielmehr an die Stelle ſolcher innerer Reibungen aus beſtimmten Grundſätzen das kleine perſönliche Befehden um elende Intereſſen auch in die Dichterwelt, ohne daß ein innerer Grund von irgend einer Bedeutung dieſe Kämpfe erklären könnte.

Dieſe Herabwürdigung der Dichter und der Dichtung durch Zertheilung und Erſchöpfung der Kräfte, hängt ferner mit den Veränderungen zuſammen, die in der Geſellſchaft vorgingen, für welche die Dichter ſchrieben. Auch hier wird dieſelbe Zerſplitterung des Intereſſe's ſichtbar, und ſonderbar genug ſtehen die Schützer des Geſangs in genauem Verhältniß zu den Perſönlichkeiten, die in den epiſchen

Dichtungen auftreten. So lange der Volksgeſang blühte, kümmerten ſich alle Klaſſen des Volkes darum, und ſo umfaßte die Dichtung wieder alle Klaſſen des Volks und drehte ſich in allen Verhältniſſen des Lebens herum. Als Friedrich I und Heinrich der Löwe die Kunſt förderten, waren Alexander und Karl die Haupthelden des Geſangs. Später, da die edlen Reichsvaſallen, ein Leopold von Oeſterreich und Hermann von Thüringen die Poeſie an ihre Höfe zogen, blühten die britiſchen Sagen von den friedlichen Tafelrundern an Artus' Hof, deren Kreis ſich ebenſo erweitert und deren Bedeutung ebenſo verflacht, wie nach den genannten Fürſten die Förderer der Dichtung ſtets zahlreicher werden, aber nun ſchon unter bloßen Grafen und Herren geſucht werden müſſen. Man ſieht auch ſogleich, wie nothwendig dieſe Uebereinſtimmung iſt, die auf den erſten Blick etwas Auffälliges hat. Die höfiſche Kunſt hatte ja nichts mit dem Volke im Ganzen, ſondern nur mit den Höfen und dem Adel gemein; ſie war von oben herab gehegt, nicht von unten heraufgewachſen; ſie war ein geimpftes Reis, wie ſie Gottfried ſchon nannte, und ſie hatte es in ihrer Gewalt, auf unſern Boden zu verpflanzen, was unſern Zuſtänden unter Adel und Höfen zuſagte und entſprach. Den umgekehrten Gang nahm die neuere Kunſt der Deutſchen. Sie ging, nachdem das ariſtokratiſche Protectorat derſelben bis auf die patriziſchen Bürger herabgekommen war, einen langſamen Gang mit der bürgerlichen Entwickelung des geſammten Volkes, und in der Zeit der Reformation war ſie das Eigenthum Aller. Sie fiel zwar dann wieder in Zünfte, Geſellſchaften und Schulen zurück, bahnte ſich aber im vorigen Jahrhunderte wieder den Zugang zu allen Klaſſen und wußte ſich eine Theilnahme zu verſchaffen, die an Umfang und Wärme in neueren Zeiten und Völkern ihres Gleichen nicht hat.

Wir können zu den Merkmalen von der Auflöſung der ritterlichen Dichtung, die wir aus der Kunſt ſelbſt und aus den ſchreibenden und leſenden Klaſſen hernahmen, noch ein anderes hinzufügen, das aus der Oertlichkeit genommen iſt. Bisher hatten mehrere Für-

ſtenhäuſer nach einander dem Reiche vorgeſtanden, deren Erblande immer in dem Mittelpuncte von Deutſchland gelegen waren; auch die Dichtung hatte dieſen Sitz getheilt. Seitdem aber die Kaiſerwürde ſchwankend an einen ſchweizeriſchen Grafen, an Oeſterreich, an Luxemburg, an Böhmen, an Baiern kam, geht auch mit der Dichtung das Aehnliche vor. Wir ſahen oben, daß es Zeiten gab, wo ſich die Poeſie von den Grenzen Deutſchlands einen Weg in das Innere bahnte, jetzt flüchtet ſie wieder nach dieſen Grenzlanden hin. Wir begegnen kaum mehr einigen fränkiſchen Dichtern in den nächſten Zeiten, aber einer Menge von Oeſterreichern, Tirolern, Oberbaiern und Schweizern; in Böhmen bei Wenzel II, deſſen freigebige Milde von den Kolmarer Annalen hochgeprieſen iſt, finden deutſche Dichter eine Zufluchtſtätte; die niederländiſche Grenze und Preußen, der Norden und Oſten nimmt Antheil an der deutſchen Literatur, und im 14. Jh. werden die niederdeutſchen Ueberſetzungen häufig. Auch hier alſo ſehen wir dieſelbe Zerſplitterung, und auch hier kehren wir in die Zuſtände der Zeiten vor der Dichtungsblüte zurück. Zugleich breitet ſich auch in den Ständen die Theilnahme an poetiſcher Hervorbringung aus; und während wir bisher faſt nur Fürſten, Ritter und Herren die Kunſt hatten üben ſehen, ſo treten nun Bürgerliche, Kapläne, Kirchherren, Schulmeiſter, Doctoren, Handwerker und Juden hervor, und dies ſetzt ſich bis zur Reformation, der Zeit der höchſten Ausbreitung poetiſcher Hervorbringung, regelmäßig fort, wo vom Kaiſer bis zum Landsknecht und Handwerksburſchen Jeder nach ſeinen Kräften Verſe und Reime machte.

Die Zeit Rudolfs von Habsburg iſt die, welche wie im Politiſchen ſo auch im Poetiſchen dieſe großen Veränderungen nicht vorbereitete oder veranlaßte, ſondern ans Licht brachte: vorbereitet waren ſie in beiden Gebieten ſchon länger. Die großen Gedanken und Beſtrebungen des 13. Jhs. waren in die Dichtung übergetreten und in vortrefflichen Werken verkörpert worden; man hatte ſich erſchöpft und gefiel ſich fortan im ſteten Nachahmen und Wiederholen. Eine ſolche

Kunſt konnte nicht wohl weiter einen gerechten Anſpruch an eine ſolche Pflege an den Höfen machen, wie die frühere, und daß die Theilnahme daran unter den größeren Fürſten in Deutſchland ſeit der Mitte des 13. Jhs. aufhört, iſt aus faſt jedem Dichter der Folgezeit deutlich zu machen. Wir haben oben ſchon die Klagen des Strickers gehört; im Jenaiſchen Codex von Meiſterſängern darf man unter jedem Namen den Jammer über den Verfall des höfiſchen Geſangs, des Hoflebens, der fürſtlichen Freigebigkeit ſuchen. Wie war es aber auch nur äußerlich möglich, daß bei der ſtets wachſenden Anzahl der Dichter die Milde der Fürſten ſich erhalten konnte? Schon an Hermann's Hofe war ſolch ein bedenklicher, allzugroßer Zudrang, und nach einer ſchon angeführten Stelle des Strickers wären die öſterreichiſchen Fürſten ganz eigentlich mit ihrer Freigebigkeit gegen die Sänger bankerut geworden. Nun aber wurde die Anzahl dieſer Sänger ſtets größer, ärmere Talente drängten herzu, natürlich mußten da die kleineren Herrn in Deutſchland ſich in die Sorge für die vielen Poeten theilen. Dies aber genügte wieder dem Ehrgeiz nicht, der gewöhnlich im Verhältniß mit dem Sinken des wirklichen Verdienſtes wächſt. Daher werden auch die Dichter dieſer Zeiten ſtets deſto anſpruchvoller, je ſchlechter ſie werden, und in dem Maße wie der Beifall ſchweigt, wird ihr Selbſtlob laut; in dem Verhältniſſe wie ihre Unterſtützung durch die Großen der Welt aufhört, wird ihr innerer Abſchluß, und mit dem Schul- und Gewerbmäßigen ihre Selbſtgefälligkeit bedeutender. Ja man kann ſagen, daß mit den häufigeren Ergüſſen über die höhere Würde der Kunſt zugleich der Verfall der Würde der Künſtler eintrit. Denn welch ein anderes Gemälde entwirft ſchon die Reimchronik von Ottokar[140]) von dem

---

140) In Pez scrippt. III. p. 18. Nachdem Ottokar eine Reihe von Sängern genannt hat, und darunter auch ſeinen Meiſter Konrad von Rotenburg, ſo fährt er fort:

Swaz ich ir nu hân genant, an die was diu êr gewant,
daz si meister wâren; sold ich ir namen vâren,

Getriebe der Meiſter, der Fiedler und Geiger in Manfred's Gefolge, als jene früheren Dichter von dem Gewirre an den thüringiſchen und öſterreichiſchen Höfen! Es iſt daher kein Wunder, wenn ein Fürſt wie Rudolf (1273—92) ſich von einem ſolchen Gewühle frei zu halten ſuchte, der ſeiner ganzen Natur nach wohl nur wenig Freude an Minne und Mähre hatte, der dazu andere Dinge zu thun hatte und knickerig für ſich ſelber wenig brauchte und für andere wenig erübrigte. An ihm allein läßt ſich zur Genüge zeigen, wie ſich der Eifer der dürftigen Dichter gegen die Achtloſigkeit der Fürſten auf die Dichtung ausläßt. Meiſter Stolle, wie es ſcheint ein niederdeutſcher Dichter, deſſen Sprüche übrigens in ihren örtlichen und perſönlichen Bezügen auf Oberdeutſchland weiſen, ſodann der Unverzagte und der Schulmeiſter von Eßzelingen[141]) ſind die drei, die es hauptſächlich gegen ihn angelegt haben, der letzte unſtreitig mit der größten Kraft und Schärfe. Auf eine vortreffliche Weiſe geißelt er die Erwerbſucht des armen Königs. Anſpielend auf das Wort des Baſeler Biſchofs, (der, als er von Rudolf's Wahl hörte, ausrief: Nun ſitze feſt, Herr Gott, ſonſt nimmt dir Rudolf deine Stelle) ſagt der Schulmeiſter von dem Kaiſer: Nichts auf der Erde erwehre ſich vor ihm, St. Peter möge wohl die Himmelspforte hüten und Gott auf ſein Reich Acht haben, daß er es nicht im wehrloſen Zuſtande überfalle. Gewänne er den Himmel zu der Erde, er gäbe Niemand nichts und wir wären hier und dort übel berathen. Dann fingirt er

---

die noch vidler hiezen, daz möht iuch wol verdriezen;
ir waz ot mêr dan genuoc, und triben solhen unfuoc,
daz im die stet wurden gram, dâvon er grôzen schaden nam;
ouch swâ der künig lag ze veld, dâ hâten wägen und gezelt
ir ieglîcher besunder, des nam vil dik wunder
manigen komenden gast, daz im der sinne sô gebrast,
daz er niht tag noch naht dâ gegen traht und gedâht,
daz er des über wære, u. ſ.

141) Ein Henricus rector scholarum in Eßzelingen kommt in einem Rechtshandel zwiſchen zwei Pfarrern von Münſter und Altenburg 1280 als Schiedsrichter vor.

eine wirkliche Kriegserklärung des übervortheilten Königs gegen Gott; der Dichter aber hat den Streit zu ſcheiden und heißt den König ſich mit dem, was hier unten iſt, zu begnügen, und den Alten dort walten zu laſſen. Nun aber will der König den Teufel aus der Hölle ſtoßen: wer ſchlimmer ſei, der ſolle Podeſta in der Hölle ſein. Will man auch dieſen Streit dem Dichter zu ſcheiden überlaſſen, ſo will er diesmal dem Könige einen beſſeren Spruch fällen: ſprach er ihm vorher das Himmelreich ab, ſo will er ihm von der Hölle deſto mehr zutheilen. Dazu muß man dann die (V. d. Hagen M. S. 2, 138) auf dies Gedicht folgende Strophe leſen, worin aus der erſten Zeile „Wohlab, der König gibt auch nichts" das Wohlab in jedem Verſe voll Bitterkeit wiederholt wird, was eine ſo treffliche ſatiriſche Wirkung thut, daß auch Meiſter Stolle dieſe Form für dieſen ſelben Gegenſtand (ebd. 3, 5) gebraucht, nur daß er ſeiner neben ſein jedesmaliges „Er gibt nichts" ein Lob des Königs ſtellt und ſo den Tadel ſeiner Kargheit durch Anerkennung der ſonſtigen Größe des Fürſten noch erhöht. Sein Lied ſcheint wieder in ähnlicher Form (ebd. 3, 45) von dem Unverzagten nachgeahmt zu ſein. So alſo bezeichnet gleich der Anfang des habsburgiſchen Hauſes die Zeit, da in Oeſterreich das geiſtige Leben gedrückt und bei jedem neuen Triebe verſehrt erſcheint. Eine gute Weile noch dauert die Nachwirkung der babenbergiſchen Zeit fort, nachher bleibt das machtvolle Reich für Deutſchlands Dichtung und Bildung gleichgültig, und wirkt ſogar ſchädlich entgegen.

Wir wollen nun nach dieſer allgemeinen Anſicht der äußeren Verhältniſſe die Erzeugniſſe der Zeiten am Ende des 13. und im 14. Jahrh. ſelber näher kennen lernen.

2. Wolfram's Schule.

a) Spruchdichter.

Wir haben die lyrische Dichtung mitten in der Blüte des Frauendienstes beobachtet und haben sie verlassen, als sie schon begann, mechanisch zu werden wo sie sich noch in dem alten Stile hielt, oder — wo sie sich originaler weiter bildete — ihre alte Reinheit zu verlieren. Wir haben die ritterlichen Sänger der zweiten Periode schon genannt, in deren Mitte Ulrich von Lichtenstein steht, die den Ton des früheren Minneliedes festzuhalten suchten, und wir bemerkten wie verkehrt von den üblen Einflüssen der ins Schlimme veränderten Zeiten das Minnelied schon bei ihm erscheint. Fast allen Dichtern, die sich in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. in dem abgelebten Thema des Minnegesanges und Frauendienstes noch behaupten wollten, geht bei aller Verskünstelei der eigentliche lyrische Sinn ab, und bei der Unverholenheit, mit der sie stehend gewordene Vorstellungen, Gefühle und Ausdrücke von ihren Vorgängern borgen, entbehren sie jede Besonderheit innigerer Empfindungen oder Gedanken, die in dem Leser festhaften könnten. Unter den eigentlichen Minnedichtern fällt bei den Tirolern Rubin und Walther von Metz[141a]) die flache Nachahmerei, das Entlehnen (namentlich von Walter von der Vogelweide) am lebhaftesten auf; unter den Spruchdichtern (bei Walther von Breisach, Günther von dem Forste, dem Teschler u. A.) ist es noch leichter nachweislich. In jenen müdegehetzten Formen konnte dem lyrischen Liede kein frisches Leben mehr werden; es glitt daher bald, wie wir sahen, von der Minne auf die derberen Gegenstände des Gelags, der Zeche, der Reigen und Tänze herunter. Die Lieder dieser Art, in deren heiteren Ton einige Stücke der norddeutschen Fürsten Heinrich von Breslau, Otto IV von Brandenburg und Johann von Brabant

141a) Den letzteren beklagt Brennenberg als einen schon Verstorbenen vor 1276.

vortrefflich eingingen, leiteten ſchon in Hadlaub (vgl. 1, 530) und Aehnlichen den Uebergang zu dem ſpäteren Volksliede ein; ſie rücken die friſche, frohe Luſt des Volkes an die Stelle des untergehenden ritterlichen Lebens; auch formell werden wir darin auf die größere Einfalt des Volksliedes vorbereitet. Während ein Konrad von Würzburg jene alten ſchon genug gekünſtelten Töne noch mehr verkünſtelte, (ſo daß z. B. in Einem ſeiner Gedichte jedes einzelne Wort reimt,) ſo ſtellen ſich ihm Andere, wie Konrad Schenk von Landegge und der Kanzler, ein Oberdeutſcher bürgerlichen Standes, in leichteren, minder verſchlungenen Tönen gegenüber, die uns Neueren um Vieles näher ſtehen und an manches Aehnliche in der ſchleſiſchen Zeit erinnern können. Am nächſten liegen dieſe Gegenſätze eben in des Kanzlers Minneliedern, einem der vielſeitigſten Dichter dieſer Zeit, bei einander. Es finden ſich bei ihm neben dieſem einfachen Strophenbau zugleich die verſchlungeneren Töne, die kürzeren Verſe und die gehäuften Reime, die man ſich jetzt ſo gerne als eine freiwillige Kette anlegt; doch geht bei ihm der Sinn darüber ſeltner verloren, weil er ſich nicht ſo kraus wie bei anderen durch Cäſuren und Reime ſchlingt daß man entweder den Rhythmus oder den Gedanken aufgeben muß, ſondern er weiß mit ſprachlicher Gewandtheit ein geſchicktes Ebenmaß zwiſchen Sinn und Form zu bewahren und über die ſelbſtgemachten Erſchwerungen mit mehr Zwangloſigkeit wegzugehen, als bei den anderen auffiele. In eben dieſem doppelſeitigen Verhältniſſe liegen bei ihm auch in ſeinen Sittenſprüchen dunkele gelehrt-ſinnbildliche Sätze und leichtfaßlichere dicht beiſammen, wie denn unter dieſen letzteren auch Priameln begegnen, eine in ſich durchſichtigere Gattung, deren Anfänge ſich im Norden ſchon im Havamal, in Deutſchland bereits bei dem Spervogel finden[142]: kleine epigrammartige Gedichte, die dem Inhalte nach ſittlich-ſatiriſch, oft nur in einer neuen Einklei-

142) Vgl. über dieſe Gattung C. Wendeler, de praeambulis eorumque historia in Germania. Partic. I. Halis Sax. 1870. — M. Rodler verſprach eine Sammlung der deutſchen Priameln Grmr. 3, 370.

dung einer allbekannten Erfahrung das Thörichte des menſchlichen Treibens geißeln, der Form nach in anſpruchsloſen Reihen von Sprichwörtern, die bald bildlich bald unbildlich alle daſſelbe ſagen und von vielen Seiten Einen und denſelben Satz verſinnlichen wollen. Uebrigens geht auch bei dem Kanzler, deſſen Dichtungen in der Mehrzahl Sittenſprüche ſind, der minnigliche Stoff bereits mehr aus, wie bei einer ganzen Reihe der Sänger dieſer Zeiten: bei Rumzlant, Reinmar von Zweter, Stolle, Bruder Wernher, Marner, Boppe, Meiſter Friedrich von Sunenburg (Sonnenburg bei Brixen?) und vielen Anderen. Der letztere erklärte es uns oben (1, 530) ſelbſt, warum er die Luſt am Minnegedicht verliere: weil Zucht und höfiſcher Sang die Edlen langweile, denen lieber ſei, beim Wein die Weiber zu ſchelten. Bei dieſer Herabziehung des höfiſchen Lebens ins Gemeine konnte ſich der frauendienſtliche Geſang nicht erhalten. Alle Dichter von allen Farben fallen daher jetzt aus dem rein Lyriſchen in das Lehrhafte, aus dem Weltlichen ins Geiſtliche, aus dem Minniglichen ins Moraliſche. Der lyriſche Geſang, der aus des Menſchen innerſtem Gemüthe unmittelbar hervorquillt, empfand die ſittliche Geſunkenheit der Zeit zuerſt, und lehnte ſich mit voller Macht dagegen auf; er ſchloß ſich nun der größeren Maſſe nach ſo entſchieden an das Lehrgedicht an, wie er ſich in der höfiſchen Zeit an die Epopöe der Ritterſänger angeſchloſſen hatte.

Es ging in der Nation, dies fühlte ein Jeder, mit dem Verfalle des Ritterthums eine geiſtige Kraft verloren. Dieſe Kraft ſuchte ein Theil der Geſellſchaft, auch der dichteriſchen Kreiſe, zu erhalten; und zwar zunächſt indem man dem Ritterſtande ſelbſt eine deſto größere Weihe und Würde beizumeſſen ſuchte, je mehr ihn ſeine herrſchenden Sitten entwürdigten, je mehr das emporſtrebende Bürgerthum den Adel und ſeine Literatur ins Niedrige herabzuziehen ſtrebte. Im Titurel wird Ritterthum und ritterliches Streben in eine Heiligkeit und ein erhöhtes Anſehn hinaufgerückt, das die Ehren der Tafelrundhelden weit überragen ſoll, das aber in einem ſchneidenden

Gegenſatze ſteht zu den Bildern des wirklichen Lebens innerhalb der adligen Welt, wie ſie uns in den Sittengemälden der Zeit vorgeführt werden: daher denn auch die Spruchgedichte der ritterlichen oder auch ſolcher bürgerlichen Sänger, die an dem Alten feſthingen, angefüllt ſind von Vorwürfen und Mahnungen, womit ſie dem Verſinken des höfiſchen und ritterlichen Lebens ſteuern, womit ſie Unzucht entfernen und Zucht wiederbringen, die Unkunſt in Ungunſt bringen und die Dichtung wieder emporheben wollen. Allein dies Alles ſchlug ganz anderswohin aus, als es gemeint war. Es war zuletzt das Volk und Bürgerthum, die alles das ſich aneigneten, was dieſe Männer empfahlen und worin ſie Beiſpiel und Muſter waren; die Meiſterſänger erbten ihre Frömmigkeit und andächtige Vertiefung in die Geheimniſſe der Religion, ihre Gelehrſamkeit, ihre neue Art von ſittlicher Dichtung. In allem ging die Ritterwelt leer aus; ſie konnte hinfort nichts mehr als von ihrem alten Ruhm und ihrer alten Dichtung zehren, ſo lange ſie die Zeit nicht verzehrt hatte. Wenn ſich die Ritterſchaft in Deutſchland noch einmal hätte zuſammenraffen ſollen, ſo hätten, wie es in Frankreich, England und Spanien geſchah, große Thaten ſie beſchäftigen müſſen, während im 14. Jh. bei uns der frühere fromme Waffendienſt in die gemeinſte Räuberei herabſank; mit würdigeren heimiſchen Thaten hätten auch die epiſchen Gedichte, der Preis der Thaten, und was ſonſt der ritterlichen Literatur eigenthümlich war, länger ausgedauert, ſtatt daß es nun in Entartung fiel und von anderen Gattungen verdrängt wurde, die für das untere Volk den größeren Reiz hatten. So bildete ſich der Gegenſatz, der Deutſchland in ſeiner Geſchichte ſeit dem Falle der Staufen den romaniſchen Stämmen gegenüber kennzeichnet, daß es neben Italien am früheſten die adlige Bildung und noch früher als Italien die adlige Literatur abwarf; daß es mit ſeiner bürgerlichen Entwicklung eine volksthümlichere Sittlichkeit entfaltete, welche dem allgemeinen menſchlichen Sittengeſetze über das ſtandesmäßige der Geiſtlichkeit und des Adels den Sieg errang, während in jenen Theilen von Europa

die adlige und prieſterliche Bildung über die des Volks die Oberhand behielt. Während daher in Italien die nächſten Jahrhunderte auf die kunſtmäßige Vollendung der chriſtlich-ritterlichen Dichtung ausgehen, läßt Deutſchland eben dieſe Dichtung ins allertiefſte herabſinken; dafür aber begann Deutſchlands ſittliche und religiöſe Größe, als die von Italien für lange Zeiten verfiel. Daher kommt es auch, daß Deutſchland ſogleich das kunſtmäßig reinere Beſtreben eines Gottfried von Straßburg, das uns bei weiterer Ausbildung weit über Arioſt geführt haben würde, gänzlich fallen ließ. Die folgenden Jahrhunderte ſehen den Wolfram von Eſchenbach als ihren Herrn und Meiſter an und folgen ſeiner Manier mit ſolcher Vorliebe, daß ſogar eine Reihe von größeren Dichtungen mit falſchem Vorgeben unter ſeinem Namen in Umlauf geſetzt wurde.. Wir gruppiren daher, wie oben um Gottfried, hier eine Anzahl Dichter und Dichtungen, die ſeiner Spur am nächſten nachgehen, als eine Schule um ihn her. Während Gottfried ſchon lange bei Seite geſchoben war, nannte man Wolfram und Walther fort und fort als die nie vergeſſenen in der Mitte der Meiſter, deren ſich je einmal ein ſpäterer Sänger erinnerte, oder welche die Sage in der heiligen Zwölfzahl aufführte, in die man nun bald die Erzväter des Geſanges zuſammenſtellte. Wolfram's Anſehen war durch nichts und nicht früher zu beſeitigen, als im 15. und 16. Jh. durch die Weisheit und Sittenlehre der alten Welt, die ein reineres Sittengeſetz durchdrang als das, welches die Ritterzeit kannte. Für die ganze Zeit aber, die an den Ordnungen der Ritterſchaft feſtzuhalten ſtrebte, iſt er gleichſam als der Mittelpunct zu betrachten, um den ſich alles andere verſammelt. In der Reihe der epiſchen Dichtungen dieſer Zeit der Abblüte bemüht ſich der Titurel wie aus Wolfram's Seele und mit ſeiner Zunge zu reden; und dieſe Dichtung betrachtet dann jeder Ernſtere der nächſten Jahrhunderte wie ein Heiligthum [143]; noch im 15. Jh. ſind daher eine Menge epiſcher

143) Noch Püterich ſagt in ſeinem Ehrenbriefe 100 (Haupt's Zeitſchr. 6, 50):

Erzählungen voller Anklänge an Parzival und Titurel. Die Spruchdichter aber, die Zweter und Marner, theilen ſich gleichmäßig in Wolfram's und Walther's Schule. Doch überwiegt die Wolfram'ſche Art und Weiſe bei weitem; der Geſchmack der Zeit ſtand nach allem Ueberſchwänglichen; die neuen Neigungen für das Prieſterliche und Gelehrte fanden nur bei ihm Nahrung. Sein Parzival ſtand in dem Lichte heiliger Weihe dieſer Folgezeit als Beiſpiel vor, und der Ruf von der Gelehrſamkeit des Laiendichters, der ſeit Wirnts Lobſpruch (ſ. 1, Note 561) die deutſche Welt durchdrang, gereichte ihm zum höchſten Preiſe, wie unverdient er ſein mochte; denn Er, wie Ulrich von Lichtenſtein und gewiß viele andere Sänger der Zeit verſtanden weder zu leſen noch zu ſchreiben.

Auch in den Spruchdichtern dieſer Zeit nun und ihrer Sittencenſur begegnen wir wieder jenen zwei früher bezeichneten gegenſätzlichen Richtungen, einer chriſtlich-dogmatiſchen, die in einer abſtruſen Gelehrſamkeit nach einer verborgenen Weisheit ſtrebte, und einer volksthümlicheren, helleren, geſünderen, die die Sittenlehre nicht blos in religiöſen Glaubensſätzen ſuchte, vielmehr aus den Vorurtheilen der kirchlichen und adeligen Stände herausrang. Beide Richtungen ſind in unſerer Nation ſeit dieſen Zeiten in ewiger Reibung unter einander. Wie im Freidank das religiös-dogmatiſche mit dem volksthümlich-ſittlichen neben einander lag, ſo werden wir es 100 Jahre ſpäter im Renner wieder finden; zur Zeit der Reformation ſiegt die volksthümliche Moral, um gleich darauf wieder der Frömmelei und dem myſtiſchen Unſinn zu weichen; im 17. Jh. ſtehen die überhobenen katholiſchen den einfältigeren proteſtantiſchen Liederdichtern, im 18. Jh. die

---

Ich hab den Titurel,
das haupt ab teutschen puechen;
wer mich des widerpell,
der findet kampf, ob er den ruecht ze suechen,
das nie sein gleich wart funden in allen sachen,
mit ticht so gar durchfeinet,
als in dan hat Wolfram von Eschenbachen.

Rabener, Gellert, Pfeffel den Seraphiſchen Dichtern ebenſo gegenüber. In der Zeit, in welcher wir ſtehen, nehmen unſere Spruch- und Lehrdichter doppelterſeits von Walther von der Vogelweide die planere Richtung auf das praktiſche Leben und die Einmiſchung in die öffentlichen Verhältniſſe aller Art, von Wolfram die religiöſe Stimmung und die gelehrte Manier ihrer Dichtung zugleich an.

Nur in raſchem Ueberblicke wollen wir zunächſt die Gegenſtände kennen lernen, in denen ſich die namhafteren unſerer gnomiſchen Sänger vorzugsweiſe umtreiben, und wir werden ſogleich in einem gewiſſen Gleichgewichte den weltlichen und geiſtlichen Stoff neben einander liegen ſehen. Der hervorragendſte unter Allen iſt Reinmar von Zweter, ein Dichter ritterlichen Standes, gebürtig, wie er ſelber ſagt, vom Rhein, aber in Oeſterreich erwachſen und in Böhmen wohnhaft. Näher beſtimmt ſich dieſer Wechſel ſeiner Wohnſtätten dahin, daß er ſich bis 1235 in Oeſterreich an dem Hofe Friedrichs des Streitbaren, von 1236—40 in Böhmen bei Wenzel I (1230—53) aufhielt, dann einige Jahre in der Fremde, vielleicht in Dänemark, deſſen König Erich den Heiligen († 1250) er beſang, ſich umtrieb, zuletzt ſeit 1244 bis zum Schluſſe ſeines Lebens (gegen 1260) wieder am Rheine war[144]. In der Einen Hauptmaſſe ſeiner Sprüche, den politiſchen, trit er in die Fußtapfen Walthers um die Zeit (ſeit 1227), da dieſer von der Weltbühne abtrat. Er ſetzte deſſen Kampf gegen Rom und die päbſtlichen Uebergriffe fort, obwohl in mannichfachen Wechſeln. In dem Verlaufe der Spaltungen zwiſchen Kirche und Reich haben wir ſchon im Anfang die inneren Zweifel gerade der gewiſſenhafteſten Geſchichtſchreiber bemerken können; jetzt war unter den gegebenen Verhältniſſen und in dem Charakter Friedrichs II ein Wechſel der politiſchen Stellung nur zu erklärlich, wenn es einem Zeitgenoſſen um das Aushalten mehr bei einer Sache

144) Nach einem bekannten Gedichte von Leupolt Hornburg von Rotenburg, in V. d. Hagens M. S. 4, 881 b iſt er in Eßlingen in Franken begraben.

als einer Perſon, und bei dem Aushalten bei Perſonen und Sachen um ein Maaß von Klugheit und Gerechtigkeit zu thun war. Bei Reinmar ſcheint dieſer Wechſel gleichwohl mehr auf Rechnung der Zufälle ſeiner perſönlichen Stellung, als der Wechſelfälle in den öffentlichen Verhältniſſen zu kommen. Die Wirkung ſeiner politiſchen Sprüche in der Zeit kann nicht ſehr lebendig geweſen ſein, wie ihre geſchichtliche Benutzung nicht ſehr ergiebig iſt; weil ſie in ihrem dunklen Räthſeltone den Charakter der Gelegenheitsdichtung ſo verwiſchen, daß man in ihrer Beziehung und Auslegung weit auseinandergehender Meinung ſein kann [145]). In den Zerwürfniſſen König Heinrichs mit ſeinem Vater Friedrich II ſtand er in der Zeit ſeines Aufenthalts in Oeſterreich mit ſeinem Gönner Herzog Friedrich auf Seiten von deſſen Schwager Heinrich, der ein Freund auch anderer Sänger, der Reifen, Hohenlohe, Hohenfels war; nachher 1236, da ſein ſpäterer Gönner, der wankelmüthige Wenzel, gut mit dem Kaiſer ſtand, pries er (Str. 137—144) dieſen als den Wächter der Chriſtenheit, die Grundveſte römiſcher Ehren, den Handhaber der Ordnung, Gerechtigkeit und des Friedens, gleich darauf aber nahm er mit dem Böhmenkönig wieder Stellung gegen den Kaiſer. Als Mainz und Köln 1241 in Waffen gegen das Reich ſtanden (Spr. 129), hält er wieder die Seite des Kaiſers, nach deſſen Entſetzung aber 1245 rühmte er (Spr. 185[a. b]) den Mainzer Erzbiſchof mit denſelben Gleichniſſen, die er 9 Jahre zuvor von Friedrich II gebraucht hatte. — Seinen politiſchen Dichtungen liegt dann eine Gruppe von ethiſch-religiöſem Inhalte zur Seite, in der er allgemeiner auf die Sittenverhältniſſe der Zeit gerichtet iſt. Die Minnelieder fehlen in ſeiner Dichtung ganz, die ſich durchweg in Sprüchen bewegt, und zwar in Sprüchen, die der Dichter, ganz auf den Sinn geſtellt, gleichgültig gegen die Form, alle bis auf zwei in Einerlei Ton verfaßte. Die wenigen Minneſprüche, die ſich bei

145) Vgl. K. Meyer, über das Leben Reinmars von Zweter und Bruder Wernhers. Baſel 1866; und W. Wilmanns, Chronologie der Sprüche Rs. v. Zw. in Haupts Zeitſchr. 13, 433.

ihm finden, ſind weit von dem „unminniglichen“ Stoffe überwogen. Noch hat er zwar von der ſittlichen Gewalt der Liebe und der Würde der Frauen große Begriffe, aber in dem lehrhaften Tone, in dem er davon redet, erinnert er an den Zwang in Strickers Frauenehre, und wie bei dieſem fängt die Ehe an geprieſen zu werden. Obwohl er ſelbſt zu klagen hat, daß bei ihm die Frau das große Meſſer führe, hebt er doch die Ehe über alle geiſtlichen Orden empor, wie auch Eſchenbach die Minne pries, die den Merker nicht zu ſcheuen braucht. Häufig ſtreift ſeine Sittenpredigt in Bitterkeit und Satire über; der Grundton iſt die Trauer um den Verfall aller guten Zucht und Sitte in allen Ständen und Klaſſen. In ſeiner Rüſtung gegen alles Falſche und Böſe ſchleift er ſeiner Zunge Dorn; der Muth im Herzen iſt ihm geſchwollen, und da dem nicht mit Salben abzuhelfen iſt, ſo muß er ſeine Bruſt räumen durch den Mund. Bald iſt er es ſelbſt, den er in Reue und Zerknirſchung um die Sündenlaſt anklagt, die ſeinen Rücken beugt; bald ruft er ſein Pfui der Verachtung über die Welt, nicht ſelten mit jenem Mangel an feinem Sinne für anſtändigen Ausdruck, der jetzt überall anfängt in die Dichtung hereinzuſpielen. Er hat die Anſicht, daß nicht das Geſchlecht, ſondern die Tugend den Adel mache; er zieht über die Ritterſchaft los und das Turnierweſen, das ehedem ritterlich geweſen, jetzt aber rinderlich ſei; er klagt über die Halbheit der Welt, über Hofmönche und Kloſterritter, die nicht Fiſch und Fleiſch ſind, und über das Geldfiſchen der geiſtlichen Primaten. Neben dieſer weltlichen Predigt nun ſcheidet ſich die geiſtliche Lehre anders ab, als bei Walther, bei dem die Frömmigkeit auf die weltlichen Freuden noch nicht ſcheel blickte, bei dem nur das Gebet das Vorrecht hat ein Gefäß der religiöſen Empfindung und Betrachtung zu werden, während bei Reinmar die Strafrede überall eine religiöſe Färbung erhält. Er mag den Minnedienſt überhaupt nicht; er nennt Chriſtus das Vorbild aller Minner und Gott den Schenken der wahren Minne, welche die Sündenluſt der tödtlichen Minne löſche. Er wendet ſeine Liebe mehr nach der himmliſchen

Frau; und dem der nach Liebesfreuden ſich ſehne, will er ein freudenreiches Lager angeben: der lege ſich auf ſeine Knie und rufe die Jungfrau an, die könne ihn beſeligen, ihre Güte würde ihm Matraze und Decke ſein. Er grübelt über die Bedeutung des Namens Maria; das Geheimniß der Menſchwerdung beſchäftigt ihn vielfach; die Geſichtszüge der Poeſie werden bei ihm überall ernſter und feierlicher.

So beſonders auch bei dem älteren Meißner (blühte um 1260 bis 80), bei dem man gelegentlich an Reinmar erinnert wird, einem der reichſten Dichter, aus deſſen Sprüchen zum Theil ein vortrefflicher Geiſt redet. Auch Er hat viele Gedichte geiſtlichen Inhalts, Gebete, Lehrſprüche von erbaulichem, andächtigem Charakter, aus der Bibel abgeleitete Gleichniſſe und Beiſpiele, ſchulmäßige Erörterungen über die Geheimniſſe der Religion und Theologie, volksmäßige Erklärungen der Dreieinigkeit gegen die Einwürfe von Juden und Heiden. Keiner bekennt ſich ſo nachdrücklich wie Er zu dem Lehramt der Kunſt; er nennt ſich ſelbſt einen Lehrer aller guten Dinge, einen Rathgeber der Tugend, den Pilgrim der Ehre, einen Pfleger der Kunſt, durch die der Menſch gebeſſert wird; und er beruft ſich (M. S. 3, 103. XV, 4.) zu Prüfung dieſes Berufes auf ſein unbeſcholtenes Leben. Ueberall werden wir ferner ſelbſt bei den Dichtern, die ſich noch ein muthwilliges Minnelied erlauben, an die ernſtere Wendung erinnert, die die weltlichen Schüler Gottfried's nahmen, als ſie von der Ueppigkeit des Frauendienſtes und dem Trug der Mähren ſich abwandten zur geiſtlichen Buße. Aehnlichem begegnen wir in den Sprüchen des Bruder Wernher, eines Laien, wohl von adligem Herkommen, der ſpäter Kloſterbruder geworden ſein mag, eines Oeſterreichers, der weit umgetrieben, auch nach Paläſtina gewandert war. In ſeinen Dichtungen laſſen ſich die Zeitſpuren von 1219 bis 1266 verfolgen; er war alſo in ſeiner Jugend noch ein Zeitgenoſſe Walthers, dem er ſich wie Zweter in ſeinen politiſchen Tendenzen anſchloß; in ſeinen allgemeinen Sittenſprüchen hat er den Zweifel zum Gegenſtande; er bereut, daß er der Welt gefolgt ſei, deren ſüßer

Köder den Haken barg, und ſucht ſein Heil in den Tröſtungen der Religion und in der Sittenſtrenge, die ihn wie Zweter über die freudloſe Zeit Klage führen läßt. So legt Friedrich von Sunenburg bei Maria Fürbitte für ſeine Sünden ein, und auch ſeine Gedichte, Sprüche, Myſterien und Räthſel durchweht der Hauch der Andacht und Erbaulichkeit. Einer der geachtetſten unter dieſen Männern iſt der Schwabe Konrad Marner, ein Fahrender von bürgerlichem Stande, der, noch ein Schüler Walther's, von dem 3. Jahrzehnte ab bis 1270 gedichtet hat und als alter Mann (vor 1287) ermordet ward. Sein langer Ton ſtand bei den Meiſterſängern ſpäter im höchſten Anſehn und bildete mit den langen Tönen Müglin's, Frauenlob's und Regenbogen's den meiſterlichen Hort der gekrönten Töne, welche die jungen Meiſter vor ihrer Krönung ſingen mußten. Auch er blickt reuig auf Jugendſünde zurück; eine große Zahl ſeiner Gedichte ſind geiſtlichen und erbaulichen Inhalts, und er vertieft ſich in die Geheimniſſe der Dreieinigkeit, der wahren Minne und der Erlöſung. Doch ſingt er auch Minnelieder, greift den ſchlechten Stand des weltlichen und geiſtlichen Regiments an und ſetzt die politiſchen Strafreden Walther's und die Klagen des Strickers über das eiſerne Alter der Welt fort. Auch bei Rumzlant läßt ſich die chriſtliche Frömmigkeit über die Begebenheiten im Reiche aus. Seine Sprüche fallen über die Lotterritter und Raubherren her, über die Bauern, die dem Pflug entlaufen, über die falſchen Münzer und Geizigen, über die kriegführenden Fürſten: und Chriſtus wird gebeten, ſie zum Frieden zu bringen. Die Klage über den Verfall der Kunſt ertönt bei Allen gleichmäßig. Es iſt in der ganzen Schaar augenfällig, wie ſie ſich an die Höfe entlegener Fürſten drängen als Gehrende und Fahrende, wie ſie ſich verdrängt ſehen von Misgönnern und Afterrednern, bei Seite geſchoben von Bretſpielern, Gauklern und Kupplern, hintangeſetzt durch die herrſchende Kargheit an allen Höfen, in Schatten geſtellt durch unwürdige Hofſänger, denen Lob und Tadel feil war. Indem ſie ſo die Dichtung herabſinken ſehen in ihren äußeren Ver-

hältniſſen, und Trauer tragen über die Kunſt, die ſich ihren Lohn „erweinen“ muß, ſo heben ſie ſie dagegen innerlich, würdigen ſie durch religiöſe Weihe, leiten ihren Urſprung auf David zurück und tröſten ſich an dem Abſtamm ihres Gewerbes von dieſem Sängerkönig und Geſalbten, da die lebenden Könige ihnen den Rücken kehrten.

Unſere Meiſter ließen nichts unverſucht, die alte Begünſtigung des Geſanges in den fernſten Gegenden aufzuſuchen, wohin bisher die Dichtung noch wenig gedrungen war; ſie trugen ihre Kunſt deſto weiter umher, je weniger ſie in den alten Stätten noch gelten wollte. Mehr noch als zuvor ward daher die Poeſie nun ein Allgemeingut der deutſchen Lande. Sie hatte fortwährend am Rhein ihren Hauptſitz; dort war Reinmar gebürtig; dorthin zog ſich Frauenlob, ſcheint es, in den letzten Jahren ſeines Lebens; Regenbogen (M. S. 3, 345) ſuchte dort die vortrefflichſten Sänger auf und den Meißner preiſt Konrad (ebd. 2, 334) darum, daß er die Sänger am Rheine bezwungen habe. Allein ſchon ſchienen es ſeit Gottfried und Konrad von Würzburg blos die Städte zu ſein, die hier ſich des Geſanges weiter annahmen. In der Schweiz verfällt der ritterliche Geſang mit dem Adel und der hohen Geiſtlichkeit; im Jahre 1291 konnte in St. Gallen der Abt und das ganze Capitel nicht einmal ſchreiben, und es läßt ſich ſchließen, welcherlei Lieder dieſer ſchon oben (1, 503) erwähnte Abt Wilhelm von Montfort gedichtet haben konnte[146]. Auch hier in der Schweiz zog ſich die Kunſt gleichſam in die Stadt Zürich zuſammen, wo Hadloub dichtete, wo Heinrich Maneß († 1270), Probſt an der Abtei, einer geiſtlichen Singſchule den Dichter Konrad von Mure vorſetzte[147], wo Rüdiger Maneß (ſeit 1280 Rath in Zürich) ſeine Sammlung von Minneliedern anlegte. Aus Franken und Schwaben entfernte ſich wie aus Oeſterreich die Dichtung ſeit dem Ausgang ihrer großen Beſchützer. Nur in Baiern behielt die irrende Kunſt (auch

146) Wackernagel über die Verdienſte der Schweizer um die d. Lit.

147) Vgl. Ettmüller's Ausgabe der Gedichte des Hadlaub. 1840.

dies mochte eine Wirkung von Wolfram's Ruhm ſein) eine Stätte am Hofe: wenigſtens ertönt der Preis der Herzoge Otto, Heinrich und Ludwig in den Sprüchen der Boppe, Sunenburg, Raumsland, des Meißners und Anderer. Sonſt aber zog die verwaiſte Kunſt aus dem Weſten und Süden weiter und weiter nach Nord und nach Oſt. Zweter war um Wenzel's I willen nach Böhmen gegangen, den auch Meiſter Sigeher ſchon preiſt, der im Uebrigen (wie Sunenburg) mehr an dem Hofe ſeines Sohnes Ottokar verkehrte. Raumsland der Sachſe, ein Fahrender bürgerlicher Herkunft (1260—90), der in der That Land um Land geräumt haben muß, beſingt den Herzog Ludwig von Baiern († 1294), beſonders aber die nordiſchen Fürſten, Barnim I von Stettin († 1278), den Grafen Gunzlin von Schwerin, den Herzog Albrecht von Braunſchweig († 1279), und den (1286 ermordeten) Erich Glipping von Dänemark. Auch Hermann der Damen weiſt, obgleich er in oberdeutſchen Formen ſchreibt, nach dem Norden, wo er die Fürſten von Schleswig, Holſtein und Brandenburg zu rühmen hat, und ſo auch der ſtarke Boppe, der wahrſcheinlich Einerlei Perſon iſt mit einem Baſeler dieſes Namens (um 1240), der zehn- bis zwanzigfache Manneskraft gehabt haben ſoll[148]. Die Lobgedichte Heinrichs von Meißen (Frauenlob's), der ſich in ſeiner Jugend zwar lange in Böhmen, Oeſterreich und Baiern umgetrieben, drehen ſich ſpäter zumeiſt um den Erzbiſchof Giſelbrecht von Bremen (1273 bis 1306), Wizlaw IV von Rügen († 1325), Heinrich von Meklenburg († 1302) und Markgraf Waldemar von Brandenburg. Bald werden wir in den fernen Preußen und Kurland auch größere Dichtungswerke entſtehen ſehen. Meiſter Stolle fand wie am Hofe der Markgrafen von Baden ſo auch bei den freien Bauern in Stormarn angenehme Bewirthung.

Alle dieſe neuen Zufluchtsorte aber ſchienen dem Ehrgeize der

148) Wackernagel erklärt ſich daraus, daß in Boppe's Gedichten mehrfach von der Leibesſtärke und ihrer Unnütze die Rede iſt. S. Haupt's Zeitſchr. 8, 348.

Meiſter nicht mehr zu genügen. Wie reichlich und freigebig das Lob jener Herren ihrem Liede entſtrömt, ſo iſt doch durchgehends die Klage über das ſchlechte Loos der Kunſt allgemein. Sie fühlen ſie und ſich ſelbſt verlaſſen. Ihr Geſang hatte unmerklich einen Charakter angenommen, der dem ritterlichen Geſchlechte nicht mehr zuſagte, und das Abwenden dieſer Kreiſe hatte dann wieder die Folge, daß die Sänger in ſich ſelbſt zurückkehrten und nur ſich und den Auforderungen der Kenner mit ihrer Kunſt genug zu thun ſuchten. Dies bedingte dann, daß ſich jener lehrhafte und gelehrte Charakter der Poeſie, der ſich bei Wolfram und Walther erſt ſpur- und ſtellenweiſe in die höfiſche Kunſt eingeſchlichen und auch ſo Gottfried's Anfechtung zu erdulden hatte, allmählich entſchieden zur Herrſchaft vordrängte; daß die gelehrte Lyrik die ritterliche ganz bei Seite ſchob, daß die Kunſt etwas Schulartiges annahm und der Stand der Sänger ſich als ein eigner anfing abzuſcheiden. Wie es bisher nur einen einzigen großen Ritterorden, d. h. Ritterſtand gegeben hatte, den nur nationale Unterſchiede trennten, aus dem ſich aber zuerſt die großen Kreuzritterorden und jetzt die unzähligen kleinen Ritterbündniſſe und Geſellſchaften innerhalb einzelner Landſchaften abſchieden, ganz ſo gab es bisher einen einzigen deutſchen Sängerorden, der ſich jetzt mehr in feindliche Secten ſpaltete. Ein allgemeines Band umſchlang bisher die Dichter der Nation; der Gleichgeſinnte ſchloß ſich dem Gleichgeſinnten näher an, der Jüngere an den Aelteren, der Schüler an den Meiſter; einzelne Fürſtenhöfe vereinten auch wohl auf eine Zeit lang die Meiſter aller Farben und Gegenden; doch war dies vorübergehend. Weiterhin hörte das maſſenweiſe Zuſammentreffen der Sänger an fürſtlichen Höfen auf, und es hielten nun die Dichter, mehr auf die engere Heimat gewieſen, den verſchiedenen Stämmen nach zuſammen; daher beginnt nun die landsmannſchaftliche Fehde der Sachſen Raumsland und Meißner gegen die Schwaben, und der Zug der Fahrenden nach dem Rhein, um ſich mit den altberühmten Meiſtern zu meſſen. Jetzt ſuchte man alſo nicht mehr blos um Lohnes willen die Höfe, ſondern

(um ſich und ſeine Kunſt zu zeigen) die Meiſtergeſellſchaften in den größeren Städten auf. Daß es dergleichen ſchon um die Scheide des 13/14. Jhs. gab, läßt ſich nach ſo vielen Stellen, nach welchen irgend ein fremder Meiſter empfangen wird und ſich hören läßt in Freundſchaft oder in Feindſchaft, nicht wohl bezweifeln. Nichts iſt auch natürlicher, als daß die Zuſammenkünfte, in denen ſich zuvor die Sänger vor Fürſten und Großen verſammelten zu Geſang und Spiel, jetzt wo der Schutz der Fürſten aufhörte, aber die Dichtkunſt in ganz Deutſchland noch mehr Ausüber und Verehrer als ſonſt fand, in der geänderten Weiſe werden fortbeſtanden haben, daß ſich die Meiſter unter ſich verſammelten. Solche Vereine, wie ſie ſich zu jener Zeit denken laſſen, möchte man eher den Dichterorden der ſchleſiſchen Zeit, die ſehr viele Eigenheiten von dieſer Periode trägt, vergleichen, als den Singſchulen der Handwerker im 15. und 16. Jh., die, ſo lange keine älteren Tabulaturen gefunden werden, nicht ohne Willkür höher hinaufgerückt werden können, als dieſe ſelbſt. Uns ſcheint daher Von der Hagen Recht zu haben, wenn er in dieſen Zeiten nichts als eine Vorbereitung zu den ſpäteren Singſchulen findet und nur unter den ungezwungenſten Verhältniſſen das Entſtehen eines gewiſſen formellen Prinzips in den oberrheiniſchen Städten zugibt. Nachdem aber einmal ſolche freiere Vereinigungen der Meiſter Statt fanden, mußte nun ebenſo, wie die Vernachläſſigung der Kunſt an den Höfen den Anſtoß zu dem Abſchließen der Künſtler unter ſich gab, dieſes Abſchließen in die Schule wieder darauf hinwirken, der Kunſt noch mehr den Charakter zu geben, der ſie den Laien unzugänglicher machte. Es bedingte doch wohl einen Unterſchied des Geſanges, wenn man früher ſang, um den Rittern und Frauen zu gefallen, und jetzt, um den Meiſtern genug zu thun. War früher die reine Sängerkunſt oder die Hofregel, die Frauenſitte oder die Standeswürde der Maaßſtab, nach dem des Geſanges Werth oder Unwerth gemeſſen ward, ſo hatte jetzt der Merker in geſchloſſenem Kreiſe der Meiſter auf die Weisheit und Gelehrſamkeit des Dichters

vor Allem zu achten. In jener guten alten Zeit trug in dem Kreiſe der Hörer jeder einzelne Rittersmann, jede einzelne Frau das Geſetz im Herzen, nach welchem der „gute Edelſang“ beurtheilt werden ſollte. Aber dieſe ſchöne Zeit war vorüber. Wer ſollte noch von jener Frauenliebe und jenem gottesdienſtlichen Kriegseifer ſingen, da die ſinnigen Menſchen der alten Kreiſe und die frommen Dienſtleute zu Grabe gegangen waren? Man folgte dem Beiſpiele Thomaſin's, der ſich nicht mehr mit dem bildlichen Muſter der Tugend begnügt, ſondern mit ihrem Weſen beſchäftigt hatte. Man legte die Ritterbücher zur Seite, und ſelten führte ein Reinmar oder Frauenlob noch die Helden des Eſchenbach im Munde; deſto häufiger aber lauſchen die Spruchdichter nun auf die Philoſophie der Scholaſtiker, die man zur Erklärung ihrer Gedichte hinzunehmen muß. Die weiſen Meiſter des alten reinen, der Gloſſen unbedürftigen Geſanges vergaßen ſie, aber die verwirrte und unverdaute Gelehrſamkeit eines Albert des Großen ſcheint von dem unſeligſten Einfluſſe auf ſie geweſen zu ſein.

Daher denn kam Wolfram's gelehrte Kunſt, die Gottfried unhöfiſch fand, jetzt zu immer höherem Preiſe. Die Spruchdichter holten in die Dichtung herüber alle Weisheit aus dem ganzen Gebiete des menſchlichen Wiſſens, das ihnen offen ſtand, aus Stein-, Pflanzen- und Thierkunde, Geſchichte, Phyſik, Geometrie, Aſtrologie, Bibelkunde und Nekromantie. Die Kenntniß ſämmtlicher freier Künſte iſt von nun an eine Anforderung, die an jeden Meiſter geſtellt wird [149]). Was noch Thomaſin in ſcherzhafte Allegorie zog, das

149) Ein Lied von Regenbogen ſchließt ſo bei V. d. Hagen M. S. 3, 346.

Um singens willen heng ich ûz ein rôsenkranz;
die silben, ryme machent im diu bleter ganz.
swer singet wîse wort und ouch der dœne schanz
und mir den cranz gewinnet an, den meister wil ich kennen.
Philosophî daz krenzellîn tuot machen,
diu mûsicâ und ouch diu kunst jêomatri,
rhetoricâ diu wont dem edlen sange bî,
diu lôyca und ouch diu hôch astronomî.
belîbet mir mîn rôsenkranz, von freuden wil ich lachen.

wird jetzt ſchon ganz ernſthaft gelehrt, daß Tugend, Milde, Seeligkeit, rechtes Maaß nur aus den ſieben Künſten zu lernen ſei, daß die Grammatik gute Zucht, die Aſtronomie Treue und Beſcheidenheit, die Rhetorik Muth zur Tugend gewähre. Soll fernerhin eine Tugend empfohlen werden, ſo zählt man in endloſen Verſen alle ihre Eigenſchaften, ihre Wirkungen und Vortheile auf: nur auf dem Gebiete der lebendigen Seelen- und Lebenserfahrung iſt das Wiſſen dieſer Meiſter am geringſten. Soll die Macht einer Leidenſchaft geſchildert werden, ſo werden aus Geſchichten und Gedichten Beiſpiele geholt, um dies zu bewerkſtelligen. Soll die Bedeutung einer Begebenheit dargelegt werden, ſo fängt man an Vergleiche mit dem alten Teſtamente zu ziehen, und man nahm das Muſter dazu von den Theologen, unter denen Robert von Deutz und Richard von St. Victor angefangen hatten, das ganze alte Teſtament in Geſchichte und Geſetz auf die chriſtliche Kirchen- und Völkergeſchichte zu deuten. Auf dieſem Grunde ferner ruhen jene unzähligen Spruchgedichte, welche die Geſchöpfe und Erzeugniſſe der äußeren Natur auf die ſittliche Natur des Menſchen anwenden, in Steinen, Thieren und Pflanzen Beziehungen auf die menſchliche Seele, Erläuterungen ſogar dogmatiſcher Sätze der chriſtlichen Lehre ſuchen, was ſeit den früheſten Kirchenvätern einen ganz eigenen Zweig chriſtlich-phyſiologiſcher Gelehrſamkeit bildete [150]). Auf dieſem Grunde ruhen auch ſo viele geheimnißvolle Räthſel unſerer Gnomiker, die oft ihre Sprache und Form aus der Apokalypſe entnehmen und leider die Apokalypſe an Tiefſinn und Dunkel überbieten. Den Reinmar von Zweter ſtellten wir vorhin als den Führer der großen Schaar unſerer Spruchdichter voran; in Leupolt Hornburg's ſchon oben (Note 143) erwähntem Gedicht von allen Singern, worin als die zwölf Hauptmeiſter faſt lauter Spruchdichter dieſer Zeit genannt werden [151]),

150) Hoffmann's Fundgruben 1, 16.

151) Reinmar von Zweter, Walther von der Vogelweide, Nithart, Wolfram, Konrad von Würzburg, Boppe, Marner, Regenbogen, Frauenlob, Sunenburg, Ehrenbot und Bruder Wernher.

führt er daher den Reihen, und Alles was dort über ihn geſagt wird, charakteriſirt ihn und die ganze Dichtung dieſer geiehrten Art und zugleich die Anſicht des Beurtheilers vortrefflich. Aus einem faulen Holze, ſagt Hornburg, aus argem Bein, aus trübem Pfuhle, aus jedem noch ſo gemeinen Gegenſtande alſo hätte Reinmar beſſere Anwendung zu ſittlichen Deutungen zu machen gewußt, als ein Anderer aus Gold, aus dem edelſten Stoffe. Er hebt dann die Vielſeitigkeit hervor, mit der er ſeine Sprüche über alle möglichen Dinge in der Welt ausgegoſſen habe. Er vergieicht ſeinen Geſang zu Chriſti Lob mit elnes Apoſteis Lehre; er preiſt ihn geradezu als den erſten und beſten. In der That folgten alle die Späteren ſeiner Spur, ſie mögen ſich ais Gegner oder Freunde anſtellen; Alle haben jene Gieichniſſe und Beziehungen behandelt als eine höchſte Aufgabe oder als das glänzendſte Hüifsmittei der Dichtkunſt. Einzeine dieſer Vorſtellungen ſind voll Anſchauiichkeit und für Gemüth und Phantaſie von reicher Fülle; allzuoft aber mangeit die Schärfe der Vergleichung und die einfache Begreiflichkeit, die bei aller Sinnenbildnerei das erſte Erforderniß iſt. Oft ſind die aufgeſtellten Bilder ganz willkürlicher Art, oft ſind nicht Geſchöpfe der Natur, ſondern der Phantaſie zu den Gleichniſſen genommen. Erſt leiht man den Steinen wunderbare Kräfte, den Pflanzen und Thieren unmögliche Eigenſchaften, und dieſe geben dann die Anwendung auf die ſittliche Menſchennatur. Dergleichen konnte natürlich nicht die Dauer und den Werth haben, wie ſo viele volksthümliche Spruchſätze, die auf einfachen richtigen Erfahrungen und nicht auf einer phantaſtiſchen Naturgeſchichte beruhen. Wenn von Reinmar veriangt wird, ein rechter Mann ſoll Straußenaugen, einen Kranichhals, Schweinsohren, ein Löwenherz, die Hände des Aaren und Greifen, die Füße des Bären haben, ſo würden wir uns bei der letzten Forderung etwa vorſtellen, es ſolle ein Heimtücker, bei der vorletzten, es ſolle ein Dieb bezeichnet werden. Daher denn kommt es, daß über die Deutungen der Eigenſchaften der Thiere und über dieſe Eigenſchaften ſelbſt ſo leicht Streit unter dieſen Sängern iſt.

und daß dann mit einem Unſinn gegen den anderen geſtritten wird. Es kommt aus dieſer Unklarheit und Willkür und aus der unverſtändigen Nachäfferei der unverſtandenen Apokalypſe, daß jene tiefſinnigen und unlösbaren Räthſel aufgeſtellt werden, wie ſie in Streitgedichten vorkommen, die gleichfalls auf ſolchen Vergleichungen ſinnlicher und überſinnlicher Dinge beruhen, und die zu löſen ohne die Bekanntſchaft mit der naturhiſtoriſchen und ſymboliſchen Fiction jener Zeiten unmöglich iſt. Selbſt aber bei dieſer Kenntniß würde immer noch der Scharfſinn ſogar eines Orientalen über manchem Geheimniß unſerer Spruchdichter verzweifeln, wie die 30 Männer von Thimnath an dem Räthſel ihres Geſellen Simſon. Nimmt man noch hinzu, wie unvollkommen dieſe Kenntniſſe unſerer Meiſter in Mathematik, Aſtronomie und Phyſik und wie wunderlich ihre nekromantiſchen Vorſtellungen waren, von welchen ſie ſo häufig Anwendungen in ihren Sprüchen machen, ſo ſieht man leicht ein, um welche hohle Dinge es ſich hier handelte und mit welchen Scheinwaffen darum geſtritten ward.

Es iſt aber allbekannt, daß man nichts höher hält, als ein kleines Wiſſen, das man vor anderen voraus zu haben meint; daß Niemand dünkelhafter und eigenſinniger zu ſein pflegt, als ein kleinlicher Gelehrter auf ſeine kleinliche Gelehrſamkeit. Nichts kann daher beſſer über den Charakter dieſer Dichter, über den Werth oder die Werthloſigkeit ihrer Spruchgedichte aufklären, als ein Blick in ihre Streitigkeiten. Ihr polemiſcher Eifer iſt allgemein; jeder Einzelne hat es mit irgend einem Gegner zu thun; man merkt wie bitterer Ernſt es den Kämpfern iſt; daß aber ihr Kampf ein höheres Intereſſe beträfe, kann man kaum bei einigen wenigen nur ahnen; häufig, wenn ſie ganze Strophen voll Heftigkeit gereimt haben, weiß man kaum den Anlaß herauszufinden, und findet man ihn ja, ſo handelt es ſich um einen gelehrten Kram oder um einen blinden Haß, den Anmaßung oder blinde Liebe nach einer andern Seite hin eingab. Ein eigentliches Urtheil kommt keinem zu; jeder preiſt den dem er gerade nahe

ſteht als den beſten; ja es gibt Einzelne unter dieſem Geſchlechte, die in naiver Selbſtgefälligkeit gar nicht übel Luſt bezeigen, ſich ſelbſt über alle Andere wegzuſetzen. So will Regenbogen ſehen, wer ihm ſein Kränzlein abgewinnen ſoll, der ſonſt ſeinem Widerſacher Frauenlob gegenüber mehr den Eindruck eines Beſcheidenen macht. Und dieſer, den man beſſer Selbſtlob genannt hätte, ſpricht es im höchſten Dünkel (ebd. 2, 344. V, 2) von ſich aus, daß was auch Reinmar, Walther und Wolfram je geſungen, er noch ihren Geſang übergolde; ſie hätten den Schaum geſchöpft, aber ſeine Kunſt gehe aus Keſſels Grunde; ſie ſeien den ſchmalen Steig neben der kunſtreichen Straße gegangen, ſeines Geſanges Schreln ſoll man reichlich krönen, er ſei ihrer Aller Meiſter. In Hornburg's Gedicht war Reinmar von Zweter Allen Meiſtern dieſer Zeit vorangeſetzt; nach Hugo von Trimbergs Urtheil läuft dagegen der Marner, der gleicherweiſe deutſch und latein dichtete [152]), allen Anderen vor; Andere beſtaunen den Frauenlob vor den übrigen und dieſe Anſicht ging beſonders auf die Folgezeit über; die Kunſtſinnigeren hielten den Konrad von Würzburg für ihren Meiſter; ihn und den Meißner nennt Hermann der Damen nach des Marner's Tod als die beſten. In der That, auch in unſeren Tagen, wo wir doch von Parteilichkeit frei ſein können, würde es Jedem ſchwer fallen, irgend einen dieſer Männer vor dem anderen auszuzeichnen, wenn ihn nicht irgend eine unweſentlichere Urſache beſtimmte. Walther verſtand die Kunſt, oder er beſaß die Klarheit der ſittlichen Einſicht und die Einheit des Charakters, daß auch aus einem vereinzelten Spruche ein ſicherer Schluß auf das ganze ſittliche Weſen des Mannes gemacht werden darf, wie das faſt in jedem Bruchſtücke der griechiſchen Gnomologen der Fall iſt; nur mit Zwang aber würde man ſich nach dem aufrichtigſten Studium der Sinnbilder, der Räthſel, der Predigten, der Lügenmährchen, der iro-

152) M. S. 2, 257 iſt eine lateiniſche Strophe von ihm; das ſpange vox aedonis (im N. lit. Anz. 1807. p. 247 und in Carmina burana p. 79) iſt ihm wahrſcheinlich mit Unrecht zugeſchrieben.

niſchen Vorſchriften dieſer Dichter deutlich Rechenſchaft zu geben ſuchen, ob ſie überhaupt einen ſittlichen Grundſatz kannten, und welcherlei Art er geweſen wäre. Nur mit der größten Aufmerkſamkeit entdeckt man durch ihre Kleinigkeitskrämereien, daß ſie ohne klares Bewußtſein das alte ſtandesmäßige Geſetz der Ritterwelt und die alten Glaubensſätze des Chriſtenthums halten, und eben mit dieſen Kleinigkeitskrämereien halten wollen. Daher denn ihre lächerliche und launenhafte Polemik. Bald ſcheinen ſie auf die Gelehrſamkeit den höchſten Werth zu legen, bald tadeln ſie ſie an anderen: das that Hugo von Trimberg (V. 1233) an Konrad und Rumzlant (M. S. 3, 56. IV, 6.) an dem Marner. Sie ſprechen wohl dem Walther die Verachtung über die Grübler nach, die da wiſſen wollen was dem Menſchenſinne zu weit iſt, aber ſie zerquälen ſich ſelbſt an dergleichen Räthſeln darum nicht weniger. Nichts iſt in die Augen fallender, als daß jene zweierlei Elemente, ein volksthümlicheres und verſtändlicheres mit einem myſtiſchen, ſchulmäßigen, gelehrten aufeinanderſtoßen; allein nicht ſo, daß ſie getrennt in verſchiedenen Dichtern lägen und ſo deren Feindſchaften erklärten, ſondern in jedem einzelnen liegen ſie unverſöhnt nebeneinander. Wir machen noch auf zwei Gattungen aufmerkſam, auf die Räthſel und die Streitgedichte unſerer Meiſter.

Die alterthümlichſten und ihrer Verbreitung nach auch volksthümlichſten Räthſel, die wir kennen, haben die Eigenheit, daß ſie mehr die ſcharfſinnige Phantaſie des Aufgebenden als des Errathenden bewundern laſſen, weil in ihnen, wie Ariſtoteles ſagt, das Weſen des Räthſels in der Ausſage eines Wahren unter einer Zuſammenſtellung von ſcheinbaren Unmöglichkeiten geſucht wird. Oft mehr Gedankenſpiele von verirenden Fangfragen und Witzantworten, haben ſie alle, da auch ſo mannichfacher Volksaberglaube und dann wieder poetiſche und gelehrte Convenienz hineinſpielt, die Eigenſchaft der Schwer- oder Unerrathbarkeit; doch liegt darin grade, wie J. Grimm ſagte [153]), ein

153) Altd. Wälder 2, 19.

größerer Reiz, wenn nur nach gegebener Auflöſung Sinn und Beziehung deutlich wird, ſo daß der Einbildung ein gefälliges Bild hinterbleibt. Dieſe tiefſinnige Erfindung allein bewährt, daß dieſe Räthſel nicht rein volksmäßiger Entſtehung ſind; vielmehr gingen in dem Räthſel, wie wir es ebenſo bei dem Sprichwort zu finden meinten, frühe in den neuern Zeiten Völkern und Sprachen die verſchiedenſten Elemente, antike Ueberlieferung, germaniſche Volksphantaſie und der Witz der Gelehrten die engſten Verbindungen unter einander ein. Die ganz ähnlich entworfenen, ja auch die ganz gleichen Räthſel dieſer alterthümlichſten Art finden ſich daher gleichmäßig in den Reſten der ſpäteſt römiſchen wie in den Anfängen der neulateiniſchen Literatur; wie in den 100 Räthſeln des Sympoſius (4. Jh.) oder den Gnomen des Atheners Secundus, die in eine altercatio Hadriani Augusti et Epicteti philosophi übergegangen ſind, ſo in der disputatio Pippini cum Albino scholastico [154], (die ſich genau mit der altercatio berührt), oder in den heametriſchen Räthſeln von Aldhelm (8. Jh.), oder in den Beiſpielen mönchiſcher Kurzweil (joca monachorum), wie ſie in einer Reichenau-Karlsruher Handſchrift des 10., einer Schlettſtädter des 9. Jhs. erhalten ſind. Und ſo in Vulgarſprache wieder in den angelſächſiſchen Räthſeln des Exeterbuches von Kynewulf aus dem 8. Jh. [155], wie in der nordiſchen Hervörſaga, und wie in Deutſchland in dem alten Traugemundliede [156], das an das Vafthrudnirlied der Edda erinnert, und wie nun unter den deutſchen und den gleichzeitigen provenzaliſchen Gnomikern der mittelaltrigen Literatur und noch in den erſtgedruckten Räthſelbüchern, die im Anfang des 16. Jhs., wo die Volksphantaſie in aller Art wucherte, zuerſt ſolche Räthſel von zum Theil uralter Herkunft aus dem lebendigen Verkehre in Bücher

154) In einer Wiener Handſchrift des 9. Jhs. unter den Werken Alcuins. Vgl. Wilmanns in Haupts Zeitſchrift 14, 530.

155) In Greins Bibl. der angelſ. Poeſie 2, 369.

156) Denkmäler von Müllenhoff und Scherer. N. 48.

ſammelten [157]). In den Haftliedern nun, die ſich unſere Spruchdichter dieſer Zeiten zu löſen aufgeben, ſind die vorherrſchend eigenthümlichſten von ganz anderer Natur, ſpitzfindig zuſammengeſetzt aus den Elementen ihrer phantaſtiſchen Gelehrſamkeit und in der Form verkünſtelt in Sprache, in Reim und Strophenbau. Neben den orakelartig bombaſtiſchen Stücken im Tone der Apokalypſe, wie ſie im Wartburgkriege und bei Frauenlob vorliegen, gibt es zwar bei Reinmar und einigen Anderen klarere und errathbarere, und eine Mitte zwiſchen Beiden halten wieder andere von Boppe, Wizlaw und Kelyn. Gleichwohl berührt ſich die Manier aller dieſer Dichter aufs entſchiedenſte, und ſo wieder mit ihnen der Meißner, der ſich ſonſt aufs derbſte über dies Räthſelweſen luſtig macht, indem er an einer Stelle (M. S. 3, 101) die verſchiedenen Bedeutungen der Worte Rat, Leit, Arm, Stat, Wider in einen räthſelhaften Unſinn zuſammenſtellt, und an einer anderen (ebd. 3, 91), wo er den Namen des Marner in ein Räthſel bringt, ſeinen Spott über dieſe Gattung ausdrückt. Nur zu oft bleiben ihre Aufgaben dem Verſtande wie der Phantaſie unergreiflich, und ſelbſt, wo wir, wie in dem erſten Haft des Wartburgkrieges, die Löſung und ihr Verhältniß zu der Aufgabe verſtehen, bleiben wir ohne Befriedigung, denn hier verſchwimmt das Räthſel in eine ganz vage Allegorie [158]).

Das Räthſel iſt in ſich ein Stoff des Streites und Wetteifers. Uralt iſt im Norden wie bei uns in Deutſchland die Begrüßung von Wirth und Gaſt mit Räthſelfragen und ausforſchenden Reden; dieſe Sitte, die in den Handwerksgrüßen und Loſungen der Geſellen in ſo ſpäte Zeiten hinein ſich forterhielt, ging auf Niemanden natürlicher über als auf die fahrenden Sänger und Spielleute, die Träger aller Neu-

157) Die älteſte Sammlung ſcheint eine in Straßburg gedruckte: „Rettelſch Gedicht" (o. J. bei Joh. Prüß) aus dem Anfang des 16. Jhs. Mehr oder minder veränderte Auflagen davon ſind: das Räterſch Büchlein. Straßb. 1562; das Ratbüchlein, Nürnberg o. J. durch Joh. Wechter, und andere in Wellers Repert. typogr. N. 1261 angeführte.

158) Dergl. findet ſich mehreres in Cod. Pal. N. 392.

und Wißbegierde. So ſehen wir denn unſere gnomiſchen Dichter in Räthſelkämpfe, ſo in Streitgedichte und Witzſpiele über andere Materien in ihren Sprüchen von mehr geiſtig gelehrtem Inhalte verwickelt, die nicht ſelten in ihren ſinnbildneriſchen Geheimniſſen ſo dunkel ſind wie die vertiefteſten ihrer Räthſel. Die Streitſätze ergeben ſich daher von ſelbſt. Irgend ein vernünftiger Zweck aber iſt in dieſen Kämpfen nicht zu erkennen, ſo wenig wie in den Aufgaben ein vernünftiger Sinn, ſo wenig wie in der poetiſchen oder perſönlichen Kritik, die ſie gegeneinander üben, ein vernünftiger Grund. Sie ſtreiten, man weiß nicht um was; ſie reden um's dritte Wort von der Logica, und keiner kann einen Gedanken feſthalten [159]). Der Marner, ein ſonſt gerade gerichteter Mann, wirft in launiſcher und eiferſüchtiger Misgunſt dem Reinmar in ſeinem Charakter Haß Neid und Geiz, in ſeiner Dichtung Uebertreibung und Spitzfindigkeit vor und ſchilt ihn einen Tönedieb, der manchen alten Fund erneuert habe; dann aber geſteht er (M. S. 2, 241. 246) von ſich, daß er ſelbſt aus dem Borgen und Entlehnen ein ordentliches Geſchäft mache! Den Marner, ſahen wir, warnte Raumsland ſich ſeiner Gelehrſamkeit wegen nicht über die Laien zu erheben, (was ihn indeß nicht hinderte, ſeinen gewaltſamen Tod zu beklagen, wie der Marner ſeinerſeits auch Reinmars Abſcheiden beklagt hatte;) ſo bekämpft den Marner auch der Meißner, und dies wirft wieder Gervelyn dem Meißner als Misgunſt vor, indem er ihm zugleich das Entlehnen von fremden Tönen aufrückt, was noch für eine Art von Schimpf galt, ſo häufig es nun auch ſchon geſchah. Was in einzelnen Fragen ihrer wunderlichen Weisheit die Gegenſtände der Streitgedichte dieſer Meiſter waren, wollen wir an einem helleren Beiſpiele andeuten. Wer da ſang, ſagt der Meißner

159) Ganz recht heißt es in einem Lied Cod. Pal. N. 392. f. 37. (Germ. 3, 314.)
Ez tihtet manger fruo und spât, waz siben kunst bediuten,
und der der minsten niht verstât; der solt ie billich riuten
die steck ûz vor dem pfluoc, sô würd er niht der liute spot,
swâ man die maister brîset.

(M. S. 3, 100. XII.) mit Bezug auf den Marner, daß der Strauß drei Tage an ſeinen Eiern brüte, der ſang unrecht; wer da ſang, daß ſich der Phönix im Feuer verbrenne und wieder lebend würde, deſſen Sang iſt ungeheuer; wer da ſang, daß der Pelikan ſeine Kinder tödte, der hat gelogen, der leſe die Bücher beſſer. An falſchem Geſange ſtrafe er Lügners Mund; wer falſch ſinge, der ſei an Kunſt blind, und dem geſchehe der Spott der Meiſter recht. Er wolle nun die Natur jener drei Thiere entſcheiden; mit wahrem Geſange wolle er den Lügenſang den Menſchen verleiden; ein Meiſterarzt könne ja Kranke wohl geſund machen. Der Strauß alſo ſcharrt im Auguſt ſeine Eier in den Sand und vergißt ſie da; die Sonnenhitze brütet ſie aus. Von dem Phönix auch wolle er die Wahrheit ſagen: wenn der alt wird — nun merket dummes Volk — ſo verbrennt er ſich und wird zu Aſche und aus der Aſche wird ein anderer! Mit dem Pelikan verhält es ſich ſo: er hat Streit mit der Schlange; die Schlange tödtet ihm ſeine Kinder; nun wälzt ſich der Pelikan im Kothe und läßt ihn an ſich dürre werden, um ſich dadurch gegen die Schlange zu ſchützen; dann belebt er im Neſte wieder ſeine Kinder mit ſeinem Blute. Nun will er dies aber beſſer auslegen: Der Pelikan bedeutet Gottes Sohn, die Schlange den Teufel, der uns tödtet, wir ſind die Kinder, die er ſing. Darum mußte Gottes Sohn ſich mit dem Koth der Erde beſtreichen!! Die Tenzonen dieſer Art, zu welchen die gelehrte Kritik dieſes Gelichters Gelegenheit gab, berühren ſich genau mit den ſcholaſtiſchen Streitigkeiten und Kämpfen; ja wir haben ausdrückliche Beiſpiele, wie gewiſſe theologiſche Streitfragen auch poetiſch behandelt wurden. So iſt in einem Gedichte von Heinzelein von Konſtanz der Streit über den Vorzug der beiden Johannes behandelt, ein Gegenſtand den die Pariſer Meiſter durchkämpften, was Bruder Berthold einen nützlichen und leutſeligen Krieg nannte.

Als eine ſolche Tenzone bezeichnen wir auch den Wartburg-

krieg[160]. Nach dem bisher über den Charakter der gnomiſchen Dichtung dieſer Zeit Vorgetragenen werden wenige Bemerkungen ausreichen, über den Werth und die Bedeutung dieſes oft unverſtändig geprieſenen Gedichtes aufzuklären[161]. In Bezug auf die handelnden Figuren iſt die Dichtung zunächſt dadurch von einem neuen Intereſſe, daß wir hier zuerſt in einem poetiſchen Entwurfe, oder vielmehr in zweien, die Sage ſich der Perſönlichkeit berühmter Dichter bemächtigen ſehen. Einer Zeit von ſo vieler Selbſtgefälligkeit, die zum erſtenmale die Kunſt der Dichtung in einen höheren Glanz rückte, von der ſie in der gemüthlichſten Innigkeit ſang, daß Gott ſelbſt die Sänger auserkoren, ſelbſt auf der Künſte Stuhl ſitze und die Engel in hoher Schule um ſich verſammelt habe, einer ſolchen Zeit kam es wohl zu, ihre Dichter in ein wunderbares Licht zu ſtellen und deren Gelehrſamkeit und Weisheit aus übernatürlichen Quellen herzuleiten. Daher trug ſich die Sage nun bald mit mancherlei Novellen und Geſchichten von einzelnen unſerer Sänger. So ſind von Ulrich von Lichtenſtein in ſeiner eigenen Geſchichte Züge aus Erzählungen von provenzaliſchen Dichtern aufgenommen worden. So erzählte man von dem Brennenberger, was ſonſt von dem Anbeter der Dame von Fayel oder dem Ritter in Konrads Herzmähre[162] erzählt ward; ſo ging der Nithart, der Tanhäuſer und der Frauenlob in die Sage über, wenn man des Letzteren berühmtes Begräbniß durch Frauen in Mainz nicht als hiſtoriſch gelten laſſen will. Anderwärts hing ſich die Sage weniger an die Perſönlichkeit, als an die Kunſt und Begabung des Dichters an, ſo daß von Leutold von Regensburg erzählt ward, er habe in nächtlicher Weile von einem günſtigen Geiſte geheime

160) Ausg. von Ettmüller, der (vgl. ſeine Ausgabe Frauenlobs p. 383 ff.) den Frauenlob für den Verfaſſer hielt. Simrock, Der Wartburgkrieg. Stuttg. 1858.

161) Vgl. Koberſtein, Ueber das wahrſcheinliche Alter und die Bedeutung des Wartburgkriegs. Naumb. 1823. Lucas, über den Krieg auf der Wartburg 1838. H. v. Plötz über den Sängerkrieg a. d. W. 1851. V. d. Hagen in ſeiner Ausgabe der Minneſänger 4, 745.

162) Ed. Fr. Roth. 1846.

Weisheit erlangt. In dieſen Sängerſagen nun ſpielt der Wartburgkrieg die wichtigſte Rolle und es kommen gegen ihn die in rohen ſpäteren Meiſtergeſängen [163]) aufbewahrten Sagen von der Entſtehung der Kunſt durch die vier Meiſter, von denen die vier gekrönten Töne des meiſterlichen Horts herrühren, und von der Vertheidigung ihrer Würde und Reinheit gegen die Kirche unter dem Beiſitz der zwölf Hauptmeiſter [164]) nicht in Betracht. Ein hoher Begriff von der göttlichen Würde der Kunſt und Wiſſenſchaft, ein Zeugniß von der Innigkeit, mit der man beide bei uns erfaßte, ſo daß man auch wohl das Seelenheil und das Leben an ſie ſetzen möchte, blickt aus den beiden Hauptbeſtandtheilen dieſer Dichtung hervor.

Was dem Inhalt des erſten dieſer Theile (der allein in weſentlicher Uebereinſtimmung überliefert, daher auch der eigentliche Kern der Sache iſt und aus dem zweiten Viertel des 13. Jhs., von einem im Thüringiſchen und Mainziſchen heimiſchen Dichter ſtammen mag) etwa Thatſächliches zu Grunde gelegen haben könnte, läßt ſich nicht beſtimmen. Die Handlung iſt nach Eiſenach, in die Zeit von Landgraf Hermanns Regierung, in das Jahr 1206—7 gelegt. Daß nun an dieſem Hofe einmal eine heftigere Begegnung der fremden Sänger ſtatt gehabt haben könnte, ein Streit um den Vorzug der Fürſten von Oeſterreich und Thüringen, den man ſelbſt an ein erhaltenes Gedicht von Walther anknüpfen könnte das aller Fürſten Milde im Vergleich zu der ausdauernden Freigebigkeit des Landgrafen Hermann in Schatten ſtellt, nichts wäre möglicher als dies. Daß der Zuſammenſtoß ſo weit gegangen wäre, daß man auf die Niederlage in einer Streitſache, über die unmöglich ein Richter zu beſtellen war, einen ſchimpflichen

163) In Wagenſeils Buch von der Meiſterſinger holdſeliger Kunſt p. 504 und 550.

164) Daß Von der Hagen dieſe Zwölfzahl, die übrigens an tauſend andere Dinge erinnert, nicht ohne allen Grund mit den zwölf Kämpfern im Roſengarten in Verbindung ſetzt, beweiſt ein Meiſtergeſang im Cod. Pal. 680. f. 42, wo das Bild von dem Gefechte der alten Meiſter im Roſengarten der Kunſt mit deutlichen Beziehungen auf jenes Gedicht durchgeführt iſt.

Tod als Strafe geſetzt hätte, iſt unter der feinen Geſellſchaft jener Zeit ein undenkbarer Zug. Dem Stoffe nach befinden wir uns in der Gruppe der Streitenden zugleich unter den alten höfiſchen und den neuen gelehrten Meiſtern: Walther, Wolfram, Biterolf, wahrſcheinlich der Verfaſſer der von Rudolf von Ems erwähnten Alexandreis (vgl. 1, 333), dann Reinmar von Zweter und der tugendhafte Schreiber ſind die Verfechter des Thüringers gegen den Vertheidiger Oeſterreichs, Heinrich von Oſterdingen, den man nur aus einer einfachen Erwähnung bei Hermann dem Damen kennt und aus dem Schluſſe des Laurin, wo er ohne Grund als deſſen Verfaſſer genannt wird. Der Form nach aber iſt das Gedicht, wie alle originale deutſche Kunſtdichtung jener Zeit, ſchwach und wunderlich in Entwurf und Ausführung, ein Ausläuten der klaren höfiſchen Kunſt in der neu aufkommenden gedunſenen und dunklen Manier. Der Streit iſt im Ganzen in höfiſchem Tone geführt, gleitet aber in den Stellen, wo ſich Oſterdingen hochfahrend mit ſeinen Gegnern wie eine Katze unter Mäuſen oder einen Wolf unter Gänſen vergleicht, ſchon merklich in die groben Ausfälle der gelehrten Tenzonendichter dieſer und der etwas ſpäteren Zeiten ab[165]). Oſterdingen nimmt Wolfram und Reinmar, hernach auch Walther, der zwar ſein erſter Widerſacher war, zu Schiedsrichtern, dann aber gehen ſie alle aus dem Amte der Kieſer in die Rolle der Mitſtreiter über, und Walther überliſtet Heinrich durch die Entſcheidung des Streites nach einer dogmatiſchen Sophiſtik oder einem ſophiſtiſchen Dogma, indem er fragt: wer es ſei, der vor allen Fürſten

165) So ruft in einer ſolchen Herausforderung ein ſpäterer Meiſter dem andern zu (Germ. 3, 318 f.), er ſolle ſich ſeinen Hals mit Rindermiſt ſchmieren, das werde ſeine Stimme hell erklingen machen. Und anderswo (ib. p. 324) fährt einer ſeinen Gegner an, er habe die ſieben Künſte vierthalb gelernt von weiſen Eſeln, er habe der Künſte Stuhl beſeſſen, das habe er von einem Kalbe vernommen, das ihm den Preis gegeben; er ſei voll Kunſt wie eine bodenloſe Kiſte; er ſolle gehn und Eſel und Geißen melken; er möge wohl in eine Schule gegangen ſein, in der man Narren lehre; er ſei wie trunken, er girre wie ein Wagenrad, er brumme wie ein Bär, er krähe wie ein Hahn, er ſolle ſich fortmachen und den Katzen mauſen oder im Spital den alten Weibern lauſen helfen!

der Sonne gleiche? Der Herr von Oeſterreich, ruft Oſterdingen, und ſogleich faßt ihn Walther: Nun denn, mehr Preiſes hat der Tag, als die Sonne, das müſſen Pfaffen und Laien ſagen. Ich berufe mich auf alle Meiſter, die in Bibel und Chronik bewandert ſind. Der Thüringer iſt unſer Tag. — Auf dieſes vortreffliche Kunſtſtück ſoll dann Oſterdingen gerichtet werden, er legt aber Berufung ein an die Entſcheidung Klinſors von Ungarland, dem die Tugend Oeſterreichs bekannt ſei.

Nun ſpringt das Gedicht von dieſer erſten Tenzone (mit Str. 27 der Jenenſer Handſchrift) in eine zweite über, die ungefähr gleichzeitig entſtanden doch der erſten urſprünglich fremd war; in der zwar ſpäter, bei der Verbindung der verwandten Stoffe, durch ungeſchickte Einſchaltungen ein Bezug zu dem erſten Theil herzuſtellen geſucht ward, ohne daß darum der Streithandel und das Urtheil, zu deren Schlichtung und Berichtung Klinſor dort berufen war, wieder aufgenommen und zu einem Ende geführt wäre. Auch in dieſer zweiten Tenzone, die von einem anderen Poeten in einem anderen Tone gedichtet iſt, feſſelt zuerſt die dichteriſche Sage, deren Helden hier Wolfram und Klinſor ſind. In der Jenenſer Handſchrift beginnt der wunderliche Räthſelſtreit zwiſchen beiden, der des Gedichtes Inhalt iſt, mit einer ganz ſelbſtändigen Einleitung: wie Klinſor bei des Thüringers Lager im Freien als ein Krämer ohne Waare erſcheint, um den ob der Weisheit ſeines Laienmunds ſo hoch geprieſenen Wolfram (auch dies knüpft an einen beſtimmten poetiſchen Anlaß, eine Stelle in Wirnts Wigalois an) mit ſeinen Räthſeln zu verſuchen. Wir können nicht entſcheiden, ob Klinſor ein wirklicher Dichter, einer der erſten gelehrten Meiſter der neuen Zeit war, dem man den Sängernamen (Klingesaere) des Zauberers im Parzival beilegte, oder ob (was wahrſcheinlicher) dieſer Vertraute der Zauberkunſt und der Hölle nur aus dem Gedichte abgelöst und dem Dichter deſſelben, Wolfram, gegenüber geſtellt wurde, wie wenn heute ein Poet den Mephiſtopheles mit Göthe in Conflict bringen wollte: der alte mythiſche Zauberer, von dem der

jüngere Klinſor im Lohengrin ſcherzhaft ſagt, ſeines Ahn's Urahn ſei ſein Schreiber geweſen, wäre dann ſo zum Meiſterdichter gemacht worden, wie in dem Gedichte von der Minneburg auch der Aegyptiſche Zauberer Nectanebus dazu gemacht ward [166]). Für eine hiſtoriſche Wirklichkeit der Perſon läßt ſich nur das kahle Zeugniß einer Stelle anführen, in der ihn Hermann der Damen (M. S. 3, 163. 3, 4.) neben Wolfram nennt [167]). Was nun aber die überlieferte Geſtalt dieſer dichteriſchen Erfindung angeht, ſo liegt uns nur der ungeheure Wuſt verſchiedener und verſchiedenartig entſtellter Texte vor, aus denen man zunächſt eine Anzahl platter Einſchiebungen ausſcheiden muß. Von einigen kleineren Eindringlingen abgeſehen, iſt in der Jenenſer Handſchrift am Schluſſe eine Todtenfeier des Landgrafen von Thüringen und des Grafen von Henneberg angehängt; am Anfang iſt ein polemiſcher, aus dem Lager der Bettelmönche ausgegangener Ausfall vorgeſetzt gegen den Verkauf des Tauföls und des Abendmalbrods von Seiten der Pfarrgeiſtlichen; man hat ausgefunden, daß ſich die Dichtung auf die Zuſtände des Erzbisthums Mainz unter dem verſchuldeten Siegfried III (1225—49) bezieht, deſſen ſchwer belaſtete Geiſtlichkeit ſich in misbräuchlichen Stolgebühren entſchädigte [168]). — In der Maneſſiſchen Sammlung, in welcher ſich dieſe Einſchiebſel der Jenenſer Handſchrift nicht vorfinden, iſt dafür ein hier nicht enthaltener Schluß von Zabulons Buch angehängt, ein mit krauſem Unſinn

166) Das Gedicht iſt im Cod. Pal. 385. p. 258. Die Einkleidung iſt die, daß der Dichter einen kundigen Meiſter bedarf, der ihm die allegoriſchen Räthſel der Minneburg deuten ſoll; er findet in Padua, Paris, Salerno und Toledo keinen, der es vermöchte, bis ihn ſeine Fahrt nach Aegypten zu Nectanerus führt, wie er hier heißt.

167) Eine Stelle, die wir nicht mit Simrock auf unſere Räthſeldichtung, und die zwar Oſterdingen zum Verfaſſer hätte, beziehen können.

168) Das Stück findet ſich auch in den von Zacher (in Hauptš Zeitſchr. 12, 515) mitgetheilten Bruchſtücken einer Königsberger, und in der Kolmarer Handſchrift, wo es „die Pfaffenſchand" oder die tâl von Meintz heißt; bei Simrock Aurons Pfennig, nach der Einkleidung, nach der ein nicht erlorener, nicht verlorener Dämon dieſes Namens den Pfarrern den böſen Anſchlag eingegeben hat, den ſie wider den ausdrücklichen Rath der Predigermönche durchſetzen.

angefülltes Capitel aus der mythiſchen Literaturgeſchichte der Magie, worin Wolfram Klinſor gegenüber als ein Herausforderer und ein Meiſter aller Sternkunde erſcheint, ganz gegen ſeine ausdrückliche Charakteriſtik in dem Räthſelkampfe, in dem er, als Klinſor beſiegt den Teufel Naſion zu ihm ſchickt zu erkunden ob er ſeine Weisheit magiſchen Künſten verdanke, ſelbſt bekennt von der Sterne Kraft und Lauf nichts zu verſtehen. Nach Ausſcheidung all dieſes fremden Stoffes treten nun aber in den überlieferten Texten des eigentlichen Kampfſpiels die theils von Klinſor, theils auch (gegen die erſte Abſicht des Gedichts) von Wolfram aufgegebenen Räthſel in verſchiedener Reihenfolge und Zahl, verſchiedener Ordnung oder Unordnung auf; die ganze apokalyptiſche Grundſuppe aber dieſer zum Theil noch ihres Oedipus harrenden Räthſel mit einem Miſchmaſch von dunkeln und hellen Bezügen auf chriſtliche Symbolik, Magie, Geſchichte und Romanſage reiht ſich dem vielgeſtaltigen Unſinn der zeitgenöſſiſchen gelehrten Dichtung einfach ein, ohne eine beſondere Bedeutung. Der neueſte Herausgeber hat mit Verwerfung von acht Räthſeln unter zehn einen dünnen Kern des Gedichtes herausgeſchält, der vor unſerer Begriffs- und Geſchmackbildung beſſer beſtehe; daß durch dies Verfahren ein urſprünglicher ächter Text hergeſtellt ſei, mußte er doch ſelber bezweifeln, wie denn Lachmann jedes Unternehmen der Art, bei der Beſchaffenheit des vorhandenen Materials, für thöricht erklärt hatte.

Auch in dieſer zweiten Tenzone des Wartburgkrieges, wie in der erſten, iſt es als ob der klaſſiſchen höfiſchen Kunſt noch ein Denkmal in der neuen ganz widerſtrebenden Kunſtweiſe geſetzt werden ſollte; aus Eingang und Schluß derſelben iſt ſo viel klar, daß in Wolfram, der dem Zauberer gegenüber in einer eigenen Befangenheit und Unſchuld ſteht, und den der Teufel Naſion im Aerger der Machtloſigkeit einen „Laien Schnippſchnapp" ſchilt, die alte, ſchlichte, ungelehrte Kunſt der ritterlichen Laien mit der weiſedünkligen und nekromantiſchen dieſer Zeiten in einen Gegenſatz geſtellt iſt: ſo faßten noch die nächſten

Geſchlechter die Dichtung auf[169]. In einem ähnlichen Gegenſatze nun erſcheinen uns zwei für die Zeit der Scheide des 13. und 14. Jhs. beſonders charakteriſtiſche Poetengeſtalten, die uns aus der ritterlichen Kunſt und Geſellſchaft in die bürgerliche herüberleiten, in den Kampfgedichten und Tenzonen, in welchen ſich beide befehdeten: Heinrich von Meißen[170], genannt Frauenlob, († am 29. Nov. 1318) und Barthel Regenbogen[171]. Der Letztere war ſeines Handwerks ein Schmied, ein bürgerlicher Mann, der auch in ächt bürgerlichem Sinne der Gleichheit und Eintracht der Stände das Wort redet: dem es wohl auf der Erde zu ſtehen ſchien, wenn Stola Schwert und Pflug ſich einander beiſtehen wollten. Der Erſtere, den die Maneſſiſche Handſchrift als „den jüngeren Meißner" von dem früheren Meißner unterſcheidet, wird als Doctor bezeichnet, und war, obzwar kein Geiſtlicher, einer ausgebreiteten Gelehrſamkeit mächtig, die er in ſeinen Briefen und Sprüchen in einer ungewöhnlichen, geſchraubten, dunklen und geſuchten Redeweiſe ausbreitet, und die Ettmüller bei ihm, wie bei ſeinem älteren Landsmanne, aus dem Einfluſſe der Meißner Domſchule herleiten möchte. Beide Poeten ſind nach Form und Inhalt die bewunderten Vorbilder der ſpruchdichtenden Epigonen des 14. und 15. Jhs. geworden, die zu den eigentlichen Singſchulen der Handwerksmeiſter des 15. und 16. Jhs. überführen, unter denen man dem Frauenlob die Gründung der erſten Meiſterſchule in Mainz zuſchrieb. Ihnen ahmten dieſe „Nachmeiſter", wie ſie Beheim nannte, am liebſten ihre Töne, und die verkünſteltſten wie Frauenlobs goldenen Ton nicht am ſeltenſten, nach; an den Vorgang ihrer Streitgedichte

169) So heißt es in dem Leben des h. Ludwig von Köditz (ed. Rückert p. 13): Klinſor habe ſich geſchämt und habe in Eiſenach nicht bleiben wollen, weil er „von einem ungelehrten Manne alſo überwunden ward."

170) Ettmüller, Heinrichs von Meißen, des Frauenlobs, Briefe, Sprüche, Streitgedichte und Lieder. Quedlb. 1843.

171) Von der Hagens Minneſänger 3, 344. Unter den in der Kolmarer Handſchrift erhaltenen Dichtungen in ſeinen und in Frauenlobs Tönen hat Bartſch (Meiſterlieder der Kolmarer Handſchrift p. 175 ff. p. 168 ff.) eine Anzahl ächter Stücke von beiden ausgeſchieden.

gemahnt es zumeiſt, wenn ſich dieſe Nachfolger herausfordern zu den Räthſelknoten, die ſie „mit ihres Sinnes Hechel entſtricken", zu den Geſangſtreichen, die ſie mit ihren Bucklern pariren wollen; unter beide theilen ſie ſich in ihren Materien, ihrem Geſchmack, ihrer Schreibweiſe, je nachdem ſie mehr dem vorſichtigen Gange Regenbogens oder dem ſchweren Fluge Frauenlobs zugeneigt waren. Im höchſten Preiſe ſtand doch der hochtönende Schwulſt, die „wunderwähen Worte" des anſpruchvollen Frauenlob, der nicht genug Rühmens machen konnte von der Kunſt und ihrem Werthe und ihrer Milde, die um ſo unergründlicher ſei je mehr man ihrem Bache entſchöpfe; der dieſe Freigebigkeit, die die Kunſt gegen ihn bewährte, gegen die Welt nachahmen wollte: daher die redſelige Fülle in ſeinen Sprüchen, die ſich bei ihm zuerſt (was nachher allgemeine Regel ward) von Einer Strophe, in die alle Meiſter des 13. Jhs. ihre Sprüche beſchloſſen, zu mehreren, immer ungleichen (drei oder fünf) Strophen ausdehnten. Beide Meiſter ſind am planſten und treten ſich dann am nächſten, wenn ſie in gleich geſundem ethiſchen Sinne ihre Sittenſprüche ſprechen, ihre Lobreden auf reine Frauen, ihre Strafgedichte gegen feile Liebe oder gegen die Gierigkeit der Pfaffen u. dergl., wo ſie nicht ſelten ihre Sätze in die ebnere Form der Priamel kleiden. Dann freilich rücken ſie auch wieder in dem ganz entgegengeſetzten Stile zuſammen, wenn Regenbogen ſeines Gegners myſtiſche und ſcholaſtiſche Weisheit auskramt, nur daß er, ſcheint es, mehr blos wenn er Frauenlob bekämpft deſſen gedunſene Weiſe nachahmt, da der ganze Eindruck ſeiner Dichtung ſonſt ein einfacherer iſt. Welch ein Unſtern mußte dieſe harten Köpfe auf das Hohelied und die Apokalypſe führen, die ſie nachahmen und auslegen wollten! Was mußte aus Poeſie und Religion werden, wenn man ſie zum Spiele mit hohlen Worten misbrauchte, wenn man Andacht und Erbauung in ſolchen Werken wie Frauenlob's Marienleich ſuchte[172]), welche die älteren überladenen

172) Schon Albert von Straßburg, der auch die Geſchichte von Frauenlob's Beerdigung erzählt, erwähnt ſeine Paraphraſe des Hohenliedes: Cantica canti-

Marienhymnen noch einmal aufs äußerſte der Verſchrobenheit überſteigerten, die dem gewöhnlichen Leſer nichts ſein konnten als tönendes Erz und klingende Schelle, die nur dem Unverſtändigen tiefe Weisheit ſchienen, dem Denkenden aber wie der wahnwitzige Eifer eines Mannes vorkommen mußten, der mit bleiernem Bohrer eine harte Materie zu durchgraben ſtrebt. Es iſt daher kein Wunder, wenn ein Mann von ſchlichterem Sinn, wie Regenbogen, über dieſe überſchwengliche Manier einen Aerger empfand, der, wenn er ſich auch anfangs vielleicht in der Ruhe und Freundlichkeit äußerte die dieſem Manne eigen ſcheinen (M. S. 3, 344), dem Dünkel des Doctors gegenüber ſich doch zu einer bittern Feindſeligkeit ſteigert. Sein Kampf mit Frauenlob über den Vorzug des Namens Weib oder Frau [173], der vortrefflich ausdrückt, wie nun der einſtige frauendienſtliche Geſang zu einem eitlen Spiele des Kopfs geworden war; Beider Streit über die Geſchaffenheit oder Unerſchaffenheit Gottes und was Alles ſonſt die Gegenſtände ihrer Kriege bildete, riß Regenbogen in Grübeleien hinein, in denen er nicht auf ſeinem Felde war, über denen er den beſcheidenen und herzlichen Ton ſeiner Rede verlor, zu dem er übrigens — auch Frauenlob gegenüber — zuletzt wieder in ſeinem Schwanengeſang zurückkehrt, wo er erſchüttert auf ſein Ende denkt und ſeinen ſündigen Lebenslauf überblickt, wo er verſöhnt auf das Zerwürfniß mit Frauenlob zurückblickt und in deſſen Tone ſingt (M. S. 3, 354. VI, 1.), was er ſonſt für einen Schimpf gehalten haben würde; wo

corum dictavit teutonice quae vulgariter dicuntur unſer Frouwen Liet, et multa alia bona. Erſt auf die Braut Chriſti, die Kirche übertragen, ward das hohe Lied nun auf Maria angewandt, die zugleich Gottes Braut und Mutter iſt.

173) Frauenlob trägt dieſen Beinamen, weil er zuerſt das Wort Frau vor dem Weib pries, worin er von Walther, wie von dem Meißner (XVII, 1. bei Von der Hagen M. S. 3, 105) abweicht. Vortrefflich ſagt Raumsland von dieſer Fehde, was von allen Teuzonen der guten Meiſter zu ſagen iſt (in V. d. Hagen M. S. 2. 347.):

zwâre einer hennen
vuoz gæb ich niht umbe iuwern kriec, sît daz wîp vrouwe meinet
und vrouwe wîp.

er die Jungfrau anruft, ihm zum Himmelreich zu helfen, „da fände er er Meiſter Frauenlob, und an der Stätte auch viel andere liebe Gäſte.“ Dieſen biederſinnigen Ton herzlicher Einfalt verräth er in jedem Gedichte, wo er ſich ſelbſt überlaſſen iſt; ein wärmeres Gemüth prägt ſich in ſeinen zwar rohen Verſen überall ab. Der beſte Beleg für ſeinen ſchlichten Sinn iſt ein längeres Lied (in 75 Strophen ſeines eigenen Tones) von der H. Veronica [174]), wo er in dem Behagen des frommen Gerechtigkeitseifers das Gericht erzählt, das rächend über Pilatus erging. Es iſt kein überſchwengliches Wort darin. Wohl aber fühlt man auch hier den Ernſt des Berufes durch, der ihn auch ſonſt erfüllt [175]) und der ihn die einfachen Worte für ſeine einfachen Gedanken und Empfindungen leichter finden läßt als manchen andern der Zeit. Dies ſagen wir immerhin nur beziehungsweiſe; die Ungelenkigkeit der ganzen Zeit abzulegen, war auch ihm nicht gegeben. Die ſelbſtgenügliche Eitelkeit, die damals Gemeingut war, fehlt auch bei ihm nicht, doch iſt ſie gewiß dem Handwerksmanne am leichteſten zu gute zu halten, der einer der erſten war, der in dieſen Theil der bürgerlichen Geſellſchaft mit der Dichtung eine neue Ehre, einen neuen Reiz herabführte, und dem die ſchönen Eigenſchaften des Herzens angehören, die uns allein mit dem gelehrten und meiſterlichen Sange dieſer und der folgenden Zeiten ausſöhnen können.

---

174) Ein Lied von der Fronica ꝛc. Nürnberg durch Wolfgang Huber. 1512.

175) M. S. 3, 346.

Ich Regenboge ich was ein smit, ûf hertem anebôz
gewan gar kümberlich mîn brot, armuot hât mich besezzen.
Ez wart niht lenger ûfgezogen, dar nâch gar schier
greif ich ein anderz an: nâch sanges gir sô fuor ich wît; —
Ez hât mich dick und vil geriuwen, daz ich hân getân,
mir zæm ouch baz zwei händlîn wîz, dâ zuo ein müezig leben:
idoch sô lâz ich niht dâ von,
sît sich mîn herze in solich kunst hât geben.

b) Epiſches.

Wenn ſich in der Spruchdichtung die Einwirkungen Walthers noch mit der Wolfram'ſchen Manier ſtreiten, ſo iſt dagegen in einer Reihe von epiſchen Dichtungen, die den Fußtapfen des Letzteren folgen, ſeine alleinige und ausſchließlichere Einwirkung deſto entſchiedener. Es ſchien für die Dichtung ſeit der Mitte des 13. Jhs. keine beſſere Empfehlung zu geben, als wenn ſie in Wolfram's Weiſe redete oder geradezu unter Wolfram's Namen auftrat. Die bairiſchen Dichter, wie Hadamar von Laber und Albrecht von Scharfenberg, gingen ganz auf ſeiner Spur einher; größere und kleinere Dichtungen aus früherer oder ſpäterer Zeit [176]) traten unter ſeinem Namen auf; Werke, die auch nicht dieſe Täuſchung bezweckten und nicht einmal der Behandlung nach die Vermuthung erwecken konnten, wurden von Anderen für Eſchenbachiſche angeſehen, als ob ſein Geiſt über der ganzen ritterlichen Poeſie ſchweben müßte; noch andere Dichtungen nahmen ſeinen Namen und ſeine Weiſe zugleich an und ſuchten ſich auf das engſte und innigſte, mit dem Stoffe ſelbſt, in ſeine Werke zu verweben.

Obenan ſteht in dieſer Hinſicht der Titurel von dem bairiſchen Dichter Albrecht von Scharfenberg [177]), der Mittelpunct aller ritterlichen und gelehrten Dichtung ſeit der Mitte des 13. Jhs., um welche Zeit er verfaßt iſt [178]). Dieſes Gedicht, feſt angelehnt an

176) So ein kleines Gedicht „des von Wirtemberk pueh", das (Tübingen 1845. 4.) H. A. Keller in mehreren Varianten herausgegeben hat.

177) Ausg. v. Hahn. 1842. Eine kritiſche Ausgabe mit Benutzung alles, z. Th. erſt ſpäter aufgefundenen Materials bleibt zu wünſchen. Vgl. Pfeiffer in den Denkſchriften der k. k. Akad. 16, 222. Höpfners Zeitſchr. 2, 80.

178) San Marte in dem 2. Theile ſeines Wolfram von Eſchenbach ſuchte dem Titurel eine andere Zeitbeſtimmung zu geben. Er hielt ſich an das von Boiſſerée gerettete Fragment und nahm an, der Dichter habe ihn um 1322—50 unter Ludwig dem Baiern verfaßt. Allein wäre in jenen Strophen der Kaiſer gemeint, ſo würde der Dichter gewiß die höhere Würde genannt haben in dem

Wolfram und den Parzival, erwarb ſich ſowohl durch die dunkle und wie abſichtlich räthſelhaft gemachte Art ſeiner Entſtehung, als auch durch die Verflechtung und ſtete Beziehung der Abenteuer des einen Gedichtes mit denen des andern, durch Jahrhunderte das Anſehn, als ob es aus Wolfram's Feder herſtammte, genoß mit dem vorgeblichen Dichter den höchſten Ruhm und überſtrahlte ſeine ächten Werke. Es galt unbeſtritten, wofür es ſich ſelber ausgab [179], als das Haupt aller deutſchen Ritterbücher. Wie der Parzival war es in einer Menge von Handſchriften verbreitet; ein Prediger wie Berthold hatte es geleſen, denn er führte gelegentlich eine Strophe daraus an; bis in das 17. Jh. hinein wurde das Buch geleſen; und kaum war im 18. Jh. das Studium unſerer alten Dichtung erwacht, als das geheimnißvolle und wichtige Hindeuten auf dies Gedicht von neuem begann. Wenige hatten es geſehen, wenigere hatten es geleſen; man ahnte irgend eine große Bedeutung dahinter und verſuchte nun mehr taſtend und ſpähend den Kern der bittern Frucht zu finden, als daß man gewagt hätte, das ungeheure Schalwerk und Gehäus mit einem guten Schlage erſt zu zerſplittern. Schlegel war einer der Angeber dieſes Verfahrens. Wie die Nibelungen für den deutſchen Homer, ſo ſollte der Titurel für den deutſchen Dante erklärt werden; und wie unſere bildenden Künſtler im Unverſtand die Reformation als die Unterdrückerin der Kunſt, ſtatt ihres eigenen Unvermögens anklagen, ſo ſollte die Reformation auch in Schlegel's Anſicht eine Sünde begangen haben, indem ſie der Begeiſterung für den Titurel ein Ende gemacht. War dies wirklich ihr Werk, ſo war es zu den vielen

---

Preiſe ſeines „duc Loys et Palatinus“; die bisherige Zeitbeſtimmung erſcheint vielmehr gerade durch dieſe Stelle gerechtfertigt, die offenbar auf Ludwig den Strengen (1253—90) geht, aus deſſen Geſchichte einleuchtet, warum gerade auf den Palatinus hier ein gewiſſer feierlicher Nachdruck gelegt wird.

179) Das Gedicht ſchließt:

Von diutscher zunge ûf erden nie getihte wart sô werdes ruoches
daz lîp und sêl sô hôch gein wirde wiset,
alle die ez hœren, lesen oder schrîben, der sêle müeze werden gepardiset.

großen Verdiensten der Reformation noch ein weiteres kleines Verdienst, das sie sich um unsere Dichtung und unsern gesunden Geschmack erworben hat.

Denn wie entblößt an wirklichem dichterischen Werthe der Titurel ist, das braucht man heute Niemandem mehr erst ausführlich auseinanderzusetzen. Hatte doch schon Wolfram auf diesem weiten Gebiete der Titurelmähren, die wir, so lange wir nicht eines bessern belehrt sind, in dem Gralgedichte Kiot's mit den Geschichten des Parzival vereint denken müssen, nur das wenige Dichtenswerthe entdeckt, das er in den geringen Titurelbruchstücken behandelte, die wir früher (1, 602) besprochen haben. Was er verschmähte, nahm der Verfasser unseres jüngeren Titurel auf, dessen ganz willkürliche Behandlung, dessen geheimnißvolle Weisheit, dessen gedunsener und breiter Stil, dessen Erfindungsgabe, mit der er das Thatsächliche in seinen Quellen wohl durch eigene Zuthaten erweitert haben mag, der hohlen Materie den Werth auch nicht geben konnte, den sein großer Vorgänger nicht darin gefunden hatte. Wir brauchen den Inhalt des Gedichtes, das sich in einen geistlichen Theil, die Gralgeschichten, und in einen weltlichen, die Abenteuer Schionatulanders, zerlegt, nicht näher zu erörtern, um seine poetische Armut zu erweisen. Wir kennen nun schon das Inhaltlose dieser Liebschaften, dieser Heereszüge und Schlachten, was Alles hier im Uebermaße vorliegt, so daß man zweifelt, ob die tödtlichere Langeweile dort ist, wo der Dichter verschmäht, seine Schlachten im besondern auszumalen, oder da, wo wie im Alexander unzählige wunderliche Namen von Helden und Beschreibungen von Zweikämpfen vorkommen, in lächerlicher Nachäffung des Virgil oder gar Homer, von dessen Kunst, mit zwei drei Zügen für jeden Nebenhelden zu fesseln, auch nicht die kleinste Spur ist. Selbst auch da, wo der Dichter, wie bei dem Feste von Floritschanz, die sämmtlichen Helden der Tafelrunde mit einer merkwürdigen Kenntniß der poetischen Sage versammelt, selbst da fühlt man sich nicht unter Bekannten. Die Leblosigkeit und Flachheit, die in allen Er-

zählungen der britiſchen Dichtungen herrſcht, die Unfaßbarkeit des Thatſächlichen iſt dann durch die Ausdehnung im Vortrage noch unendlich geſteigert. Die berühmte Strophe, die durch Einführung von Cäſurreimen in die zwei erſten Zeilen der Wolfram'ſchen Titurelſtrophe die vortreffliche Wirkung derſelben wieder aufhebt, trägt weſentlich die Schuld, daß der Vortrag höchſt beſchwerlich wie im Predigertone dahinſchleicht. Es kam dadurch eine Ruhe hinein, die für die lehrhaften Theile geeignet und durch das Vorherrſchen derſelben auch wohl erfordert war, die aber in den erzählenden Theilen zu einer peinlichen Mühſeligkeit wird und gleichſam eine langſame Haſt hineinträgt, mit der die Begebenheiten im angeſtrengten Schneckengange ſich fortbewegen: wo dann der Dichter jeden Augenblick mit Klagen und Seufzen auf den traurigen Ausgang ſeiner Geſchichten ſpannt und doch in andern Stellen die Ungeduld des Leſers abweiſt, der im Voraus von langer Weile gequält nach dem Ende ſchaut, ehe die Erzählung vollbracht iſt. Im Zwang zu einer gleichmäßigen Erhabenheit in dieſer entſetzlichen Weitſchweifigkeit reibt ſich der Poet in einer ſtillen Glut auf, ſinkt jeden Augenblick zuſammen, ſtärkt ſich dann an geborgter Weisheit, ruft die alten beſſern Sänger zu Hülfe, tröſtet ſich, daß ihn die Bücher den mangelnden Witz lehren würden und ermattet von neuem, um, ſtets lahmer geworden, ſich in ſtets größere Räume hinein zu wagen. Wie anders, wenn man, dem ewigen Jammer dieſer Dichter über ihre Unfähigkeit gegenüber, dem Homer Einmal in der Fülle und Raſchheit der Thaten den Griffel unter dem Ausrufe entſinken ſieht, er könne das Alles nicht wie ein Gott bewältigen, wo er vorher und nachher ſeinen kühnſten Genius gerade mit göttlicher Ueberlegenheit walten ließ.

Wenn ſich aus der poetiſchen Beſchaffenheit des Titurel die Unzufriedenheit Schlegel's mit der Reformation, die das Andenken des Gedichtes ausgelöſcht haben ſollte, nicht rechtfertigt, ſo iſt dieſe Unzufriedenheit dagegen aus dem Standpuncte katholiſcher Religionsanſicht deſto beſſer zu begreifen. Denn das was dem Werke ſeine

eigenthümliche Färbung und ſeine Bedeutung in der Dichtungsgeſchichte der Zeit gibt, iſt die ſchroff hierarchiſche und prieſterliche Geſinnung, die es von Anfang bis zu Ende durchdringt[180]. In der Weiſe, wie wir dieſe in dem Gedichte niedergelegt leſen, iſt ſie unſtreitig nicht in der franzöſiſchen Quelle ausgedrückt geweſen; ihre Ergüſſe ſind die Zuthat des deutſchen Dichters, der gerade die charakteriſtiſchſten Eigenheiten der Spruchdichter jener Zeit im überſteigenden Maße in ſich vereinigt und eben dadurch dem Werke eine ſo große Geltung erwarb. Das ganze Gedicht iſt voll von hierarchiſchem Dünkel, der ſich nur mit dem gelehrten Dünkel etwa ſtreitet; es iſt ſeine entſchiedenſte Tendenz, Prieſterſchaft und Gelehrtenthum in Glanz und Höhe zu rücken. Dies geſchieht mit allem pfäffiſchen Eifer und aller hierarchiſchen Folgerichtigkeit. Ganz verſchwunden iſt Wolfram's duldſame Anſicht des Heidenthums; der Dichter verräth zwiſchen ſeiner dogmatiſchen Gelehrſamkeit den gehäſſigſten Zelotismus gegen die Mauren und gegen die alten Griechen; und was noch in der Abenteuer Krone, was in vielen Dichtern dieſer Zeit und bei Dante beliebte Aufnahme gefunden, die Herrſchaft der Fortuna auf der Erde, das Einzige, was dieſe Dichter neben Venus und Amor der griechiſchen Mythologie abnahmen, das findet bei ihm Tadel und Verwerfung. Die Aufgabe ſeines Geſanges iſt die Predigt der Reinheit und Keuſchheit, die hier ſchon ein irdiſches Paradies bereitet, und ſein Ziel die Verbreitung edler Tugend in alle Ferne und Weite. Seine Gralritter kennzeichnen ſich durch nichts ſo ſehr als durch ihre Sanftmuth; in der Aufſchrift des verhängnißvollen Brackenſeils wird ein Blumenkranz aus den ritterlichen Cardinaltugenden geflochten, die einen ganz friedlichen, prieſterlichen oder weiblichen Charakter am beſten kleiden würden: Zucht, Keuſche, Milde, Treue, Mäßigkeit, Gottesfurcht, Scham, Beſcheidenheit, Stetigkeit, De-

180) S. San Marte, Vergleichung von Wolframs Parzival mit Albrechts Titurel in theologiſcher Beziehung. Germ. 8, 421.

muth, Geduld und Liebe. Der Held, der dem Werke den Namen gegeben hat, wird, wie in der patriarchaliſchen Geſchichte ſo mancher Gotteserkorene, erſt ſpät aus einer lange unfruchtbaren Ehe nach göttlicher Verheißung geboren; früh wird er zu lauterer Keuſchheit und reiner Ritterſchaft erzogen und für den Dienſt Gottes; Bezähmung der weltlichen Liebe, Demuth im Reichthum und Geduld in der Armut wird er gelehrt; er lebt in der Zeit, wo die chriſtlichen Glaubenshelden Wunder thaten, wo noch „die Lehren guter Pfaffheit" auf fruchtbaren Boden fielen und Wunder zu thun lehrten, wo die wahre Gottesminne blühte und die Aufopferung, mit der Abraham ſeinen Sohn dahinzugeben bereit war. Daher wird denn dem Titurel der Erwerb der Gralherrſchaft leichter, als dem ſündigen Parzival; ihm wird ein patriarchaliſches Alter gewährt und den Gral in Reinheit anſchauend iſt er vor dem Tode ſicher. Ihm war, dem Prieſterkönig, geſtattet zu heirathen, was den andern Prieſtern nicht zukommt, da ihr Weib die Kirche iſt. Alle Prieſter ſind von Gott geborene Könige, ſie tragen in ihren Platten das Bild der Krone, ihre Gewalt geht vor der der Könige; ihr Name iſt an Würdigkeit über den Königen, die Seligkeit der Chriſten liegt an der Prieſter Orden, da ſie die Krone und den Himmelſchlüſſel tragen. Man ſieht wohl, dies entfernt ſich von dem wildfrommen Rittergeiſt der Gotteshelden des fränkiſchen Epos ſo weit, wie die Anmaßungen der Kirche ſeit dem Siege der geiſtlichen Reaction über die Anfechtungen der Friedrich I und Heinrich II von der päbſtlichen Macht in dem Zeitalter der Ottonen und der erſten Heinriche. Ganz dieſem bigotten Geiſte gemäß iſt dann gegen das Ende des Gedichts hin die Vorſtellung von dem Prieſterkönigthum des Grals überſteigert. Aus dem entarteten Chriſtenthum des Abendlandes retten die Templeiſen ihr Heiligthum in den fernen Oſten, wo dann die Herrſchaft des Prieſters Johannes[181]), der am Schluſſe

181) In die Sage von dieſem mythiſchen Chriſtenfürſten im fernen Oſten, die ſeit der Mitte des 12. Jhs. bis ſpät in die Zeiten der Seefahrer und Weltentdecker des 15. und 16. Jhs. die Phantaſie der Menſchen beſchäftigte, ward erſt

des Parzival, als der Sohn von Feirefiß genannt wird, die Herrlichkeiten der Gralburg weit überragt: der, ein Gebieter über drei Indien und 72 Könige, an ſeiner Tafel von zahlloſen Hohenprieſtern umgeben, von ſieben Königen, 40 Herzogen und 300 Grafen bedient iſt, ein kriegeriſcher heidentilgender Pabſt, waffenmächtiger als die weltherrſchenden Heiden- und Chriſtenkönige der karolingiſchen Sagen; ſein Name geht mit der Gralkrone auf Parzival über, wie denn auch die Fortſetzungen des Wilhelm von Orange an ihn ſcheints anknüpfen, wenn ſie, die fränkiſchen Kämpfe in den Oſten verlegend, Rennewarts Enkel den Namen Johannes geben.

Dieſem pfäffiſchen Weſen ſteht dann das gelehrte zur Seite, das in allen Theilen die Farbe der Spruchdichtung jener Zeit trägt. Der Prunk mit Gelehrſamkeit, die kleine Einbildung des Gelehrten beherrſcht das endloſe Werk und überdeckt und verſchleiert den ganzen erzählenden Theil; eigentlich iſt der gelehrte Dichter ſelber der Held ſeines Gedichtes. Ueberall ſchiebt er ſich mit ſeinen Anmerkungen und ſeiner Weisheit vor, überall hebt er ſeinen Stand mit lächerlicher Anmaßung in die Höhe; der Kunſt Meiſterſchaft gibt in ſeiner Anſicht die höchſte Würde; die Buchgelehrten ſtehen an Rang unter den Menſchen oben an, erſt dann kommen die Edelgeborenen, ſo wie die Greiſe vor den Reichen kommen. Wenn es irgendwo klar iſt, daß man ſucht, eine alte Zeit ſammt ihren Beſtrebungen und Richtungen mit allen erdenklichen Mitteln zu halten, ſo iſt es hier, wo man in dem Gegenſtande des Gedichtes die ganze ritterliche Herrlichkeit mit

---

neuerdings eine genauere Einſicht eröffnet. S. Oppert, der Presbyter Johannes in Sage und Geſchichte. ed. 2. Berlin 1870. Scholl, Kitai, Karakitai und der Prieſter Johannes; in Ermans Archiv für wiſſenſch. Kunde von Rußland. Bd. 23. Berlin 1864. — Bei der Schilderung des Wunderreichs dieſer Sagenfigur (Hahn 6031—6160) folgt unſer Gedicht oder ſeine franzöſiſche Quelle einem bekannten, im 12. Jh. verbreiteten apokryphen lateiniſchen Briefe des Prieſters Johannes an irgend einen Herrſcher im Abendland (bei San Marte, Leben und Dichten Wolframs v. E. 2, 459). Vgl. Bartſch in der Germ. 7, 271. — Dieſer Brief iſt auch in geſonderte deutſche Dichtungen übergegangen. S. Altdeutſche Blätter 1, 308—324. J. Grimm, Gedichte auf Friedrich I. p. 103 ff.

der ganzen prieſterlichen Herrlichkeit zuſammengerückt findet und wo dann der Dichter die ganze gelehrte Herrlichkeit in der Behandlung hinzuthut. In der That iſt dieſe Gelehrſamkeit von Bedeutung und Umfang. Die ganze Sagenmaſſe und Romanenliteratur ſteht dem Dichter zu Gebote, ſogar britiſche Sagen aus Gottfried von Monmouth, die nie im Deutſchen behandelt wurden, kennt er und fügt ſie vielleicht erſt ſeiner franzöſiſchen Quelle zu [182]). Er berührt andeutend Schwänke und Novellen, Geſchichten der Juden und Griechen und zeigt in jener Zuſammenſtellung der heiligen Könige und in andern Stellen ausgebreiteten Ueberblick über neuere Geſchichte. Genaue Kunde der Bibel und Legende, mancher lateiniſcher Dichter und des Homer iſt ihm eigen. Eine Menge Züge aus fremden Sagen des britiſchen und des antiken Kreiſes haben Eingang gefunden, die ſchwerlich in dem Originale liegen konnten. Alles was die Spruchdichter zerſtreut von Naturgeſchichte wiſſen, bringt er im Vereine, und kramt namentlich ſeine Kunde von den Bäumen, Kräutern und geheimen Kräften der Steine bei der Beſchreibung des Tempelbaues aus, wo ihm der ſalomoniſche Bau unter allgemeiner Veränderung in byzantiniſche oder gothiſche Bauart Vorbild war [183]), und auf die er eine außerordentliche Pracht und ſinnbildernde Weisheit geſpart hat. Von den Meinungen griechiſcher Philoſophen, von Pythagoras'

182) Cod. pal. 383. fol. 121. c.
Der hôhsten gar beroubet wær diu cristenheit gemeine,
niht wan drîer houbet, von Rôme Lucius und der edel reine
Anfortas und Artûs der gehiure,
den Lucius sît heime suochte, des nam er tôtlich schumpfentiure.
Swie lützel manz doch sagende ist in diutscher schrifte,
sô pflag er unverzagende, mit ellenthaftem muote er wunder stifte,
ein rœmisch keiser lac vor im erstorben,
an risen und an trachen dar an hât Artûs wâre wirde erworben.
Der diu buoch der hügede lesen wil latîne
der hâtz für kein getrügede, diu sagent wâr vil manig wirde sîne,
krônicâ ze Britani und ze Kornvâle u. ſ. w.

183) S. dagegen S. Boiſſerée, über die Beſchreibung des Tempels des H. Grals. 1834.

Sphärenmuſik, von Plato, Hippokrates, Galen, Heraclit von Sicyon, Maſer Jawaichus und Avicenna hat er wenigſtens reden gehört; ſcholaſtiſche Sophismen, alle phyſikaliſchen und geographiſchen Träumereien und aſtrologiſche Weisheit iſt ihm geläufig. Wenn dieſerlei Gelehrſamkeit und ihre häufige Anwendung dem Werke als erzählendem Gedichte ſeinen ohnehin geringen Werth ſchmälern mußte, ſo gaben ihm wohl in den Augen des Mittelalters einen großen Werth die Anklänge an ältere beſſere Dichter, die ſo häufig ſind, daß man faſt auf jedem Blatte irgend einem alten Bekannten begegnet. Kein anderer erzählender Dichter hat ſich ſo unverſchämt mit fremden Federn geſchmückt, und übrigens auch ſo gut verſtanden ſich damit zu ſchmücken. Die Gegenwart ſeines Gedächtniſſes, die lebendige Vertrautheit mit allen alten Dichtungen gibt dem Dichter ſtellenweiſe eine gewiſſe Gewandtheit im Schreiben, eine gewiſſe Sicherheit im Urtheilen, und im Ausſprechen der herrſchenden Vorſtellungen eine Klarheit, die man bei den gnomiſchen Dichtern ſo oft vergeblich ſucht. Wenn daher Wolfram und Gottfried gewiſſe Richtungen ihrer Zeit, die bei anderen Dichtern unklar vorlagen, zum Bewußtſein und zur Anſchauung brachten, ſo kann man auch von dem Titurel, wenn man ihn in der Mitte der gelehrten Gnomiker ſieht, behaupten, daß er eine Menge von dunkeln Beziehungen in den Dichtungen dieſer Zeit aufklärt und namentlich, daß er jenes feſte Anlehnen an das Alte und das Anpreiſen und Nützen des Alten deutlicher beurkundet, als die zerſtreuten Einzelheiten der gnomiſchen Dichter. Wo man ſo, wie es hier geſchieht, ſich auf alte Sitten beruft, eine alte Lebensweiſe fortpflanzt, alte Vorſtellungen erneut, frühere Vorbilder benutzt und Sprache und Manier nachahmt, da geſteht man die eigene Schwäche ein, wenn man ſich auch noch ſo vielen Anſchein der Eigenthümlichkeit und Neuheit gibt; man bekennt die Abhängigkeit und die Verſchuldung an Andere, trotz der großen Selbſtgenüglichkeit und der Art von vornehmer moraliſcher Kritik, die mit unterläuft. Wie Arioſt benutzt Albrecht jede beliebte Sage, jeden angenehmen, ſtehenden Witz,

jedes Neue und Alte von irgend einem Reize. Gleichgültig greift er jeden Gedanken, der ihm gefällt, aus jedem ältern Dichter, ohne Vorliebe für den oder jenen: mit Walther ſpricht er von dem Honig der Welt der mit Galle vergeben iſt, mit Walther von dem Verderb der Weiber durch die Schuld der Männer, mit Zweter eifert er für die Reinigung der Minne und für inneres geiſtliches Leben, und ähnlich wie er, gebraucht er jene moraliſchen Deutungen naturgeſchichtlicher Gegenſtände. Jetzt borgt er von Hartmann das Anreden der Minne, und jetzt von Anderen das Geſpräch zwiſchen Dichter und Aventiure; an Thomaſin erinnert die Klage, daß der einſt verachtete Keye heute noch ein Muſter abgeben könnte; an den Winsbeke mahnt der Ton der Inſchrift des Halsbandes; die Nibelungen klingen hier und da durch; an Nithart kommen Erinnerungen vor; ein Witz Gottfried's wird variirt, indem der Dichter denen, welche der Wappenröcke warten, überläßt, die Wappen und Deviſen der Ritter zu melden; der Dichter wiederholt ſelbſt ſeine eigenen Gedanken, wo ſie ihm einmal geglückt ſcheinen. Ueber das Ganze endlich iſt ſchon durch die Aufnahme der Wolfram'ſchen Titurelfragmente und anderer Stellen deſſen Manier gebreitet. Oft nicht ohne Geſchick iſt ſeine Sprache behauptet, ſeine Figuren gebraucht, ſeine barocken Bilder, ſeine kecken Vergleichungen, ſeine unzarten und ſonderbaren Späße [184], ſeine geſuchten Wendungen nachgeahmt, und ſeine ſpitze Kritik. Nur wenn man da nachfragt, wo die Seele und das innere Verſtändniß nacheifern mußte, da ſieht man plötzlich, daß Albrecht neben Wolfram ſo dürftig und arm ſteht, wie Konrad neben Gottfried. Die Art, wie er die herrlichen Fragmente Wolfram's verwäſſert hat, iſt hierin ſtatt aller weiteren Belege. Wo dort mit wahrhafter Genialität dem Läppiſchen und Kindiſchen entgangen und dafür die reinſte Unſchuld und

184) Der Dichter wirft ſeinem Helden Schionatulander vor, er habe doch Einen Fehler gehabt: er habe ſeine Schweſter öffentlich beſchlafen. Gott nämlich ſei ſein Vater und Gottes Tochter ſei die Tugend, die er von Jugend auf geminnet habe!!

Kindlichkeit geſetzt war, da fällt man hier recht plump ins Läppiſche zurück, verſteigt ſich dann wieder in eine lächerliche Gelehrſamkeit und verliert ſich in Weitſchweifigkeit und Leere. Ein großer Gedanke erfüllte den Dichter des Parzival, als er ſeine große Epiſode aus der Gralſage heraushob; was er liegen ließ, hob der Dichter des Titurel auf, und mit einer unendlichen, langweiligen, hohlen, nichts enthaltenden Geſchichte, die ſich um eine unerklärbar eigenſinnige Laune eines ſonſt vortrefflichen weiblichen Charakters dreht, dachte er wohl das Werk des edlen Dichters zu überflügeln, der den innerſten Geiſt des franzöſiſchen Gedichtes erfaßt und wohl wußte, daß er nichts als Schale und Rinde davon abgeworfen hatte.

Jünger als der Titurel iſt der Lohengrin[185]), der gleichfalls, ſeinen dialektiſchen Eigenheiten nach, von einem bairiſchen Dichter, vor 1290, verfaßt iſt; auch er iſt in der Einleitung oder Einkleidung wie unter Wolframs Maske eingeführt; die Erzählung iſt in den Wartburger Räthſelſtreit zwiſchen Wolfram und Klinſor, von dem ein größeres Stück das Gedicht eröffnet, wie ein Beſtandtheil deſſelben eingetragen. Klinſor ſpielt an auf die Ausſendung eines Kämpfers durch Artus bei dem Läuten einer Glocke; Wolfram wirft ihm als Unkunde vor, daß er den Kämpfer nicht zu nennen weiß noch wer die Glocke zog; und auf den Wunſch des Landgrafen, ja Klinſors ſelbſt erzählt nun Wolfram im Frauenkreiſe, wie Horand vor Hilden, die Geſchichte, wie ſie nun unſer Dichter, deſſen Werk der neueſte Her-

185) Hrsg. v. Görres 1813. Von H. Rückert, Quedl. 1858. Mone hatte das Gedicht in das 14. Jh. (1356) zurückverlegt, weil er in der Stelle V. 1957 bis 80 über die Reichsverſammlung in Frankfurt die Erwähnung Kaiſer Karls (ſtatt auf den Großen) auf Karl IV, und die Verweiſung auf „Schriften" über die Reichsſtiftung der ſieben mit den Erzämtern verbundenen Kurſtimmen auf die goldne Bulle bezog, während darin wahrſcheinlich eine erſte Berufung auf den Schwabenſpiegel zu ſehen iſt. Die obige Beſtimmung der Entſtehungszeit des Gedichtes beruht darauf, daß in den angeführten Stellen die bairiſche Kur die böhmiſche erſetzt, was den geſchichtlichen Verhältniſſen nach auf die Zeit nach 1273 und vor 1290 weiſt. Vgl. R. Schröder, Beiträge zur Kunde des deutſchen Rechts aus deutſchen Dichtern; in Haupts Zeitſchr. 13, 156—161.

ausgeber ein Moſaik aus Wolframſchen Reminiscenzen nennt, aus ſeinem Munde vorträgt. Der aus ganz verſchiedenen Stoffen willkürlich zuſammengeſchobene Inhalt der Dichtung knüpft zunächſt an den Schluß des Parzival an, wo auf den Namen Lohengrins, des Sohnes Parzivals, die brabantiſche Schwanſage in einer einfachſten Geſtalt übertragen iſt, in welcher ſie von dem Ziehen der Glocke und von der Bedrängniß der brabantiſchen Fürſtin, die in allen Geſtaltungen der Sage das Erſcheinen des Schwanritters motivirt, nichts weiß: in ſeinem Namen iſt Lothringen ein Denkmal geſetzt, wie im Parzival und Titurel dem Hauſe Anjou, der Dauphinée und Graiſivaudan. Die beſondere Quelle, aus der unſer Dichter die Sage, verſchieden von Wolfram wie von Konrad von Würzburg, erzählt, iſt nicht bekannt; der jüngſte Herausgeber des Gedichtes, das in den Oertlichkeiten nach Cöln und Cleve weiſt, vermuthete eine auf franzöſiſcher Ueberlieferung beruhende, vielleicht niederdeutſche Dichtung. Von den Anfängen ſeiner Schwanſage, der Vermählung Lohengrins mit Elſe, biegt nun aber der Dichter, ohne daß man ſeine Beweggründe errathen könnte, zur Verherrlichung des ſächſiſchen Kaiſerhauſes in eine geſchichtliche Epiſode aus, in die Erzählung der Thaten Kaiſer Heinrichs I, in deſſen Dienſt Lohengrin gegen die Ungarn (V. 2524 bis 2900) auszieht. Dieſem Theile, wo der Dichter im Weſentlichen, wenn auch nicht unmittelbar, der Repegow'ſchen Chronik folgt, hängt ſich dann V. 3503—6693, in dem umfangreichſten der verſchiedenen Beſtandtheile des Gedichtes, eine Erzählung von Sarazenenkämpfen Kaiſer Heinrichs an, eine vage Erfindung, wo der Poet jene ungeheuren Schlachtſchilderungen im Titurel glaubt nachahmen zu müſſen: dort hat denn auch Lohengrin wieder eine Rolle zu ſpielen, deſſen Name in den deutſchen Geſchichten kaum genannt worden war. Von da kehrt der Dichter V. 6694—7300 zu dem tragiſchen Ausgang der Verbindung Lohengrins und Elſe's zurück, um dann zum Schluß wieder die hagere Geſchichte der ſpäteren ſächſiſchen Kaiſer mit den gleichen Entlehnungen aus der Chronik wie in den Ungarkriegen aus-

zuerzählen. Aus der Verſchmelzung ſo verſchiedenartiger Dinge konnte nicht wohl ein gefälliges Ganze hervorgehen, und ſpräche irgend einen Leſer dies Gedicht dennoch an, ſo könnte dies nur eine Wirkung der ungemein naiven Vergnüglichkeit des Erzählers ſein, der in ächt niederländiſchem Geſchmacke alle jene verſchiedenen Dinge in Einem Gemälde zu behandeln unternimmt, jedem ſeinen Charakter laſſen möchte und jedes unvermuthet mit ſeiner ſchnurrigen Manier entſtellt. In Folge der Einleitung mit dem Räthſelkampfe zwiſchen Wolfram und Klinſor führt der Dichter ſeine ganze Erzählung in dem ſchwerfälligen ſogenannten ſchwarzen Tone des zweiten Theiles des Wartburgkrieges durch, wo man dann überall an den nun einbrechenden formalen Rohheiten in Verſen und Reimen anſtößt; ſo ſucht er auch im Anfange ſeiner eigenen Dichtung den dunkeln, ſchwebenden und hohen Ton des Wartburgkrieges zu behaupten. Es iſt aber ſichtbar, wie mühſam er ſich dazu zwingt und wie ſchnell er in einen helleren, freundlicheren Vortrag überſpringt, in dem er ſich dann nicht ungeſchickt bewegt, ſobald er den Gedanken aufgibt, mit Räthſelhaftem und Ungewöhnlichem prunken zu wollen. Leicht geht er dann über ſeine Materie hin, und viel auffallender, als das in den fränkiſchen Vaſallenſagen der Fall iſt, ſcheint er oft mit ſeinen Geſchichten ein muthwilliges Spiel zu treiben. Dies liegt vielleicht nicht in ſeiner Abſicht, obwohl die Wirkung ſeiner burlesken Darſtellungsart unausbleiblich die iſt, daß uns der ritterliche Inhalt der Sage herabgezogen und entſtellt erſcheint. Oftmals wird man daher in Ausdrücken und Wendungen an Reineke Fuchs erinnert, in der ganzen Farbe der Erzählung, in der feindſeligen, von dem Geiſte des Titurel grell abſtechenden Stimmung gegen die Geiſtlichkeit [186], in der duldſam aufgeklärten Anſicht

186) Ed. Rückert p. 143:
Welch ein Orden
bist dû werde ritterschaft! vil herter dan Franzisse
und aller grâwer orden sî,
Benedic, Dominic, und Augustin dâ bî.

über das Heidenthum und die allein ſeligmachende Kraft des Chriſtenglaubens[187]). Es iſt nur eine Ausnahme, wenn gelegentlich dem Dichter unter ſeiner heiteren Rede die Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge einfällt, und er dann von dieſem Gaukelſpiele das Gemüth wegweiſt auf die Dreieinigkeit, „die ſo geimmert iſt, daß ſie kein Ende hat;“ es klingt dies bei ſeiner ſonſtigen durchaus weltlichen Art ganz komiſch. Denn überall ſonſt hören wir einen geſunden, in ſich vergnügten, tüchtigen Meiſter, der für die Ueberſchwenglichkeiten der Ritterromane wenig Sinn hat. Bei ſeinen Feſten geht es ohne phantaſtiſchen Prunk ab; man befindet ſich nicht weiter unter Recken und Rieſen, ſondern in Geſellſchaft von Biſchöfen, Aebten, Hofmeiſtern und Schenken. Man unterhält ſich da fein bürgerlich im Tone von Vettern und Baſen; man nährt ſich ordentlich mit Speiſe und Trank; wenn man reiſt, ſo nimmt man Geld mit und läßt ſich die Sparſamkeit empfohlen ſein, was uns Züge aus Rudolf's Wilhelm von Orlens zurückruft. Am brabantiſchen Hofe ſelbſt herrſcht ein ganz traulicher Ton; man empfängt da einen Beſuch recht in der Ordnung; man denkt auf Spaß und Unterhaltung für ihn; die Fürſtin begrüßt ihn nach der erſten Nacht in dem gaſtlichen Bette, wie er geſchlafen und geruht, und ob ihn ihr Oheim nicht zu früh geweckt, denn der alte Herr erlaube ſich manchmal im Scherze ein wenig Uebermuth. So kommen auch bei der Vermählung der zwei Hauptperſonen des Gedichtes ziemlich derbe Braut- und Hochzeitſpäße vor. So geht

---

Und anderswo, als der Kaiſer vor dem Pabſte niederfällt:

— wênic, swie ein keiser vallen scholde —
danne der pâbst schol unde muoz
die krôn im reichen, ob erz halt niht wolde u. ſ. w.

187) ib. p. 159.

Nû clage ich, daz sô werder lîp (der heiden) gehellet
sol sîn, der von kindes jugent was alsô ûf gewahsen,
daz im kein ander geloub was kunt,
reht als wênc w i r werden i r gelouben grunt
bescheiden hie von einem wilden Sahsen.

beim Zweikampf alles in gerichtlichen Formen her[188]). So berath ſich die Fürſtin in politiſchen Angelegenheiten in landesmütterlicher Herablaſſung mit Adel, Städten und Landſchaft. Dies Alles ſcheint uns, trotz der bairiſchen Herkunft des Dichters, niederländiſchen Urſprungs und niederländiſcher Farbe, und wir werden bald ſehen, wie dieſe Gegenden jetzt erneute Einflüſſe auf die deutſche Dichtung ausüben und wie ſie nicht wenig dazu beitragen, die Ritterdichtung innerlich und äußerlich zu zerſtören.

Es iſt bekannt, daß in den romaniſchen Landen ſehr bald die romanhaften Züge des Ritterlebens, wie ſie die Dichtung ſchilderte, ihren Weg aus dem Reich der Ideale in das der Wirklichkeit ſuchten. Auch in Deutſchland laſſen ſich einzelne Erſcheinungen dieſer Art wahrnehmen; und beſonders griff hier der nun ſo potenzirte Stoff der Gralſage mächtig in die Einbildung der Geſchlechter dieſer phantaſtiſchen Zeit. Kaiſer Ludwig der Baier war bei ſeiner Stiftung zu Ettal von dem Gedanken geleitet, in einer entſprechenden Berggegend ein deutſches Monſalvatſch, einen Graltempel, einen Orden zu gründen, deſſen Gral ein wunderthätiges Madonnenbild war[189]). Bei dieſem Verſetzen der Poeſie in die Wirklichkeit iſt es aber bezeichnend für die Wendung der Geſchichte und Bildung, daß unter den romaniſchen Nationen dieſer poetiſche Anſtrich in das Leben der Ritterſchaft ſelbſt drang, in Deutſchland aber das aufſtrebende Bürgerthum dieſen Schmuck des Lebens aus der ritterlichen Dichtung auch an ſich nahm. So finden wir in der Zeit, in die wir die Entſtehung des Titurel ſetzen, in einer Reihe niederſächſiſcher Städte, in Magdeburg, Braunſchweig, Hannover, Hildesheim, gewiſſe bürgerliche Ritterturniere eingeführt, deren Feſtlichkeiten aus den Arturromanen ihre Bezeich-

188) Vgl. R. Schröder a. a. O., wo das Gedicht als eine lehrreiche Quelle für das Staatsrecht des Reichs und der Einzellande, wie für das Kirchenrecht in Betrachtung gezogen iſt.

189) Holland, Kaiſer Ludwig der Bayer und ſein Stift zu Ettal. München 1860.

nungen nahmen; ſie dauerten an einzelnen Orten bis ins 16. Jh. fort. Im Jahre 1266 leitete ein gelehrter Dichter, Brun von Schonebecke, den wir unten noch erwähnen, in Magdeburg dies Feſt, das bald Gral oder Roland, der Schildbaum oder die Tafelrunde heißt: höfiſche Briefe luden die Kaufleute naher und ferner Städte zum Turnier; auf dem Markte wurden Zelte aufgeſchlagen, ein „Gral„ ward bereitet (ein Baum mit den aufgehängten Schildern aller bei dem Spiele Betheiligten); der Tapferſte gewann die Frau Feye. Dies pflegte in Hildesheim eine aufgeputzte Puppe zu ſein, in Magdeburg war es damals eine lockere Dirne, die der Sieger ausſtattete, um ſie ihres wilden Lebens zu erledigen [190]). Man ſieht, wie trefflich dieſe Beluſtigung zu den halb ernſten halb carrikirten Zügen in ſolchen ritterlichen Dichtungen wie der Lohengrin paßt, in welche die Betrachtungsweiſe der bürgerlichen Welt hineinſpielt.

Der humoriſtiſche Anſtrich in ſolchen Gedichten hinderte indeſſen nicht, daß nicht noch Einzelne die ritterlichen Dichtungsſtoffe mit allem Ernſte der früheren Zeiten fortbehandelt hätten. Dieſes Schlages iſt der oberdeutſche Verfaſſer des Gedichtes von Reinfried von Braunſchweig [191]), deſſen Abfaſſung ans Ende des 13. Jhs. fällt. Der Dichter, der ſich der Ritterſchaft unkundig, der Kunſt wenig verſtändig bekennt, aber die höfiſche Weiſe noch feſtzuhalten ſucht, gehört entſchieden unter Wolfram's Verehrer. Er kennt zwar die ganze Maſſe der ritterlichen Dichtungen, den Titurel, die Artusromane, die bibliſchen, antiken, deutſchen Sagen in großem Umfange, und er ſchreibt in einem im Allgemeinen farbloſen Stile, am meiſten wohl Konrad von Würzburg im Auge, aber wo er perſönlich am deutlichſten vortrit, geſchieht es in einer Weiſe, die bald Veldeke's Naivetät, bald Wolfram's

190) Archiv des hiſt. Vereins für Niederſachſen. 1849. p. 394 ff.

191) Handſchrift in Gotha. Im ausführlichen Auszuge von K. Gödecke in dem eben angeführten Archive. Einer abweichenden, verlorenen deutſchen Dichtung von Reinfried folgt eine böhmiſche, in einer Handſchrift und einem alten Drucke erhaltene Erzählung. S. Feiſalik, Zwei böhmiſche Volksbücher zur Sage von Reinfrit von Braunſchweig. Wien 1859. Mit Nachtrag 1860.

Ironie nachzuahmen ſucht. Von lebenden Dichtern nennt er nur Jacob Apt, wohl den Schwankdichter, deſſen Name (Note 77) von uns genannt worden iſt. Der Inhalt der erzählten Sage von dem getheilten Trauring zweier Gatten und der geſtatteten Wiederheirat, wenn der ſcheidende Mann nach einer beſtimmten Zeit nicht wiedergekehrt ſei, iſt in anderen Erzählungen, die wir ſpäter noch erwähnen, an andere Namen, in der volksthümlichſten an Heinrich den Löwen, den geſchichtlichen Stamm- und Landesverwandten des ſagenhaften Reinfried, geknüpft; nirgends iſt ſie ſo breit ausgedehnt, wie in dieſem Gedichte, das, obzwar unvollſtändig überliefert, 27000 Verſe enthält. Wäre es vollſtändig, ſo würden wir eine Zuſammenſetzung vor uns haben von mannichfaltigen Beſtandtheilen; auch ſo iſt des Verſchiedenartigen ſchon faſt ſo vielerlei wie im Herzog Ernſt oder Lohengrin. Der Anfang erzählt, wie Reinfried, der ritterlich nach des Gralordens Sitte lebte, ſein Weib Yrkane erwirbt; dieſer Theil miſcht abenteuerliche und romantiſche Züge mit den wirklichen, beſtehenden, proſaiſchen Verhältniſſen des Alltaglebens, ähnlich wie wir es im Lohengrin und Wilhelm von Orlens kennen lernten. Dem kinderlos gebliebenen Sachſenkönige verheißt dann eine Traumerſcheinung einen Erben, wenn er die Meerfahrt gegen die Heiden mache; der Theil des Gedichtes, der nun die Irrfahrten Reinfrieds erzählt, treibt uns in allen Wanderabenteuern herum, die wir aus Homer und den Alexanderſagen, im Beſonderen aber aus Herzog Ernſt ſchon kennen, auf den ſich das Gedicht (V. 21064 ff.) ausdrücklich bezieht, dem es in freier Behandlung und Vertheilung alle wunderhaften Beſtandtheile abborgt. Innerhalb dieſer Wunderſagen iſt dann wieder ausführlicher, obwohl auch nicht vollſtändig, die Sage von Savilon (dem Zabulon des Wartburgkrieges) erzählt, dem Sohne einer Jüdin in Athen, der in den Sternen las, daß nach 1200 Jahren ein Kind werde geboren werden, zum Verderb des jüdiſchen Volkes, und der nun, um dies zu hindern, ein wunderbares Zauberwerk aufrichtet, das dann Virgil nach 1200 Jahren zerſtört. Die Vorliebe, mit der dieſer Theil behandelt

iſt, ſtellt den Dichter ganz in die Reihe der duldſamen Männer, die ihre Freude an jenen tief- und geheimſinnigen Weiſſagungen der Sibylle und der Mythen von Alexander und Virgil hatten, welche von der chriſtlichen zu der heidniſchen Welt eine verſöhnliche Brücke ſchlagen.

Wenn die Ritterdichtung von einigen Nachfolgern Wolfram's, wie im Reinfried, im alten Ernſte zu erhalten, oder wie im Titurel in erhöhte Würde zu rücken geſucht ward, ſo ſehen wir, daß wieder Andere, wie der Dichter des Lohengrin, ſie mit fremdartigen, proſaiſchen, humoriſtiſchen Zügen unterhöhlten, oder ſich aus der Ueberſchwenglichkeit Wolfram'ſcher Manier, wie es in dem Schluß des Lohengrin geſchah, in die Plattheit des hiſtoriſchen Gedichtes herabließen. Dies bildet einen eigenen Gegenſatz gegen die Dichtung Gottfried'ſcher Schule, die, gleichfalls gegen ihren anfänglichen Charakter, aus dem Weltlichen und Weichlichen in das Erbauliche und zur Legende überging. Indem man aber der epiſchen Dichtung durch die Zuthat von wahrhaften und geſchichtlichen Beſtandtheilen vielleicht einen neuen Werth zu geben dachte, trug man zu ihrer Entartung ein weiteres bei. So iſt in dem Alexander[192] (zwiſchen 1278—84) von Ulrich von Eſchenbach, der uns wieder nach Baiern führt, wie nicht lange vorher in dem des Rudolf von Ems, eine ſolche Annäherung an die Geſchichte geſucht, indem der Dichter hauptſächlich dem Latein des Walther von Chatillon folgt, der ſeinerſeits den Curtius zur Hauptquelle hat, deſſen Büchereintheilung noch aus Ulrichs Bearbeitung hindurchſieht. Nur allerdings iſt dieſe größere Annäherung zur Geſchichte zugleich begleitet von der größten Ausſchweifung in die albernſten Mährchen, wie in der Kaiſerchronik. Wir kehren zu der ungeſchickten Verſchmelzung der verſchiedenartigſten Dinge, zu der Erweiterung alter Stoffe zurück, wie ſie im 12. Jh. Statt hatte. Hat Walther in den Curtius vielerlei Fabeln, die vor ihm über Alexander

192) Cod. Pal. N. 333.

gangbar waren, eingeſchaltet und von ſeiner eigenen Gelehrſamkeit und poetiſchen Beleſenheit hinzugethan, ſo folgt Ulrich in ſeinem etwa 30000 Verſe ſtarken Gedichte dieſem Beiſpiele und fügt auch ſeinerſeits bei, was er hört und lieſt. [193]). Dies iſt außer einem ausdrücklichen Zeugniſſe [194]) an nichts beſſer zu zeigen, als an dem Schluſſe, wo eine höchſt läppiſche Allegorie von einer Belagerung der Stadt Tritonia (quasi triplex sapientia, von den drei Künſten der Alchymie, Aſtronomie und Nekromantie, welche die Einwohner vollkommen inne haben durch Alexander beigefügt wird, weil ſie der Dichter früher nicht ganz vernommen hatte und daher nicht einflechten konnte. Die großen Dichter der ſtaufiſchen Zeit ſuchten ihr Verdienſt im Abwerfen des Wuſtes in den poetiſchen Sagen und in der Geſtaltung des Stoffes nach einem leitenden Gedanken; es iſt kaum zu verkennen, daß dem Pfaffen Lambrecht alle die Geſchichtchen, die in dies ungeheuer angewachſene Gedicht aufgenommen ſind, bekannt waren, denn faſt auf jedes einzelne deutet irgend eine Stelle ſeines Werkes hin; aber er verachtete ſie entweder ausgeſprochener Maßen, oder er ließ ſie ſtillſchweigend fallen. Ulrichs Verhältniß zu Lambrecht iſt daher ganz wie das des Titureldichters zu Wolfram. Auch Ulrich von Eſchenbach, der ſich nach verſchiedenen Stellen ſeiner Alexandriade in Schwaben, in Salzburg am Hofe des Erzbiſchofs Friedrich II († 1284) und in Böhmen unter Wenzel II († 1305) umtrieb, ſteht in der Reihe der Dichter dieſer Zeiten, die der Manier Wolfram's folgten; in Handſchriften heißt er ſogar Wolfrat von Eſchenbach; und Seifried, ein

193) So iſt der Elfenſchwank vom Zwerg Antiloye willkürlich und ohne Bedeutung angeknüpft. S. Altdeutſche Blätter 1, 250. Haupts Zeitſchrift 5, 424.

194) Cod. Pal. N. 333, f. 147.

Ouch hât manic werder man mir süeze rede dâ zuo getân,
diu dirre âventiure gît weder helfe noch stiure.
den ich der wârheit zîe, von Walchen der edle vrîe,
der fürstlich hielt sînen hof, von Salzburc der edel bischof,
schreip mir dise rede her, der wâren zwêne ritter wer,
daz ich des nieman triuge, die sint des bêde geziuge,
und ander guote liute, die ze Prâge wesen hiute u. ſ. w.

ſpäterer Bearbeiter der Alexanderſage, hielt ſchon ſein Gedicht für ein Werk Wolfram's [195]). Ulrich bezieht ſich vielfach auf Wolfram's Werke, er bedient ſich ſeiner barocken Bilder und Witze, er affectirt ſeinen Tiefſinn und ahmt im Eingang und ſonſt den feierlichen Ton des Titurel nach; er ſchmückt ſich mit fremder und eigner Gelehrſamkeit; häufig ſpielt in dem Gedichte ſeine Perſönlichkeit mit, und was dergleichen Nachahmungen mehr ſind. Dieſe Richtung nun vertrug es ſehr gut, daß hier alle Wunderlichkeiten der Alexanderſage ſo begierig aufgenommen wurden, wie von Lambrecht verſchmäht. Hier treffen wir alſo, wie bei Rudolf, die ſchmutzige Geſchichte von der Olympias Umgang mit dem Zauberer Nectanebus. Die Sagen von des Darius Geſchenken an Alexander treten zweimal auf. Bei Gelegenheit der Eroberung von Theben iſt die Anekdote von der Verſchonung von Pindar's Haus in die Begnadigung eines lebenden Dichters Clyades umgewandelt. Alle Urgeſchichten, Niobe, Lajus, die Sieben vor Theben erſcheinen in größter Ausführlichkeit. So wird auch bei Berührung von Troja manches von den trojaniſchen Geſchichten erwähnt. Länder- und Heldennamen in ungeheurer Maſſe, gefabelte zu ächten, werden untereinander geworfen, zu den wirklichen Feldherren Alexanders deutſche und franzöſiſche Ritter, zu den Kriegsleuten des Darius ein König von Marocco, zu den altaſiatiſchen Ländern die Fabelreiche der Romantik. Die größte Verwirrung herrſcht in den Namen und die größte Miſchung in allen Verhältniſſen. Sardin wird mit Gordium zuſammengeworfen und liegt an einem Meere Ellespontificum. Alexander wird vom Ariſtoteles in der heiligen Schrift unterrichtet, er erſcheint halb als Kreuzheld, und dann wird ſeine Gottheit berührt. Hier und da iſt ein ächt antiker Zug wie verirrt ſtehen geblieben zwiſchen hundert anderen ganz verwiſchten.

---

195) Cod. Pal. N. 347. f. 45b.
Daz ich sagte von der diet, und wie vil schar iglicher hiet,
und wie sich iglich hât bereit, und ouch wie sich iglich schar leit,
als Wolfram tet von Eschenbach.

Hier und da ein ausgeführtes Bild, das der gelehrte Lateiner dem Homer abgeleſen, zwiſchen der eintönigen Erzählung, und unter den farbloſeſten Erdichtungen gelegentlich eine Epiſode, die an irgend eine bedeutende Stelle im Homer, an Hektors Abſchied, an Glaucus u. A. erinnert. Das Grab der Gattin des Darius wird von Apelles mit ſämmtlichen Geſchichten aus den hiſtoriſchen und prophetiſchen Schriften des alten Teſtaments ausgemalt. Rieſen und Zwerge, Figuren aus den fränkiſchen Romanen, ſpielen mit; und wo es vollends gegen das Ende geht, wo der Held in die Schreckniſſe der Weltenden geführt wird, iſt alles billige Maaß in dem Häufen von Gräßlichem und Ungeheuerem überſchritten. Wie elend iſt dieſer Wuſt gegen das ſinnvolle Gedicht des Lambrecht! Wie vortheilhaft nehmen ſich deſſen halbwahre Naturwunder aus neben dieſen lächerlichen Ungethümen! Wie reizend ſeine Geſchichte bei der Candace, an deren Stelle hier das vielerzählte Geſchichtchen ſteht, wie ſie den Ariſtander (ſonſt Ariſtoteles) zu Pferdedienſten bringt! Wie ſinnvoll ſeine einfache Erzählung von Alexanders Zug nach dem Paradies gegen dieſe Fahrt in der Taucherglocke nach dem Reiche der Fiſche, und im Greifenwagen ins Reich der Vögel, und gegen den beabſichtigten Zug wider Leviathan und die Hölle, wo kaum einmal etwas von dem Sinne der Alexanderſage durchleuchtet [196]), in dem ſie Lambrecht durchgehend darſtellte.

Dieſem Alexander ſtellt ſich innerhalb der Eſchenbach'ſchen Schule auch noch ein trojaniſcher Krieg zur Seite, der ganz in die Reihe der pſeudowolfram'ſchen Werke zu ſtellen iſt. Wir kennen dieſe in einer Götweiher Handſchrift des 14. Jhs. erhaltene Dichtung von faſt 30000 Verſen nicht ſelbſt und berichten daher über ſie

196) F. 133c.
Swer wider die natûre sündet,
und wider di ordnunge strebt, daz der wider got lebt,
der mac nit gedihen wol. Ein liut menschlich gern sol:
ist daz er ûz der mâze gert, er blîbet lihte ungewert
und mac verliesen mê dâ mit, volget er niht dem rehten sit.

mit den Worten der Kenner[197]). Das Werk bietet eine ähnliche Erſcheinung wie der Titurel; ein Wolfram von Eſchenbach gibt ſich als Verfaſſer an und bezeichnet ſich dabei als jung und unerfahren. Der Dichter ſpricht, wie der des Titurel mit der Aventiure, mit der Geſchichte, und beſonders mit der Frau Minne; nicht minder bezieht er ſich auf Veldeke und andere alte Meiſter. Dann aber vergißt er ſich wieder, noch mehr als der Titureldichter; und wie er einmal eben dieſen Veldeke als den Gewährsmann einer Erzählung nennt, wovon bei dieſem keine Spur iſt, ſo beruft er ſich häufig auf Eſchenbach als Zeugen der ganzen Geſchichte. Unzähligemal beruft ſich der Reimſchmied überhaupt auf Schrift und auf ein großes Buch: in der That aber iſt die Trojanergeſchichte nur benutzt, um einen Abenteuerroman voll thörichter Erfindungen daraus zu geſtalten: ſo willkürlich ſind ſelbſt Hauptzüge und Namen verändert. Kaum erſcheinen darunter einige Namen und Züge aus Eſchenbach's wie aus Gottfried's und Wirnt's Gedichten, übrigens faſt unkenntlich. Der Dichter bezieht ſich zwar auch einmal auf ſeine Ritterſchaft, wie Eſchenbach, welchen er auch durch häufige Einmiſchung perſönlicher Betrachtung, Sprüche und kleiner Allegorien nachahmt; aber wie er ſich bei der Ritterſchaft auch abenteuerlich ſeiner Lindwurmkämpfe rühmt, ſo ſind auch ſeine Berufungen auf Gewährsmann und Urkunde häufig nur ſpaßhaft. Dieſem werthloſen Machwerk eines auf gut Glück fortreimenden mitteldeutſchen Stegreifdichters, der ſeiner loſen Dichterei durch den Namen Eſchenbachs eine Empfehlung mitgeben wollte, wird vielleicht der Parzival[198]) einer Handſchrift in Donaueſchingen, welcher Wolfram's Gedicht durch eine Ueberſetzung aus

197) Von der Hagen, Minneſänger 4, 221. Dunger, die Sage vom troj. Kriege S. 70.

198) Er ward auf Koſten Ulrich's von Rapoldſtein ausgeführt von Klauß Wiße und Philipp Colin, Goldſchmied in Straßburg, denen ein Jude Samſon Pine als Dolmetſcher behülflich war, und vollendet im Jahre 1336. S. Uhland in Schreibers Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchl. 2, 259. Keller's Romvart p. 647. 652 ff. Holland, Creſtien von Troies. p. 223.

Maneſſier, dem Fortſetzer des Parzival von Chretien de Troyes, erweitert und ergänzt iſt, noch nachſtehen. Auch damit aber war noch nicht das Aeußerſte des Verfalls Wolfram'ſcher Dichtungsmanier gekommen. Wir werden unten hören, daß im 15. Jh. noch einmal vorübergehend unter dem Fürſtenſtande die Theilnahme an den untergegangenen Ritterpoeſien auftauchte, und daß man dann Alles hervorſuchte, was nur zu erreichen war, um es nach dem rohen Geſchmacke der bäuriſch gewordenen Zeit umzuſchmelzen. In dieſer Zeit (um das Ende des 15. Jhs.) entſtand (zwiſchen 1475—1508) eine cycliſche Bearbeitung poetiſcher Romane[199]) vom Gral und der Tafelrunde durch den Münchner Maler Ulrich Fütterer, der auch eine bairiſche Chronik verfaßte. Aufgemuntert von Herzog Albrecht IV von Baiern dichtete er ſeine dreizehn Abenteuer[200]) in der Strophe des Titurel, und „die längſt aus dem Leben geſchiedenen Redeweiſen, Ausdrücke und Wendungen der alten Kunſt ſich aneignend, miſcht er unter dieſe disjectorum membra poetarum die unritterlichen gemeinen Ausdrücke ſeiner Zeit oder ſeiner bürgerlichen Bildung, ſammt allen Härten ſeiner provinziellen Sprache ein. Seine Arbeiten machen deßhalb, weil wir nur ihn und ſeinen Fürſten ſehen, ohne daß wir wüßten, daß irgend ſonſt ſein Zeitalter daran Antheil genommen habe, nicht ſowohl einen widerwärtigen als rührenden Eindruck auf uns[201])."

199) Handſchriften in München und Wien. Außer dem, was in Michaeler's Iwain daraus gedruckt iſt, ſ. Hofſtätters Auszüge in den zwei Bänden ſeiner Altd. Gedichte von der Tafelrunde; und eine Stelle aus dem Lanzelot, durch Docen in dem N. lit. Anz. 1808. Nr. 4. u. 5.

200) Vom Urſprung der Helden- und Ritterordnung und vom troj. Kriege; von Merlin; Gamuret; Titurel; Parzival; Lohengrin; Floris und Wigalois; Seyfried von Ardemont (der vorletzten Strophe zufolge nach einem Werke Albrechts von Scharfenberg, des Titureldichters); Meleranz von Frankreich; Iwain (der ſeltſamerweiſe von Hartmann abweicht, ohne daß man von einer anderen Vorlage wüßte); Perſibein; Poytislier und Lanzelot.

201) Docen in den Wiener Jahrb. Bd. 15, S. 68.

3. Berührungen mit der niederländiſchen Literatur.

Reimchroniken und karolingiſche Sagen.

Unter den letztgenannten Werken macht uns Ulrichs Alexander auf den Stand der Literatur in den Niederlanden aufmerkſam, weil deſſen lateiniſche Quelle (Walther von Chatillon) ſchon vor Ulrichs Bearbeitung auch niederländiſch von Maerlant[202]) behandelt wurde (1257—60). Wir ſtoßen, wie in ſo vielen andern Puncten, auch hier auf eine Berührung der abſinkenden Ritterdichtung mit der aufſteigenden im 12. Jh., denn auch damals fanden wir eine enge Beziehung der deutſchen zur niederländiſchen Literatur. Damals begann der Eindrang der aufſtrebenden normanniſch-franzöſiſchen Dichtung in und über Niederdeutſchland, weil dieſe Grenzgebiete den Einwirkungen von England aus, der großen Schmiede der ritterlichen Dichtungsſtoffe, und von Flandern aus, der Wiege der höfiſchen Technik, am nächſten ausgeſetzt waren. Jetzt, bei dem Ausgang der ritterlichen Fremddichtung im 14. und 15. Jh., werden wir wieder in dieſe Grenzlande zurückgeführt, und diesmal zwar in mancherlei verſchiedenartigen Berührungen mit der Dichtung in niederländiſcher Volksſprache[203]), die in jener früheren Epoche nur erſt im Entſtehen war. In den adligen Kreiſen der Niederlande, erinnern wir uns, unterrichtete man die Kinder im Franzöſiſchen; in dieſer Geſellſchaft las man daher die karolingiſchen Chanſons und die bretoniſchen Lais in der franzöſiſchen Dichterſprache, die ſich zu Ende des 12. Jhs. raſch aus voller Knospe zu glänzender Blüte entfaltet hatte, als das

202) Alexanders Geesten. Brüſſel 1862.

203) Zu unſerm kurzen Streifzuge in die mittelniederländiſche Literatur vgl. Mone, Ueberſicht der niederländ. Volksliteratur. Tüb. 1838. Hoffmann, Ueberſicht der mittelniederl. Dichtungen in den Horae belgicae I. ed. 2. Hannover 1857. Jonckbloet, Geschiedenis der middennederlandsche dichtkunst, 1—3. Amst. 1854, und Geſchichte der niederl. Literatur, überſ. v. W. Berg; mit einem Vorwort von E. Martin. Leipzig 1870.

„Dietſche", deſſen Gebrauch in bürgerlichen Urkunden vor der Mitte des 13. Jhs. nicht nachgewieſen iſt, erſt anfing zu der Schriftſprache zu werden, zu der ſich hier in dem abgelegenen eigenartigen Lande die platte Mundart im Laufe des 13. Jhs. zu ſelbſtändiger Eigenheit ausbildete. Was in älteren Zeiten von deutſcher Sage im Volke und in der Volksſprache hier gewiß nicht anders, als im inneren Deutſchland und unter Angelſachſen und Nordländern, im Umlauf geweſen ſein mag, war in dieſen Landen wohl ſchon ſeit der Herrſchaft der Karolinger bedrängt und verdrängt, und ſpäter ſeitdem die Bevölkerung, von dem erſten Beginne der Kreuzzüge an, mit Macht auf die Intereſſen der Gegenwart, auf Gewerbe Handel und Schifffahrt gewieſen wurde, völlig verſchollen. Nach gelegentlichen Anführungen niederländiſcher Dichter des 13. Jhs. waren von der Gothenſage kaum noch dunkle Erinnerungen übrig; wenn Jonckbloet Recht hätte, die Kudrunſage auf dem Boden von Seeland und Flandern heimiſch zu finden, ſo wäre es nur um ſo auffallender, daß man ſich eine ſo merkwürdige Landesſage ganz nach Oberdeutſchland hätte entführen laſſen. Die Nibelungen haben die Niederlande wie ein ganz fremdes Gut aus Deutſchland empfangen: es ſind Bruchſtücke einer Ueberſetzung aus dem Anfange des 13. Jhs. erhalten[204]), worin in einer noch wenig gefeilten Sprache der gemeine oberdeutſche Text nicht blos mundartlich umgeſchrieben, ſondern in der Art zu übertragen verſucht iſt, daß Reim und Rede dem niederländiſchen Sprachgeiſte anbequemt werden. Das dürftige Fragment einer niederländiſchen Dichtung von dem Bären Wiſelauwe[205]), eines Jongleurſtücks wohl noch aus dem 12. Jh., erzählt, wie König Karl das Rieſenvolk Esprians durch die Kraftſtücke des von einem Gernot gebändigten Bären einſchrecken läßt. Asprian iſt eine vielgenannte Geſtalt der deutſchen Rieſenſagen; in den niederdeutſchen Quellen der Thidrekſaga befreit Wildifer, zum

204) Ein Bruchſtück in Mone's Anzeiger 4, 191 ff.; ein zweites in Serrure's Muſeum I. Gent. 1855. und in Germ. 1, 215.

205) In Serrure's Muſeum II. Gent 1858. p. 265.

Tanzbären (Namens Vizleo) verſtellt mit ſeinem Führer Iſung den bei Oſantrir gefangenen Wittich. Geſtalten oder Namen der deutſchen Volksdichtung ſind hier alſo in Verbindung gebracht mit dem Helden der fränkiſchen Sage, die in dieſen Landen, wo man Karl als einen Landsmann anſah, natürlich bevorzugt und wie nur in Frankreich ſelber volksthümlich, weit mehr als in Deutſchland, verbreitet war. Gleichwohl gibt es auch von karolingiſchen Mähren keine dietſchen Originaldichtungen, ſondern nur Ueberſetzungen franzöſiſcher Chanſons, die dem Volke in ſeiner Sprache zugänglich gemacht werden ſollten. In dem Maaße, wie ſich die gewerbliche Betriebſamkeit und der bürgerliche Geiſt in Belgien emporhob, reiche Stadtgemeinden entſtanden mit Freiheiten, die bald eine faſt republikaniſche Unabhängigkeit bedeuteten, drang mit den geſteigerten Genüſſen des äußeren Lebens bald auch der geiſtige Luxus in die bürgerlichen Kreiſe, und es fanden ſich die Wanderpoeten, die dieſen Klaſſen jene Dichtungen, die Freude der vornehmen Welt, in ihrer Sprache zuführten. Der Dichtung ſchlug dieſe Entlehnung aus fremden Quellen durch Ueberſetzerdichter, die nur der Unterhaltung einer Geſellſchaft dienen wollten, für welche in den Ritterepen nur das äußerlichſte des Stoffes ein Intereſſe haben konnte, nicht zum Vortheil aus. In Deutſchland, wo alle höfiſche Epik zwar auch nur mit Fremddichtung beſchäftigt war, fanden ſich große Poeten, die eine ideale Vorſtellung vom ritterlichen Leben faßten und, zu den Beſten des Standes hingekehrt, aus den fremden Schöpfungen die edelſten auswählten und ſie mit eignen Ideen durchdringend ſich in Wahrheit anzueignen wußten; das haben die Niederländer nur in dem Einen Renaert gethan, der aber gerade in einem ſatiriſchen Gegenſatze zu aller Ritterdichtung liegt; und ſie ſind uns in dieſem Einen Zweige der Thierdichtung Muſter und Wegweiſer geworden, während innerhalb der ritterlichen Epik das deutſche Beiſpiel nicht auf die Niederlande überwirkte, wo man in einem ſchlagenden Gegenſatze von wahllos ergriffenen Originalen nur ſclaviſch treue Ueberſetzungen machte. Von der Mehrzahl dieſer dietſchen Ueber,

ſetzungen ſind nur Bruchſtücke erhalten, weil in dieſem realiſtiſchen Bürgervolke ſeit der Mitte des 13. Jhs. eine nüchterne Lehrdichtung das falſche Lügenweſen der geſammten Ritterdichtung in Verruf erklärte, die hier ſogar noch ſpät im 17. Jh. von der geiſtlichen Cenſur verpönt wurde.

Unter die Erſtlinge der Uebertragungen karolingiſcher Sagen gehören wie bei uns die der älteſten und ächteſten Chanſons von Roelant und Willem von Oranje. Die (von Vormans herausgegebenen) Rolandfragmente, die zum Theil dem Texte Theroulde folgen, ſetzt man in den Anfang des 13. Jhs.; ſie reden noch in dem trocknen Tone auch unſerer älteſten, treuer an die Originale angeſchloſſenen Nachbildungen. Gleichzeitig ſind die geringen (von Willems im belgiſchen Muſeum edirten) Bruchſtücke der holländiſchen Ueberſetzung des Willem, deren Verfaſſer ſich in Maerlants Geſchichtsſpiegel genannt findet: Clays van Haarlem, Frau Brechten Sohn, ein mehrfach, zuerſt in einer Urkunde von 1190 bezeugter Hofbeamter Graf Wilhelms I von Holland. Für eine originale niederländiſche Dichtung (aus der erſten Hälfte des 13. Jhs.) galt lange Caerl ende Elegaſt (ed. Jonckbloet Amſt. 1859.) die in zwei Bearbeitungen erhalten iſt[206]; auch ihr aber liegt eine franzöſiſche Unterlage zu Grunde, in der die Scene in den Ardennen lag, die in der niederländiſchen Dichtung im Rheingau (Ingelheim) localiſirt iſt; der Dieb, mit dem auf das providentielle Geheiß eines Engels Karl, zu ſeiner Rettung vor einem Complotte ſeines Schwagers Eckerich, ſtehlen geht, heißt in der franzöſiſchen Ueberlieferung Baſin, in dem niederländiſchen Gedichte aber Albegaſt; in ihm ſuchen unſere Mythologen einen diebiſchen Geiſt Elbegaſt, Elberichs Bruder, was den eigentlichen Sinn der ächt karo-

206) Die ältere niederrheiniſch umgeſchriebene im Karlmeinet, im Stoffe wenig verſchieden von dem andern Texte in Hoffmanns Horae belgicae IV. Eine abweichende Darſtellung der Sage findet ſich in einer mitteldeutſchen Dichtung einer Zeitzer Handſchrift von 1455, der Ueberarbeitung eines viel älteren Textes. Auszug und Probe mitgetheilt von F. Bech in der Germ. 9, 320.

lingiſchen Sage zerſtört, in welcher der unrechtmäßig verbannte Vaſall Karls treuer Retter von ſeiner treuloſen Umgebung iſt. Wir haben ſchon früher (1, 371) erwähnt, daß auch die rohe Erzählung von der Verfolgung des jungen Karl (Karl Meinet), die erſte Branche die dem ganzen Sammelwerk unſeres Karlmeinet, auf das wir zurückkommen, den Titel gab, eine ältere niederländiſche oder in einem Grenzdialekt verfaßte, aus franzöſiſcher Quelle ſtammende Dichtung iſt, die von dem deutſchen Herausgeber in das 12. Jh. geſetzt, von franzöſiſchen und niederländiſchen Kritikern in das 13. Jh. zurückgeſchoben wird. Und auch die zweite Branche des Karlmeinet, die ungleich poetiſchere niederdeutſche Dichtung von der angeblichen Untreue von Karls Gattin Galiene (nach ihrer Taufe Sibille genannt), möchte Jonckbloet für die Abſchrift eines niederländiſchen Gedichtes halten. In einer veränderten Geſtalt iſt dieſe Sage in einem niederländiſchen Volksbuche von der Königin Sibille enthalten, das auf einer verlorenen Ueberſetzung einer franzöſiſchen Geſte ruht, in der aber ſchon der bekannte Hund des Aubri die Rolle eines gottesgerichtlichen Kämpfers ſpielt, wovon das niederdeutſche Gedicht nichts weiß [207]). Noch gehört in die gute ältere Zeit der erſten Hälfte des 13. Jh. das Fragment eines niederländiſchen Ghidekeen [208]), die Ueberſetzung einer verlorenen franzöſiſchen Dichtung von Karls Sachſenkriegen, die der Zeit nach dem erhaltenen Guiteclin von Jean Bodel aus Arras (aus dem 13. Jh.) noch voraus lag.

Wir begnügen uns, eben ſo flüchtig wie dieſe karolingiſchen Mähren, auch die höfiſchen Dichtungen britiſcher, antiker oder mehr weltbürgerlicher Sage zu erwähnen, die nach erhaltenen Urkunden

207) Vgl. F. Wolf, über die beiden wiedergefundenen niederl. Volksbücher von der Königin Sibille und von Huon von Bordeaux. Wien 1857. Ueber das Verhältniß des erſteren dieſer Volksbücher zu dem franzöſiſchen Macaire in Decaſyllaben (ed. Guessard. 1866) und einer anderen franzöſiſchen Dichtung von der Königin Sibille, vgl. die Einleitung von Gueſſard l. l., bei dem auch die Fragmente der letzteren in Alexandrinern geſchriebenen Dichtung abgedruckt ſind.

208) Ed. Bormans in den Bulletins de la commission d'hist. de Belgique. Série I. 14, 253.

oder Anführungen bis um die Mitte des 13. Jhs. ins niederländiſche überſetzt waren. Maerlant, der ſelbſt den Roman von Troja und den Alexander bearbeitete, weiß von den Büchern von Artur, von Merlin und dem Gral und nennt die Lancelot, Parzival, Walwein, Amadis, Parthenopeus, Erac als die Helden von Dichtungen, die ſeinen dietſchen Leſern ohne Zweifel in dietſcher Sprache bekannt waren. Aus dieſen Dichtungszweigen iſt wenigeres, als aus den karolingiſchen, das wenige aber vollſtändiger erhalten. So der Floris und Blanceflore von Dietrich von Aſſenede (vgl. 1, 638. Note 587), einem ſeit 1262 urkundlich bezeugten Klerk der vlämiſchen Gräfin Margarethe in Aſſenede; ihm überlegen an franzöſiſcher Sprachkenntniß und dichteriſcher Begabung war der unbekannte Ueberſetzer des Parthenopeus von Denis Piramus, von dem nur Fragmente in verſchiedenen Handſchriften bewahrt ſind. Aus den Helden der Artusromane muß, neben Lanzelot und Parzival von welchen man ſcheints nur Proſaerzählungen kannte, Walwein der Hauptliebling geweſen ſein; von ihm handlen zwei werthloſe Gedichte, die in einer Haager Handſchrift des proſaiſchen Lancelot eingeſchaltet ſind[209]; von ihm vor Allem eine an Sprach- und Verskunſt wie an prunkender Beſchreibungsgabe vorragende, dem Inhalte nach höchſt krauſe und mährchenhafte Dichtung, deren Ueberſetzung aus einem unbekannten franzöſiſchen Originale von einem Penninc begonnen, von Pieter Voſtaert vollendet ward[210]. Der niederländiſche Ferguut, eine Uebertragung der Abenteuer des Fregus von dem Normannen Guillaume le Clerc, dem Verfaſſer verſchiedener Lehrgedichte[211], iſt eine

209) S. Jonckbloet, Geſchichte der niederl. Lit. 1, 164.

210) Ausgabe von Jonckbloet. 1—2. 1848. Auszug von Holtzmann in der Germ. 1, 495. Man vermuthete früher die franzöſiſche Quelle in dem Gauvain von Raoul (ed. C. Hippeau. 1862). Dies iſt aber ein ganz verſchiedenes Gedicht; wie denn in mehr als Einem Arturromane die beiden Helden Walban und Gawan neben einander erſcheinen.

211) Sein bestiaire iſt von C. Hippeau (Caen 1852), ſein (ſchon oben S. 85 erwähnter) besant de Dieu von E. Martin (Halle 1869) herausgegeben.

Mähre von einfachem Plane und wohl die freie eigene Erfindung des franzöſiſchen Dichters, Chrétien'ſcher Schule; ſie ſteht der Zeit nach in erſter Reihe unter einer Klaſſe neuer Variationen des Ritterromans, in welchen niedrig geborene Helden auftreten, die ſich durch Tüchtigkeit dem ritterlichen Orden ebenbürtig machen; in den Dichtungen karolingiſcher Sage gewöhnlich neben den Ritterhelden, hier, wo ein Bauernſohn zum Tafelrunder und Königseidam emporkommt, innerhalb des Ritterkreiſes ſelbſt[212]. Noch pikanter für den niederländiſchen Geſchmack war der Roman von Moriaan, deſſen Hauptheld gleichfalls Walwein iſt; in ihm findet Jonckbloet, „eine unleugbare, vielleicht nur halbbewußte Reaction" gegen die mechaniſchen Abenteuer der Ritterromane, eine Verwahrung gegen ihre Sünden wider den geſunden Menſchenverſtand niedergelegt. In dieſer Gegenkehr des nüchternen Verſtandes der bürgerlichen Klaſſen dieſes praktiſchen Volkes gegen die vielfache Unnatur in den Ritterromanen würde ſich dieſe Dichtung dem „geiſtreicheren Proteſte" in dem Renaert genau anreihen, und ebenſo der noch volksthümlicheren, maſſigeren und erfolgreicheren Oppoſition, die um die Mitte des 13. Jhs. hier in den Niederlanden von der lehrhaften und geſchichtlichen Poeſie ausging.

Trotz all dieſer rührigen Regſamkeit der niederländiſchen Ueberſetzungskunſt muß doch in den höheren Geſellſchaftskreiſen dieſer Lande die franzöſiſche Poeſie bis zu den Zeiten Heinrichs III von Brabant in der Vorhand geblieben ſein, der ſelbſt noch franzöſiſche Lieder dichtete, und an deſſen Hofe Adenes als roi d'armes lebte, der die Romane von Berthe aux grands pieds, Cleomades, Beuves de Comarchis und Ogier zwiſchen den 60er und 90er Jahren des 13. Jhs. verfaßte. Adenes' Beziehung zu ſeines Herzogs Tochter, Maria von Frankreich, die ihm am Cleomades geholfen haben ſoll, bezeichnet aber alsdann gleichſam eine Rückwanderung der wäliſchen Poeſie nach

212. Ferguut, ed. L. G. Visscher. Utrecht 1838. Auch der franzöſ. Fregus iſt für den Club von Abbotsford (Edinb. 1841) gedruckt worden.

Frankreich; Mariens Bruder, der berühmte Herzog Johann I von Brabant, deſſen Lieder zum Theil nothdürftig verhochdeutſcht in unſeren Minneſängercoder eingingen, dichtete in der Volksſprache, und zu ſeiner Zeit gab es ſchon unter den kleinen Fürſten und Herren dieſer Lande nicht wenige Gönner und Förderer der Vulgardichtung, die jetzt bereits von den ritterlichen Romanen ab-, und auf ganz andere Intereſſen und Stoffe gefallen waren. Der Mann, der dieſen Umſchlag allein bewirkte, war Jacob von Maerlant, nach einem zeitweiligen holländiſchen Aufenthaltsorte ſo genannt, von Geburt ein Flanderer, wahrſcheinlich in Damme geboren wo er um 1291 ſtarb und begraben iſt, ein Laiengelehrter (Klerk) von dem umfangreichſten Wiſſen, von einem faſt gleichzeitigen Dichter die vader der dietschen dichteren algader genannt. Er veränderte den ganzen Charakter der niederländiſchen Poeſie von Grund aus, indem er zugleich aus dem Standpunct des gelehrten Polyhiſtors und des Vorfechters der bürgerlichen Emancipation, mit dem vollen Bewußtſein der Bedeutung der neu eingeſchlagenen Richtung, die Ritterdichtung Preis gebend das Gebiet der Lehrdichtung in ſeiner ganzen Breite und Weite beſchritt. In ſeiner Jugend hatte er ſelbſt (kurz nach 1250) das Lied van Troyen einſchließlich der Aeneïde aus Benoit, und nachher, wie wir angaben, den Alexander von Walther von Chatillon überſetzt. Dann aber wandte er ſich (in einer Kritik freilich, die an die Launenhaftigkeit unſerer alten Kaiſerchronik erinnern kann und vor dem Aber- und Wunderglauben, wo er von einer kirchlichen oder gelehrten Autorität gedeckt iſt, nicht Stich hält, von dieſen Lügenmähren und leichtfertigen Minnedichtungen grundſätzlich ab. Die Wendung ließ ſich ſchon in dieſen romantiſchen Werken ſelber ahnen: in dem Trojanerkriege verräth ſich ſchon ſeine kritiſche Sucht nach Wahrheit in den Verbeſſerungen, die er in die Erzählung aus klaſſiſchen Schriftſtellern eintrug; im Alexander iſt ſchon die Wahl der Quelle bezeichnend, da Walthers Alexander bereits den Geiſt angab, den Maerlant fortſetzen ſollte, und den Schulen ausdrücklich zu dem Zwecke empfohlen wurde,

den karolingiſchen Fabeln entgegen zu wirken. Maerlants Ruhm ward aber ganz auf dem neuen Gebiete geerndtet, dem er ſich nach dem Abſchiede von der Ritterdichtung zuwandte. Die außerordentliche Geltung, die er bei ſeinen Zeitgenoſſen wie in der Schätzung der niederländiſchen Geſchichtſchreiber gefunden, wird ſich erklären und rechtfertigen, wenn wir ſagen, daß er die getrennten Wirkſamkeiten unſerer politiſchen Rüge- und Spruchdichter, unſerer ſyſtematiſchen Lehrdichter wie Thomaſin, unſerer früheren öſterreichiſchen Bibeldichter von myſtiſch-allegoriſchen Hängen, unſerer nachmaligen wundergläubigen Marienverehrer und Legendendichter alle in ſeiner Einen Perſon verbindet und daß er in deren Reihe unter den erſten Vorverkündern der politiſchen, ſocialen und religiöſen Ideen der Reformation ſteht. Dabei iſt dann ſchon abgeſehen von ſeiner erſten Thätigkeit in den antiken Geſchichtsſagen, iſt noch abgeſehen von ſeiner letzten Thätigkeit auf dem Felde der Geſchichtsdichtung, das wir zwar in Deutſchland ſchon etwas früher betreten hatten, das er aber durch ſeinen Anbau in dieſen Landen zu einer merkwürdigen Ertragfähigkeit brachte. Sind die Zeitbeſtimmungen der niederländiſchen Kritiker richtig, ſo war Maerlants lehrhafte Richtung, für die er in einem dietſchen Cato und in einer Ueberſetzung lateiniſcher Fabeln, dem Eſopet von Neidekijn und Calfſtaf ſchon Vorgänger hatte, bereits vor ſeinen romantiſchen Dichtungen, die ſelbſt mit reichlichen didaktiſchen Excurſen ausgeſtattet ſind, entſchieden geweſen. Den erſten ſeiner ſtrophiſchen Dialoge, die man nach den Anfangsworten Wapene Martijn[213]) nennt, der ſeine ſonſtige platte und ſchleppende Versproſa bei weitem an techniſcher Kunſt wie an Rede- und Gedankenfluß übertrifft und daher viel bewundert und oft nachgeahmt wurde, ſetzt der neueſte Herausgeber in des Dichters Jugend um 1248; und darin erſcheint er ſchon ganz als der demokratiſche Redner für die Gleichberechtigung aller Menſchen, als der bürgerliche Gegner aller misbräuchlichen Standes-

213) Ed. E. Verwijs. Deventer 1857.

überhebung, der dem ariſtokratiſchen Programme, das er bei Alanus ab insulis auf die kürzeſte Formel (nobilitas fortunae filia) gebracht fand, gradaus widerſpricht, da der wahre, nicht wie der Vermögensadel zerbrechliche Adel, ein Saft, der niederen Herzen nicht eingehe, von Gott gegeben ſei; die Strophen, wo der Poet auf den damals noch ganz neuen Sachſenſpiegel Bezug nehmend alle Menſchen von Natur frei und gleich nennt und die Entſtehung der Leibeigenſchaft auf Zwang und ungerechte Gewalt ſchiebt, ſtehen wie ein literariſches Denkmal der Erſcheinung zur Seite, daß in jenen Landen die Hörigkeit der Landbauer frühe und in gütlicher Verſtändigung in Zinspflichtigkeit umgewandelt ward. Dieſer Haltung gegen den Adel verwandt ſind dann in ſeinen mehr wiſſenſchaftlichen Lehrgedichten [214]) die ſittenrichterlichen Ausfälle gegen die Habgier, die Hoffart und Entartung der Geiſtlichkeit, die ihm Anfechtung und Verfolgung zuzogen, ſo daß eine ganze Reihe von geiſtlichen Dichtungen, die nun aus ſeiner Feder floſſen [215]) als gutgläubige Rechtfertigungsſchriften angeſehen werden. Dasjenige unter Maerlants Werken aber, das uns hier zunächſt feſſelt, iſt ſein spiegel historiaal nach Vincenz von Beauvais, den er um 1284 begann und über dem ihn der Tod ereilte. Von den vier Theilen des Werkes ſind nur der erſte und dritte, zuſammen über 73000 Verſe, und 18000 Verſe vom vierten von ihm ſelbſt; der zweite Theil wurde von Philipp Utenbroeke aus Damme (1291—1315) ergänzt, der aber über der Fortſetzung des vierten Theiles gleichfalls wegſtarb, den dann der Paſtor Lodewijk van

214) Der Naturen bloeme um 1260 aus Thomas von Cantimpré's Buch de rerum natura überſetzt: die Heimelijkheid der Heimelijkheiden, eine ſtaatswiſſenſchaftliche Fürſtenlehre um 1260; die Rijmbibel (ed. D. Löven. 1858—61.), die gereimte Geſchichte des alten und neuen Teſtaments, hauptſ. nach der hist. scholast. von Petrus Comeſtor, vollendet Anfang 1271.

215) Eine Sammlung von Marienmirakeln; die Legenden der h. Clara und des h. Franciscus; ein ſtrophiſches Gedicht über die Dreifaltigkeit, gewöhnlich der dritte Martin genannt u. A.

Velthem vollendete und bis 1316 fortſetzte[216]). Das lateiniſche Original wurde von Maerlant um mehr als die Hälfte verkürzt, indem er wegließ, was er ſelbſt ſchon in ſeiner Reimbibel behandelt hatte und was dem geiſtlich-theologiſchen Intereſſe des Autors zu nahe anhing; in der neueren Geſchichte aber bewegte er ſich in vielen, von den Herausgebern nachgewieſenen Zuthaten aus der Geſchichte der niederländiſchen Provinzen in ganzer Selbſtändigkeit und verwandelte das gelehrte Buch des Dominicaners in ein Volksbuch, in einem ganz gemeinnützigen, zeit- und volkdienenden Geiſte.

Sofort ſchloß ſich eine Reihe von geſchichtlichen Reimchroniken an den Geſchichtsſpiegel an, die zum Theil von entſchiedenem hiſtoriſchen Werthe und mit Urkunden belegbar ſind. Dadurch unterſcheiden ſie ſich ſehr ſcharf ſowohl von den halb heiligen halb ſagenhaften Chroniken, die wir in Deutſchland unter den Händen der Rudolf und Enenkel entſtehen ſahen, wie von den ſchon früher im 12. und 13. Jh. verfaßten franzöſiſchen, z. Th. von dieſen belgiſchen Landen ausgegangenen Chroniken, wie die vor 1242 geſchriebene des Biſchofs von Tournay, Philipp Mouskes[217]), die noch Geſchichte und Sagen kritiklos verbinden. In die Zeit von Maerlants erſter Beſchäftigung mit ſeinem Geſchichtsbuche fiel die berühmte Schlacht von Woeringen, der Stolz jener Zeit und jener Lande, durch die Herzog Johann I von Brabant ſich Limburg gewann; ſie begeiſterte den Brabanter Jan van Heelu, den Herzog, ſeine Jugendgeſchichte und den slag van Woerone, deſſen Augenzeuge er geweſen, in einem ſchwungvolleren hiſtoriſchen Gedichte (1291—94) in der Volksſprache (ed. Willems 1836) zu beſingen, das nachher in die Fortſetzungen von Maerlants Geſchichtsſpiegel überging. Demſelben Dichter glaubt Jonckbloet auch den oorlog van Grimbergen zuſchreiben zu dürfen, der den

216) Alles iſt vereint in der Ausgabe von de Vries und E. Verwijs (Leyden 1864.); nur der lang verloren geglaubte zweite Theil iſt erſt 1869 durch Karajan in Wien wiedergefunden worden.

217) Ausg. v. Reiffenberg. 1836.

Krieg der Herren von Grimbergen gegen Gottfried III von Brabant (1142—59) behandelt, in dem gleichen hier zwar minder gelungenen Beſtreben nach hiſtoriſcher Genauigkeit. In Holland, das bis dahin geringen Antheil an dem poetiſchen Schriftthum dieſer Lande genommen, erzählte Melis Stocke in eintöniger Weitſchweifigkeit die Geſchichte der Grafſchaft von ihrer Entſtehung bis auf 1305 (ed. Huydecoper 1772); Maerlants Vaterland Flandern folgte mit einer vlämiſchen Reimchronik nach, die die Jahre 792—1404 umfaßt[218]; die Hauptſchule der Geſchichtdichtung aber blieb Brabant, der Hauptſchüler Maerlants war Jan von Boendale, in Tervueren geboren (um 1280), von ſeinem Amte als Schreiber am Antwerpner Schöppenſtuhle gewöhnlich Jan de Clerk genannt († nach Bormans 1351, nach Anderen 1365). Er ſteht als Maerlants Fortſetzer auf der Höhe der niederländiſchen Lehrdichtung, weniger durch ſeine brabantsche yeesten (ed. Willems u. Bormans. Brux. 1839—69. 1—3.), die die Geſchichte der Herzoge von Brabant bis auf 1350 führen und im 15. Jh. bis 1440 fortgeſetzt wurden, als durch ſeinen engen Anſchluß an Maerlants praktiſche Sittenlehre. Wie in aller poetiſchen Didaktik, ſo iſt auch in ſeinen wie in Maerlants Werken mehr der Sinn als die Form, weniger für die Dichtungs- als für die Culturgeſchichte von Intereſſe; für dieſe aber ſind ſeine Dichtungen[219] unſchätzbar. Von den communiſtiſchen Anwandlungen in Maerlants Martin an durch die demokratiſchen Ergüſſe in Boendale's Jan, wo er ſich in freiſinniger Schätzung der bürgerlichen Volksklaſſen Maerlant gleichſtellt, in religiöſer Freigeiſtigkeit aber ihn weit überbietet, dann bis zu dem unter dem Erfahrungen des öffentlichen Lebens ernüchterten

218) In Kauslers Denkmälern altniederl. Sprache u. Lit. Bd. I. Leipz. 1840.

219) Auf Jans Testije, einen Dialog zwiſchen Johann und Walther (1315—25) folgte um 1326—30 ſein Hauptwerk der Leekenspiegel (ed. de Vries. Leyden 1846—48.) und zuletzt 1345 die dietsche doctrinale, ed. Jonckbloet. Haag 1842. Ein vollſtändiges Verzeichniß aller ſeiner Werke gibt Bormans im dritten Theil der brabantſchen Geſten p. CXXX ff.

Conſervatismus ſeiner letzten Werke, den theologiſch-moraliſtiſchen für das Volksverſtändniß berechneten Lehren in ſeinem Laienſpiegel und dem Preiſe der wiſſenſchaftlichen Kenntniß und Geiſtesbildung im Doctrinal, durchlebt man literariſch die ſchwankenden Bewegungen der Geſchichte des Jahrhunderts mit durch, in dem ſich die ſtädtiſche Ariſtokratie im Schooße der Gemeinden emporbildete.

Die auffallende Begünſtigung und Bevorzugung der Richtung auf die zeitgenöſſiſche Geſchichtſchreibung in der Volksſprache erklärt ſich in dieſen Gegenden aus dem ganzen Charakter jener bürgerlichen Bevölkerungen, die in eben dieſen Zeiten in ihrer großartigen ſtädtiſchen Entwickelung eigene Geſchichte zu machen begannen; die ungeſchickte Anwendung der dichteriſchen Form, die hier vor dem Stoffe zu einem reinen Mechanismus werden mußte, erklärt ſich durch den Mangel eigentlichen poetiſchen Sinnes in dem ganzen deutſchen Norden, wo wir, je weiter ſpäter die Dichtung dahin vordringt, deſto entſchiedener vortretend immer die Befähigung für eigentliche Verſtandeserzeugniſſe und ernſte Wiſſenſchaft entdecken werden. Nichts hat daher auch in dem eigentlich deutſchen Norden aus unſerer Dichtung früher Boden gefaßt, als, wenn wir von der chriſtlich religiöſen Dichtung abſehen wollen, die hiſtoriſche Reimchronik. Wir haben ſie ſchon früher in niederdeutſcher Mundart im 13. Jh. als wir ſie ſelbſt in den Niederlanden nachweiſen können und es liegt nahe, anzunehmen, daß von unſern platten Reimchroniken den belgiſchen Landen ſogar die erſte Anregung zu dieſer Gattung gegeben wurde, die der ſpätern Regſamkeit nach zu urtheilen dort zu Hauſe ſcheinen ſollte. Wir haben eine (aus einem verlorenen lateiniſchen Originale überſetzte) Gandersheimer Chronik von dem Pfaffen Eberhard[220]) ſchon aus der erſten Hälfte des 13. Jhs. (1216) in langen Verſen geſchrieben; und eine Chronik der Fürſten von Braunſchweig[221]), wie ſie bei

220) In Leibnitz scriptt. brunsv. 3, 149.

221) Ebd. und in der Ausg. von Scheller: De Kronica fan Sassen. Brunswyk. 1826.

Leibnitz heißt (bis auf Albert I † 1279), die auf der älteſten Proſachronik in deutſcher Sprache beruht, der um 1230 abgefaßten ſächſiſchen Weltchronik, der romeschen kronek, wie ſie in dem Reimwerke heißt, die in ihrer verſificirten Vorrede Eike van Repgow — doch wohl ſicherlich als den Verfaſſer — nennt, der auch kein anderer als der Autor des Sachſenſpiegels ſein wird[222]). Beide jene Reimchroniken ſind in niederdeutſcher Mundart, und aus dem Geſichtspuncte geſchrieben, dem wir nun ſo oft begegnen, Heil für die Seele damit zu erlangen. Dieſer Geſichtspunct brachte dann freilich dem dichteriſchen Beſtreben nicht viel Segen; nur die tüchtige Geſinnung iſt in beiden anzuerkennen. Vortrefflicher für eigentliche Geſchichte iſt die Reimchronik von Cöln von Meiſter Gottfried Hagen[223]), welche die Zeiten zwiſchen 1250—70 beſonders behandelt, wo dort die erſten Regungen der Stadt und Bürgerſchaft zum Schutze ihrer Freiheit gegen die Biſchöfe ſtatt hatten. Wenn dieſe Chronik nur irgend verbreitet war, ſo lag ſie einem van Heelu ſo nahe, daß ſie allein für ihn eine Aufforderung ſein konnte, mit Cöln dichteriſch wetteifernd ſeine Wöringer Schlacht in Volksſprache zu beſingen. Und daß die deutſche Dichtung überhaupt auf die niederländiſche Vulgarpoeſie vielfach hinübergewirkt hat, iſt aus den vlämiſchen Ueberſetzungen franzöſiſcher Dichterwerke des 13. Jhs. wohl erſichtlich, in denen Manier und Stil der hochdeutſchen Dichter in ſolcher Verwandtſchaft vorherrſcht, daß man ſie kaum aus den gemeinſamen Geſetzen der Sprachzweige erklären kann; weshalb denn auch ſpätere deutſche Ueberſetzer ſolcher vlämiſchen Romane die leichteſte Arbeit hatten.

Der Geſchmack an hiſtoriſchen Gedichten breitete ſich ſeit dem 14. Jh. über ganz Deutſchland ſchnell aus. Wir finden ſie bald an

---

222. Noch in eine ſpätere hamburgiſch-holſteiniſche, dem Herzog Adolf IV zu Ehren verfaßte Reimchronik aus dem 15. Jh. ſind Beſtandtheile aus der Repgowiſchen Chronik übergegangen. Die Fragmente in Lappenbergs hamburg. Chroniken p. 193.

223) Ed. Groote. 1834.

den, den Niederlanden entgegengeſetzten, äußerſten Grenzen Deutſchlands im Nord- und Südoſten. Am bekannteſten iſt die öſterreichiſche Chronik des Ottokar von Steiermark[224], eines Mannes niederer Geburt, der bei einem Meiſter Konrad von Rothenburg die Schule des Dichtens gemacht hatte und im Dienſte des ſteiriſchen Edlen Otto von Lichtenſtein, Ulrich's Sohnes, ſtand. Ehe er ſeine Zeitgeſchichte, die er ſelbſt eine öſterreichiſche Chronik nennt, (ein breites Werk von beiläufig 100,000 Verſen) verfaßte, hatte er ſchon eine Weltchronik oder ein „Buch der Kaiſer" geſchrieben bis auf Friedrich II[225]; wäre ſie uns bekannt, ſo würden wir zuverläſſig in ihr ſchon einen Gegenſatz zu Enenkels Stoff und Manier finden, wenn auch nicht ſo ſchroff wie in jenem ſpätern und bekannteren Werke, das von 1250—1309 reicht und recht eigentlich die Begründung der habsburgiſchen Herrſchaft in Oeſterreich, im beſondern die Geſchichte der Regierung Albrechts behandelt. Ottokar hatte Beziehungen zu dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem Freunde König Rudolfs, bei dem er mündliche Belehrung finden konnte. Daher geht in ſeinem Werke Alles auf die Zwecke der Geſchichte hinaus, und Schade, daß er keine Proſa vorfand. Bei ſeinem Talente und ſeiner Richtung, ſeiner Erfahrung und ſeiner ſcharfen politiſchen Farbe, ſeiner dramatiſchen Lebendigkeit, ſeiner Gabe, Ereigniſſe und Perſonen ſcharf zu charakteriſiren, hätte es nicht fehlen können, daß wir ein Geſchichts-

---

224) In Pez scriptt. t. III. Vgl. Jacobi, de Ottocari Chronico Austriaco. Vratisl. 1839. Eine neue, correcte Ausgabe wäre höchſt willkommen.

225) In der Vorrede zu ſeiner öſterr. Chronik heißt es:

Von miner kleinen kunst nam ich mich an ze suochen
ûz den alten puochen der keiser zal unde pfaht,
und hân daz ze liehte prâht ze tiutsche von latîn,
Als verre der sin mîn mohte geziugen.
sô hân ich sunder liugen ir keinen hinden lâzen,
die an dem gewalte sâzen, des êrsten in Assyriâ,
ze Kriechen und in Persiâ, dar nâch im rœmischen rîchen
unz an den keiser Vriderîchen.

Pez wollte dieſe Weltchronik 1722 noch geſehen haben.

werk von ihm erhalten hätten, welches wir den alten Vulgargeſchichten der Italiener und Franzoſen mit mehr Recht hätten vergleichen dürfen, als das, was das 14. Jh. dieſer Art bei uns hervorbrachte. Leider aber war unſere deutſche Literatur durch ihre ganze Dauer von dem Schickſale verfolgt, daß nur ſelten im rechten Maaße die Sprache der Proſa und die der Poeſie von einander geſchieden ward. So ſehen wir denn hier Verſe und Reime an einen unverträglichen Stoff verſchwendet; und es iſt in dem guten Ottokar ſehr wenig Anlage, ſeinen Vortrag poetiſch zu heben. Die freiere Bewegung und das Behagen Enenkel's ſind ganz verſchwunden, kein Zug faſt erinnert mehr an die Behandlungsart und Gewandtheit der früheren Dichter. Wenn der Chroniſt bei König Ottokar's Tod über die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit der Welt Betrachtungen anſtellt, wenn er den Verluſt von Ptolemais und den Untergang ſo vieler frommen Chriſten beklagt, ſo verſucht er auf dem Kothurn der epiſchen Dichter zu ſchreiten, aber wie nüchtern und trocken kommt es heraus, wie entfernt von dem Feuer, zu dem ſich ſelbſt andere Chronikendichter bei ſolchen ſittlichen oder frommen Ergießungen erheben. Er behält zwar die perſönliche Dichtungsweiſe der ritterlichen Romantiker bei, er vergleicht, er erwähnt ihre Abenteuer, beſonders aus den Wolfram'ſchen Gedichten, er borgt ihre Ausdrücke, er ahmt ſie in Kampf- und Prachtſchilderei nach, er nimmt die jetzt ſtehenden Lieblingsgegenſtände der Minnedichter auf; allein man leſe nur ſeine Liebesſcenen (c. 174. ff.), ſeine minniglichen Geſpräche und Spiele, ſeine Unterredung mit der Minne, ob man nicht ſogleich an den plumpen Lautenſpieler und Liebkoſer der Fabel wird erinnert werden.

Nächſt Ottokar haben wir eine livländiſche Chronik anzuführen, die, nach einer Notiz der Rigaer Handſchrift, 1296 von einem Dietlieb von Alnpeke zu Reval abgeſchrieben iſt[226]; in

---

226) Herausg. von Pfeiffer. Stuttg. 1844. Von Kallmeyer in den SS. rerum livonicarum tom. I. 1853. Ueber den Verfaſſer vgl. C. Schirren, „der

den älteren Ereigniſſen, die ſie behandelt, iſt ſie ungenau, von 1250 bis 90 eine ſchätzbare Quelle. In dem Dichter, der eigene Anſchauung der Oertlichkeiten zu verrathen ſcheint, vermuthete Pfeiffer einen Kriegsmann, weil die Beſchreibung der Kämpfe und Schlachten ungleich lebendiger iſt, als die unbeholfene, durch Wiederholung ermüdende übrige Erzählung. So ſehr aber das Werk unter die ſtrengern hiſtoriſchen Chroniken gehört, ſo trägt es doch weit nicht den proſaiſchen Anſtrich des Ottokariſchen Gedichtes, es behauptet vielmehr den blühenderen Vortrag der Ritterromane mit ſo viel Geſchick, als nur bei einem ſolchen Gegenſtande zu erwarten iſt. Darin und in dem Feſthalten Eines Zieles ſteht es ſogar über der Chronik des deutſchen Ordens von Nicolaus von Jeroſchin[227] (geht bis auf 1326), die nach dem Lateiniſchen des Peter von Dusburg um 1341 bearbeitet iſt. Das Werk führt uns in die Deutſchordenslande nach Preußen, wo, ſeit dem allgemeinen Vordrang der ritterlichen Kunſt in die fernſten deutſchen Landesgrenzen gegen Ende des 13. Jhs., die Bekanntſchaft mit dem Dichtungsflore im Mutterlande unter dem fortwährenden Zuſtrömen der Ritterſchaft und der Coloniſten aus allen Stämmen ſehr erleichtert war; was dann, ſeit der Unterwerfung des Preußenlandes (1283), mit dem Beginn der Blütezeit des Ordens in der erſten Hälfte des 14. Jhs. zu einer lebhaften Betheiligung überführte[228]. Aus den in Königsberg aufbewahrten, z. Th. prachtvollen Handſchriften, wie aus alten Bücherverzeichniſſen weiß

Verfaſſer der livl. Reimchronik" in den Mittheilungen aus dem Gebiete der Geſchichte Liv-, Eſth- und Kurlands. 1855. 8, 19; und Strehlke in den SS. rerum Prussicarum 1, 625.

227) Die Kronike von Pruzinlant von Nic. von Jeroſchin ed. Strehlke in den Scriptores rerum Prussicarum, herausgg. von Th. Hirſch, M. Töppen und E. Strehlke, 1, 291. Beſonderer Abdruck Leipzig 1861. Auszüge in Fr. Pfeiffer's Beiträgen zur Geſchichte der mitteldeutſchen Sprache und Lit. Stuttgart 1854

228) Vgl. Zacher und Steffenhagen, die altdeutſchen Handſchriften zu Königsberg. In Haupts Zeitſchr. 13, 501.

man, daß zahlreiche Abſchriften beſonders von kreuzritterlichen und legendariſchen Epen, von Roland, von Barlaam, von dem Paſſional und dem Leben der Väter, im Beſitze der deutſchen Ordenshäuſer waren; der Karthäuſer Philipp ſchickte den Ordensbrüdern, wie wir (oben S. 110) hörten, ſein Marienleben aus Seitz zu. Den erſten Bethätigungen ſchöpferiſcher Theilnahme in dem Orden begegneten wir ſchon (oben S. 104) in Hugo von Langenſteins Martina; ſo vermuthet man auch, daß Heinrich Hesler (oben S. 114) dem deutſchen Ordenslande angehörte, von deſſen Apokalypſe zwei Handſchriften in Königsberg und Eine in Danzig aufbehalten ſind. Der gefeierte Hochmeiſter Luther von Braunſchweig (1331—35), war ſelber dichteriſch thätig; außer anderen Büchern von unbekanntem Inhalt hatte er ein (verlorenes) Gedicht von der heiligen Barbara, wahrſcheinlich nach einer erhaltenen lateiniſchen Proſalegende[229]) verfaßt. Dieſe Gattung war hier beſonders gehegt, wo auch Nicolaus von Jeroſchin, unſer Chroniſt, um 1327—30 ein nur fragmentariſch bekanntes Leben des Preußenapoſtels, des h. Adalbert, dichtete[230]); wo ſpäter das Leben der Localheiligen Dorothea († 1394) bald nach ihrem Tode von einem ihrer Beichtväter Johann Marienwerder lateiniſch (1404) und daraus abgekürzt in deutſcher Proſa[231]) geſchrieben wurde; wo auch eine, von der gewöhnlichen Ueberlieferung abweichende Reimlegende von der h. Katharina entſtanden, aber nur in einem Schlußfragment erhalten iſt[232]). Verloren iſt eine bei Jeroſchin erwähnte Dichtung von einem Gerſtenberg über die Irrfahrt und Errettung eines Kloſterbruders Otter aus littauiſcher Gefangenſchaft. Von einer Anzahl anderer, noch vorhandener aber nicht veröffentlichter Dichtungen iſt be-

229) In den Scriptt. rerum Prussicarum 2, 397.

230) Ibid 2, 425—28. und in Haupts Zeitſchr. 13, 562. Die Quelle iſt die lateiniſche Lebensbeſchreibung des h. Adalbert von Joh. Canaparius. Vgl. SS. rer. Pruss. 1, 227.

231) In den SS. rer. Pr. 2, 179.

232) In Haupts Zeitſchr. 13, 539.

kannt, daß ſie unter dem Hochmeiſter Luther und ſeinem Nachfolger Dietrich von Altenburg (1335—42), z. Th. auf ihre Anregungen entſtanden ſind. Eine dichteriſche Ueberſetzung des Propheten Daniel iſt auf Luthers Wunſch, ihm zu Ehren ein Gedicht von den ſieben Siegeln, den Hauptacten des Erlöſungswerks, von Tilo von Culm (1331) verfaßt; unter Dietrich iſt eine poetiſche Paraphraſe des Buchs Hiob (1338) geſchrieben, woran ſich eine gereimte Bearbeitung der bibliſchen Geſchichten des alten Teſtaments anreiht; aus gleicher Zeit ſind zwei proſaiſche Ueberſetzungen der Apoſtelgeſchichte von einem unbekannten Autor, der Propheten von dem Cuſtos der Minoriten Claus Cranc, der ſie auf Betrieb des Obermarſchalls Siegfried von Degenfeld (1347—54) verfertigte[233]).

Die beiden genannten Hochmeiſter nun, auf deren Zeit ſich die lebendigſte literariſche Regſamkeit in dem Ordenslande concentrirt, ſtanden auch zu Jeroſchins Vulgarchronik in engſter Beziehung. Der Poet hatte Dusburgs lateiniſche Chronik auf Bitten Luthers zu überſetzen begonnen und zu einem großen Theile bereits vollendet, als ihm ſeine Arbeit, wie er ſelbſt klagt, „durch das Thier das Joſephs Rock zerriß“ (man deutet: durch neidiſche Ordensbrüder) vertilgt ward; dann ſchrieb er das auf uns gekommene Werk auf den Wunſch Dietrichs von Altenburg, deſſen Caplan er war. Von einem beſondern geſchichtlichen Werthe iſt ſein Reimwerk nicht, da es nur eine treue, oft wörtliche Ueberſetzung des Originals iſt, die von größeren eigenen Zuſätzen nur weniges enthält. Von dieſer Seite iſt ungleich bedeutender eine zweite, etwas ſpäter (1394) hier entſtandene Reimchronik, die das Jahrhundert von 1293—1391 behandelt, von

233) Auch andere Proſaüberſetzungen aus der Bibel und eine Anzahl verſchiedenartiger Werke geiſtlichen, geſchichtlichen, ſittlichen Inhaltes, eine Proſabearbeitung des Geſchichtsſpiegels von Vincenz von Beauvais, Thomas von Aquino's Commentar über die vier Evangelien, eine Perikopen- und eine Predigtſammlung, Bruchſtücke eines moraliſchen Lehrgedichtes, eine Sammlung geiſtlicher Gedichte, und nicht wenige uns ferner liegende Zeugniſſe von der lit. Thätigkeit in den Ordenslanden ſind in Königsberg erhalten.

Wigand von Marburg, die noch von Caspar Schütz in ſeiner Preußiſchen Chronik 1592 benutzt war, uns heute aber nur aus geringen Bruchſtücken bekannt iſt[234] und aus einer gekürzten lateiniſchen Proſaüberſetzung (1464) von einem Geiſtlichen aus Geismar, aus der man die hiſtoriſche Wichtigkeit des zu einem großen Theile auf Urkunden und Augenzeugniß beruhenden Werkes ermeſſen lernt[235]. Der Dichter war ein Wappenherold, der ohne parteiiſche Ordensbefangenheit die Kriegsthaten in Preußen und Litthauen verherrlichte, ohne die abergläubiſche Wunderſucht und den religiöſen Eifer der Geiſtlichen Dusburg und Jeroſchin. Denn auch in dieſem Puncte entſpricht Jeroſchin ſeinem lateiniſchen Vorgänger ſehr genau, in dem frommen ascetiſchen Geiſte, in dem er an ſeine Arbeit ging, gewiſſenhaft und mit bedächtiger Ueberzeugung wie ein Prediger, von der Jungfrau — der ſein Gedicht gewidmet iſt — die Befähigung und Hülfe für ſein Werk erwartend, das er zu ſeinem Seelenheile und zu Gottes größerem Lobe und Ehre dichtete, um deſſen Wunder an dem deutſchen Orden zu zeigen. Von dergleichen war Ottokar ganz frei und dies eben hätte ihn zu einem ſo tauglichen Geſchichtenſchreiber gemacht, wenn er nur nicht hätte reimen wollen. Dies macht ſeine Erzählung viel glaubwürdiger, während hier Alles von Wundern, Vorzeichen und frommen Epiſoden wimmelt, überall der Pfaffe und Kaplan hervorſieht, in dem Anführen der Sprüche und Sittenlehre der Kirchenväter, in dem lehrhaften Vortrage überhaupt, in den myſtiſchen Deutungen und Vergleichungen geiſtlicher und weltlicher Dinge, in dem Beſtreben, überall in den Geſchichten einen geiſtlichen Sinn verborgen zu ſehen und ſie auf teſtamentliche Stellen oder dieſe

234) In den SS. rer. Pr. 2, 429. Einige weitere Fragmente in Germ. 12, 194.

235) Es gab ſogar noch eine dritte, kurze preußiſche Reimchronik von roheren Formen, von einem unbekannten Verfaſſer, von der nur zwei geringe Fragmente auf Pergamentblättern des 14. Jhs. auf der Berliner Bibliothek erhalten ſind. In den SS. rer. Pruss. tom. II

auf jene zu beziehen. Gegen dergleichen Stellen ſticht dann der trockene Chronikenſtil in dem ſtreng geſchichtlichen Theile grell ab und dieſe enge Berührung des Platten mit dem Bombaſtiſchen wird in allen den frommen und tiefſinnigen Gedichten dieſer Zeit, die ſich noch zu einem hohen Fluge zwingen wollen, allgemein, wie überhaupt die poetiſche Farbe des Werkes oft an den Titurel und Aehnliches, oft auch in vereinzelten humoriſtiſchen Anwandlungen und in einem gewiſſen naturwüchſigen Gebrauche von ſeltenen und ſeltſameren Worten an Wolfram erinnert. Von dieſer ſprachlichen Seite iſt Jeroſchins Chronik ungleich wichtiger als von der hiſtoriſchen. Man iſt im Unklaren, ob Jeroſchin des Dichters Geſchlecht oder ſeinen Geburtsort, und im letzten Falle welchen es bezeichnet, da es eine ganze Anzahl von Orten dieſes Namens gibt. Strehlke vermuthete aus dem Namen ſlaviſche Abkunſt, wie denn auch einmal in dem Gedichte ohne einen beſondern Grund für propugnaculum ein ſlaviſches Wort gebraucht iſt; der Dichter ſelbſt bekennt des Deutſchen nicht weiter Meiſter zu ſein als wie es ihn ſeine erſte Ernährerin, Amme oder Mutter, alſo doch von Kindesbeinen an, gelehrt: ſo daß man ſich ſeinen ungewöhnlichen, oft ſehr unhöfiſch klingenden Wortvorrath wohl aus ſeiner Gewöhnung an die Volksſprache erklären, und den beſcheidenen Ausſpruch über ſein Deutſch nur auf ſeine Unkunde der höfiſchen Sprachbildung beziehen darf. Denn im Uebrigen theilt ſein Werk mit den meiſten anderen in Preußen entſtandenen die gleiche Schrift- und Sprachweiſe, die durch ihre vorſtechende Uebereinſtimmung mit dem Mitteldeutſchen ſo ſehr merkwürdig iſt: unter der Kreuzung der in dem Ordensheere und Lande verſammelten Vertreter aller deutſchen Stämme aus Nord und Süd bildete ſich hier in dem Pflanzlande eine Mittelſprache, die durch Vermiſchung der ober- und niederdeutſchen Mundarten zu einem dritten ward, das mit der im Mutterlande entwickelten Schriftſprache in der auffallendſten Weiſe zuſammentrifft. An dies ſprachliche Intereſſe von Jeroſchins Chronik knüpft ſich noch ein metriſches. Hier in dem abgeſchiedenen Lande,

fern von der praktiſchen Schule des dichteriſchen Lebens in Nähe und Umgebung, begannen die Jeroſchin und Hesler (ſ. oben S. 114) zuerſt über Vers und Reim zu denken und, in nicht allzuklarer Weiſe, Regeln zu formuliren [236]). Wir haben ſchon früher bemerkt, wie ſchon Gottfried und ſeine Schüler den geregelten Wechſel von Hebungen und Senkungen in die epiſchen Kurzverſe einzuführen ſtrebten; dem trachteten auch dieſe Poeten ſyſtematiſcher nach, welche daher die durch zu viele ausfallenden oder gehäuften Senkungen zu kurz oder zu lang (unter 6 oder über 9 Silben) gerathenen Verſe verpönten, Hesler die zehnſilbigen nur geſtattete, wenn ſonſt der Sinn zerbrochen, beeinträchtigt würde. So hielten ſie auch auf das weitere Geſetz, das ſchon bei Konrad ſtark vorſchlug, daß die reimgebundenen Verspaare, unter beſtimmten zugelaſſenen Ausnahmen, von gleicher Länge und Silbenzahl ſeien. In den Reimen trit bei beiden ein weſentlicher Unterſchied ein: Hesler will den Reim „wägen mit ebengleichen Füßen", worin Einer der Ausleger (da das Wort Reim eben ſowohl Reimzeile als Reimwort bedeuten kann) nur jenen Parallelismus der Verspaare, ein anderer das alte (bei Hesler wirklich beobachtete) Geſetz vorgeſchrieben findet, nach welchem zweiſilbige Worte von kurzer Stamm- und Ableitungsſilbe nur als Eine Silbe, daher im Reime

236) Daher die kundigen Ausleger der betreffenden Stellen, Pfeiffer a. a. O. in der Einleitung, Bartſch in der Germ. 1, 192, Strehlke l. l., und F. Bech in der Germ. 7, 74. im Streite liegen. Die Stelle im Jeroſchin lautet (bei Pfeiffer S. 10.):

Ouch des tichtêres zunge
an der materien strâze sol die rechte mâze
behalden an den rîmen, glîch zu glîchin lîmen
an lenge, sinne, lûte, daz ich alsus bedûte:
vil wort man glîche schrîbit, der luit unglîch sich trîbit;
sulch rîmen sol man mîden, den sin ouch nicht vorsniden;
di lenge helt der silben zal, dar under man ouch merken sal,
daz vumf silben sîn zu kurz, zêne hân zu langen schurz;
zwischin den zwên endin rîment di behendin,
die bûcher pflegin tichtin, und dar nâch sal ich richtin
mich an diss getichtis vart u. ſ. w.

für ſtumpf gelten; dies Quantitätsgeſetz fällt bei Jeroſchin weg, der in klingenden Reimen nach unſerer neueren Weiſe lange mit kurzen Vocalen ohne Unterſchied bindet. Beider Dichter metriſche Praxis ſcheint uns von einer eigenthümlichen Zweiſeitigkeit: in ihren Vorſchriften den Vers nach der Silbenzahl zu beſtimmen konnte der Keim liegen zu der Verwilderung des Verſes in der Volksdichtung bis zu Opitz' Zeit, die alle Betonung vernachläſſigte; in ihrer gleichwohl feſtgehaltenen Beachtung der Hebungen, der betonten Silben, ebenſo der Keim zu der allzumechaniſchen Regelmäßigkeit der Jamben und Trochäen unſerer neueren Technik.

Wenn wir uns zurückbeſinnen auf die drei mächtigen Gruppen der Reimchroniken in den Niederlanden, und zugleich im fernen Nordoſten und Südoſten, in Preußen und Oeſterreich: ſo veranſchaulichen wir uns mit Einem male, beſſer als man es an der eben ſo weit vorgedrungenen Lyrik vermag, in welcher Ausdehnung ſich nun die Dichtung deutſcher Zunge über alle deutſche Bevölkerungen verbreitet hatte, bis zu welcher Maſſenhaftigkeit ſie angeſchwollen und für welche erweiterten Kreiſe ſie berechnet war. Wir wollen nun, zurückkehrend zu der niederländiſchen Vulgardichtung, den Beziehungen weiter nachgehen, die ſich zwiſchen Deutſchland und Niederland innerhalb der geiſtlichen und ritterlichen Dichtung in der Zeit ihrer Abblüte im 14—15. Jh. beobachten laſſen, wo wir uns zu der Bemerkung gedrängt ſehen werden, daß in der Fremddichtung der ritterlichen Epen, die zuvor den ganzen poetiſchen Markt überſchwemmt hatte, Production und Conſumtion ſich mehr ins Enge zuſammenziehen. Wir gaben an, daß auf dem Gebiete der Geſchichtsdichtung unmittelbare Berührungen mit dem nordweſtlichen Grenzlande nicht vorliegen; wenn die erſten niederdeutſchen Reimchroniken für die Niederländer ein Sporn zu gleicher Thätigkeit ſein konnten, wenn umgekehrt Maerlants Geſchichtsſpiegel vielleicht ein Antrieb war, daß auch bei uns, wahrſcheinlich von Kölner Dominicanern, Vincenz von Beauvais in deutſche Proſa überſetzt ward, ſo hätten in beiden Fällen doch nur ganz mittelbare Anregungen Statt

gehabt. Der große Umfang, das großentheils nur örtliche Intereſſe, wohl auch die leichte Verſtändlichkeit der dietſchen Reimchroniken mochte ihrer Uebertragung zunächſt ins Niederdeutſche im Wege ſtehen; was ſonſt bei den engen literariſchen Beziehungen auffallen könnte, die grade zwiſchen dieſen Grenzgebieten Statt hatten und im 14. Jh. zu einer förmlichen Wiederaufnahme der niederſächſiſchen Mundart neben der oberdeutſchen führten. So war der Meiſter der niederländiſchen Didaktik in Niederdeutſchland keineswegs unbekannt; Jan von Boendale's Leekenſpiegel ſowohl wie ſein Doctrinal ſind in plattdeutſcher Ueberſetzung vorhanden[237]). Gegen Ende des 14. Jhs. wurde (1392) eine Brüderſchaft des h. Leichnams zu St. Johannes in Hamburg geſtiftet, die ſich auch die Geſellſchaft der Flanderfahrer nannte von ihrem Handelsverkehr mit den Niederlanden, der auch einen literariſchen Verkehr nach ſich führte. Auf ihre Veranſtaltung entſtand eine Sammlung geiſtlicher und weltlicher Gedichte, das Hartebok[238]); die darin enthaltenen Stücke ſind, zum großen Theile nachweislich, wahrſcheinlich aber alle aus dem Niederländiſchen ins Plattdeutſche überſetzt. Stellt man den Inhalt mit allen anderweitig bekannten niederdeutſchen Dichtungen des 14. Jhs. zuſammen, ſo ſieht man, daß wie in Belgien und Preußen das vorzügliche In-

237) Der erſtere handſchriftlich in Köln. S. Mone's Anzeiger für Kunde der d. Vorzeit 4, 61. Das Laiendoctrinal hrsg. v. Scheller 1825. Ueber die Quellen J. Grimm in den Gött. Anz. 1825. Aug.

238) Gedruckt in Staphorſt's Hamburg. Kirchengeſchichte 4. Bd. Hamb. 1731. Die ſeit dieſer Ausgabe verlorene Handſchrift fand Lappenberg 1847 wieder. Einzelne Stücke finden ſich, zum Theil aus anderen Handſchriften, in Bruns' altplattdeutſchen Gedichten (Berlin 1798) und im Anhange zu Wizlaws IV Sprüchen von Ettmüller, andere in beſond. Ausg. gedruckt: Vruwenlof. Van Sante Marinen ed. C. Schröder, und Van dem holte des hilligen cruces, von demſelben. Erlangen 1869. Zum Ueberblick der niederdeutſchen Lit. dieſer Zeiten muß man dann noch hinzuziehen Haupts Zeitſchrift 5, 385 und O. Schade, Geiſtl. Gedichte des 14. und 15. Jhs. vom Niederrhein. Hann. 1854. Die Sammlung enthält die Legenden von Dorothea, Barbara, Margarete, Katharina, Urſula; Marien clage; Kranz der gotlicher liefden; Anselmus boich; Sibillen boich; van dem begingin van Paris; dat liden der hilger Machabeen.

tereſſe in Niederdeutſchland auf der Lehrdichtung und Legende ruht. Ein Gedicht „Frauenlob“ iſt in dem Hartebok an ein anderes, den Kraneshals (verkürzt bei Brunns, der „Baumgarten“) angereiht, wahrſcheinlich als Gegenſtück, da das letztere von den Eigenſchaften eines rechten Minners handelt. Das zweite Stück der Sammlung iſt die Legende von dem Holze des h. Kreuzes, deren niederländiſches Original derſelben lateiniſchen Quelle, der verwickeltſten Lesart der Sage folgte, wie (oben S. 40) Heinrich von Freiberg[239]). Mit dieſer Legende berührt ſich „die Weiſſagung der Sibille“, von der die niederdeutſche (nach 1378 geſchriebene) Bearbeitung eines hochdeutſchen (in zahlreichen Handſchriften erhaltenen) Gedichtes gedruckt iſt: die Sibille ſteht hier an der Stelle der Königin von Saba, die in anderen Geſtaltungen der Sage neben der Sibille die Zukunft des bei Salomo's Tempelbau verworfenen Adamsbaums erkennt. Wir erinnern uns, daß auf dem Gebiete der Legende ältere Berührungen, zuerſt ſelbſt Ueberwirkungen deutſcher auf dietſche Dichtung Statt hatten: eine der älteſten niederländiſchen Legenden, des h. Brandan, wurde (1, 265) aus Deutſchland eingetragen. Die Angränzungen am Niederrhein erklären allein dieſe gegenſeitigen Ueberwirkungen zur Genüge. Die Metropole Köln war ein Sammelplatz heiliger Reliquien und Ueberlieferungen, ſie ward eine natürliche Geburt- oder Pflegeſtätte dichteriſcher Legenden, deren Oscar Schade in der (Note 238) angeführten Sammlung aus lauter alten Kölniſchen Drucken eine ganze Reihe urſprünglich niederdeutſch geſchriebener Stücke bekannt gemacht hat, die dem 14. Jh. angehören, zum Theil aus älteren Unterlagen des 12. Jhs. erneuert ſein mögen: unter ihnen iſt das dialogiſche (mit den Marienklagen verwandte) Anſelmus Boich[239a]) nachweislich

239) Das niederländiſche Gedicht iſt von Tidmann (Dboek van den houte. Leiden 1844) als ein Werk Maerlants herausgegeben. Bruchſtücke einer neuen Handſchrift in Germ. 15, 360. [In dem dunkelſten Theile des Inhalts, von den drei Ruthen, hat der niederdeutſche Bearbeiter eine zum Verſtändniß weſentliche Stelle weggelaſſen. Vgl. E. Schröder in ſeiner Ausgabe des Gedichts p. 86 f.

239a) Ed. A. Lübben. 1869. S. Höpfner u. Zachers Zſ. für d. Philol. 1, 469.

die Ueberſetzung eines niederländiſchen Orlginals, wahrſcheinlich auch die ſtrophiſch behandelte Legende von der Begine von Paris und die Paſſion der Maccabäer. Wenn Jonckbloet den heiligen Servatius des von Veldeken mit Recht in die zweite Hälfte des 13. Jhs. zurückſchiebt, ſo würde dies Werk zeitlich zwiſchen jenen früheren Berührungen des 12. Jhs., und dieſen ſpäteren des 14. Jhs. in die Mitte rücken. Jene auf Köln hinweiſenden niederdeutſchen Legenden von Dorothea, Barbara, Margareta, Katharina und Urſula, von welchen Allen Heiltümer in Köln aufbewahrt waren, ſind ſelbſtändig aus lateiniſchen Originalen, zum Theil aus der legenda aurea von Jacob von Voragine, theilweiſe unter Benutzung anderer Quellen überſetzt; ſie haben das Uebereinſtimmende, daß ſie Alle „viel kleine Büchlein" von ſehr beſchränktem Umfang ſind, auf die Bedürfniſſe des Volkes berechnet, ſehr entfernt von der Breite der Legenden aus dem Jahrhundert der höfiſchen Kunſt; und darin kündet ſich eine bedeutſame Veränderung an, die wir demnächſt auch an den weltlichen Dichtungen deutſcher Sage zu beachten haben werden. Faſt alle ſind ſie aus der Zahl jener einfachſten Legenden von orientaliſchen Frauen-Heiligen aus der römiſchen Kaiſerzeit, die in den älteren ſchlichteren Zeiten (ſ. 1, 259) mit Vorneigung behandelt worden waren; mit Ausnahme der Urſula, deren Mythe auf kölniſchem Boden ſpielt. An Kürze und Einfalt reiht ſich dieſen Stücken auch die h. Marina an, deren kitzlicher Stoff (wie die junge Marina von ihrem Vater als Marinus verkleidet in ein Mannskloſter eingeführt, männlicher Sünden bezichtigt wird und deßhalb beſtraft all ihre Schmach und Verleumdung hinnimmt und erſt nach ihrem Tode gerechtfertigt wird), in aller keuſchen Kälte erzählt iſt. Noch iſt eine niederdeutſche Legende von St. Zeno (ed. Lübben 1869) vorhanden, dem man den Beſitz der Körper der heiligen drei Könige verdankt, die aus Mailand nach Köln kamen; und eine dialogiſche Bearbeitung der Sage von Theophilus, die auch ein niederländiſches, aber verſchiedenes und erzählendes Gedicht des 14. Jhs. (ed. Blommaert.

Gent 1836) behandelt hat. Ein merkwürdiges Legendenſtück in niederdeutſcher Mundart, das Leiden der h. Maccabäer, erwähnen wir ſpäter an ſolcher Stelle, wo wir ſeine auszeichnenden Eigenheiten beſſer verſtehen; und ſchließen hier mit der Anführung einer anderen Dichtung, die uns zum Schluſſe die Berührungen zwiſchen Deutſchland und Dietſchland auf dem Gebiete geiſtlicher Dichtung beſonders anſchaulich verſinnlichen kann. Es ſind dies die Marienlieder von Bruder Hans[239b]), die nach 1391 von einem Laienbruder (den ſchnödſten aller Converſen nennt er ſich), einem naiv gläubigen Diener der Jungfrau gedichtet ſind, um deren willen er eine Geliebte verlaſſen hat, die er wie ſich ſelbſt der Gnade der „Prinzin vom Ueberlande" empfiehlt. Der Dichter iſt ein Niederländer, einer der ſprachenkundigen Männer dieſer Lande, von denen Guicciardini ſpäter rühmte, daß Viele ihrer Eingebornen franzöſiſch, deutſch, engliſch, italieniſch und andere Sprachen verſtanden; die polyglotte Einleitung des Gedichtes wechſelt durch 15 Strophen in deutſchen franzöſiſchen engliſchen und lateiniſchen Verſen; das ganze Werk, das in fünf Geſängen von je 100 Titurelſtrophen von der Abſtammung der Jungfrau, von der Kraft des Ave, von „Mariens Gnade, Mariens Staate, Mariens Tanz" und in einem ſechſten Schlußgeſang in 100 eigengebildeten 16zeiligen Strophen von „Mariens Glanz" handelt, iſt in einer ſelbſtgeſchaffenen deutſch-niederländiſchen Miſchſprache geſchrieben. Der Poet kennt Wolfram, Nithart, Frauenlob und Boppe und benutzt gelegentlich ein Gedicht von Rumzlant; man befürchtet aus ſeinen verkünſtelten Eingangsſtrophen, aus ſeiner mit lateiniſchen Ausdrücken und Sätzen wie mit franzöſiſchen Baſtardworten durchwebten Doppelſprache, aus ſeiner Stoffwahl und ſeinen Vorbildern, daß er in der verſtiegenen, gedunſenen, gelehrten Manier der Wolframiſirenden Spruchdichter reden werde; allein, „der Kunſt unwitzig" wie er ſelbſt ſich fühlt, ſpricht er

239b) Bruder Hanſens Marienlieder. ed. R. Minzloff. Hann. 1863. Die angegebene Zeitbeſtimmung beruht darauf, daß der Dichter die ſchwediſche Brigitte, deren Revelationen er benutzt, ſchon als Heilige kennt; ſie wurde 1391 kanoniſirt.

in ebener ſchlichter Weiſe; wenn er ſeine Weisheit aus dem hohen Liede oder der Apokalypſe ſchöpft, iſt ihm nicht wohl zu Muthe und er findet „ſein Hirn zu eitel, um von Wort zu Wort beides Sinn und Reim zu machen"; ſein planer niederländiſcher Stil verſteigt ſich höchſtens in den ſüßlich tändelnden Ton, den die Marienlieder und ihre herkömmlichen Gleichniſſe zuerſt in die religiöſe Dichtung eintrugen; öfter ſinkt er aus der ſublimen Materie in das Niedere herab, wo er dann weniger mit der Nachtigall ſingt als „mit den Fröſchen in dem Graben gworrt"; ſelbſt in dem letzten Geſang, wo ſich der beſcheidene Poet die Feſſel anlegt, in ſeinen 16zeiligen Strophen nur zwei Reime zu brauchen, deren Einer 12mal gebunden iſt, bleibt ſeine Rede fließend und glatt, nur daß ihn die Reimnoth zu unerhörten Worten und Wortbildungen zwingt, die den erhaben ſein ſollenden Tonſatz mit drolligen Intervallen durchklingen. Die einfache, ungeſchmückte Natürlichkeit, die hier ſelbſt in ſolch einem Gegenſtande feſtgehalten iſt, zeichnet durchgehend all unſere niederdeutſche Dichtung aus; an der wir zwar nicht den äußeren Glanz, die techniſche Vollendung, die Genauigkeit der Reime, die Geſetzlichkeit der Verskunſt der höfiſchen hochdeutſchen Poeſie, deſto mehr aber die friſche volksthümliche Unmittelbarkeit zu rühmen haben, die der ariſtokratiſchen Kunſt nur allzuoft verloren ging.

In dem Hamburger Hartebok befindet ſich auch eine weltliche plattdeutſche Dichtung von Valentin und Namelos (Enkel Pippins und Söhne Alexanders von Konſtantinopel), die man mit Bruchſtücken des niederländiſchen Originals und mit Fragmenten einer hochdeutſchen Bearbeitung vergleichen kann[240]: alles Ableitungen aus einem werthloſen franzöſiſchen, in alten Drucken (Lyon 1489) überlieferten Romane von Valentin und Orſon. Dies führt uns zu den Entlehnungen karolingiſcher Geſten aus niederländiſchen Vorlagen zurück, die ſich im 14. Jh. erneuten wie ſie ſchon im 12. Jh. begon-

240) Altdeutſche Blätter von Haupt und Hoffmann 1, 204. Deutſches Muſeum. 1784. 2, 91. Bragur 2, 411.

nen hatten. Eine förmliche Verknüpfung beider Perioden liegt uns in dem Karlmeinet vor[241]), einer weitſchichtigen Compilation von Dichtungen, die in mehr als 35000 Verſen das ganze Leben Kaiſer Karls von ſeiner Jugend bis zu ſeinem Tode behandeln, von einem gelehrten niederrheiniſchen Sammler, den man der Stadt oder Gegend von Achen zu vindiciren geſucht hat[242]). Ungefähr zur ſelben Zeit, da auch in Frankreich Girard von Amiens zu Anfang des 14. Jhs. in ſeinem Charlemagne einen alles umfaſſenden Cyclus der Karlſage zuſammenſetzte, entſtand (nach 1316) dies deutſche Seitenſtück, aber nicht ſo, daß darin Alles gleichmäßig, wie bei Girard, in die Farbe der Zeit gekleidet wäre, ſondern als eine rohe Zuſammenſtellung von ſechs verſchiedenen Dichtungen verſchiedener Zeiten und Mundarten, deren Lücken dann durch eigne Zuthaten des Compilators ausgefüllt ſind. Ein langgedehntes, zwei Fünftheile des ganzen Werkes einnehmendes Stück von eben ſo viel „Armuth an Gedanken als Unbehülflichkeit des Ausdrucks", die ſchon früher (1, 371) angeführte niederländiſche Dichtung von Karls Jugend, in den niederrheiniſchen Dialekt des Sammlers umgereimt, eröffnet die Sammlung. Die zweite Gruppe bildet die gleichfalls mehrfach berührte, nach einem franzöſiſchen Lai bearbeitete niederdeutſche Dichtung von Morant von Rivera, der eines verbrecheriſchen Umgangs mit Karls Gattin Galie beſchuldigt ſich im Zweikampfe reinigt. Die dritte Gruppe beſteht aus einem im Inhalt wüſten, im Vortrag langweiligen ſagengeſchichtlichen Lückenbüßer aus des Compilators eigener Fabrik: vom Sachſen- und Lombardenkriege, von Pabſt Leo, von Karls Kaiſerkrönung, ſeinem Zug ins heilige Land und ſeinem Reliquienſchatz, von der Er-

241) Ed. A. v. Keller. Stuttg. 1858. Bibl. des lit. Vereins N. 45. Vgl. K. Bartſch, Ueber Karlmeinet. Nürnberg 1861. Die Zeit der Abfaſſung beſtimmt ſich annähernd aus der Benutzung der brabantſchen Geſten von Jan von Boendale, deren erſter Theil (Buch 1—5, 877) nach Bormans 1316 vollendet und publicirt ward.

242) Käntzler, in den Annalen des hiſt. Vereins für den Niederrhein. Heft 11—12. Köln 1862.

oberung Spaniens, von Karls vier mythiſchen Frauen und ihrem Tode, u. A. Eine vierte Abtheilung nimmt das niederländiſche Gedicht von Karl und Elegaſt (oben S. 186) ein. An fünfter Stelle folgt eine Bearbeitung des Rolandliedes vom Pfaffen Konrad unter ſtrengerer Behandlung von Vers und Reim, ohne Kenntniß von des Strickers Karl, nach einem Texte, der aus den jüngeren franzöſiſchen Rolandgeſängen erweitert und vollſtändiger war als der uns überlieferte[243]). In den Rahmen der Roncevalſchlacht ſind dann zwei Epiſoden eingeſchoben, eine von König Ospinel, die Ueberarbeitung wahrſcheinlich (ſ. 1, 372) eines älteren niederdeutſchen Gedichtes, deſſen Gegenſtand, nur in abweichender Geſtalt, der franzöſiſche Otinel aus dem Ende des 13. Jhs.[244]) behandelt; die zweite eine verkürzte Erzählung von Ganelons Verrath aus anderer als Konrads franzöſiſcher Quelle; der Schluß, von Karls Tod, iſt dann wieder von dem Sammler ſelber hinzugefügt. Seine eigenen Zuthaten ſind zumeiſt lateiniſchen Schriften, dieſe Schlußſtelle dem Turpin entnommen, wie er in Vincenz von Beauvais eingegangen iſt, der auch in der längeren Einſchaltung in der dritten Branche, neben gelegentlicher Benutzung des Alberich von Troisfontaines und der Annalen Einhards, des Sammlers Hauptquelle iſt; in einer Reihe von vereinzelten Stellen hatte er neben Vincenz und Alberich auch die niederländiſchen Entlehnungen aus ihnen in Jan de Clerks brabantiſchen Geſten vor ſich liegen; nur in der Schilderung des Sachſenkrieges beruft er ſich einmal auf ein wälſches Buch. So nehmen wir hier von den epiſchen Uebertragungen aus unmittelbarer franzöſiſcher Quelle gleichſam Abſchied; die Einkehr zu uns ſelbſt, zu eigner volksartiger Dichtung ſpricht ſich hier auf dem Gebiete der Fremddichtung ſelber darin aus, daß wir aus den vermittlenden Bearbeitungen der Niederländer ſchöpften: zumal in dieſen karolingiſchen Sagen, die dort ſo völlig eingebürgert

243) Vgl. Bartſch in der Germ. 6, 28.

244) Ed. Guessard et Michelant, in den Anciens poètes de la France I. 1859.

waren, die dort auch trotz den Bekämpfungen aller Rittermären von Seiten der Reimchroniſten, auch in dieſen ſpäteren Zeiten nicht aufhörten fort und fort überſetzt zu werden.

Näheren Beſcheid über dieſe dietſchen Uebertragungen aus dem Ende des 13. oder aus dem 14. Jh. wiſſen wir faſt nur aus einigen deutſchen Nachüberſetzungen: die meiſten niederländiſchen Dichtungen auch aus dieſer Zeit ſind nur aus dürftigen Bruchſtücken bekannt. Von einem Fierabras weiß man nur aus Anführungen; von einem Laidon, zu dem noch keine franzöſiſche Quelle gefunden iſt, von einem Girard de Viane (Vienne), Aubry von Burgund, Aiol, Flovent — einer abweichenden Recenſion von dem franzöſiſchen Floovant[245]) — gibt es nur geringe Fragmente; von einem poetiſchen Huon von Bordeaux iſt nur die Proſabearbeitung in einem Volksbuch, von der Uebertragung einer jüngeren, abweichenden franzöſiſchen Dichtung deſſelben Stoffes (ed. Guessard et Grandmaison 1860) ſind nur Bruchſtücke übrig. Bedeutendere Reſte ſind von der Ueberſetzung der chanson des Lorrains erhalten, einem Maſſenwerke, das die von Vätern auf Enkel und Urenkel vererbte Fehde zwiſchen den Geſchlechtern der Lothringer und Bordelaiſen erzählt, deren Kern, die Feindſchaft zwiſchen Garin und Fromond, ſehr alt iſt und in der erhaltenen Faſſung der franzöſiſchen Geſte weit ins 12. Jh. zurückreicht[246]). Dieſe Geſte, von wildem aber gewaltigem Stoffe und einer entſprechenden, theilweiſe mächtig ergreifenden poetiſchen Darſtellung, reiht ſich den in deutſchen Ueberſetzungen vollſtändig erhaltenen Vaſallenſagen von Ogier, von Malagis und Reinold von Montalban aufs engſte an, von deren niederländiſchen

245) Ed. Guessard et Michelant, in den Anciens poètes. I. Das niederländiſche Fragment iſt veröffentlicht durch Bartſch, Germ. 9, 407.

246) Die fünf von Jonckbloet unter dem Titel Roman van Karel den Grooten (Leiden 1844) herausgegebenen Fragmente, und ein ſechſtes in der Germ. 14, 434 mitgetheiltes fallen in die ſpäteren Erweiterungen; zwei noch ungedruckte Fragmente in dem Archive des Utrechter Domes gehören dem erſten Theile an. Vgl. Jonckbloet, Geſch. der niederl. Lit. 1, 129.

Vorlagen gleichfalls nur Bruchſtücke erhalten ſind[247]). Dieſe Vorlagen ſind ihrerſeits aus dem Franzöſiſchen überſetzt und ihre Berufungen auf die wälſchen Urſchriften ſind ſogar in den deutſchen Uebertragungen ſtehen geblieben[248]). Wie in dem Romane von den Lothringern bewegt man ſich hier in dem Kreiſe der karolingiſchen Vaſallenſagen, die wir bisher in Deutſchland nur im Willehalm kennen lernten, in deſſen Kern die edlere Geſtalt der fränkiſchen Sage ausgedauert hatte, während in ſeine erſte Anlängung (von Rennewarts Thaten) ſchon die Verwilderung einbrach, die in allen den Sagen von der rebelliſchen Größe der lothringiſchen, burgundiſchen und anderer Vaſallenhäupter und ihrer Helden Garin, Girard, Ogier, Reinold vorherrſcht. Dieſen Sagen mögen geſchichtliche Grundlagen urſprünglich unterliegen, ein kleiner Kern in den poetiſchen Ausgeſtaltungen derſelben mag auf alten Ueberlieferungen beruhen, die aber in den Jongleurgeſängen, aus welchen die uns erhaltenen Geſten erwuchſen, zu den Zügen altheroiſcher Barbarei, die ihnen eigen geweſen ſein mochten, die charakteriſtiſchen Züge einer neu anſetzenden Rohheit in ſich aufnahmen. Dieſe wilden Dichtungen, in denen wie Jonckbloet ſagt, „Alles Eiſen und Stahl iſt, die Rüſtung und das Herz das darunter ſchlägt", wurden im Laufe des 13. Jhs., wo in Deutſchland, in Flandern und Brabant Raubſucht, Selbſthülfe und Verwirrung die ähnlichen Zuſtände wieder ſchufen, wie die unter welchen ſie entſtanden waren, eifrig hervorgeſucht, erweitert, und ihre grelle Farbe greller aufge-

247) Die Fragmente des Ogier ſind von Willems im belgiſchen Muſeum 1838 p. 334 herausgegeben; die von Reinold und Malagis ſuche man in Hoffmann's Fundgruben 1, 207. Horae belgicae V, 45. Bilderdyk nieuwe taal-en dichtkundige verscheidenheden IV, 153 sqq. und I, 113 sqq Bormans, notae in Reinardum Vulpem, Fasc. I. p. 16—18. Mone, Ueberſicht p. 42 und Anzeiger 6, 62 ff. Von dem niederländiſchen Volksbuch der Haimonskinder, das dem niederl. Gedichte, den erhaltenen Bruchſtücken nach, auf dem Fuße folgt, gibt Jonckbloet 2, 332 ff. in ſeiner Geſchichte der mnl. Dichtk. einen Auszug; er weicht nur wenig von unſerem deutſchen Gedichte ab.

248) Im Reinald cod. pal. N. 340. f. 46. »Die welschen sagen das fur ware« und oft ähnlich.

friſcht. Mit dem überſpannten Trotz der poetiſchen Heldenvaſallen ſchmeichelten die Jongleure den kleinen Herren, denen ſie dieſe Gedichte vortrugen; wir halten darum das Grellſte in den Rohheiten ihres Inhalts nicht wie Jonckbloet und Holtzmann für uralte Ueberlieferung, ſondern mit Gaſton Paris für ſpätere Uebertreibungen. In den feineren Zeiten der höfiſchen Sitte waren die herkuliſchen oder ſimſonartigen Figuren, wie Rennewart im Willehalm, wenigſtens von der Liebe gebändigt; jetzt aber iſt den Reinalden, die in aller Derbheit der Heroennatur geſchildert ſind, alle minnigliche Empfindſamkeit wieder abgeſtreift. Die Gemeinheit, die hier in alle Liebeshändel hereinſpielt, oder der Mangel an allen Liebeshändeln, die Charaktere der Frauen, die zu den roheſten Widerbellerinnen herabſinken, und, ſollen wir auch einen ſchöneren Zug hinzuſetzen, die Rückkehr zum Vorherrſchen der Mutterliebe im Reinold, all dies und ähnliches verſetzt uns in die Zeiten vor der höfiſchen Kunſt weit und weiter zurück. Grauſamkeit, Blutdurſt und Blutrache, der barbariſchſte Stumpfſinn, eine Sympathie zwiſchen Menſch und Thier oder Held und Waffe, wie ſie nur uralten Zeiten des Naturſtands eigen iſt, Gleichgültigkeit gegen Menſchenleben und Fühlloſigkeit gegen Marter und Schmerz, bezeichnen den Charakter dieſer Dichtungen. Der hohe Begriff von der hohen Würde des Ritterordens iſt völlig heruntergeſunken. Der Vortrag wird vollkommen volksartig; die Redensarten, die Sprichwörter des Volks finden Eingang; der Witz, das eingehende komiſche Element, das den höfiſchen Romanen nicht eigen war, ſchlägt den niedrigſten Ton an; der Geſchmack am Gräßlichen (wie die Beſchreibung des Todes der Roſa im Malagis durch wilde Thiere) verräth die erweiterte und geänderte Geſellſchaft, für welche dieſe Gedichte berechnet waren; im Malagis erſcheint Oriande als Spielmann und führt eine förmliche Bänkelſängerſcene auf. Der Knappenſtand liefert jetzt Lieblingshelden in die Romane, die nicht ſelten über die Herren hinwegſtrahlen; in dergleichen Erfindungen niſtet ſich verſteckt der erwachende bürgerliche Geiſt dieſer Zeiten ein, und dergleichen Züge

mochten das ihrige dazu beitragen, grade die Dichtungen dieſer Art in dieſem demokratiſchen Volke dietſcher Zunge zu verbreiten[249]. Die Ritterdichtung erſcheint in einem neuen Grade verderbt und entſtellt; ihre alte Feierlichkeit und Höhe iſt ganz in das Gemeine herabgezogen. Im Lohengrin behielt der Dichter den Ernſt und den Pomp bei, rückte aber die Heldenwelt in die platte Alltäglichkeit herab; im Malagis dagegen wird Begebenheit und Erzählung gleicherweiſe ins Komiſche gezogen. Alles fängt an menſchlich zu werden; die Wunder, die noch vorkommen, werden von Menſchen verrichtet, die ungewöhnliche Kräfte in ſich geübt haben; die Feen verdanken ihre wunderbaren Eigenſchaften nur menſchlichem Fleiße und Studium; die Zwerge ſind nur kleine geſchickte Menſchen, keine beſondere Gattung von Weſen. Vielfach werden wir in Geſinnung, Rede und Form an Reinhart Fuchs erinnert; das Anarchiſche, das Thieriſche und Rohe, das Empfindungsloſe ſieht ſich hier und dort völlig ähnlich; die Hof- und Reichszuſtände, ſelbſt ſo beliebte Scenen, wie die Rettungen von der Galgenleiter weg und die Belagerungen und Verſpottungen der Belagerer, erſcheinen wie gegenſeitig entlehnt; im Malagis iſt ausdrücklich die Lehre des Reineke gleichſam als der Gedanke des ganzen Gedichtes aufgeſtellt, daß Behendigkeit vor Stärke gehe und daß die Macht der Weisheit unterliege. Dies erſcheint ſehr klar in der Gegeneinanderſtellung des Malagis und Vivien.

Dieſe Gedichte nun ſind in deutſchen Ueberſetzungen des 15. Jhs. ganz erhalten; alle folgen mehr oder weniger ſclaviſch der flandriſchen Urſchrift und behaupten dadurch bei der größten Unreinheit und Miſchung der Worte, Reime und Laute doch eine entſchiedene alterthümliche Färbung. Wir erwähnen ſie ſchon an dieſer Stelle, nicht nur, weil ihre niederländiſchen Unterlagen noch in die zweite Hälfte

249) Malagis Cod. Pal. 315. Fol. 16.
Diss ist das kint, das sider bant den fiant von der bitteren hellen, da die menige in dutsch von zellen und dem man git so grossen pris, in dutsch heist man in Malagis.

des 13. Jhs. fallen, ſondern weil wir nun überhaupt dem ganzen Verlaufe der epiſchen Poeſie bis ins 15. Jh. hin folgen, wo ſie ſich in Proſa auflöſte; ſodann weil uns der ganze Geiſt dieſer Dichtungen und ihre Richtung gegen das überſteigerte Ritterthum, als Gegenſatz zu dem Titurel, zu wichtig für die Anſchauung der Wege iſt, auf welchen die Ritterdichtung ihren Uebergang zur Volkspoeſie machte. Dieſe Wege wurden, wenn auch gerade dieſe Gedichte erſt viel ſpäter überſetzt ſind, in Deutſchland ſchon im 13. Jh. eingeſchlagen, wie wir ſogleich aus der Geſtaltung unſerer nationalen Dichtungen in dieſer Zeit erfahren werden. Schon die Berührung dieſer karolingiſchen Geſten in dietſcher Faſſung mit unſeren deutſchen Mären (beſonders dem Ortnit und Wolfdietrich) feſſelt unſer Intereſſe; denn nicht allein erinnern die Abenteuer, die Erfindungen von Zweikämpfen beſonders, in denen man ſo gerne die Hauptheldeu getrennter Sagen zuſammentreffen läßt, an einander, auch der ganze Ton und Bau, der burleske Ton, der Eintritt jener Ideen von Vorherrſchaft der Liſt und Klugheit vor roher Stärke zeigt eine Verwandtſchaft an, die uns die niederländiſchen Gedichte wichtig macht, in welchen die Veränderungen in Stoff und Behandlung ſchärfer ausgeſprochen ſind. In dieſen fränkiſchen Vaſallenſagen entwickelte ſich fortdauernd jene erſte Anlage zu ſinnlicher Anſchaulichkeit und Charakteriſtik, die den britiſchen Romanen ſo ſehr mangelte; die romantiſche Dichtung erhält hier einen Körper, den man ſonſt vermißt; die Charaktere werden feſter, wenn auch caricaturartig; die Begebenheiten mannichfaltiger, beſonderer, anſchaulicher; der Vortrag lebendiger, natürlicher, wenn auch roher; die Erzählung fängt an zu blühen, die vorher dürre war, und die Betrachtung wird dürftig, die früher die Erzählung allzu oft unterbrach. Mit dieſen Eigenſchaften befähigten ſich dieſe fränkiſchen Sagen immer mehr, bei der höchſten Ausbildung der Ritterpoeſie in Italien vor den britiſchen Mären bevorzugt zu werden und in den Geſtalten der Rolande, Rinalde und Richarde den Hauptſtoff zu liefern, während ſie zugleich in Frankreich, Deutſchland und den Niederlanden, wo ſich

die Ritterdichtung zu dem Volke herunterließ, die beliebteſten Volksbücher wurden.

Jener Gedanke, daß Weisheit die Gewalt überwinde und geiſtige Kraft der phyſiſchen vorſtehe, ein Gedanke, der dem aufkommenden Bürgerthum ſchmeicheln mußte, durchdringt den Malagis[250], und er iſt darin nicht blos wie in den britiſchen Romanen neben das Gedicht unverbunden hingelegt, ſondern er iſt poetiſch verſinnlicht. Das ganze Werk ſtellt gleichſam den Sieg des Gelehrtenadels über den bewaffneten dar. Es führt ganz eigentlich die Geſchichte unſerer Dichtung noch eine Stufe weiter, als der Titurel. Dort war der dichtende Gelehrte gleichſam der Held, hier iſt der Held ein Gelehrter, ein Nekromant; dort lag die Gelehrſamkeit als Eigenthum des Dichters außerhalb der Handlungen im Gedichte, hier geſtaltet ſie die Handlungen und erſcheint nur verkörpert in dem Helden. In der Erzählung liegt auf den Zauberkünſten des Malagis, des Vetters der Haimonskinder, immer das Hauptgewicht und der Hauptreiz; und dieſer Reiz wird auszuüben geſucht durch den groben und ſchnurrigen Volkston, in dem ſpäter die Streiche des Eulenſpiegel und die Zauberſchwänke des Fauſt vorgetragen wurden. Der Erzähler gefällt ſich in dieſem Stoffe ſo ſehr, daß ſich die ſehr ähnlichen Zauberſpäße an verſchiedenen Stellen des Gedichtes immer aufs neue wiederholen[251]. Dem Chriſtlichen und Ritterlichen wird dabei überall aufs ärgſte mitgeſpielt; der Zauberer verirt mit ſeinen Poſſen den König, die Königin und ihre Helden; er bricht mit teufliſchen Künſten

---

250) Cod. Pal. N. 315. Im Franzöſiſchen iſt der Roman de Maugis in der Pariſer Handſchrift 766 (früher 7183) erhalten.

251) Zu den Zügen dieſes poſſenhaften Charakters hat der deutſche Ueberſetzer, wie er ſelbſt geſteht, von ſeinem eigenen Witze hinzugethan:

Nu tu ich uch bekant, als ich diss buch in flemsch fant
da must es mir gefallen, und das man davon wüste zu kallen
in diser oberlendschen gramnitz, hab ich dorechtigen gauckelwitz
gebrucht williclich darinne, damit dass auch die sinne
uns gro ben Contzen wurden wise; lob hab immer gott im paradise.

die Gewalt des Teufels, indem er das berühmte Roß Bayard aus dem Vulcane und der Obhut der Hölle befreit; er wetteifert in dieſen Künſten im Anfang mit ſeinem Meiſter Baudri und am Ende mit ſeinem kleinen Diener Spiet.

Wenn dieſer Inhalt des Malagis auf den veränderten Geiſt einer neuen werdenden Zeit vorausweiſt, ſo führt dagegen das Gedicht von den Haimonskindern oder Reinold von Montalban[252]), in ſeiner Entblößung von aller zarteren Empfindung, wie in die untergegangenen Zeiten zurück, wo der Minnedienſt das Ritterthum noch nicht gemildert hatte, ſondern wo Buße und Marter dem ſündhaften Gewaltleben ein Ende machten. Die große Popularität dieſer Dichtung geht ſchon aus den nicht wenigen in Frankreich erhaltenen Handſchriften hervor. Der kleine alte Kern der frühe im 12. Jh. ſchon verbreiteten Sage, die Verbannung der Söhne Aimons von Dordon durch Kaiſer Karl, ihre Flucht in die Ardennen, ihre Verfolgung unter der Mitwirkung ihres eigenen Vaters, ihre Belagerung in Monteſſor, iſt ſchon früher, auch in den älteſten erhaltenen Geſtaltungen angeſchwemmt durch Localiſirung der Sage im Süden, durch die Tautologien der Belagerungen von Montauban und Tremoigne (Dortmund), durch die beliebten Zweikämpfe des Helden mit den vorragendſten Geſtalten der Karlſage, mit Ogier, Roland und Karl ſelbſt, durch die Verſetzung des Helden an das h. Grab unter die Sarazenen, zuletzt noch durch fremdartigere Materie: in dem breiteſten Texte[253]) ſind die 17000 Verſe der vollſtändigſten älteren Recenſion auf 30000 angeſchwollen. Wie der Charlemagne von Girard d'Amiens, wie alle die Geſchlechtsepen der fränkiſchen Vaſallen- und Provinzialſagen, ſo weiſt auch der Renaut in Verbindung mit Maugis u. A. aus, wie hier Alles nach maſſenhafter Ausdehnung ſtrebt, während wir das deutſche Epos ſich in dieſen Zeiten eher in ſeine urſprünglichen Be-

252) Codd. Pall. N. 339 und 340.

253) Pariſer Handſchrift N. 764 (früher 7182), aus der Bekker in ſeinem Fierabras Bruchſtücke mitgetheilt hat.

ſtandtheile werden auflöſen ſehen. Wir übergehen jede andere Beziehung. Was die hiſtoriſche Anlehnung in Renaut und Ogier angeht, ſo verweiſen wir auf die Legende (Acta SS. unter dem 7. Jan.) und andere Nachweiſungen[254]), weil dies jetzt vollends kein Intereſſe mehr für uns hat, wo Ort und Zeit und Art der Behandlung die Bedeutung des Stoffes für uns weit überwiegt. Auch dünkt es uns ſo thöricht, in den alten Volksliedern, die den Autharius oder Otgarius des 8. Jhs., zuerſt wahrſcheinlich in deutſcher Sprache, beſangen, außer der allgemeinſten Grundlage etwas von dem Stoffe des Romans dieſer Zeit zu ſuchen, wie wenn man in denen von Vidicula die Thaten des Wittich in der Thidrekſage vermuthen wollte. Wir laſſen, um wenigſtens von Einer der franzöſiſchen Vaſallenſagen eine etwas vollſtändigere Analyſe gegeben zu haben, einen Auszug aus dem deutſch-niederländiſchen Reinold folgen, der mit keinem der franzöſiſchen Texte, von welchen man Beſcheid weiß, übereinſtimmt[255]). Görres, Uhland, J. Grimm haben die Dichtung ſehr geprieſen, der letztere ſie die edelſte Blüte des fränkiſchen Epos genannt und mehr epiſchen Stil darin gefunden als in den Nibelungen[256]). Wir ſelbſt zeichneten ſo eben in den vorragenden dieſer Vaſallenſagen die lebenvolle Darſtellung der vielen leidenſchaftlich ſpannenden Scenen aus, wiewohl ſie durch Eintönigkeit und Wiederholung vergällt wird; von der einheitlichen Anlage, von der Geſundheit der Charaktere und der Charakteriſtik in dem deutſchen Epos aber iſt hier nichts zu finden: in dem Grundſtoffe, dem Verhältniſſe zwiſchen Lehnsherrn und Vaſallen, in dem Gegenſatze von Renauts Großmuth und opferwilliger Unterwürfigkeit (unter dem Vorbehalte der Treue gegen ſeine Verwandten) zu der ſtarrſinnigen und ſtumpfen Unverſöhnlichkeit Karls, in dem Schwanken der

254) Vgl. Schmidt in den Wiener Jahrb. 31, 116.

255) Weder mit der angeführten Pariſer Handſchr. 764, noch mit der N. 766 (früher 7183), noch mit der Metzer Handſchrift, die Mone (a. a. O.) kannte, noch mit der Handſchrift N. 39 la Vallière, die Michelant herausgab: Renaus de Montauban. Stuttg. 1862. Bibl. d. lit. Vereins N. 67.

256) Uhlands Schriften 4, 337. Note 2.

Fürſten zwiſchen Treue und Untreue gegen den Kaiſer und ihre Mitvaſallen, iſt Alles überſpannte Verzerrung und Unnatur.

Auf einem Hoftage König Karls begehrt Hug von Dordona Lehen für ſeine Verwandten, Haimon, Emerich u. A. Karl weigert ſie, und auf Hug's Fluch ſchlägt er ihm ohne Weiteres den Kopf ab. Haimon erhebt darum Krieg und Raub im Lande, mit Goldgeräth der Kirchen beſchuht er ſeiner Leute Pferde. Er erzwingt ſo einen für Karl beſchimpfenden Frieden und erhält deſſen Schweſter Aya zum Weibe. Auf der Hochzeit bittet er Karl, mit ihm zu fahren, und da dieſer es abſchlägt, erzürnt ſich Haimon ſo, daß er ſchwört, alle Verwandten Karl's zu verfolgen und zu erſchlagen. Aya glaubt daher ihre eigenen Söhne, deren ſie ihm mit der Zeit vier (Adelhart, Ritſart, Writſart und Reinold, den letzten mit aufgebundenem Helm) gebiert, vor ihm verbergen zu müſſen. Als einſt Friedensboten von Karl kommen, und ihnen Aya den Wein des Willkommens ſchenkt, gibt ihr Haimon einen Schlag, bereut es aber, da ihn ihre ſanfte Geduld rührt, und klagt, daß er mit ihr in dreißig Jahren keine Kinder bekommen. Sie führt ihm dann ſeine vier Söhne vor. Als Haimon zum erſtenmale am Hofe mit ihnen erſcheint, ſpielt Reinold die Rolle des Rennewart; Köche und Truchſeſſe, die ihn nicht wohl bedienen, fahren übel an, er nimmt die Schüſſeln aus der Küche, die man ihm weigert, er jagt die Gäſte aus den Betten, die man ihm entzieht. Als er dann Karl's Sohn Ludwig, der ſich gleich Anfangs gehäſſig gegen Haimon's Söhne benommen, im Steinwurfe beſiegt, ſo verwickelt dieſer, auf Ganelons Rath, den Adelhart in ein Schachſpiel um den Preis des Lebens, verliert aber und ſchlägt im Zorn ſeinen Gegner blutig. Reinold trifft ſeinen verwundeten Bruder und fragt ihn, was ihm fehle; Adelhart belügt ihn zweimal, allein Reinold droht und iſt auch wirklich drauf und dran, ihn zu erſchlagen, wenn er ihm nicht die Wahrheit ſage. Reinold ſchlägt darauf dem Ludwig das Haupt ab und wirft es an die Wand, daß Hirn und Blut den König beſpritzt. Hierauf entſpinnt ſich ein Gefecht, aus dem kaum die vier

Brüder auf dem Bayard entkommen. Haimon wird gefangen, ſoll erſt mit Aya getödtet werden und ſchwört nachher gezwungen, ſeine eigenen verbannten Söhne verfolgen zu helfen. Nach einigen Abenteuern in der Fremde wollen die Brüder ihre Mutter wiederſehen; ſie kommen als Pilger auf die väterliche Burg, die Mutter macht Reinold trunken und ſchlafend, ſie küßt ihn ſo heftig, daß beide aus Mund und Naſe bluten. An dieſer Stelle iſt auch in der Darſtellung ganz klar, wie ältere geſchloſſenere Gedichte hier vorliegen und gleichſam ſich auflöſen und zerfallen. In beiden Handſchriften iſt die Scene gleich; ſie iſt voller Sprünge und Lücken, die Mutter hat offenbar die Söhne erkannt, allein es ſteht nichts davon da, man hört von keinem Wiederſehen. Ein Späher ſagt dem alten Haimon, daß ſeine Söhne da ſeien und muthet ihm an, ſie ſeinem Schwure gemäß zu fangen; Haimon erſchlägt den Botſchafter, will ſie aber dennoch fangen laſſen, die Brüder aber vertheidigen ſich und Reinold wollte erſt ſeinen Vater erſchlagen, dann aber begnügt er ſich, ihm Hände, Naſe und Mund abzuſchneiden und ihn ſo dem Karl zum Geſchenk zu ſchicken! Karl belagert darauf die Brüder, Reinold flieht, die drei anderen werden feſt genommen, zur Häufung alles Unglücks wird auch noch Bayard gefangen. Allein jetzt trifft Reinold auf Malagis und mit ſeiner Zauberhülfe gewinnt er ſein Roß wieder. Die drei Brüder ſollen gehängt werden, es erhebt ſich aber darüber Zwieſpalt am Hofe. Turpin redet dawider, der König hebt die Hand gegen ihn, Turpin greift ihn an der Kehle, andere ſtoßen ihn. Nur Ein Franke von Paris iſt auf Karl's Seite, dem ſchlägt Ogier den Kopf ab. Man ſieht, Alles aufgetragen und gräßlich; nur Wildheit, nur Blut und Köpfe. Die Befreiung der Brüder durch Malagis, die Rettung des Ritſart vom Tode am Galgen, und Anderes, was dazwiſchen liegt, übergehen wir wegen der großen Aehnlichkeit mit den Aventiuren im Malagis. Es folgt zuletzt die Belagerung von Montalban, und der endliche Friede gegen die Uebergabe des gefährlichen Bayard. Der König läßt ihn mit einem Mühlſteine erſäufen. Allein Bayard ſchlägt ihn entzwei.

Reinold fällt in Ohnmacht, dennoch muß er ſein treues Roß wieder fangen. Der Verſuch mißglückt zum zweitenmale, Reinold fängt es wieder und ſoll jetzt nicht zuſehen, denn von ſeinem Anblick bekam das Roß Kraft und Muth. Er verſprichts, geht in den Wald und wirft ſich ſchreiend zur Erde. Das ſieht Bayard, und noch einmal hebt er ſein belaſtetes Haupt mit großer Kraft aus dem Fluſſe, ſchrie nach ſeinem Herrn und ſah ihn dann nicht mehr. Wie auch nachher Claradis um das gute Roß jammert, iſt ſelbſt in der elenden Darſtellung ergreifend. Reinold verſchwört nun Roſſe und Sporen und wird Eremit; er verrichtet dann mit Malagis im Oriente noch große Thaten, kehrt zurück und peinigt ſich als Laſtträger. Von ſeinen Geſellen wird er St. Peters Werkmann genannt. Aus Neid aber bringen ihn nachher einige derſelben ums Leben.

Was das letzte unſerer drei Gedichte, von Ogier dem Dänen (d. h. von den Ardennen), dem Enkel Doolin's von Mainz, angeht, ſo ſind im Franzöſiſchen drei Bearbeitungen erhalten, die älteſte aus dem 12. Jh. von Raimbert von Paris[257]), die andere von Adenez aus dem Ende des 13. Jhs., eine dritte, die unter Zuſätzen den Inhalt Raimbert's wiedergibt, aus dem 14. Jh. Die halbhochdeutſche Umſchrift[258]) des niederländiſchen Gedichtes, zu dem die kleinen erhaltenen niederländiſchen Bruchſtücke gehören, ſtimmt in der Jugendgeſchichte Ogier's mit allen drei franzöſiſchen Texten im Allgemeinen

257) Ed. Barrois. Paris 1842.

258) Cod. Pal. 363., der erſte Theil von f. 1—80. Das niederländiſche Original blickt überall heraus; Reime und Worte ſind oft, wo es leicht thunlich war, nicht ins Hochdeutſche übertragen. Man lernt daher ſo gut, wie von dem dietſchen Ueberſetzer ſelbſt, daß das niederländiſche uz dem welsch von Wort zu Wort übertragen iſt; und man erfährt ſo auch (Bl. 202) den Namen des Dichters:

Gut an anfang und an end quaet,
das ist alles ein verlorn staet:
daran neme ein ieglicher sin gemerk,
dis lernet uns Johan wol der clerk

der nicht mit dem Clerk Jan von Boendale zu verwechſeln iſt.

zuſammen, in dem Hauptgedichte iſt ſie der jüngſten am nächſten, namentlich darin, daß hier der rachſinnende Ogier, dem Karlot ſeinen Sohn erſchlug, nicht (wie in Raimbert's Gedicht) bei dem Lombarden Deſier, ſondern dem ſarazeniſchen Sachſenkönig Blancardin Hülfe ſucht. Wir gehen auf Inhalt und Form des deutſchen Zwillingsgedichtes nicht näher ein. Es bezeichnet den äußerſten Verfall, wo in der froſtigſten Reimerei die elendeſten Abenteuer in der ungeſchickteſten Verbindung aufs langweiligſte hergezählt werden. Der erſte Theil, welcher Ogier's Jugendgeſchichte enthält, bezieht ſich ſchon (Bl. 1) auf anderes, und wieder die Fortſetzung auf dieſe Jugendgeſchichte, und zwar ſo, als ob ſie mehrfach im niederländiſchen behandelt wäre, ſo daß man wohl ſieht, dieſer Held war in den Gegenden ſeiner Heimath, Brabant und Hennegau eine Lieblingsfigur geblieben.

Noch eine verſpätete und vereinzelte Erſcheinung in unſeren Bezügen zu der niederländiſchen Literatur haben wir in der Ueberſetzung der Kinder von Limburg[259] (Margrete von Limburg) durch Johann von Soeſt, der auch ſein eigenes Leben in Reimen beſchrieben hat[260]. Sein eigentlicher Name war Rüdiger Grumelkut (aus Unna); er nannte ſich dann nach ſeinem Jugendaufenthalte von Soeſt. In einem abenteuerlichen Leben war er durch ſeine ſchöne Singſtimme allmählich emporgekommen zu einem Singermeiſter des Kurfürſten Philipp von der Pfalz, ſpäter legte er ſich auf die Arzneikunſt und practicirte an verſchiedenen Orten, zuletzt in Frankfurt († 1506). Seine Kinder von Limburg ſind nach einem erhaltenen niederländiſchen Gedichte[261] von Heinrich von Aken gearbeitet, der

259) Cod. Pal. 87.

260) S. Hoffmann in Prutz lit. Taſchenbuch. 4, 191 und Fichard's Frankf. Archiv f. ältere d. Lit. u. Geſch. 1, 75. Er ſchrieb noch vieles Andere; 1495 ein Gedicht, wie man eine Stadt regieren ſoll (S. Anzeiger für Kunde d. d. Vorzeit 1865. Sp. 468); nach einer Notiz in dem lateiniſchen Commentar dazu auch ein Buch über Muſik; ſpäter noch zwei Gedichte geiſtlichen Inhalts.

261) Ausg. von van den Bergh. Leiden 1846.

an dem Originale — das nach ſeinem Vorgeben eine Ueberſetzung aus wälſcher Quelle, vermuthlich aber ſein eigenes Werk iſt, mühſame 26 Jahre (man vermuthet 1291—1317) geſchrieben hatte, ſo daß es ihn oft verdroefte und vermelancoleerde. Heinrich war Pfarrer in Corbeke bei Löwen und hatte mehreres aus dem Franzöſiſchen überſetzt, ein Gedicht ritterlichen Inhalts aber lehrhafter Tendenz, Hugo van Tabarie[262], und um 1280 (verkürzend) den Roman von der Roſe[263] von W. von Lorris und Jean Clopinel aus Méun, dieſen berühmten, in epikureiſcher Freigeiſterei entworfenen Spiegel der Verliebten, der in ähnlichem Sinne wie der Reinaert auch gegen die kirchlichen Misbräuche gekehrt war, und daher wohl aus doppelten Gründen in dem wohllebigen Volke von Belgien begierig aufgenommen war und wiederholte Ueberſetzung fand. Die Schule der Beſchäftigung mit dieſem Buche hat auf die Erfindung und Darſtellung der Kinderen van Limborch ſichtlich übergewirkt. Ein Exemplar des Originals war im Beſitz der Erzherzogin Mathilde von Oeſterreich, aus deren Bibliothek es Püterich 1442 erwähnt; die deutſche Ueberſetzung iſt von 1470. Wir finden noch einmal alle Eigenheiten der Ritterliteratur neben manchen neueren Zügen. Mehrfache Liebespaare, abwechſelnde Verfolgung gleichzeitiger Abenteuer verwandter oder befreundeter Helden, wie in den meiſten der Proſaromane; ſchlechte Erfindung und Wiederholung der Begebenheiten, Erinnerungen an andere Erzählungen; die Scenerie der Allegorie, ja ganze eingeſchaltete Allegorien der Art, wie wir ſie unten werden kennen lernen; die Verſetzung aus den großartigen Ritterabenteuern in kleinere, mehr bürgerliche Verhältniſſe, wie wir ſchon in mehreren in dieſen niederländiſchen Gegenden entſtandenen Gedichten fanden, zugleich bei dem Bewahren der alten großen Schlachten und Heiden-

262) In Kauslers Denkmälern Bd. 2.

263) Die Rose van Heinric van Aken, ed. Dr. Eelko Verwijs ('s Gravenhage 1868) aus einer Amſterdamer Hſ. Aus der Comburger Hſ. war das Werk ſchon von Kausler l. l. herausgegeben.

kämpfe, all das liegt dicht nebeneinander. Das Feſſelndſte iſt darin die Liebe der drei verſchiedenen Paare; der Eingang des Tones aus dem Volksliede iſt hier faſt ſo entſchieden, wie der des Minneliedes in die alten poetiſchen Romane. Zwiſchen Evar und Sibylle herrſcht die alte Art von Minne; die Dame zaubert, der Ritter wird wahnwitzig; ganz nette Züge aber findet man, wer ſie in den 20000 Verſen des Gedichtes ſuchen will, in der Liebe des ruhigen Heinrich zu der glühenden Europa und des glühenden Echites zu der ruhigen Margrete. Gegen die gleichgültigen Buhlereien in den alten Romanen ſticht dieſe Wärme ganz eigenthümlich ab, die hier ganz mit Zucht und Ehrbarkeit gepaart iſt, und während in einem ſeelenloſen Stoffe die alte Form unter den Händen des Pfarrers und des überſetzenden Singmeiſters, der ſich in jedem Geſange ſeiner Unfähigkeit anklagt, ſtets tiefer ſinkt, ſteigt innerlich die Natur und Menſchlichkeit, mit der er ſeine Seelenſchilderei in naiver Sicherheit verfolgt, und je minder man daran gewöhnt iſt, deſto mehr überraſcht es, wie hier alles ſo natürlich beredt, ſo rein und eben fließt; wie ſo praktiſch und verſtändig die kühlere Frauennatur dem Ungeſtüm der männlichen Liebe gegenüber gezeigt und wieder ein umgekehrter Fall zum Gegenſatze geſchickt benutzt wird. Dieſer neue Geiſt hängt innerlichſt mit den Veränderungen zuſammen, den das Liebeslied und der Proſaroman gegen das Ende des 15. Jhs. unter den Einflüſſen der Volksdichtung und der klaſſiſchen Literatur erlitt, worauf wir weiter unten zurückkommen.

---

4. Deutſches Nationalepos.

Wir haben in der Geſchichte des allmählichen Verfalles der fremden Epen aus der Karl- und Arthurſage, auch in ihren bloßen Verpflanzungen nach Deutſchland, im Karlmeinet und in der Abenteuer Krone die Neigung zu ſteter Erweiterung und cycliſcher Zuſammenfaſſung beobachtet: auch in den Fortgängen unſeres deutſchen

Nationalepos iſt ein ſchwacher Anlauf dazu zu bemerken, der aber zu keinem Ziele führte. Es iſt vielmehr ein charakteriſtiſcher Unterſchied in dem Verlaufe der Geſchichte unſerer heimiſchen Volksepen, daß wir dieſelben wie wir ſie rückwärts in ihren rhapſodiſchen Anfängen beobachten konnten, ſo auch in ihren Ausgängen bis zur Wiederauflöſung in einzelne Beſtandtheile verfolgen können. Dieſer Unterſchied wird weſentlich darin bedingt ſein, daß unſere deutſche Sagendichtung, die ſelbſt in ihren glänzendſten Leiſtungen in den höfiſchen Kreiſen wenig Aufnahme fand, in ihrer Maſſe in den Händen volksverwandterer, ſpielmänniſcher Wanderdichter blieb, deren Vorträge, für kürzere Zeit bemeſſen, in wechſelnde Räume vor wechſelnde Zuhörer getragen wurden. Daß eine Fülle von dieſen Sagen, wie wir es im 12. Jh. fanden, noch ebenſo auch im 13. umlief und an die Fahrenden verlangt wurde, iſt aus einer früher ſchon berührten klaſſiſchen Stelle in den Gedichten des Marner[264]) bekannt. Wie ſich unter der Pflege dieſer Sänger unſer nationales Epos, zur Seite und unter den Einwirkungen der wuchernden höfiſchen Fremddichtung fortbildete, müſſen wir an einer Gruppe von Gedichten anſchaulich zu machen ſuchen, die wir faſt alle nur in ſpäteren Ueberarbeitungen des 14., meiſt 15. Jhs. beſitzen, in welchen wir aber faſt ohne Ausnahme auf Vorlagen aus der erſten Hälfte des 13. Jhs. zurückblicken. In chronologiſcher Genauigkeit hätten wir dieſe Werke *vor* den meiſten der Fremddichtungen beſprechen müſſen, die wir zuletzt kennen gelernt haben; wir mußten ſie aber zurückſtellen, weil wir ſie alle, in irgend einer Weiſe, von der Form oder dem Inhalte oder dem Geiſte der ausländiſchen Poeſien werden angeſteckt finden, was uns, ohne die vor-

264) In W. Grimms d. Heldenſage ed. 2. p. 163.

Singe ich den liuten mîniu liet,
sô wil der êrste daz,
wie Dieterich von Berne schiet,
der ander, wâ künc Ruother saz,
der dritte wil der Riuzen sturm,
sô wil der vierde Eggehartes nôt,
der fünfte, wen Kriemhilt verriet,
dem sehsten tæte baz,
war komen sî der Wilzen diet,
der sibende wolde eteswaz
Heimen ald hern Witchen sturm,
Sigfrides ald hern Eggen tôt u. ſ.

ausgegangene Bekanntſchaft mit dieſen, minder verſtändlich ſein würde. In dieſen Einwirkungen des Fremden bekundet ſich zumeiſt der innere Verfall dieſer heimiſchen, in ihren Stoffen, wo ſie eigenthümlich national ſind, ſehr armen, und wo ſie erborgt ſind, ſehr ungeſchickt entlehnenden Dichtungen, die in dieſer Beziehung in ununterbrochener Kette gerade nur fortſetzen, was uns im 12. Jh. im K. Ruother und im Biterolf, im Oswald, im Orendel, im Herzog Ernſt ſchon begegnet iſt. In allen dieſen Stücken war ſchon damals von fahrenden Dichtern, die der höfiſchen Kunſt nachſtrebten, oder von ritterlichen, die ſich zu der Manier der Spielleute herabließen, heimiſchen Stoffen ein fremdes Gewand umgehängt oder ihr ganzer Körper durch heterogene Nahrung umgebildet worden. Von den drei letztgenannten jener älteren Werke des 12. Jhs. wiſſen wir ſchon, wie ſie im Laufe dieſer abſinkenden Zeiten umgeſtaltet und verderbt wurden; die ſpäteren im 13. Jh. entſtandenen Dichtungen deutſcher Sage hatten noch ungleich mehr, gleich den karolingiſchen Geſten in Frankreich, faſt in jeder Abſchrift eine Umarbeitung, in der Ueberlieferung des Stoffes eine Umwandlung zu erleiden: ein Zeichen der geringen Achtung, die bei den fahrenden Sängern die alte Tradition genoß, und der Willkür, mit der ſie nach Laune und Bedürfniß in ſie eingriffen. Selbſt die kürzeſten Gedichte dieſer Gruppe ſind nicht frei, und die größeren wimmeln von gedankenloſen Verwirrungen und Widerſprüchen: ein Beweis, wie dieſe Wanderpoeten weder Stetigkeit, Zeit und Geiſt genug, noch auch nur das innere Intereſſe an den alten Mären hatten, um auf ſtrenge Ordnung und Zuſammenhang in ihren Nacherzählungen zu halten. Mit dieſer Theilnahmloſigkeit hing dann auch jene Neigung zum Abkürzen der breiteren dieſer deutſchen Sagendichtungen zuſammen, worin wir ein eigenthümliches Unterſcheidungszeichen ihrer geſchichtlichen Fortbildung zu erkennen meinten. Die fremden Epen verfielen, indem ſie ins rieſenmäßige erweitert, in große Cyclen zuſammengefaßt und in Proſa aufgelöſt wurden; die deutſchen dagegen, indem ſie in Form und Sprache

tief entartend ihre dürftigen Stoffe, nach einem geringen Triebe zu ihrer Erweiterung ſtufenweiſe zuſammenſchrumpfen und zu rohen Bänkelgeſängen herabſinken ließen, die poetiſche Form dabei aber feſthielten und in proſaiſche Geſtalt nur in der fremden, nordiſchen Thidrekſage übergingen.

Der Zeit nach ſteht in der bezeichneten Gedichtgruppe voraus der ſchon früher (1, 312) kurz erwähnte, in der Nibelungenſtrophe verfaßte Geſang von Alphart's Tod[265]), den man nur aus einer ſpäteren, in nur Einer Handſchrift des 15. Jhs. erhaltenen Ueberarbeitung durchblicken ſieht. Dieſe Unterlage erzählt ganz rhapſodiſch nur das Eine Ereigniß: wie, bei einer Begegnung der Heere Dietrichs und Ermrichs, der junge Alphart, Wolfharts Bruder, ſich zur Warte drängt, wie er allein erſt den Herzog Wulfinc mit faſt allen ſeinen 80 Begleitern erſchlägt, dann auch Witege niederwirft und für ſeine Schonung des todtgleichen Mannes den Lohn erndtet, durch ihn und Heime, Einer gegen zwei, zu fallen. Schon dieſer knapp zuſammengreifende Inhalt des alten Liedes iſt aber neuere Umgeſtaltung der Sage, die (noch in dem Gedichte von Dietrichs Flucht) von Witege als Alphart's Beſieger nicht wußte; dann aber wurde die einfache Dichtung mit der Zeit, es ſcheint durch verſchiedene Ueberarbeiter, auf mehr als den dreifachen Umfang, unter Einflechtung komiſcher Zwiſchenfälle wie ſie die ſpielmänniſche Manier erforderte, erweitert: man gab der Ausſendung Alphart's auf die Warte ein Gegenſtück in Wulfinc's gleichem Geſchäfte, der Trennung Alphart's von ſeiner Tante ein Seitenſtück in der Trennung von ſeiner Gattin, ſeinem tragiſchen Todeskampfe ein heiteres Vorſpiel in dem Kampfe mit ſeinem (unerkannten) Oheim Hildebrand. Was dann am Schluſſe (nach einer Lücke in

265) Im deutſchen Heldenbuche Bd. 2. ed. E. Martin. Berlin 1866. Die Form des Gedichtes ſah Pfeiffer ſelbſt als ein Bedenken gegen ſeine, aus der ſtrophiſchen Form gezogene Vermuthung auf den Verfaſſer der Nibelungen an, da ſie zu Einer von zwei gleich unſicheren Annahmen nöthigt: daß auch Alphart von Kürenberg gedichtet ſei oder daß er urſprünglich in einem andern Maaße verfaßt war.

der Handſchrift bei Strophe 305) folgt: wo Eckehard von Breiſach den Bernern Hülfe zuführt, unter andern den Mönch Ilſan mit 1100 Kutten, und nun eine große Völkerſchlacht zur Rache von Alpharts Tode geſchlagen wird, dies zählt, ſicherer als die vorhergehenden Einſchiebungen, bei deren Ausſcheidung auch die bekannten Lachmann'ſchen Kriterien der Unächtheit nicht überall zutreffen, zu den hohlen Hinzudichtungen, mit denen man auch in dem Gedicht von der Rabenſchlacht ein urſprünglich einzelnes Ereigniß zu einer weiten Schlachtengeſchichte ausgedehnt hat.

Wenn der Kern des Alphartlieds in ſeiner ſtrengen Form und ernſten Haltung an das ächteſte in dem deutſchen Epos erinnert was wir kennen, ſo knüpft ſich die Unterlage des Laurin[266], die wir gleichfalls ſchon (1, 312) berührten, in Ton und Inhalt an die ganz willkürliche Dichtung von Biterolf und Dietleib an, in der wir die Einflüſſe der Fremddichtung auf die deutſche Sage (1, 310) ſo grell und greiflich eintreten ſahen. Man hält die Zwergmäre von Laurin (ſo heißt ein Dorf und Alp nicht weit von dem ſagenberühmten Ronsberg in Tirol) und ſeinem Roſengarten (wie man jetzt noch in Tirol einen Alpenroſenplatz nennt) für eine urſprünglich unabhängige tiroliſche Bergmannsſage, die dann willkürlich mit der Dietrichſage wäre verbunden worden; ſelbſt für die Annahme dieſes vagen Untergrundes volksthümlicher Localſage ſcheint es uns mislich, daß in der älteſten Erwähnung Laurins, in dem Wartburgkriege, ein Bruder dieſes deutſch-wälſchen Zwergkönigs Namens Sinnels auf Berg Palackers bei

266) Deutſches Heldenbuch tom. I. Berlin 1866. Die elf erhaltenen Handſchriften aus ſpäter Zeit weiſen nach dem Herausgeber Müllenhoff alle auf eine gemeinſame, verlorene Quelle an der Scheide des 13/14. Jhs. zurück, in der die Dichtung, und zwar in zwei Verzweigungen, einer bairiſch-öſterreichiſchen und einer mitteldeutſchen, erſt ſeine größere Verbreitung erhielt und weiterhin wechſelnd Verſtümmelungen und Erweiterungen erlitt. Die noch ältere an die Scheide des 12/13 Jhs. zurückfallende Unterlage herzuſtellen, war ein ſchwieriges Unternehmen, da keine der erhaltenen Handſchriften eine maasgebende Bedeutung hat. In einigen derſelben iſt der ſagenhafte Heinrich von Oſterdingen als Dichter genannt.

dem Lebermeere, 12000 Raſten gegen Endia hin, herrſchte. Daß, wie im Biterolf und Dietleib, die größte Willkür und fremde Einwirkung in dem enge an jenes Werk angeſchloſſenen Gedichte von Laurin obgewaltet habe (deſſen Held eigentlich Dietleib iſt, von deſſen Verbindung mit Laurin der Wartburgkrieg nichts weiß), dafür ſpricht uns ſchon dies, daß ſie mit dem erſten Eindrang der Liebhaberei der franzöſiſchen Geſten an Zwergen zuſammenhängt, den wir ſchon oben im König Tirol und im Friedrich von der Normandie beobachten konnten: der unwiderſtehliche Dietrich, von dem weiſen Hildebrand berathen, trit hier als Sieger über die Zauber-Kunſt und Kraft des Elben Laurin auf. Dietleib rettet nun den bezwungenen Zwerg vom Tode, von dem kürzlich ſeine Schweſter Künhilt entführt worden war, der es aber unheimlich iſt unter dem gottloſen „Undiet" der Zwerge; Laurin vergilt ihm das mit Undank, ſperrt ihn und ſeine vier betäubten Begleiter trotz des geſtifteten Friedens ein, worauf Künhilt ihren Bruder durch einen Zauberring befähigt, das unſichtbare Zwergvolk zu ſehen; er nimmt ſich nun ſeiner Geſellen an wie zuvor des Zwergs, für den er aber nach Beſiegung der Zwerge ſein gutes Wort einlegt und der nun, von Ilſung im Chriſtenthum unterrichtet, in Dietrichs Gefolge eintrit. Ein armſeliger Fortſetzer hat in einer ſchalen Erdichtung, Walberan[267]), bewähren zu müſſen geglaubt, daß das Chriſtenthum die tückiſche Elbennatur in Laurin ausgetilgt hatte, der bei einem Anfall der unſichtbaren Zwergheere ſeines Neffen Königs Walberan von Armenia auf Bern ſich gegen ſeinen Lehnsherrn treu bewies. Bei aller Zierlichkeit und Nettigkeit des, gleich Biterolf, in reimgepaarten höfiſchen Verſen erzählenden Gedichtes von Laurin müſſen wir doch bei dem Urtheile W. Grimms beharren, daß es ſich über eine flache Einförmigkeit in Form und Erfindung nicht erhebe.

Der tiroliſchen Dichtung angehörig, in der die Zwergſagen zu

267) Deutſches Heldenbuch. I.

bevorzugter Pflege kamen, iſt der Ortnit[268]), der am meiſten an K. Ruother zurückerinnert. Er iſt, zuſammen mit dem enge damit verbundenen Wolfdietrich in ſieben Handſchriften des 15. Jhs., zugleich aber auch in drei älteren[269]) erhalten, mit deren Hülfe eine kritiſche Ausgabe noch herzuſtellen bleibt. Das Gedicht bewegt ſich in dem eintönigen Vortrage und der ungelenken, in dieſen Spätlingen deutſcher Mären vorherrſchenden ſtrophiſchen Form des Hildebrandstons, in dem die achte verlängerte Vershälfte der Nibelungenſtrophe auf das gleiche Maas aller anderen Halbverſe zurückgebracht iſt; die Compoſition der freien Erdichtung aber zeigt einen umſichtigen, in Italien wohlbewanderten, in ſeinen Zahlenangaben genauen Spielmann an, der ſich von den in dieſen Erzeugniſſen herkömmlichen inneren und äußeren Widerſprüchen frei hielt. Wie im König Ruother hat man aus Beziehungen auf Ereigniſſe im Morgenlande die Entſtehungszeit der Dichtung (1225—26) zu ermitteln verſucht[270]); man hat vermuthet, daß Kaiſer Friedrichs II Vermählung mit Iſabella von Jeruſalem (1225) den Dichter veranlaßte, die Märe von Ortnits Brautfahrt zu erzählen, und daß ihm bei deſſen Kämpfen vor Muntabur die Angriffe der Kreuzfahrer (1217) auf die Burg, die Malekadel 1212 auf Berg Tabor gebaut, vorgeſchwebt hätten. Die Fabel iſt nur eine Aufwärmung der altbeliebten kriegeriſchen Brautwerbungen, wie wir ſie aus Ruother, aus Oswald und Orendel kennen. König Ortnit von Lamparten rüſtet eine Seefahrt, die Tochter des Heidenkönigs Nachaol (oder Machorel) zu erkämpfen, deren Bewerber alle der Vater bis dahin tödtete. Vor der Ausfahrt trifft er unter einer Linde auf ein reich geſchmücktes Kind, den Zwergkönig Elberich,

---

268) Ausgaben von Mone 1821, von Ettmüller Zürich 1838, von V. d. Hagen im Heldenbuch 1855. Bd. I.

269) Der Ambraſer, die aus guter alter Vorlage ſchöpft, der Windhager von 1358 und den Bruchſtücken einer noch älteren aus dem Anfang des 14. Jhs., bei V. d. Hagen l. l. 1, 153.

270) Müllenhoff, über das Alter des Ortnit. In Haupts Zeitſchr. 13, 185.

in dem er ſeinen Vater kennen lernt, der einſt unſichtbar ſeine Mutter bewältigt. Die Art nun, wie der Zwerg erſt ſeinen Sohn lange hohnneckt, dann ihn, nur für ihn ſichtbar auf dem Maſt ſitzend, auf der Meerfahrt begleitet, wie er unſichtbar in Muntabur eingeht, den König Nachaol mit Ohrfeigen und Raufen mishandelt und ſeine Tochter entführt, die nach Beſiegung der Verfolger auf der Heimfahrt (Sidrat) getauft wird, das erinnert bald an die Rabenſchwänke im Oswald, bald an die Lieblingsſcenen im Malagis, nur daß der Scherz in der pathetiſchen Strophe weniger deutlich wird. Durchaus charakteriſtiſch aber ſind wie im Malagis die Siege der Kunſt über Gewalt und Stärke; während in der älteren deutſchen Sage die Zwerge, wie in den Nibelungen, wie noch im Laurin, wie in einer Aventiure der Thidrekſage von Dietrichs Erwerbung des Schwertes Nagelring, den Helden dienſtbar werden müſſen, ſo iſt Elberich hier ſchon der Helfer, der Schützer und Lenker, und ſogar der Vater des Helden[271].

Wenig oder kein unmittelbarer Einfluß fremder Sagendichtung iſt in dem großen Roſengarten[272] wahrzunehmen, in welchem das deutſche Reckenthum in den überlieferten Formen und Tönen der Volksdichtung, aber in der derbſten ſpielmänniſchen Manier, ohne jeden Anflug von höfiſcher Weiſe erſcheint. In einer urſprünglichen, bis jetzt nicht aufgefundenen Faſſung mag die Dichtung, die ihre Ein-

271) In einem (ſchon Note 193 beiläufig erwähnten) Elfenſchwank machte ſich ein Poet den harmloſen Spaß, durch einen Zwergkönig Antelan drei der tapferſten Helden Arthurs niederwerfen zu laſſen. Ed. W. Scherer in Haupts Zeitſchr. 15, 140.

272) Die Texte der Heidelb. und Straßburger Handſchriften ſind vereint gedruckt in dem Heldenbuch von B. d. Hagen und Primiſſer, Berlin 1825; Bruchſtücke einer verwandten Hſ. durch W. Grimm in Haupts Zſ. 11, 536. Bei Weitem lesbarer iſt der Text des Heldenb., und die kürzere Bearbeitung von Roen, die auf einer verlorenen Geſtaltung beruht. Den Text einer ehemals in Frankfurt befindlichen Handſchrift gab zuerſt W. Grimm 1836 heraus, den der Pommersfelder Hſ. Bartſch in der Germania 4, 1. Bruchſtücke von wieder einer andern Bearbeitung veröffentlichte W. Grimm in den Abhh. der Berliner Akad. 1859. S. 483; wiederholt von Bartſch, Germ. 8, 196. Weitere in Haupts Zeitſchr. 12, 530.

kleidung dem Laurin (dem kleinen Roſengarten) entnommen, bis um 1250 zurückweichen, obzwar ſie erſt in Ottokars Chronik bezeugt iſt. Mittelbar indeſſen wird der Grundgedanke, und unter den beſungenen Helden auch die Lieblingsfigur des Poeten gleichwohl aus der kärlingiſchen Sage herübergedrungen ſein. Aus dem Religionslehrer Ilſung im Laurin, oder aus Elſan, dem Hüter der Söhne Helche's (in der Rabenſchlacht), iſt hier ein Mönch Ilſan geworden, ein Bruder Hildebrands, den man aus dem Kloſter, wo er der Schrecken der Mönche war, zum Kampf mit den ſtärkſten Helden ruft, da ſich dann die angeborene Natur des Wölfings nicht verleugnet: ganz eine Geſtalt wie die Mönch gewordenen Willehalm und Rennewart. Und ſo ſind wir im Reinold dem Gedanken, die berühmteſten Helden der heimiſchen Sage in Zweikämpfe zu verwickeln, begegnet, den der Dichter des Roſengartens übrigens ſchon im Biterolf vermittelt fand, wo die Amelunge und Burgunder, Dietrich mit Siegfried, wie hier wieder, in Worms aneinandergebracht ſind, ohne daß dort von einem Roſengarten Kriemhildens die Rede wäre. Das Neue und Bezeichnende in unſerem Gedichte iſt nun aber die ſchnurrige Erzählung dieſer Helden- und Rieſenkämpfe, die im Biterolf im anſtändigſten Tone, in der Rabenſchlacht im heroiſchen Stile behandelt ſind. Wir wollen einige Züge der verſchiedenen Bearbeitungen zuſammenſtellen. Der ganze Kern des Gedichts, das Ausreiten nach Roſen und Küſſen mit Gefahr des Lebens wird ſogleich von Dietrich und ſeinen Helden ſchnackig und ſonderbar gefunden, und ſo auch von ſeinem Schreiber, der ihm Kriemhildens „Trutz- und Tratzbrief" lieſt. Sie kommen an den Rhein, wo ein ſchrecklicher Fährmann den Uebergang wehrt und einen blutigen Fahrſold verlangt; Wolfhart will ihn anflehen, wie einen Eſel der die Säcke nicht tragen will, mit guten Knitteln. Ilſan ſchlägt den Fährmann zu Boden: Nunmer Dummer (in nomine domini), ſagt der Ferge, ſolche ſtarke Teufel waren mir nie bekannt. In dem Zweikampfe des zufällig verwundeten Rienolt mit Sigeſtab verdenkt man es Kriemhilden, daß ſie mit

ihren Spitalkranken hofft, die übermüthigen Hunnen zu zwingen; es ſei, als ob der Wagen vor die Rinder geſpannt wäre. Hildebrand, als ihm nach dem Siege Kriemhild den bedungenen Kuß geben will, lehnt es ab: das Hurenwerk ſolle nicht ſein, er wolle das ſeiner Hausfrau behalten und keine ungetreue Magd küſſen; und Siegfried beglückwünſcht den Sieger: wer ſich an alte Keſſel reibe, der mache ſich rußig. Die ganz burleske Figur Ilſans aber ſpielt die Hauptrolle. Als ihn die Amelungen aus dem Kloſter abholen, begrüßt ihn Hildebrand mit einem benedicite und erhält des Teufels Geleit zum Gegengruß. Wie er in den Garten kommt, zertrit er die Roſen und wälzt ſich darin. Der kluge Hildebrand ſpornt ihn mit Stichelreden, als er den Volker in die Beichte nimmt, ihm Buße auflegt und mit ſeinem Predigerſtab ſchwere Schläge ertheilt. Für 52 beſiegte Gegner ſoll er ebenſo viele Küſſe von Kriemhilden erhalten; jedesmal reibt er ſie mit ſeinem ſtarken Barte, „das ward ſie ſehr verdrießen, doch dünkt es den Münch gut.“ Die gewonnenen dornigen Roſenkränze drückt er, als er heimkommt, den Mönchen, die ihm nicht wohlwollen, auf die Glatzen, daß ihnen das Blut über die Ohren rinnt, und die ſich ungebärdig dabei anſtellen und ihn nicht in ihr Gebet nehmen wollen, knüpft er je zwei mit ihren Bärten zuſammen und hängt ſie über eine Stange. Dies ſind die Dinge, die mehr als alles andere den unteren Volksklaſſen dieſe Dichtung lieb machten, deren vielfache Umwandlungen in dieſen ſchwankhaften Zügen immer anwachſen. In nordiſchen Volksliedern der ſpäteren Jahrhunderte über K. Diderik und ſeine Kämpen, deren nicht weniger als acht bekannt ſind, folgen wir dem beliebten Stoffe bis zu ſeiner äußerſten Verbauerung im plumpſten Bänkelſängertone herab. Bei den ſpäteren deutſchen Volksſatirikern ward Ilſan der Vertreter der grobianiſchen Rotte, die im 15/16 Jh. den roheſten Volkston angab.

Wie das komiſche Element die beſondere Freude des Volks und die beſte Empfehlung dieſer heimiſchen Dichtungen war, kann man auch an den Ueberarbeitungen des Sigenot bemerken, der in ſeiner

älteſten, in die Mitte des 13. Jhs. fallenden Geſtalt[273]) nur 44, in allen ſpäteren Handſchriften und Drucken um 200 Strophen umfaßt. In der kurzgeknüpften Erzählung des alten Textes: wie Dietrich auf den Rieſen Sigenot trifft, deſſen Neffen Grim und ſein Weib er einſt mit Hildebrands Hülfe getödtet hatte, was zu rächen ihn Sigenot in eine Schlangenhöhle wirft, aus der ihm der gleichfalls von Sigenot eingefangene mitſchuldige Hildebrand, nach Beſiegung des Rieſen, mit Hülfe eines Zwergs Eggerich heraushelfen muß, in dieſer Erzählung ſind nur einzelne matte komiſche Pinſelſtriche angebracht, wo in den ſpäteren Umarbeitungen dicke Farben aufgetragen ſind. Wenn da Hildebrand von Frau Ute ſcheidet, macht ſich Wolfhart über die Alte luſtig, ſie ſolle ſich um ihres Mannes etwaigen Tod nicht kümmern, ſondern ſich einen jungen nehmen; im Uebrigen, wenn ſich Hildebrand ſeines Abſchiedskuſſes erinnere, ſei es um den Rieſen geſchehen. Frau Ute räth dem Neffen, ſich ſelbſt ein Weib zu nehmen: es möge ihn keine, erwiedert er, ſpräche er ja eine an, ſo kehre ſie ihm das Hintertheil. Wenn da der Rieſe im Schlafe athmet, ſo beugen ſich die Aeſte der Bäume über ihm; wenn er auf Dietrich mit ausgeriſſenem Baume losſchlägt, ſo meint dieſer, der Ruthe ſei er doch entlaufen.

Mit dem Sigenot iſt an deſſen Schluß das (245 Strophen umfaſſende) Eckenlied[274]) enge verbunden, deſſen Entſtehung man jetzt bis um 1230 zurückſchiebt. Wie im Sigenot erſcheint Dietrich auch hier als der Vertilger einer ganzen Rieſenſippſchaft; erſt erſchlägt er den jungen 20jährigen Ecke, der neidiſch auf ſeinen Ruhm, geſtachelt von Frau Seburg, der höchſten unter drei Königinnen auf Jochgrimm,

---

273) Ed. Zupitza in dem deutſchen Heldenbuch tom. V. Berlin 1870; wo man die früheren Ausgaben angeführt findet.

274) Ed. Zupitza l. l. Laßberg (in ſeiner Ausgabe 1832) ſuchte in dem Eckenlied, wie zuvor ſchon Docen (Miscell. 1, 75) ein verlorenes, bei Rudolf von Ems erwähntes Gedicht, Heinrich's von Leinau Waller; ein Irrthum, den Docen (Misc. 2, 192) aufgab, Laßberg aber wie Uhland und Holtzmann feſthielten. Vgl. Zupitza, prolegomena ad Alberti de Kemenaten Eckium. Berol. 1865.

(einem bekannten Berge in Südtirol, in deſſen Nähe auch das Eggenthal mit ähnlich benannten Gemeinden liegt), Dietrich erſt in Bern, dann Etſch aufwärts in Trient und nach dem Nonsberg hin aufſucht, aber den frommen Helden nicht zu beſtehen vermag, der verwundet mit doppelter Kraft ficht unter der Anrufung von Gottes Hülfe, die ſein rieſiger Streitgeſelle „verſprochen" hatte; dann tödtet er die Ecke's Tod rächen wollen, den verwandten Eckenot und Ecke's Mutter Schweſter und Bruder, den meineidigen Baſolt. Keine deutſche Sagendichtung dieſer Spätzeit war, den unzähligen Anſpielungen nach, weiter verbreitet als dieſe, wiewohl ſie gerade von der komiſchen Manier der Spielleute nicht einmal ſo viel wie der kurze Sigenot an ſich trägt; aus der ſüdlichen Heimat drang ſie mit allen Dietrichſagen nach dem Norden vor, wo ſie am Niederrhein mit beſonderer Vorliebe verörtlicht wurde[275].

Sigenot und Eckenlied ſind beide in der 13zeiligen Strophe (der Berner Weiſe oder Herzog Ernſts Ton) abgefaßt, in der auch das große Gedicht von Dietrichs erſter Ausfahrt geſchrieben iſt und die (nur in kleinen Bruchſtücken erhaltene) Zwergſage von Goldemar[276], der wie Laurin eine Jungfrau verbirgt: in allen vier Dichtungen iſt der Volkskönig Dietrich zu einem ritterlichen Abenteurer gemacht, der in den beiden letzteren „um ſchöner Frauen willen" Kämpfe beſteht. Im Goldemar iſt, gegen alle Gewohnheit in unſeren deutſchen Sagendichtungen, der Verfaſſer Albrecht von Kemenaten genannt, ein

275) So daß Müllenhoff und Simrock ſie in einer urſprünglicheren Geſtalt hier heimiſch und erſt durch ihre Verbindung mit der Dietrichſage nach Tirol übergewandert denken; die Ortsbenennungen am Niederrhein, die mit den Namen Ecke und Baſolt zuſammenhängen könnten, ſind aber ebenſo wohl im Süden nachgewieſen. Vgl. Zingerle in der Germania 1, 120. Auf die Deutungen, die in der Sage einen Naturmythus, in Ecke den nordiſchen Rieſen Oegir, in Baſolt einen Sturmgott ſuchen, den eine alte deutſche Sage neben einem Mermut anruft, „das Wetter zu verführen", müſſen wir verweiſen: bei Zupitza in der Einleitung ſeiner Ausgabe, und in Simrocks Mythologie. So auch auf Uhlands Verſuch, ſelbſt im Roſengarten naturmythiſchen Untergrund nachzuweiſen; Germ. 6, 307.

276) Ed. Zupitza l. l.

Dichter, den Rudolf von Ems in ſeinem Wilhelm und Alexander als einen Lebenden erwähnt; der neueſte Herausgeber hält mit Müllenhoff dieſen Mann, nach ſeinen Spracheigenheiten einen Alemannen[277], für den Verfaſſer aller vier Gedichte, während Wackernagel und Uhland den unbedeutenden Poeten des Goldemar nicht für den rühmend ausgezeichneten Freund Rudolfs nehmen mögen, den wir doch auch ſonſt (oben S. 41) auf unbegründetem Freundeslobe ertappt haben. Die gleichen mundartlichen Beſonderheiten, die Ueberwirkung des Laurin auf alle dieſe tiroliſchen Zwerg- und Rieſenſagen, die ähnliche Miſchung von volksthümlichem, ſpielmänniſchem und höfiſchem Stile und die Uebereinſtimmung in den Reimungenauigkeiten und anderen metriſchen Eigenheiten werden für die gemeinſame Verfaſſerſchaft Albrechts angeführt, die wenn Pfeiffers Strophenargument noch für dieſe Zeit gilt nicht abzuſtreiten wäre. Mit voller Beſtimmtheit abzuſprechen, müßte man doch den Goldemar, das unzweifelhaft Albrecht angehörige Gedicht, vollſtändig beſitzen; denn was die — auch behauptete — Gleichheit des Stils und der Manier angeht, ſo ſcheint uns im Gegentheil die Verſchiedenheit ſo groß wie nur möglich zu ſein. Gegen die ſtumpfliche Knappheit der Erzählung im Sigenot ſticht ſelbſt im Eckenlied, ſchon gleich im Eingang, die behagliche Breite der Unterredungen grell ab, die weit mehr den Ueberarbeitungen des Sigenot gleicht; von der höfiſchen Beſchreibungsluſt bei der Ausſtattung und Rüſtung Ecke's durch Frau Seburg iſt nichts im Sigenot; nichts auch von den Kunſtausdrücken der britiſchen Romane und ſelbſt franzöſiſchen Sprachbrocken, die im Ecke begegnen; ſelbſt im Stoffe findet ſich zu viel grader Widerſpruch, als daß Ein und derſelbe Dichter ihn hätte ſtehen laſſen ſollen. So wie ſie vorliegen könnte Ein Dichter die vier Gedichte auf

277) Es gibt mehrere Orte des Namens auf alemanniſchem Gebiete; Wackernagel nahm den Dichter für einen Thurgauer; Zingerle (Germ. 1, 295) glaubte in ihm einen Angehörigen des Geſchlechts Kemnaten zu finden, die Dienſtleute der Herren von Taufers in Tirol, alſo öſtliche Nachbarn des Vorarlbergers Rudolf waren.

alle Fälle nur unter der Bedingung geſchrieben haben, daß er für jedes einzelne eine ganz verſchiedene ältere Vorlage vor ſich gehabt und ſie mit völliger Verleugnung aller Selbſtändigkeit nur überarbeitet hätte. Noch aber ſteht zu bezweifeln, daß wir in unſeren Texten des Sigenot und Ecke überhaupt die ächte Abfaſſung Eines beſtimmten Dichters beſitzen. Von dem Eckenliede, deſſen überlieferte Geſtalt nicht vor das Ende des 13. Jhs. reicht, iſt eine abweichende Strophe in der älteren Handſchrift der carmina burana aufbewahrt; in einzelnen Stellen (wie Str. 141—43) blickt man auf greifliche Erweiterungen; ſelbſt in dem kurzen Sigenot fehlt es nicht an einem Widerſpruch in der Märe, der es glaublich macht, es ſeien ſchon gewiſſe Züge der ſpäteren, breiteren Ueberlieferung in einer älteren Geſtalt des Gedichtes enthalten geweſen, von der unſer älteſter Text nur eine Abkürzung iſt.

Von gründlicher Verſchiedenheit iſt die lange, 1097 Strophen umfaſſende Dichtung von Dietrichs erſter Ausfahrt: um die Mitte des 13. Jhs. entſtanden, iſt auch ſie in ſehr abweichenden Geſtalten auf uns gekommen[278]). Es iſt leicht das wunderlichſte und ſchülermäßigſte Stück mittelalterlicher Poeſie das wir kennen. Der beleſene Dichter kennt die höfiſche Fremddichtung, er bezieht ſich auf ſie, er braucht ihre Worte und Weiſe, er macht nach ihrer Art den Recken Dietrich zu einem Sarazenenkämpfer und galanten Helden, zu einem ritterlichen Zögling, dem ſein Meiſter, der ſchriftkundige Hildebrand, aller Tugende Hort erſchloſſen, Prieſter und Frauen zu ehren, Schach zu ſpielen gelehrt hat; er kennt die lyriſche Dichtung von ihrer minniglichen und naturfrohen Seite, er kennt die ritterliche Lehrdich-

278) Eine öſterreichiſche oder ſteiriſche Umdichtung in 866 Strophen iſt aus einer Handſchrift des 15. Jhs. im Piariſten-Collegium in Wien herausgegeben von Fr. Stark: Dietrichs erſte Ausfahrt. Stuttg. 1860. Bibl. des lit. Vereins N. 52; die umfaſſendere Recenſion der Heidelberger Handſchrift N. 324 von Zupitza l. l. unter dem Titel Virginal, und in V. d. Hagens Heldenbuch 1855. t. II, wo das Gedicht „Dietrich und ſeine Geſellen", anderswo auch „Dietrichs Drachenkämpfe" heißt. Die von Stark beibehaltene Benennung der Wiener Handſchrift bezeichnet den Inhalt zugleich am beſtimmteſten und umfaſſendſten.

tung in ihren ſchönſten Erzeugniſſen, und er läßt Stellen, die aus beiden ihre Farbe tragen, wie in unmittelbarer Uebertragung in ſeine Erzählung hereinſpielen, die ſich dann wie koſtbare Flicken auf dem härenen Gewande der Recken- und Rieſenmäre ausnehmen. Denn zu den zarten Minneliederſtellen ſteht dann wieder die trockene Rückhaltung in ſeltſamem Contraſt, in der z. B. die Neigung der Ibelin zu dem gefangenen Dietrich behandelt iſt, der auch (in dem ausführlichſten Texte des Gedichtes) zwar um einer edlen Frauen willen auszieht zu ſeinen Abenteuern, aber ohne Frau ausgeht. Das Thema der Dichtung könnte man nennen: die erſte Begründung jenes Hauptcharakterzuges in Dietrich, nach dem er aus einem beſcheidenen Mistrauen in die eigene Kraft überall zögernd zum Kampfe erſcheint; der Eingang berichtet, wie der junge Berner, von ſchönen Frauen um ſeine Abenteuer befragt, ſchamroth von Hildebrand erfragen muß, was Abenteuer ſei. Die aus platten Reminiscenzen erdichtete, ſo inhaltleere wie breitgetretene Geſchichte erzählt nun, wie das — nahezu doch 30jährige — „Kind" Dietrich, das nach den ſtachlichten Spottreden ſeines Meiſters noch mit Tocken meint ſpielen zu dürfen, in die Welt der Abenteuer eintrit. Er zieht mit Hildebrand aus, die von dem Heiden Orkiſe bedrängte Königin von Tirol, Virginal, zu befreien, von der ſie, nachdem der Sarazene und ſeine Mannen erlagen, auf ihre Burg Jeraspunt eingeladen werden. Erſt aber wollen ſie die Würme im Gebirg austilgen, dann wird Dietrich, allein voraufreitend und verirrt, auf Nithers Burg Mautern gefangen gehalten und dort von einer Rieſenmeute wiederholt am Leben bedroht, Teufelskindern, „die den Himmel aufgegeben haben", deren Haupt (wie Sigenot und Vaſolt) dem Dietrich und ſeinen Geſellen Zorn trägt, weil ſie ihm ſein ganzes Geſchlecht verderbt hatten. Gegen dieſe Rieſen muß nun die Hülfe aller Wülfinge und aller Freunde in Ungarn und Steier aufgerufen werden. Nachdem die 12 Rieſen dann in Sonderkämpfen von den Wülfingen erſchlagen ſind, gibt es auf dem Wege nach Jeraspunt abermals neue Schlachten mit neuen Drachen und neuen Rieſen,

bis auch dieſe vertilgt ſind, worauf dann in neuen Tautologieu wiederholte Feſte, Tänze und Turniere beſchließen. Denn dies iſt die auszeichnende Eigenheit dieſes Componiſten, daß er in reimfroher Vergnüglichkeit alle abgedroſchenen Abenteuer, Schildereien und Reden der Rittermären wiederholend wiederbringt und ſeine eigenen Herrlichkeiten wiederkäut. Wenn ihm eine Kraftrede in der der Teufel figurirt auf der Zunge liegt, wenn ihm eine Lieblingsmaterie einfällt wie das Spielzeug ſeiner Frauen, ihre Vögel im Käfig, „ihre Hundel auf dem Schooße", wenn ihm die ſpaßhafte Erfindung von einem beweglichen ehernen Brückenwärter gelungen iſt, der alle Helden, auch den Eiſenfreſſer und Helmhauer Wolfhart, entſetzt, ſo kann er das nicht oft genug wieder auftiſchen; alle geſchehenen Dinge werden im Munde von Boten, in der Schrift von Briefen, in den Berichten der Betheiligten breit und mehrfach und in dem äußerſten Ungeſchick wiederholt; was darum die gehäuften Widerſprüche einer ärgſten Gedankenloſigkeit in der Erzählung nicht ausſchließt.

Ganz an den Biterolf angelehnt iſt eine Dichtung von Dietrich und Wenezlan, von der nur Bruchſtücke auf Pergamentblättern des 13. Jhs. erhalten ſind[279]). Auch dies iſt eine reine Erfindung. Der Held iſt der Böhmenkönig Wizlan im Biterolf, hier zum Polenkönig geworden. Er hält Wolfhart und Hildebrand gefangen und ſchickt den erſteren mit einer Herausforderung an Dietrich, nach dem Hofe Etzels, der ſelbſt mit ihm heerfährt. Der Zweikampf im Angeſicht der Heere iſt ganz tioſtartig ritterlich gehalten, wie auch in der Form die Dichtung gleich Biterolf ein höfiſcheres Gewand trägt.

Wie im Goldemar ſo iſt auch in dem Gedichte von Dietrichs Flucht[280]), oder in dem Buche von Bern, wie es am Schluſſe ſich ſelbſt nennt, der Dichter (V. 8000) Heinrich der Vogler nam-

279) Ed. Zupitza, l. l.

280) Ed. E. Martin. Deutſches Heldenbuch 2. Bd. Berlin 1866. Die Entſtehungszeit der Dichtung ſetzt der Herausgeber 1285—90. W. Scherer in wohl richtigerer Beſtimmung 1255—9.

haft gemacht, in dem man, nach ſeinen häufigen grollenden Ergüſſen über unbelohnte Dienſte, einen Fahrenden (aus Oeſterreich oder Steier) vermuthen darf, der ſein Werk aber ohne jede ſpielmänniſche Schwankmanier in den Reimpaaren der ritterlichen Dichtungen ſchrieb, in durchaus höfiſcher Haltung, mit Nachahmung der Schlachtrufe und Schlachtbeſchreibungen der franzöſiſchen Geſten von Karl, von welchen er nach ſeiner eigenen Ausſage ſehr wohl Beſcheid weiß. Die Dichtung hat wie Biterolf entſchieden cycliſche Tendenzen. Sie beſteht aus drei verſchiedenen Theilen. Den Eingang bildet, nach Art der kärlingiſchen Sagenerweiterungen, eine Vorgeſchichte von Dietrich's Ahnen, wie die erſte Ausfahrt ſeine Jugendgeſchichte behandelte. König Dietwart von Römiſchland, der wie Artus in rechter Ritterſchaft lebt, beſchließt, als er 30 Jahre alt das Schwert nimmt, nun auch eine Frau zu nehmen, K. Ladiner's Tochter Minne, um die er in aller Regel werben läßt, dann ſelbſt ausfährt ſie heimzuholen, wo auch nun „in dem Märe alles ebene ſteht", nur daß der Bräutigam unterwegs zur Bewährung ſeiner Heldenhaftigkeit einen Wurm erlegen muß. An dieſe Ehegeſchichte iſt dann ein Stammbaum der Nachkommen angeknüpft, die alle ein mehrhundertjähriges Alter erleben wie die alten Patriarchen oder die Gralhüter; Siegfried iſt darin zu Ortnits Neffen, Dietrich und die Amelungen zu Enkeln von Hug- und Wolfdietrich gemacht. Dieſer ganz in der flüſſigen Redſeligkeit und geſchwätzigen Breite der ritterlichen Aventiuren erzählte Roman iſt ſo ſchaal erfunden, wie die angehängte Genealogie kahl erſonnen iſt; in dem Mitteltheile dagegen (von V. 2543 an) beruft ſich der Dichter unabläſſig auf ein Buch, und gelegentlich auf mündliche Sage; eine zweimal eingerückte Stelle von einer Botſchaft Volcnants (V. 2921 und 5785) macht auch die Benutzung älterer Vorlagen unzweifelhaft; ſo iſt auch der ganze Ton ein anderer, der im Vergleiche zu dem blühenden höfiſchen Vortrage in dem erſten Theile dem knapperen Stile der deutſchen Sagendichtungen näher ſteht. Gleichwohl kann auch dieſem Theile nur ein ganz Allgemeines von alter

Sage zu Grunde liegen: wie Dietrich unter den Nachſtellungen Ermrichs durch einen Ueberfall die treueſten ſeiner Mannen verliert, zu deren Befreiung er dann alle ſeine Lande dahingiebt und zu Etzel ins Elend geht, der ihm zur Wiedergewinnung Berns ſeine Hülfe leiht. Die ganze Ausführung aber, die Anſammlung der Helden, die Erzählung von der Wiedereroberung eines Theils der Lande Dietrichs, die Beſchreibung der großen Schlacht, in der von den Helden allen nur Einer fallen darf, weil ſie die fortgeſponnene Sage ſpäter noch braucht, iſt nichts als eitel Erdichtung. Der bloße militäriſche und civiliſtiſche Pragmatismus, von dem die Erzählung durchdrungen iſt, macht dies unbeſtreitbar: es verräth ſich darin der unmittelbare Einfluß jener realiſtiſchen, moderniſirenden, hiſtoriſirenden Epen, die das Erzeugniß des damals neueſten Dichtungsgeiſtes waren. Man theilt hier das Amelungenheer in drei Theile für das Schlachtfeld, für einen Hinterhalt, für einen Angriff auf Ermrichs unbewachtes Lager; man erhält genaue Heer- und Verluſtliſten; die geographiſchen Angaben zeugen von des Dichters Kenntniß der italieniſchen Lande; die Helden ſind alle Herren von gegenwärtigen Herrſchaften, in Toscana, Apulien und Sicilien, von Franken Zähringen und Weſtphalen. Wenn Dietrich in Gran anlangend bei einem Kaufmann Herberge nimmt, fragt der Schaffner Hildebrands Abends den Wirth, ob ſie vor Schlafengehen Rechnung machen ſollen; wenn der geizige Ermrich ſeine Gefangenen auslöſen muß, verlangt er Geiſeln, zum Pfande daß er ſein ſchweres Gut nicht umſonſt verliere; wenn Etzels Gattin Helche dem Dietrich ihre Muhme Herrat zur Frau anträgt, gibt Rüdiger gut politiſchen Rath, den der Berner ſeufzend ſich gefallen läßt: wenn er ſie ausſchlage, werde ihm künftig Etzels Hülfe entgehen. In die Verlobung fällt nun die Botſchaft, daß der Verräther Witege Raben übergeben habe und daß Ermrich ein Heer von 200,000 Mann verſammle, gegen das Etzel ein hunniſches von 150,000 M. für Dietrich rüſtet. Jedermann gibt zu, daß der nun folgende Schlußtheil eine pure Wiederholung des Mitteltheiles iſt; dieſelben Kenn-

zeichen der geiſtarmen Erfindung kehren wieder: wieder moderne Fürſtentitel, wieder ſtrategiſche Plane der Umgehung des feindlichen Heeres, wieder die exacten Zahlangaben, in welchen ſogar eine kleine Ungenauigkeit (die Eine Hälfte des getheilten Heeres Dietrichs wird zu 32 Schaaren jede zu 2300 M. geſchlagen = 73600 M.) den ſtärkſten ſtatiſtiſchen Realismus ausdrückt, und wieder dieſelbe, an ſich nicht ungeſchickte, durch ewige Wiederholung aber eintönige Schlachtenbeſchreibung.

Dietrichs Flucht iſt in vier Handſchriften, in paarweiſe verſchiedenen Recenſionen immer mit der Rabenſchlacht[281]) zugleich überliefert. Der äußeren Form nach iſt dieſe Dichtung von jener ganz verſchieden; ſie iſt in (1140) ſechszelligen Strophen verfaßt, die, ſo weit man aus der verderbten Ueberlieferung urtheilen kann, in ihren erſten vier Zeilen der zweiten Hälfte der Nibelungenſtrophe, in den zwei letzten der Einen letzten Zelle der Kudrunſtrophe entſprechen. Im Uebrigen begegnen in beiden Gedichten äußerlich und innerlich ſo viele Uebereinſtimmungen und Reminiscenzen, ſie ſind im Inhalte ſo eng zuſammengeknüpft, daß ſie beide ohne Zweifel von demſelben Dichter herrühren: der nur für das zweite Gedicht ſicherer eine ältere, wohl auch ſchon ſtrophiſche Vorlage hatte, die er nach des neueſten Herausgebers Anſicht ſchon bei der Dichtung von Dietrichs Flucht gekannt und benutzt, und dann ſelbſtändig überarbeitet hat. Es war dies ein Lied über ein Einzelabenteuer, auf das eine Erwähnung im Meier Helmbrecht anſpielt, von dem Tode der jungen Söhne Helche's, Ort und Scharf, und von Dietrichs jungem Bruder Diether; man hat dieſe Unterlage ſogar, aber ohne anerkannten Erfolg, aus unſerem Gedichte herauszuſchälen verſucht[282]). An dieſer Vorlage wird es gelegen ſein, daß der Dichter, der nach Str. 99 ſchon in hohen Jahren zu ſtehen ſcheint, nicht mehr ſo perſönlich hervortritt; nur Ein-

281) Ed. E. Martin, ibid.

282) Ettmüller, daz mære von frouen Helchen sünen. 1846.

mal (Str. 96 ff.) wiederholen ſich noch ſeine Klagen über das Verſchwinden von Freigebigkeit und Ehre, dann bleibt er nach ſeinem Vorſatze „ſtete bei ſeinem Märe“. In den Schlachten des vorigen Gedichtes hatte Dietrich für ſein Leid nur „ein wenig“ Rache genommen; fortwährend hat er den Verluſt ſeiner größten Reichstheile ſo ſchmerzlich zu beklagen, daß ihm Etzel und ſeine „Notgeſtalden“ ein neues Heer gegen Ermrich ſtellen, der mit 1100,000 M. bei Raben liegt. Der urſprüngliche Kern der Dichtung, der Fall der drei jungen Helden durch den ſtarken Witege, den dann Dietrich zu Roß verfolgend ins Meer ſprengt, wo ihn eine Meerminne Wachilt mit ſich in den Meeresgrund niederzieht, hat — unſtreitig aus des Dichters älterer Vorlage herüberwirkend — eine lebhafte lyriſche Färbung über das ganze Werk gebreitet; alle betreffenden Theile durchzieht, beſonders da wo der Dichter die Klage über ihren Tod „vor allen Klagen mißt“, ein Klageton, ein ewiges „O Weh“, das die Strophen refrainartig durchklingt. In den übrigen Partien, in dem Zuſammenſchaaren der Helden, in den Einzelkämpfen, in die der Dichter die Degen mit faſt eingeſtandener Willkür aneinanderbringt, in dem Ringkampf in den Dietrich mit Siegfried gebracht wird, in der lebhaften, ſtellenweiſe an kräftigen Bildern reichen Schlachtbeſchreibung herrſcht dann wieder, wie in Dietrichs Flucht, die cycliſche Tendenz, und im Einzelnen dieſelbe Manier und Willkür der Erdichtung vor. Wieder „mißt“ der arithmetiſche Poet den Streit und die lange Reihe der Zweikämpfe ſo, daß er keinen der ellenthaften Degen vergißt, wieder freut er ſich an den ähnlichen Strategemen und Kriegsliſten, wieder gibt er die Zahlen der Heere mit derſelben kleinen, nur natürlichen Differenz an wie zuvor: wo er die von Dietrichs Mannen angebotenen Truppen (Str. 40 ff.) aufzählt, ergeben die Zahlen mit Etzels 100,000 zuſammen 290,000 M., wo er ſie (Str. 537 ff.) in acht größere Armeecorps vertheilt wieder aufführt, ſind es 288,000 Mann. Man ſieht, wie hier durch überſteigerte Verhältniſſe an Zahlen, an Umfang der Schlachten, an Krafterprobung der Helden, ganz wie in

den ſpäteren franzöſiſchen Geſten, alles frühere überboten werden ſoll; auch der fromme chriſtliche Anſtrich, der hier ganz fremdartig die deutſche Sage ſtellenweiſe überfirnißt, iſt aus den franzöſiſchen Sarazenengeſten herübergenommen. Dietrich ruft vor der Schlacht Chriſtus oder die Jungfrau an, ein Biſchof nimmt ſeine Mannen, 400 Kaplane nehmen ſein Heer in die Beichte. Die Söhne Helche's befiehlt Dietrich in Elſans Hut, wie Chriſtus bei ſeinem Tode dem St. Johann ſeine Mutter befahl. In ſeinem Kampfe mit Siegfried beſteht Dietrich nur durch vier Heilthümer, die in ſein Hemd eingenäht ſind; ein Zug der aus dem Gedicht von Wolfdietrich entnommen iſt, das der Vogler wohl kennt, deſſen Held bei ihm als Dietrich von Kriechen auftrit.

Der Wolfdietrich iſt, in Einer der beiden (um 1230 entſtandenen) Hauptrecenſionen, die uns erhalten ſind, die ſtärkſte unter dieſen Spätfrüchten der deutſchen Epopöe, und die den meiſten Zwieſpalt der Meinungen hervorgerufen hat. Man will den Inhalt der Dichtung, obwohl ſie in ganzen Reihen ihrer Beſtandtheile völlig moderne Einflüſſe ausweiſt, in ſeinen Grundzügen für uralt heidniſche Sage, wenn nicht für die älteſte aller Mären halten, deren ſich die deutſche Sagenpoeſie erinnert. Wilhelm Grimm hat[283]) die Aehnlichkeiten der Geburtgeſchichte Wolfdietrichs mit der Römerſage von Romulus verglichen; Joſeph Haupt hat einen großen Theil des Schauplatzes von Wolfdietrichs Abenteuern in den ſlaviſchen Oſten verlegt[284]); Uhland führte eine Reihe von Zügen der Märe auf das Heldenbuch von Iran, und den gothiſchen Armanreiks auf den perſi-Ahriman zurück[285]), was er ſich nach Simrock hätte ſparen können, weil alles zuſammen nur Niederſchlag unſerer eigenen Götterſage ſei; im Kern der Sache fand Uhland die eigentliche gothiſche Heldenſage

283) In Haupts Zeitſchr. 12, 206.

284) Die dakiſche Königs- und Tempelburg auf der columna Trajana. Wien 1870.

285) Schriften 1, 172 ff. 7, 538.

am treueſten bewahrt, während Müllenhoff[286] in der Geſchichte, wie Wolfdietrichs Brüder ihm, als einem Kebskind ihres Vaters Hugdietrich, ſein Erbtheil nehmen und es ſpäter wieder an ihn und ſeine Getreuen verlieren, hiſtoriſche Beziehungen auf den fränkiſchen Theudebert, Theodorichs I unächten Sohn, finden wollte, der von ſeinen Oheimen (nach Gregor von Tours 3, 23) ſeiner Herrſchaft beraubt werden ſollte, in der ihn aber ſeine wohl beſchenkten Leuden erhielten[287]. Wäre (wie man aus der früher (1, Note 30) berührten alten Bezeichnung dieſes Theodorichs I mit dem Namen des fränkiſchen Hugdietrich in der Quedlinburger Chronik wohl ſchließen möchte), im Wolfdietrich ein ſolcher dünner Kern von fränkiſcher Geſchichtsſage enthalten, an den ſich dann ſpäter in den kreuzritterlichen Zeiten die Abenteuer und Irrfahrten des Helden als neue, der alten Sage ganz fremde Ausſtattungen ſtufenmäßig angelegt hätten, ſo beſäßen wir in dem Gedichte ein vollkommenes Seitenſtück zu dem Herzog Ernſt, mit dem es dann nach zwei Seiten hin die ſchlagendſte Aehnlichkeit hätte. Der Inhalt dieſes Sagenkerns wäre die Verherrlichung der Treue zwiſchen Fürſten und Mannen, zwiſchen Wolfdietrich und ſeinem Waffenlehrer Berchtung und deſſen 16 Söhnen, die ihm in aller Bedrängniß treu zur Seite ſtehen, für die wieder Er, um ſie aus *ihrer* Bedrängniß zu retten, die ganze Welt nach Hülfe durchirrt: iſt dieſer Inhalt, in der Sache, ein Seitenſtück zu dem Verhältniß Dietrichs zu ſeinen Notgeſtalden, ſo gleicht doch die eigenthümliche Spannung und *Ueber*ſpannung der gegenſeitigen Treue, Großmuth und Selbſtverleugnung im Wolfdietrich mehr den ähnlichen Zügen in den karolingiſchen Geſten, im beſondern im Reinold, an die auch die große Fülle der Aben-

286) Die auſtraſiſche Dietrichſage, in Haupts Zeitſchr. 6, 435.

287) So hat Holtzmann auch in dem treuen Berchtung, einer Wiederholung des Berther von Meran im K. Ruother, von dem es dort (V. 3419) heißt, er habe Eleuewine erſchlagen, eine geſchichtliche Figur vermuthet, den ſtarken Löwenſchläger Perdeus bei Paul Diaconus, der — zwar in einer ſehr ungetreuen Rolle — bei der Ermordung Alboins mitthätig war.

teuer und ihr heroenthümlicher Anſtrich, an die auch die ſchließliche Vermönchung des Helden lebhaft zurückerinnert, die noch dazu nach der älteſten Ueberlieferung auf fränkiſchem Boden, in dem Kloſter Tiſchen (Dijon) in Burgund ſpielt[288]). Dieſer Sagenkern nun iſt am zuſammenhängendſten und einfachſten in dem Gedichte von Wolfdietrich und Saben enthalten[289]), das von einem techniſch ſorgfältigen, umſichtig ordnenden Dichter herrührt, der mehrfach den geiſtigen Sinn ſeiner Mären in ein Schlagwort, in ein Sprichwort zuſammenfaßt, und der eben dieſen altächten Theil ohne archaiſtiſchen Zwang im keuſchen Volkston und ohne ſpielmänniſche Schnurren erzählt[290]). Auch bei ihm aber iſt der Rahmen, die Faſſung in der dieſer Sagenkern liegt, ob ſelbſtgeſtaltet oder ſchon überkommen, nicht von hohem Alter. Dem heidniſchen König Hugdietrich in Konſtantinopel wird von ſeinem Weibe, Botelungs Schweſter, in ſeiner Abweſenheit ein dritter Sohn geboren, den die Mutter taufen läßt; ſeine gottgewährte Stärke läßt aber den Vater ein Teufelskind in ihm argwöhnen, das er daher dem Berchtung von Meran zu tödten befiehlt; unter den Maaßnahmen des treuen Dieners aber, in dem ſich Dienſtpflicht und Menſchlichkeit ſtreiten, wird der Knabe wunderbar erhalten. Sieht ſchon dies einer Uebertragung der fränkiſchen Sage von

288) So heißt das Kloſter, wo Wolfdietrich „ſich brudert", in dem Eckenliede Str. 22; im großen W. D. iſt daraus ein Tiſchtal am Ende der Welt geworden. — In jenen burgundiſchen Gegenden ſcheint ſich noch im 16. Jh. ein Exemplar unſeres deutſchen Gedichtes befunden zu haben, das um 1560 ein gelehrter Herr, Anton du Pinet, benutzte, um in einer der wunderlichſten heraldiſchen Fictionen eine genealogiſche Verbindung zwiſchen den Helden der Dichtung, Hug und Wolf de Trich, mit dem Hauſe d'Agoult, Herren des Ländchens Treis (bei Aix) herzuſtellen. S. Liebrecht, in Goſche's Archiv für Lit. Geſch. 1, 48. Germ. 14, 226. 15, 122.

289) Das nur in Einer (der ambraſer) Hſ. unvollſtändig erhaltene Werk (in V. d. Hagens Heldenbuch 1855. 1, 72) hatte Caspar von Roen vollſtändig, aber in einer ſchon gekürzten, in dem abenteuerlichen Theile wahrſcheinlich auch ſchon veränderten Vorlage vor ſich; ſeine weitere Abkürzung iſt gedruckt in V. d. Hagens Heldenbuch von 1820.

290) Holtzmann vermuthet in ihm Einerlei Perſon mit dem Dichter des Ortnit.

der angeſchuldigten Untreue der Gemahlin Karls ähnlich, welche die gleichzeitige Thidrekſage auch auf Siegfrieds Geburt übertrug, ſo liegt beſtimmter darin, daß Saben (im Biterolf Sibichs Sohn) den König in ſeinem Wahne beſtärkt, dann Berchtung als den Mörder ſeines Kindes anklagt, ſpäter nach Hugdietrichs Tod die zwei Brüder anreizt, Wolfdietrich um ſein Erbe zu bringen, eine willkürliche genealogiſche Anlängung der Sibichſage vor, die nicht füglich weit in die Zeit zurückreichen kann. Die Verknüpfung aber der nun folgenden Geſchichte von der Freundestreue zwiſchen Wolfdietrich und ſeinen Mannen mit den Irrfahrten des erſteren iſt hier viel urſprünglicher und ſchärfer gefugt, als in dem erweiterten, ſogenannten großen Wolfdietrich; in der Schlacht zwiſchen den feindlichen Brüdern, wo auf beiden Seiten Alles erſchlagen, von Berchtungs Söhnen ſechs getödtet werden, blickt in dem größeren Gedichte der Vater bei ihrem Falle jedesmal den Fürſten lächelnd an, um ihn nicht verzagen zu machen; hier verſchweigt er nur, in viel heroiſcherem Stile, ihren Tod und wehrt hernach der Mutter offen um ſie zu klagen. Die Meraner werden dann mit Wolfdietrich und ſeiner Mutter (während ſie in dem größeren Gedichte in eine weit gezwungnere Bedrängniß gerathen), in ihrer Burg „Lilienport" vier Jahre lang belagert, was Wolfdietrich endlich beſtimmt auszuziehen, um bei irgend einem mächtigen König (Ortnit) Hülfe zu ſuchen. Den Befürchtungen Berchtungs, daß er in der Fremde ihrer vergeſſen, vielleicht ein Weib gewinnen werde, begegnen dann die Geſchichten von Wolfdietrichs Irrfahrten, auf denen er allen Ableitungen, Verſuchungen, Gefahren trotzt bis er ſeinen Zweck erreicht. Auch in dieſen Abenteuern, in die zwar auch hier gleich wie im Herzog Ernſt die carikirende Manier der Fahrenden hereinſpielt, iſt alles noch weit einfacher, als in dem größeren Gedichte. Nicht allein fehlen hier eine Reihe von Heidenkämpfen u. dgl., die auch jüngere Kürzungen als müßige Einſchiebſel beſeitigten; ſprechender iſt, daß aus Einem hier erzählten Mährchen (von der Meerkönigin in Alttroja, die gleich anfangs den kummervollen deutſchen Ulyß zum

Manne begehrt, nachher ihm den Weg in Ortnits Land zeigt) drei verſchiedene Geſchichten in dem größeren Gedichte (von der rauhen Elſe, von der Rieſin Rome und von Amie von Terſis) ſich auseinander gelegt haben. — Denn das weitere Gedicht von Hug- und Wolfdietrich, den großen Wolfdietrich[291]), charakteriſirt nichts ſo ſehr, als daß, während in den Dietrichſagen die cycliſche Tendenz ſich in dem Verſammlen aller Helden ausſpricht, hier im Gegentheil eine Verſammlung, eine Muſterkarte von Mären und Abenteuern aus aller fremden und heimiſchen Sagenwelt ausgelegt iſt. An die Stelle der Sage von der Verdächtigung der Mutter des Helden iſt hier eine Umgeſtaltung der vielverbreiteten Geſchichten von eingeſperrten Töchtern getreten (wie wir ſie im Friedrich von der Normandie gefunden haben, wie ſie in einer anderen Geſtalt bei Füterer von der Tochter eines Königs Salabrei von Babilon erzählt wird, die Lorandin, durch einen ſagenberühmten Sprung die Nachſtellungen des Vaters überwindend, für den König Bermund von Indien wirbt und erwirbt,): Hugdietrich, Sohn des Königs Anzius von Konſtantinopel, gelangt als Jungfrau verkleidet in den Thurm, in dem K. Walgund von Salnegge (Salonichi) ſeine Tochter eingeſperrt hält, und erzeugt mit ihr den Sohn Wolfdietrich, der vorübergehend ausgeſetzt in der Wolfsgrube wunderbar erhalten wird. Dem Verhältniß Wolfdietrichs zu Ortnit iſt eine Vorgeſchichte gegeben, eine Waffenverbrüderung zwiſchen beiden, eine Verdoppelung der Treueſage, an die dann, nicht übel behandelt, die Züge der Eiferſucht Ortnits, der Neigung ſeiner Frau zu Wolfdietrich, deſſen Gattin ſie nach Ortnits Tode werden ſoll, hereinſpielen. Eine Wallfahrt zu dem h. Grabe, verſchiedene Kämpfe mit Sarazenenkönigen ſind platte Erfindungen, die den Kenner der franzöſiſchen Geſten befriedigen ſollten. Die Geſchichte von der rauhen Elſe, die Wolfdietrich zum Manne begehrt und ſich aus einem Ungethüm zur wunderſchönen Jungfrau entſchuppt, klingt

291) Ed. A. Holtzmann. Heidelberg 1865.

wie ein deutſches Mährchen. Die Kämpfe der Helden mit dem Rieſen Treſtan und ſeiner Schweſter Berille, Ortnits mit dem Rieſen Belle und ſeinem Weibe Runze gleichen den Rieſenkämpfen Dietrichs auf ein Haar, und in den Drachenkämpfen Wolfdietrichs iſt ausdrücklich Bezug genommen auf Dietrich, dem Einer von den Würmern zur Erlegung übrig gelaſſen wird. Die Märe von Belian und ſeiner Tochter Marpalie iſt aus Zügen im Ortnit und im Lanzelot zuſammengeſetzt; wieder andere Aehnlichkeiten hat man in dem altengliſchen Gedichte von Guy von Warwyck nachgewieſen [292]). Am Schluſſe iſt dann die Genealogie der Wülſingen an Berchtung geknüpft, der wie der Hildebrand der Thidrekſage, wie die Nachkommen Dietwarts (in Dietrichs Flucht) ein patriarchaliſches Alter, von 250 Jahren, erreicht. In dieſer Geſtalt und dieſem Umfange wurde der Wolfdietrich ein Lieblingswerk der ſpäteren Jahrhunderte, die auch den Herzog Ernſt, den Reinold und Aehnliches mit gleicher Vorliebe hegten; er iſt in 7 Handſchriften des 15. Jhs. erhalten, die ſich in zwei Gruppen zerlegen, von welchen die Eine durch das Beſtreben die inneren Reime in der Hildebrandſtrophe durchzuführen unterſchieden wird; Entartung und Veränderung der Ueberlieferung iſt darin ſo groß, daß ohne die Hülfe älterer Handſchriften, wie ſie für den Ortnit zu Gebote ſtehen, ein ächterer Text nicht herzuſtellen iſt. Außer dieſen formalen Veränderungen hat das Werk (von Wolfdietrich und Saben ganz abgeſehen), wie alle die gleichzeitigen deutſchen Sagendichtungen, vielfachen Wechſel auch im Stoffe erfahren. Ein in drei Handſchriften erhaltener kleiner Wolfdietrich [293]) iſt eine Verſchmelzung der beiden Wolfdietriche (von Konſtantinopel und Salnegge), eine Kürzung, in der ſich aber gelegentlich wieder ein ganz neuer Zuſatz findet; und wieder verſchiedene Umarbeitungen liegen in der Wiener Handſchrift des Heldenbuchs und in den alten Drucken des Heldenbuchs vor, die wieder andere Abweichungen und Zuthaten haben.

292) Liebrecht in der Germ. 14, 238.

293) In B. d. Hagens Heldenbuch 1855. 1, 167.

Der jüngſte Herausgeber des großen Wolfdietrich glaubte aus einzelnen Fingerzeigen zu finden, daß das hochdeutſche Gedicht eine niederdeutſche oder niederländiſche Quelle benutzte, nicht am wenigſten aus dem Cultus, der darin mit den heiligen Georg und Pancratius getrieben wird, die in Belgien vorzugsweiſe verehrt wurden. Sicher iſt, daß in Niederdeutſchland Bearbeitungen eben dieſer deutſchen Sagen in eben dieſen Zeiten in eben ſolcher Verbreitung wie in Oberdeutſchland bekannt waren. Bruchſtücke von niederdeutſchen Verſionen der Erſten Ausfahrt und des Roſengartens haben ſich gefunden; die erſte ſtrophiſche Umdichtung des Herzogs Ernſt ſetzt man an den Nieder- oder Mittelrhein. Sonſt wiſſen wir von dieſen niederdeutſchen Behandlungen deutſcher Sage zumeiſt nur aus mittelbaren Zeugniſſen. Denn ſeltſam genug: daſſelbe Niederdeutſchland, das ſich in Aufnahme der karolingiſchen Sagen ſo geſchäftig bewies und die Geſten Kaiſer Karls ſogar in ein ſelbſtändiges Sammelwerk verband, überließ die deutſchen Sagen, die dort in der erſten Hälfte des 13. Jhs. umliefen, dem Auslande zu einer ſolchen cycliſchen Zuſammenfaſſung, dem Norden, wo (noch innerhalb dieſer Periode) in Norwegen die in isländiſcher Proſa erzählte Thidrekſaga[294]), weſentlich auf Grund niederſächſiſcher Geſänge und mündlicher Erzählungen von Männern aus Bremen Soeſt und Münſter zuſammengeſetzt wurde. Auf deutſchem Boden entſtanden würde dies Werk ein proſaiſches Seitenſtück zu der Abenteuer Krone und dem Karlmeinet bilden, den Sammelwerken von Sagen der fremden Kreiſe; auch iſt es ſcheints in unmittelbarer Anregung durch franzöſiſche Werke dieſer Art hervorgerufen worden. Von König Hakon dem Alten in Norwegen (1217—63) iſt bekannt, daß er eine Reihe von Arthurromanen aus dem Franzöſiſchen über-

294) Saga Thidhriks konungs af Bern. Ed. Unger. Christ. 1853. Eine ſchwediſche Bearbeitung aus dem 15. Jh. iſt herausgegeben von Hyltén-Cavallius. Stockh. 1850. Deutſch in V. d. Hagens Nordiſchen Heldenromanen 1—3. Berlin 1841, und in Raßmann's deutſcher Heldenſage t. II. 1858, unter Umſtellung der Capitel.

ſetzen ließ; ſo ward auf ſeine Veranlaſſung auch die Karlamagnus-ſaga, die im Rückgang auf die älteſten Sagendichtungen den Karl-meinet und den Charlemagne von Girard von Amiens weit übertrifft, aus dem Franzöſiſchen übertragen; ſo iſt unter der Regierung dieſes Fürſten auch die Thidrekſage aus den angegebenen deutſchen Quellen zuſammengeſetzt worden, ſo wie in der wenig ſpäteren Völſunga-ſaga[295]), in welcher die Thidrekſage ſchon benutzt iſt, unternommen ward, die nordiſchen Sagentrümmer von Sigurd zuſammenzufügen, unter dem pragmatiſtiſchen Verſuche, in die Räthſel und Lücken der alten Lieder Klarheit und Zuſammenhang zu bringen. Ganz ſo wie damals die franzöſiſchen Vaſallengeſten in genealogiſche Sagenkreiſe anſchwollen, ganz wie im Norden weiterhin in der Hrolf Krakiſage der Kreis der Kampfgenoſſen des Helden um ihn her verſammelt wurde unter Nachholung der Geſchichte ihrer Jugend, ihrer Eltern und Ahnen, ſo hat in der Thidrekſage der Compilator die Recken Dietrichs, theils in kurz angebundenem Bericht, theils in weit ausgeholter Er-zählung ihrer Vorgeſchichten, um ihn zuſammengeführt, dann in einem ungeheuren Umkreiſe die geſammten deutſchen Sagenmaſſen, in will-kürlicher Verbindung unter ſich und mit ganz fremdem Stoffe, — ſo daß ſich die Bühne über ganz Europa erſtreckt — um dieſen Mittel-punct herum gelegt, und, nach dem Hange ſowohl der franzöſiſchen wie der nordiſchen Sagenerzähler, durch Familienbande ſeine Haupt-helden, ja ſelbſt ihre Roſſe und Schwerter, in einen chronologiſchen und verwandtſchaftlichen Zuſammenhang gebracht. Willkürlich wird zu dem Ende durch einen erfundenen Vater die Hermanrich- Dietrich- und Harlungenſage mit Einem Griff verbunden, durch Vermählungen anderer deutſcher Sagenfiguren wie Walthers und Rüdigers eine Ver-wandtſchaft mit den Helden der Wilzen- Ruſſen- und Hunnenſage, Oſerich, Hertnit und Attila, hergeſtellt, ja von ferne mit Artus ſelbſt,

295) In den Publicationen der Norsk Oldskriftselskap kritiſch herausg. von Bugge. 1865.

bei deſſen Eintrit, in eigenthümlichem Abſtich gegen die anfänglichen Reckenaventluren, eine Reihe von Liebesgeſchichten von Herbort und Hilda, von Apollonius und Herburg, von Iron und Bolfriana beginnen, die zum Theil in dem lockeren Tone des Schwanks gehalten ſind. Der kaiſerliche Held des fränkiſchen Epos iſt aus Rückſicht auf die Zeitrechnung nicht genannt; dafür iſt in einer Reihe von theilweiſe ſehr abgeſchmackten Fictionen (wie Siegfrieds Abkunft an eine Variante der Märe von der Königin Sibille geknüpft wird, oder wie Heyme in einem moniage endet), karolingiſcher Sagenſtoff breit eingegangen. In bloßen einzelnen Namen Samſon, Triſtram (al. Sintram), Iſolde, Apollonius von Tyra u. A. ſind gefliſſentlich Reminiscenzen an die verſchiedenſten fremden Sagen geweckt. Zu dem wüſt abenteuerlichen Inhalte der meiſten von dem Compilator nacherzählten ſpielmänniſchen Mären liegt dann im wunderlichen Gegenſatze über das Ganze gebreitet eine ſpießbürgerliche, rationaliſtiſche Nüchternheit, mit der das Wunderbare erklärt oder weggeräumt werden ſoll, was im übrigen zu dem Pedantismus in Beobachtung der chronologiſchen und genealogiſchen Ordnung, die gleichwohl nicht ohne Widerſprüche durchzuführen war, wohl ſtimmt. Wenn von Wielands Wunderſchwertern die Rede iſt, ſo wird das Recept angegeben, mit welchen raffinirten Mitteln ſie geſchmiedet wurden. Wenn ſein Sohn Wittich ſeines Vaters Schmiedewerk zu lernen verſchmäht, ſo fragt ihn der nordiſche Dädalus, wie er ſich denn in Ehren Nahrung und Kleidung verdienen wolle. Wenn die nordiſchen Helden die Gabe der Verwandlung in Thiere beſitzen, ſo wird hier Wildeber in eine Bärenhaut eingenäht mit Nadel und Zwirn. Wenn der habſüchtige Oſantrix ſchweren Haß auf ſich zieht, ſo ſind ſeine ewigen Auflagen und Aufgebote daran Schuld. Geſchätzt und überſchätzt iſt die Compilation bei uns dadurch geworden, daß in ihr Ueberlieferungen von verlorenen Sagentheilen in vielerlei Anſpielungen auf wenig bekannte Helden und Abenteuer, Varianten oder Ergänzungen zu unſeren erhaltenen Dichtungen bewahrt ſind. Von dem im Süden ganz unbekann-

ten Wilkinus, dem Eponymen der Wilzen, die im 8—12. Jh. mit den Sachſen in ſteten Kämpfen lagen, werden wohl eher klügelnde Logographen als Volkslieder etwas gewußt haben; dagegen ſind niederdeutſche Geſänge von den großen Wiſendjägern Iron von Brandenburg und ſeinem Weidmann Nordian in Umlauf geweſen: in dem Schwanktone, wie die Geſchichte von Irons Jagd nach dem zweifüßigen Thiere in Ake's Walde (ſeiner Gattin Bolfriana) und den Tod, den er dabei fand erzählt wird, in anderen ſchmutzigen Späßen der Liebesabenteuer, in manchen von dem Heroenſtile grell abſtechenden volksthümlichen Witzreden glaubt man unterweilen die Späße niederdeutſcher Spielleute herauszuhören.

Zu einer Reihe der deutſchen Mären enthält die Thidrekſage abweichende oder ausfüllende Ueberlieferungen, in denen nicht ſelten das Reckenweſen durch proſaiſche Nüchternheit carikirt, nicht ſelten in ſpielmänniſcher Weiſe herabgezogen oder grimmaſſirend übertrieben iſt, wie wir das ſchon in ihren Verſionen von Biterolf und Ruother (1, 300. 311 f.) kennen gelernt haben. Von König Hertnit (Ortnit) von Rußland kannte der Compilator eine große von ihm ſelbſt nicht erzählte Sage, von der er nur gelegentlich (cap. 349—55) eine Probe gibt; am Schluſſe der Saga (cap. 416—22) aber erſcheint unſer deutſcher Ortnit, hier Hertnit von Bergara, deſſen Tod durch die Drachen hier nicht Wolfdietrich, ſondern Dietrich von Bern rächt, der ſich dann mit Hertnits Wittwe, hier Iſolde, vermählt. Der allbeliebte Kampf zwiſchen Dietrich und Siegfried, dem wir im Biterolf, in der Rabenſchlacht, im Roſengarten begegneten, iſt hier (cap. 171, 225) in ganz anderer Geſtaltung in einen Wettſtreit zwiſchen Dietrich und ſeinen Geſellen mit den Söhnen Iſungs von Bertangen verwebt. Der im Eckenlied vorausgeſetzte Kampf Dietrichs und Hildebrands mit Grim und Hilde iſt hier (cap. 16) als Dietrichs erſte Jugendthat erzählt. Der Fall der drei Königsſöhne durch Vidhga in der Rabenſchlacht, hier bei Gronsport am Muſulſtrome, iſt unter mancherlei Verſchiedenheit, die Verfolgung des Tödters mit der charakteriſtiſchen

Abweichung erzählt, daß Wittich in die See geſprengt von Dietrichs nachgeſchoſſenem Speere getroffen wird.

Zu einer cycliſchen Sagen-Sammlung und Verbindung wie in der Thidrekſage fanden wir in einzelnen unſerer deutſchen Dichtungen ſchon ſeit dem Biterolf die Wege gewieſen. In ſpäteren Zeiten finden wir auch ganze Reihen derſelben in Handſchriften, wie in der berühmten von Hans Ried († 1516) für Kaiſer Maximilian geſchriebenen Ambraſer, zu Hauf gebracht und eine ſolche Sammlung ward nach Erfindung der Buchdruckerkunſt mit Vorliebe in dem deutſchen Heldenbuche gedruckt und verbreitet[296]). Aber das Alles blieben äußere Zuſammenſtellungen ohne innere Verbindung, obgleich der Verfaſſer der alten Vorrede des Heldenbuchs — in ſeiner Freude an der Verſammlung und Verſippung aller Helden, in ſeiner Berührung abweichender Sagenüberlieferungen die hier und da denen der Thidrekſage entſprechen, in ſeiner blbliſch-theologiſchen Vernünftelei über die Entſtehung der Zwerge Rieſen und Helden — dem Gedanken einer ſolchen Verbindung nahe genug rückt: nur daß man aus der entſetzlichen Verwilderung, in der bei ihm der Stoff ſelbſt der großartigſten unſerer Sagendichtuugen, der Nibelungen, verwüſtet erſcheint, den völligen Aus- und Abgang jedes inneren Intereſſes an dieſen alten Dingen erkennt, deſſen Hinſchwinden wir ſchon in der durchgehenden Sorgloſigkeit der Spielleute um die Ueberlieferung beobachten mußten. Ein anderes Symptom des Ausgangs dieſes Intereſſes liegt dann in dem ſteigenden Hange vor, die alten Dichtungen und beſonders die ſtärker angeſchwollenen darunter abzukürzen. In dem Maaße, wie im Laufe des 14. und 15. Jhs. die beſchäftigte Bürgerwelt anfing, dichterliſche Unterhaltung zu ſuchen und die Sangluſt des unteren Volkes wieder erwachte und ſangbaren Umfang und Form in den alten Mären verlangte, machte ſich das Bedürfniß geltend, den Stoff der

296) Das deutſche Heldenbuch. Nach dem muthmaßlich älteſten Drucke [s. l. et a., in der Göttinger Bibl.] neu herausgegeben von A. v. Keller. Stuttg. 1867. Bibl. des lit. Vereins N. 87.

redſeligen Epen kürzer zuſammengefaßt zu haben. So entſtanden wieder Volkslieder, die eine alte Sage in einem kurzen Geſang erzählten, ſo entſtanden meiſterſängerliche Behandlungen alter Rittermären, ſo entſtanden aus den Novellen aller Zeiten und Völker die kurzen proſaiſchen Volksbücher, ſo wurden von Füterer (oben S. 182) die britiſchen Sagengedichte abkürzend behandelt, und daſſelbe Schickſal erlitten auch die längeren, in Form und Materie breit getretenen unter den deutſchen Dichtungen, die wir zuletzt beſprachen. Zwar auch dieſe Texte wurden, wie wir ſahen, im 15. Jh. noch oft in ihrer ganzen Ausdehnung abgeſchrieben, doch waren ſie damals auch ſchon verſchiedenartig gekürzt worden, ja bereits an einem letzten Ende dieſer äußeren Zerſtörung angekommen. Im Jahre 1472 ward eine Handſchrift (in Dresden M. 103) von zwei oder vielleicht drei Händen zuſammengeſchrieben, das ſogenannte Heldenbuch von Kaspar von der Roen, der in mehreren der von ihm geſchriebenen Stücke andeutend, im Laurin vollſtändig ſeinen Namen genannt hat[297]). Die in Form und Sprache roh verbauerte Sammlung iſt nicht ohne Werth, weil darin zum Theil gute alte Sagengeſtaltungen benutzt ſind, die uns (wie der Schluß von Wolfdietrich und Saben) entgehen, und weil die Natur der Vorlagen trotz aller Beſchränktheit der Umarbeiter oder Abkürzer durchſcheint, ſo daß die merkliche Verſchiedenheit des Vortrags und Geiſtes im Roſengarten, im Ecke, in der erſten Ausfahrt u. ſ. erkennbar iſt. Die von Kaspars eigener Hand geſchriebenen Stücke von kürzerem Umfang (Ecke, Sigenot, Laurin, Roſengarten, der Wunderer[298]), Herzog Ernſt) ſind bis auf den letzteren ungekürzt geblieben; von den übrigen (Ortnei, Wolfdietrich, das Meerwunder, Dietrich und ſeine Geſellen und Hildebrandlied) ſind die längeren alle

297) Gedruckt in der Sammlung von V. d. Hagen und Primiſſer. Vgl. Zarncke im Lit. Centralblatt 1854. N. 36 und Germ. 1, 53.

298) Das kleine Stück (bei V. d. Hagen „Etzels Hofhalt"), das erzählt, wie der junge Dietrich ſeine ſpätere Gönnerin, Frau Saelde, von dem Wunderer befreit, der ſie mit Jagdhunden verfolgt, iſt die Variante einer Epiſode ähnlichen Inhalts, die in Ecke und Dietrichs erſter Ausfahrt begegnet.

durch Auslaſſungen wie durch abkürzende Umdichtung ins Enge zuſammengezogen, nicht aus der bloßen Laune ungeduldiger Abſchreiber, ſondern in dem Zwecke einen Sagenſtoff in Einem Sitze leſend zu bewältigen[299], oder in dem Verdruſſe über die unnütze Wortfülle der Erzählung. An dem leer geſchwätzigen Gedichte von Dietrich und ſeinen Geſellen (Dietrichs erſter Ausfahrt), an dem die Beſchneidung unſtreitig am angewandteſten war, blicken wir in den Gang der zunehmenden Abkürzungen am deutlichſten hinein, und zwar über die Sammlung, von der wir reden, hinaus. Wir lernten das Werk in einem Umfang von 1079 Strophen kennen, ſchon die Bruchſtücke aber einer der älteſten Handſchriften aus der Scheide des 13/14. Jhs. enthielten Verkürzungen; die Wiener Handſchrift war auf 866 Str. zuſammengezogen; der Bearbeiter des Stücks in der Dresdner Sammlung hatte eine Vorlage von nur 408 Str. vor ſich, die er ſeinerſeits auf 130 herabbrachte[300]. Der Ortnit in Mone's Ausgabe hat, *ohne* die unſerer Sammlung eigenthümliche Todesgeſchichte Ortnits, 569 Geſätze, die Vorlage des Bearbeiters hier hatte *mit* derſelben 587 Str., die Er auf 297 zurückſchränkte. Das alte Gedicht von Wolfdietrich und Saben hatte 700 Lied, die auf 333 prokruſtirt wurden. Selbſt in den beſchloßneren, für den Geſang des Bänkelſängers oder Volkes mundrecht gemachten Liedern, in welchen wir gleichſam zu den alten Rhapſodien der Heroenzeiten zurückkehren, iſt das gleiche Beſtreben der Einkürzung bemerklich. Der in alten Drucken überlieferte ſtrophiſche Herzog Ernſt iſt durch Kaspar von 89 Str., die er in einem

299) Wolfdietrich. Str. 334.

Wolfdietrich in altem dichte hat sieben hundert lied,
manch unnütz wort vernichte oft gmelt man als aus schied.
drew hundert drei und dreissigk liet hat er hie behent,
das man auf einem sitzen dick mög hörn anfanck und endt.

300) Am Schluſſe des Gedichtes heißt es:

Des alten vier hundert und echte ist,
dis hir hundert und dreissigke sein;
so vil unnützer wort man list.

Nürnberger Drucke[301]) umfaßt, auf 54 zurückgebracht; und das Hildebrandlied, das ſich aus der heroiſchen Geſtalt des 8. Jhs., in der es uns ein guter Zufall erhalten hat, im Laufe der Zeit in ein drolliges Spielmannslied verwandelt hatte, ging im Volke in einer Faſſung von 20 Str. um[302]), während es in dem Roen'ſchen Heldenbuche noch 29 umfaßt. Das Volkslied iſt auch (Germ. 7, 285) in platter Mundart vorhanden; ein Seitenſtück dazu iſt ein niederdeutſches Lied von Ermrichs Tod[303]). In ihm hat die Verwilderung des Inhalts und die Verbauerung der Form unſerer Sagengedichte jenen äußerſten Grad erreicht, wie in den däniſchen ſchwediſchen und faröiſchen Liedern vom Roſengarten oder von Siegfried, und wie in dem deutſchen, in alten Drucken erhaltenen Liede von dem hörnenen Siegfried[304]). Wenn Jacob Grimm ſolche Einzellieder wie jene nordiſchen oder wie das holländiſche Volkslied von dem „Jäger in Griechen" aus den großen Sagendichtungen von Siegfried oder Wolfdietrich „abgetropft" nannte, ſo ſind in dieſem deutſchen Gedichte wieder einzelne ſolcher Tropfen zuſammengeronnen. Wir wiſſen aus dem Inhaltsverzeichniß einer ſpäten, ſchon früher (1, Note 326) erwähnten Nibelungenhandſchrift, daß man auch dieſe verhältnißmäßig rein bewahrte Dichtung in den Zeiten der Entartung die wildeſten Auswüchſe treiben machte: in dem hörnenen Siegfried ſind verſchiedene Abenteuer jenes angeſchwollenen Nibelungenwerks des 15. Jhs., das erſte wie Siegfried erwuchs und hörnen ward, das 7. 8. und 9., wie Kriemhilde von einem Drachen entführt und von Siegfried befreit wird, beiſammen geblieben, an die dann des Helden Tod nur kurz angehängt iſt. Die

301) Erneuert in Haupt's Zeitſchrift 8, 477. Kritiſch bearb. von Bartſch, H. Ernſt p. 187.

302) In der Ausgabe des älteren Hildebrandliedes von Grimm.

303) Herausg. von K. Gödeke. Hannover 1851, und in V. d. Hagens Heldenbuch 1855. 2, 537.

304) In der Sammlung von V. d. Hagen und Primiſſer.

tiefſten Stufen der Abſtumpfung des Geiſtes, aus dem dieſe Sagen einſt herauswuchſen, ſind hier betreten.

So wie wir oben in einer früheren Zeit der beginnenden Ausartung der deutſchen Sage neben Ruther und Biterolf den Herzog Ernſt und Grafen Rudolf als eine eigene Gattung pſeudo-geſchichtlicher Sagendichtung zu betrachten hatten, ſo kann man auch aus dieſen Zeiten wieder neben die erwähnten Stücke aus der Dietrich- und Siegfriedſage ganz entſprechende Werke ſtellen. Der Landgraf Ludwig der Fromme von Thüringen [305]) iſt eine Kreuzfahrergeſchichte in Reimen, mit ſoviel geſchichtlich Proſaiſchem in der Dichtung, wie vielleicht der Graf Rudolf Poetiſches in einem urſprünglich hiſtoriſchen Stoffe enthielt. Das Gedicht ging früher unter dem Titel Gottfried von Bouillon, weil die Einleitung eine Geſchichte von der erſten Eroberung des heiligen Landes enthält; und es ward irrthümlich dem Wolfram von Eſchenbach zugeſchrieben, weil man einige Verſe misverſtand, in denen dieſer Dichter genannt wird [306]). Der Held des Werkes iſt Landgraf Ludwig der Milde, der bei der Belagerung von Acre (1190) unter König Veit mitthätig war und auf der Heimkehr in demſelben Jahre ſtarb; mit ihm hat dann aber der unwiſſende Poet, der ächte geſchriebene Quellen mit ungenauen mündlichen Berichten verwirrend miſchte, Ludwig den Heiligen († 1227) in Eine Perſon verſchmolzen, ſo daß die h. Eliſabeth, des Letztern Weib, die Frau des Erſtern und Heinrich Raspe ſein Bruder geworden iſt. Das Gedicht iſt zwiſchen 1301—5 geſchrieben von einem ſchleſiſchen Dichter, der in Beziehungen zu dem Herzog Bolko II von Münſterberg ſtand, auf deſſen Aufforderung er ſein Werk „zu recht berichtete und in wahrem Reim

305) Ed. Von der Hagen, Leipzig 1854. Vrgl. Holtzmann in der Germ. 1, 247.

306) V. 958.

(Ludwigs bruoder) — Herman, des hôch prîsende tât
ze süezer rede brâht hât her Wolfram von Eschenbach —

verſchlichtete.“ Wiederholt iſt darin (V. 3719. 3981.) von einem Bruder Walther die Rede, der die Thaten des Landgrafen beſchrieben habe; Holtzmann vermuthete in Walthers Buch ein Gedicht, in dem Verfaſſer den Großmeiſter der Templer Walther von Spelten, der die Belagerung von Acre mitmachte; an dieſem Werke des Augenzeugen hätte dann der ſpätere Poet den Reim zu verſchlichten gehabt, den Kern der genauen hiſtoriſchen Thatſachen aber durch ſeine ungeſchickten Zuthaten verſchlimmert. Der Inhalt dreht ſich weſentlich um die Belagerung von Ptolemais und die Rolle, die der Landgraf von Thüringen dabei ſpielte, um kleine Kriegsthaten, an die aber ſo große Lobeserhebungen verſchwendet werden, wie in den Romanen an die gewaltigſten Rieſenkämpfe. Im trockenen Ton der Reimchronik wird man mit jedem kleinen Vorfalle bekannt gemacht; es wird Belagerungszeug gemacht, es werden Nachtwachen ausgeſtellt, Kanäle abgeleitet, Vorpoſtengefechte geliefert, kleine Fourageabenteuer beſtanden, Gräben gegraben, Todte verbrannt, Lösgelder gegeben, man hört von Zufuhr, Futtermangel, Hinterhalt, Ueberfällen und Stürmen. Nur einmal ſieht die romantiſche Epiſode von Arfar und Saphis wie eine Erdichtung aus. Gelegentlich erfahren wir aus dem Gedichte, daß auch die Thaten des Grafen Leutold von Pleien (ein Graf dieſes Namens wohnte mit Herzog Leopold von Öſterreich dem Kreuzzuge des Königs Andreas von Ungarn 1217 bei) geſchrieben worden waren; wie dieſes, ſo ſind auch andere Gedichte, die vielleicht mehr geſchichtlicher Natur waren, verloren, ſo das von Püterich erwähnte über Gottfried von Brabant und ein anderes über den Herzog Heinrich von der Teiſerbruck, von Abbick von Hohenſtein. Auch Erzählungen ritterlich-romantiſchen Inhalts ſind noch im 14. und 15. Jahrh. an Namen deutſcher Fürſten und Herrn angeknüpft; auch dieſe aber gingen jetzt meiſt in kurze bänkelſängeriſche Lieder zurück, die den Rückgang der Literatur in das Volk bezeichnen. Dahin gehören die mancherlei (häufiger in Proſa als in Dichtung, und in dieſer erſt ſpät begegnenden) Sagen von Friedrich I,

die von ächter Geſchichte eben ſo entfernt ſind, wie die verſchiedenen Meiſterlieder und Volksbücher von ſeinem Gegner Heinrich dem Löwen, deren Inhalt (die Fahrt eines Kreuzritters nach dem h. Lande, durch deſſen Rückkehr die Wiedervermählung ſeiner Gattin vereitelt wird) ſich an die verſchiedenſten Namen geknüpft findet.[307] Bei Cäſarius von Heiſterbach (Cap. 59) wird die Sage von einem Gerhard von Holmbach erzählt; von dem Möringer in dem Volkslied dieſes Namens, deſſen Strophe ſich an ein Lied Walthers anlehnt; oben (S. 176) fanden wir ſie auf Reinfried von Braunſchweig übertragen; von einem namenloſen Herzog von Braunſchweig ward ſie ſpäter (15. Jh.) in einem Meiſterlied von Mich. Wyſſenhere[308] erzählt, wo dann die einverwebte Geſchichte von der Rettung des mit dem Drachen kämpfenden Löwen auf Heinrich den Löwen deutet. Ganz willkürlich iſt hier, und ſo in dem deutſchen Volksliede von Heinrich dem Löwen[309] und einem niederländiſchen Seitenſtück dazu[310] eine Reihe von Abenteuern aus Herzog Ernſt eingeflochten[311]. — Ein längeres Gedicht, das hierhin zählt, iſt der Wilhelm von Oeſterreich[312] (1314) von Johann dem Schreiber von Würzburg, das von der Wallfahrt des kinderloſen Leopold von Oeſterreich nach St. Johann in Epheſus erzählt, die ihm die Geburt eines Sohnes Wilhelm einträgt, von dem dann die romantiſchen Abenteuer des Gedichtes handeln, das ſeinem Inhalte und dem Geſchmacke des Dichters nach mit dem Wilhelm von Orlens[313] Rudolfs von Ems,

307) Vgl. Bartſch, Herzog Ernſt p. CIX ff.

308) In Maßmann's Denkmälern 1, 122.

309) In alten Drucken o. O. u. J. Vgl. Simrock's deutſche Volksbücher 1, 1—40.

310) In V. d. Hagens Germania 8, 359.

311) Nur nebenbei berührt iſt die Sage von Heinrich dem Löwen in den Thaten des edlen Thebel Unvorferben von Walmoden (Magd. 1558.), die der Schulmeiſter Georg Thym (Georg Klee von Zwickau) in 20 „Punkten" meiſterſängerlich beſchrieben.

312) Cod. Pal. 143. Auszug in Haupt's Zeitſchr. 1, 214.

313) Der ſelbſt im 15. Jahrh. umgearbeitet iſt (Handſchriften in München

des Meiſters und Vorbildes unſeres Poeten, in einer Klaſſe, aber um mehrere Stufen tiefer liegt, etwa in dem Verhältniſſe wie der Alexander von Seifried [314] (1352) zu dem des Ulrich von Eſchenbach. Wie in allen dieſen Dingen die Abenteuer aufs ekelſte entſtellt oder aufs elendeſte erfunden, wie bodenlos geſunken die Sprache, wie gedankenlos die Anlage, wie abſcheulich die Eintönigkeit der Erzählung iſt, davon kann man ſich nur eine Vorſtellung machen, wenn man das Schlechteſte der abſinkenden Zeit des 13/14 Jhs. noch einmal entblößt von dem letzten Reize und dem kleinſten Reſte der Eigenthümlichkeit denkt, der etwa dem frühern noch geblieben war. Dieſen äußerſten Grad der Geſunkenheit theilt faſt Alles, was im 14. und 15. Jahrh. von älteren Gedichten auch anderer Sagenkreiſe und Gattungen umgedichtet und überarbeitet wurde, worauf wir nicht weiter eingehen. Weniges iſt darunter, was uns durch Neuheit der Sage, die uns in älteren Behandlungen unbekannt geblieben wäre, anziehen könnte; dahin gehört der Apollonius von Tyrland [315], der im Anfang des 14. Jahrhs. von dem Arzte Heinrich von der Neuenſtadt (Wien) nach dem Lateiniſchen bearbeitet ward. Dieſer Abenteuerroman ächt griechiſchen Stils, von unbekannter Entſtehungszeit, war im Abendlande [316] in lateiniſcher Ueberſetzung ſchon im 9. Jh., in angelſächſiſcher Bearbeitung im 11. Jh., in deutſcher Dichtung, wie wir aus Lambrecht wiſſen, ſchon im 12. Jh. vorhanden; von dieſem älteren Gedichte aber hatte Heinrich ſchon keine Kunde mehr, der behauptet, der Inhalt ſei nie in Reimen geſchrieben worden. So

und Zürich) und noch 1522 im Herzog Ernſt's Ton umgedichtet ward. Vergl. Pfeiffer im Anzeiger des germ. Muſ. 1854. p. 76 ff.

314) Cod. Pal. 347.

315) Hſſ. in Gotha u. ſ.; im Auszug in Reichard's Romanbibl. Bd. 20. Heinrich hatte ſein lat. Original von dem Pfarrer Niclas von Stadlar, der in Urkunden von 1297—1318 vorkommt. Vergl. Wolf in den Wiener Jahrb. Bd. 56. p. 256. Das Volksbuch in alten Drucken (Augsb. 1476, niederdeutſch Hamburg 1601) iſt aus Gottfried von Viterbo übertragen.

316) Nach einer erſten Erwähnung in den Gestis abbatum Fontanellensium. Mon. 2, 287.

entgehen uns auch die älteren Bearbeitungen der Sagen von Valentin und Namelos und Brandan, die wir in niederdeutſchen Bearbeitungen erwähnten, in welchen wir, wie in den letzten Dichtungen deutſcher und karolingiſcher Sage, in die größte Barbarei auch des Stoffes zurückfallen. Die Thierheit des Namelos, die Menſchenfreſſer in dem Meerwunder und Etzel's Hofhalt, die Höllen- und Geiſterwelt im Brandan ſind für den Geſchmack dieſer Zeiten bezeichnende Züge. Verzauberungen, Teufelsbannungen, Teufelsverſchreibungen und Erſcheinungen reihen ſich da an die Elfen- und Feen-, die Zwerg- und Rieſengeſchichten britiſchen und germaniſchen Urſprungs, an die Mären von unſichtbaren Geiſtern oder Menſchen an, die vor Anderem die Einbildung dieſer Zeiten reizten. Liebſchaften mit unſichtbaren Schönheiten beſingt der Ritter von Staufenberg, eine beliebte, in Drucken, in Umdichtungen namhafter Männer, in Romanzen, im Volksmunde lebende Elfenſage, die wir in einer netten und gefälligen Bearbeitung (wahrſcheinlich aus dem Ausgang des 14. Jahrhs.[317]) beſitzen, was den Herausgeber verführte, den Hartmann zu ihrem Dichter zu machen. Sehr verwandt mit der Fabel dieſes Gedichtes wie mit der von Partenopier iſt das alberne Zaubermährchen von Friedrich von Schwaben[318]), in das nur die uralte, in deutſcher Dichtung nicht überlieferte Sage, wie Wieland und ſeine zwei Brüder drei Schwanenjungfrauen überraſchen, oder näher noch ein perſiſches Mährchen von Dſchanſah[319]) — man weiß nicht durch welche vermittelnde Quellen — verwebt iſt. Die Heldin Angelburg iſt durch Anſtiftung ihrer Stiefmutter zum Hirſchen verwandelt durch einen albern complicirten Zauber, den der

317) Nach einer Straßb. Hſ. herausg. von Engelhardt 1823. Aus einem alten Drucke, der den Dichter Eckenolt nennt, erneut in: die Legende vom Ritter Dieringer von Staufenberg in der Ortenau. Hannover 1849. Vgl. Schönemann, Hundert Merkwürdigkeiten der Bibl. zu Wolfenbüttel. Hannover 1849.

318) Cod. Pal. N. 345. Ausgezogen in Bragur Bd. 6. u. 7. B. d. Hagens Germania 7, 95.

319) Vgl. Uhland, Schriften 1, 489.

Sproß der jagdberühmten Schwaben-Fürſten (der in der Wolfenbütteler Handſchrift des Gedichtes den Namen Wieland angenommen hat,) nach den Mittheilungen der unſichtbar mit ihm verkehrenden Verzauberten zu löſen im Begriff iſt, als er ſich durch falſchen Rath bethört die Unſichtbare zu ſehen unterfängt und dadurch ihre zweite Verwandlung zur Taube verſchuldet; ſie auch aus dieſem Zauber zu erlöſen und zu gewinnen, wird er nach einer Reihe beſtandener abenteuerlicher Aufgaben, nach 20 Jahren, durch eine zweite aus Hirſchgeſtalt entzauberte Schöne unterrichtet und befähigt. Mit dieſem krauſen Inhalt contraſtirt dann ſeltſam der geſunkene Vortrag des Poeten, deſſen Werk — ſpät aus dem 14. Jh. — an Werthloſigkeit und Verfall ganz zu dem Wilhelm von Oeſterreich und der Klaſſe ähnlicher Dichtungen herabrückt, nur daß der Dichter ehrlicher ſeine Wortarmut in ſeiner knappen Erzählung, ſeine Gedankenarmut in ſeinen ewigen Nachahmungen älterer Dichter zur Schau trägt, ſo arg, daß er an einer Stelle, wo Angelburg zu Friedrich ſpricht, ihr eine lange Rede der Arabel aus Wolfram's Willehalm in den Mund legt. Daß man damals vielfach ſolche Mährchen an wirkliche hiſtoriſche Perſonen anknüpfte, ſcheint die Sage von Heinrichs VII Abſtamme von der ſchönen Meluſine in des freilich ſpäteren Konrad Vecerius Leben Heinrichs VII zu beweiſen; nicht allein die Dichtung, auch ſelbſt die Geſchichte liebte die Anknüpfung von Feen und Wundern an geſchichtliche Figuren und war die Wahrheit ſolcher Fabeln zu glauben geneigt[320]). Die Gedichte dieſer Art erinnern

320) Bei Urſtiſius scriptt. 2. 63. Quamquam non me praeterit, circumferri jampridem libellum vernacula lingua conscriptum, de foeminae Melyssinae praestigiis, altero quoque die pubetenus in anguem commutari solitae, quam inter majores Henrici VII. connumerare nituntur. Dann nach Erwähnung der fabelhaften Zeugung Alexanders u. A. Quin et in oceani Gallici insula quadam novem Gallicenas illas fuisse tradunt auctores, cum aliis artibus praeditas, tum vertendi se in quas formas liberet. Quibus ex locis ortam fuisse Melyssinam non est absurda conjectatio. Und zuletzt: — Adeo ut nisi aliis vitiis supradictum opusculum laboraret, quippe in quo parum verisimilia referuntur, interdum adversa, nonnunquam dissonantia, non difficile fidem mihi faceret.

dann an eine lange Reihe von allegoriſchen Minne- und Klagegedichten oder Abenteuern, die ſich durch das 14. und 15. Jahrh. bis auf die Reformationszeit hinziehen, indem von den unſichtbaren Feen zu den allegoriſchen Figuren dieſer Gattung ein ziemlich natürlicher Uebergang iſt.

5. Fortbildung der weltlich- und geiſtlich-didaktiſchen Poeſie.

Wir haben aus unſerem Ueberblicke der erzählenden Poeſie ſeit der Mitte des 13. Jhs. erkennen müſſen, wie Alles das, was uns in den Epen der voraufgegangenen Zeiten als eigenthümlich anzog, der ideale Gottes-, Ritter- und Frauendienſt, in den fortgeſetzten Sagendichtungen in jeder Weiſe entartet und verſinkt. Entweder hat die Gelehrſamkeit mehr verbildeter als gebildeter Poeten, oder es hat der derbe Geſchmack des Volks, dem die Spielleute fröhnten, nicht nur die formellen Vorzüge der älteren Gedichte zerſtört, ſondern auch den Inhalt und Vortrag gewaltſam verändert. Alle die Empfindungen der Befremdung, die den ſchlichtverſtändigen Mann der mittleren Klaſſen beim Leſen jener Darſtellungen einer halbeingebildeten Welt überkommen mußten, und in ihrem Gefolge eine Menge von komiſchen Zügen wurden in die Rittermären hineingetragen, die aus dem Gegenſatze entſprangen, in dem ſich der nichtritterliche Leſer und Dichter, zu dem nun dieſe Dichtungen herabgekommen waren, gegen den darin herrſchenden, ihm ganz abgelegenen Ideen- und Thatenkreis befand. Wo dieſe herabziehenden Elemente verhältnißmäßig am wenigſten Eingang fanden, das war in der epiſch erzählenden geiſtlichen Poeſie, der Evangeliendichtung und Legende, einer Gattung, auf deren weitere Schickſale in dieſen rohen Zeiten wir indeſſen nicht näher eingehen wollen, um nicht die traurigen Zeichen eines ähnlichen Verfalls, eines gleichen Mechanismus wenigſtens, wie wir ihn an ſo vielen Ritter-

dichtungen bemerkten, an einem ungleich traurigeren Gegenſtande noch einmal verfolgen zu müſſen. In welcher Menge die gereimten Bibeln und Heiligengeſchichten im 14. Jh. fort erſchienen, zeigt jeder Blick in die Verzeichniſſe von Handſchriften [321]). Wir würden aber in dieſen Sachen keinem andern Eindrucke begegnen, als den alle die ſtumpfen Werke des 14. und 15. Jhs. machen, die noch die alten Gegenſtände in dem alten Tone behandeln wollen. Dazu kommt, daß dieſe geiſtlichen Dichtungen nun zum großen Theil eine mehr blos örtliche Bedeutung und eingeſchränkte Verbreitung hatten; daher man in vielen Bibliotheken Deutſchlands von Königsberg bis Straßburg, von Hamburg bis Wien, eigene Sanctologien findet, in welchen ſich, (wie ſchon in dem poetiſchen Paſſional des 13. Jhs., wie noch im 15. Jh. in dem Proſapaſſional einer Tübinger Handſchrift) der Hang zu cycliſcher Verſammlung geltend macht, wie in den weltlichen Heldenbüchern. So iſt in einer Kloſterneuburger Handſchrift ein poetiſches Buch der Märtyrer [322]) erhalten, und in Innsbruck ein Legendenwerk, der Maget Krone [323]), in alemanniſcher Mundart, beide aus dem 14. Jh.; ſo ſind wir vorhin in niederdeutſcher Mundart einer Anzahl gemeinſamer, auf Köln hinweiſender Legenden begegnet. Wie in dieſer letzteren Reihe, ſo ſind auch in der gleichzeitigen oberdeutſchen Legendenliteratur mit Vorliebe die Frauenheiligen älterer Zeit, die Barbara, Dorothea, Margarete, Urſula, Agnes, Lucia, Cäcilia, Chriſtina, Anaſtaſia, Juliana, und mehrere darunter mehrfach behandelt [324]). Die ſchon im 12. u. 13. Jh. wiederholt erzählte Marter

321) Vgl. Altdeutſche Blätter 2, 1. 82 ff. Eine Nachweiſung der Legenden des 14. und 15. Jhs. findet der Wißbegierige in Wackernagel's Literatur-Geſchichte, aber auch ſie iſt nicht vollſtändig.

322) Diemer, kleine Beiträge, 4, 18.

323) Zingerle, in den Wiener Sitz. Berichten 47, 489.

324) Eine Marie Magdalene aus dem 14. Jh. findet ſich in einer Wiener Hſ., die Hoffmann für eine Evangelienbearbeitung des 13. Jhs. hielt. Bruchſtücke und Proben mitgetheilt in Mone's Anzeiger 1839. Sp. 481 und von Joſ. Haupt in den Wiener Sitz. Berichten 34, 279.

der h. Margarete wurde im 14. Jh. wieder von einem Hartwig von dem Hage aufgegriffen[325]; in einer Proſa aus gleicher Zeit iſt ſie aus einer Grätzer Handſchrift bekannt[326]. Von der h. Dorothea beſitzt man außer den Bruchſtücken einer anſprechenderen Bearbeitung des 14. Jhs., in der man auf Anlehnungen an Konrad von Würzburg ſtößt[327], noch zwei werthloſere Reimſtücke des 14. und 15. Jhs.; von der h. Katharina ſind, außer der poetiſchen Erzählung im Paſſional und der proſaiſchen bei Hermann von Fritzlar, wie wir ſchon oben (S. 104) angaben, acht verſchiedene poetiſche Bearbeitungen des 13. und 14. Jhs. bekannt.

Wir laſſen das Alles zurück, weil es die Zeit nicht weiterführt, ſondern auf untergegangenen Verhältniſſen feſthaftet, die ihre Bedeutung verloren. Wir gehen vielmehr zu dem über, was in der Entwickelung unſerer chriſtlichen Poeſie der veränderten Lage der Zeit organiſch angehört, von ihr ausgeht und ſie ſelber fördert. Wir haben bemerkt, daß mit dem erſten Hervortreten ſtädtiſcher Entwickelung und einer neuen Bildung des bürgerlichen Standes neue dichteriſche Gattungen der erzählenden weltlichen Epen, dem Eigenthume des Ritterſtandes, entgegentraten, daß ſich die Lehrdichtung mit jungem Lebenstriebe an die Stelle der abſterbenden Pflanze des Epos ſetzte. Dieſen Uebergang vom Epiſchen zum Didaktiſchen machten wir bei Thomaſin und dem Stricker innerhalb der ritterlichen Welt ſelbſt; jetzt ſetzt ſich in dem von ihnen angegebenen Stile die weltlich-praktiſche Lehrdichtung innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft in einer mehr religiös-praktiſchen Färbung fort, die ſich aus ihrer Berührung mit der Predigt herſchreibt. Schon in der Zeit des 11/12. Jhs. haben wir die Predigt in dichteriſche Form übergehen ſehen. Wie nun in der Zeit des

325) Altd. Wälder III. Der Verfaſſer ſchrieb auch ein Gedicht über die ſieben Tageszeiten ed. Von der Hagen in Docens Muſeum 2, 265.

326) Wiener Sitz. Berichte 7, 315.

327) Ed. Diemer in den Wiener Sitz. Ber. 11, 51. Ergänzt durch Andere in einer Hſ. des germaniſchen Muſ. ib. 11, 796.

13. und 14. Jhs., wo wir ſtehen, Alles nach jenen früheren Zuſtänden zurückneigt, ſo kehren wir jetzt, nur in anderer Weiſe, auch in dieſem Gebiete gleichſam dorthin zurück. Schon damals fanden wir, daß jene beſondere Gattung der poetiſchen „Rede" mit der erſten Ausbildung der deutſchen Predigt zuſammenhing, die ſchon unter den St. Galler Mönchen im 10/11. Jh. in Schrift gebracht, die im 11. Jh., unter den Drangſalen der Zeit (ſ. 1, 171) von allen Kirchenfürſten in Pflege genommen worden war, deren Muſterſtücke bereits im 12. Jh. (ſ. 1, 174) in Anthologieen geſammelt wurden. Das alles erneuert ſich im 13. Jh. wieder, wo die Predigt in der Volksſprache und in Proſa zum erſtenmale eine mächtige öffentliche Bedeutung in Deutſchland erhielt zu eben der Zeit, da man auch anfing die heilige Schrift in deutſche Proſa zu übertragen. In jenen älteren Zeiten war die Wirkung und Beſtimmung der Predigt mehr blos örtlich, an den heimiſchen Kirchenraum gebunden, oder auf das Kloſter beſchränkt, von dem Einfluſſe der Welt und des Außenlebens unberührt geblieben; ſie war weſentlich Homilie, Erläuterung bibliſcher Texte, und meiſt wohl lateiniſchen Originalen nachgebildet. Jetzt aber ſollte ſie in dem Munde einiger ausgezeichneter Männer im 13. Jh. plötzlich zu einer ganz anderen Bedeutſamkeit gelangen; mit ihr beginnt zugleich die Proſa überhaupt eine geſchichtliche Wichtigkeit zu erhalten.

Man hat wohl angenommen, daß die Proſa, die ſchon in St. Gallen eine frühere (althochdeutſche) Periode der Ausbildung gehabt hatte, neben der Ritterdichtung in einer dieſer entſprechenden Fortbildung und Vollendung beſtanden habe und nur für uns verloren ſei. Dies widerſpricht aber dem allgemeinen Gange aller Sprachbildung. Nicht umſonſt führt die Proſa die Bezeichnung der pedeſtriſchen Rede. Sie iſt ein Eigenthum des Volkes; ſie ging bei uns in geiſtlichen und weltlichen Stoffen weſentlich von den Städten aus; ſie konnte nur vor und nach der ritterlichen Dichtung aufkommen, und ward von dem Adel nur ausnahmsweiſe in ſolchen Ländern gepflegt, die überhaupt ihre ganze Bildung innerhalb der Ariſtokratie

vollendeten. Selbſt dann legte ſie (in allen ritterlichen Geſchichten der Franzoſen und Spanier) die poetiſche Farbe und den Ton des Romans nicht gegen die ſchlichte Einfalt aller ächten Proſa ab, die aus dem Bedürfniſſe und der Nothwendigkeit aufwächſt, während ſich die Poeſie in ihren dürftigſten Anfängen als eine Geburt des Schönheitsſinnes und des geiſtigen Luxus offenbart. Unter Schöffen und Richtern, unter Predigern und Mönchen regte ſich das Bedürfniß der proſaiſchen Rede unmittelbar. Man konnte ſich hier und da in dem Spiele mit gereimten Predigten gefallen, aber man konnte nicht auf den Gedanken kommen, ſie in dieſer Geſtalt vor die Volksmaſſe zu bringen. Man konnte gereimte Vorreden zu Rechtsbüchern machen, aber das Recht ſelbſt mußte wohl in deutlicher gemeiner Rede geſchrieben ſein. In ſolchen Gebieten kam es nur darauf an, daß ſich ein begabter Mann des Stoffes bemächtigte, zu dem er die geſtaltende Form in ſeinem Geiſte angeboren tragen konnte. Es läge etwas überraſchend-natürliches darin, wenn ſich die Vermuthungen zu voller Gewißheit erheben ließen: daß wir zwei ſolchen namhaften Männern in Deutſchland zugleich die Abfaſſung unſerer älteſten Rechtsbücher in Vulgarſprache und die erſte Pflege der Proſa auf zwei anderen Gebieten zuſchreiben dürften. Wir führten oben (S. 196) ſchon an, daß von dem Verfaſſer des Sachſenſpiegels, Eike von Repgowe, wahrſcheinlich auch die älteſte deutſche Proſachronik herrührt, die wir beſitzen; und wir werden ſofort anzugeben haben, daß man in einem weltkundigen deutſchen Prediger zugleich den Verfaſſer des Schwabenſpiegels muthmaßt. In der hiſtoriſchen Richtung dauerte es bei uns unendlich lange, bis ſich die proſaiſche Rede den Gegenſtänden gewachſen zeigte, die ſich ſo leicht nicht entgegen boten. Die Proſachroniken, die im 13. und 14. Jh. jenem erſten Verſuche zunächſt folgten, die Magdeburgiſche Chronik (um 1250), Friedrich Ködiz' Leben des heiligen Ludwig (1315 ff.), die Limburger Chronik (1336 bis 98), die Straßburgiſchen von Fritſche Cloſener (1362) und von Jakob Twinger von Königshofen (1386—1415) konnten ſich nicht

füglich zu einem beſondern Reize des Stiles erheben, da ſie nur zur Vermittlung der herkömmlich lateiniſch überlieferten Chronik für den gebildeten Laien unternommen waren, der Stoff aber zum guten Theile abgedroſchen, oder nüchtern und geringfügig, und, wo original, ganz localer Natur war. Wie ganz anders geſtalteten ſich gleich die gewürzten Schwänke und kleinen Erzählungen, die man ſeit dem 14. Jh. gleichfalls anfing aus Poeſie in Proſa umzuſetzen! Wie ungleich beſſer als jene Chroniken leſen ſich die Geſta Romanorum und beſonders der legendariſche Theil von Herman von Fritzlar's proſaiſcher Legendenſammlung [328]). Dies Werk (1343) kann uns zugleich auf ebenſtem Wege zu der Erkenntniß anleiten, wie, im Gegenſatze zu der hiſtoriſchen Rede, für die Ausbildung nicht nur der populären, ſondern ſelbſt der wiſſenſchaftlichen Proſa auf dem religiöſen Gebiete alles aufs günſtigſte lag: weil hier das Bedürfniß des Volkes und die Schule des geiſtlichen Standes zuſammenwirkten und die Gegenſtände in einer 1000jährigen Arbeit durchgohren waren, und weil gerade dort, wo dieſe Gegenſtände ſchwierig in ſich und dunkel von Inhalt waren, eine innere Nothwendigkeit auf die plane „gemeine Rede" anwies. Ein Theil von Hermanns Legendenwerk beſchäftigt ſich mit den Lieblingsfragen der myſtiſchen Theologen des 14. Jhs. und dieſer überſinnliche Stoff wird in ſich eine Urſache zum Uebergang von gebundener zu ungebundener Rede [329]). Wo ſich ein bild-

328) In Franz Pfeiffer's deutſchen Myſtikern. I. Leipzig 1845.

329) Folgende intereſſante Stelle ſteht in der gereimten Vorrede zu einem proſaiſchen Tractat von den ſechs Namen des Fronleichnam von dem Mönch von Heilsbronn (Cod. Pal. 417. ed. Merzdorf p. 5):

Ouch hân ich muot in mînem sin, daz ich ditz claine buochlîn
welle ôn rîmen machen, durch zweier hande sachen;
die êrst daz ich dise heilichait mit durnechtiger wârhait
muge dester paz bewaren, dâ von hân ich muot ze varen
der gemeinen red di strâzen, und alles rîmen lâzen,
wan swelch geticht man rîmet, wort ze worten lîmet
dâ irret oft der wörter glanz, daz der sin nicht gar ist ganz;
die andre sach man dâvon nimpt, daz mir noch nieman anders zimt

liches Feſthalten des ſpeculativen Stoffes für eine poetiſche Geſtaltung unmöglich erwies, da mußte die Phantaſie dem denkenden Geiſte ihr Recht abtreten, der ſich einem Zwang der Rede nicht gern fügt, noch auf Schönheit der Rede ein beſonderes Gewicht legt. Nun aber waren die Zeiten in eben jener myſtiſchen Theologie bei einer ganz abſtract vergeiſtigten Auffaſſung des Chriſtenthums angelangt: dies ſtellt ſich in ergreiflichſter Kürze an der äußeren Geſchichte der Dreieinigkeit dar. In den älteren Zeiten herrſchte in den Geſchlechtern von gröberem Sinne die altteſtamentliche Vorſtellung von der ſtarken Perſönlichkeit Gott Vaters vor; dann trat der vermittelnde Sohn und ſeine verſöhnlichere Mutter in den Vorgrund; nun aber war das Zeitalter der Herrſchaft des heiligen Geiſtes gekommen, das in dem ſogenannten ewigen Evangelium (dem Buche des Abtes Joachim) verkündet war: es ſollte durch die Bettelmönche an die Stelle des Zeitalters des Vaters und Sohnes treten; der Introductorius in das ewige Evangelium von Bruder Gerhard (ca. 1250) wies auf die ärmere griechiſche Kirche hin als auf die, über welcher der heilige Geiſt ſo walte, wie der Vater über dem jüdiſchen Volke, der Sohn über dem römiſchen. Bei dieſer neuen überſinnlichen Vorſtellungsweiſe blieb der Dichtung auf dieſem Gebiete, auf dem ſie ſich bisher ſo geſchäftig bewieſen, wenig mehr zu erbeuten. Wie es mit der Zeugung Gottes herging, das war noch allenfalls für die Einbildungskraft in ein Bild zu bringen; wie aber das ewige Wort in die Seele geboren werde, ob die Seele in einem gemeinen Grade der Gnade gebären könne, was die Geburt Gottes in der Seele eigentlich iſt, was das Weſen und Wirken der Gnade, was das Wirken des Worts im Geiſte ſei, auf dieſe und dergleichen Fragen Antworten zu geben, war leichter in Proſa als in Verſen, wo ſich mit ungewiſſen Bildern noch ſpielen läßt, aber nicht mit vagen Gedanken. Wer alſo hier die ſchärfſten Begriffe mitzutheilen hatte,

---

ze reden von dirre heilichait mit gerîmter cluocheit,
wan daz wârlich billig ist, swâ man singet oder list
von dirre fromen heilichait, daz man daz tuo mit andechtichait.

ſuchte ſich die ſchärfſte Form der Rede, und wer ſich am innigſten mit der Lehre der myſtiſchen Theoſophen durchdrungen hatte, ließ ſchon aus Grundſatz den Schmuck und Zierat der Poeſie fallen, denn ſich auf das Aeußerſte der Einfalt im Inwendigen und Auswendigen zu beſchränken und ſich alles Unweſentlichen abzuthun, war der Kern und Sinn ihrer ſämmtlichen Lehren.

Ehe indeſſen jene Hiſtoriker und dieſe Myſtiker im 14. Jh. von zwei ganz entgegengeſetzten Seiten her im Gebiete der Geſchichte und Philoſophie (mehr, als Theologie) zur Proſa gelangten, ward die ungebundene Rede zuvor ſchon von zwei Franciscanermönchen, David und Berthold, im Gebiete der Predigt zu einer erſten Blüte getrieben, die man nicht auf Rechnung eines uns unbekannten Flores der Proſa in den klaſſiſchen Zeiten der ritterlichen Dichtung zu ſetzen braucht. Die langandauernde An- und Aufregung der Zeiten des Inveſtiturſtreits und der Kreuzzüge, das Wettringen der Mönchorden, das Aufkommen der Bettelmönche, der Franciscaner (Minoriten) und Dominicaner, der allgemeine Aufſchwung der Volkspredigt im 13. Jh., ſeitdem Innocenz III dem h. Franz und ſeinen Apoſteln 1207 das Predigtamt übertragen, von wo an alle Länder, die Provence und Italien nicht anders als Deutſchland, von dieſen Predigermönchen durchwandert wurden, die überall die gewaltigſten Wirkungen mit ihren Reden hervorbrachten, weil ſie den herkömmlichen pſalmodiſirenden Leierton mit der Sprache von Herzen zu Herzen zu vertauſchen wußten, das Alles erklärt die merkwürdige Erſcheinung jener Männer zu voller Genüge, denen Beiden eine ungewöhnliche Begabung überdies angeboren war. Ueber die Bedeutung des Bruder David († 1271), der zuerſt Novizenmeiſter und Lehrer der Theologie in dem 1226 geſtifteten Minoritenkloſter in Regensburg, dann in Augsburg war, hat man ſeit neueren Forſchungen[330]) immer höhere Geſichtspuncte

330) Pfeiffer in Haupt's Zeitſchrift 9, 1, und in der Einleitung zu den deutſchen Myſtikern. I.

gewonnen. Die Ausſicht zwar, die Pfeiffer einen Augenblick gefaßt hatte, in ihm auch einen Geſchichtſchreiber zu entdecken, hat ſich geſchloſſen; dagegen hat ſich zu ſeinen früher bekannten lateiniſchen Schriften ein neuer Tractat (de haeresi pauperum de Lugduno) geſtellt, mit deſſen Inhalt der Eifer Bruder Berthold's gegen die Ketzer und insbeſondere gegen die Waldenſer (wie ſie hier heißen: die Poverlewe, die Armen von Lyon,) in vielfacher Uebereinſtimmung iſt. Sodann hat ſich zu ſeinen Predigten [331]) eine größere deutſche Abhandlung über die „Offenbarung und Erlöſung" gefunden, von der früher nur ein Bruchſtück bekannt war; auch in ihr bewährt ſich die Reinheit der Sprache, der Redefluß, die Durchſichtigkeit der Perioden, die Schärfe der Gedanken, der rhetoriſche Inſtinct in dem ganzen Vortrage, der ſo mächtig anzieht in ſeinen wie in Bertholds Predigten, wie ſehr zwar dieſe und jene nach den Charakteren des Lehrers und Schülers verſchieden ſind. „Wenn Bertholds Wort, ſagt Pfeiffer, nach dem Ausdruck eines Chroniſten wie eine Fackel in Deutſchland leuchtete und gleich einem Schwerte in die Herzen der Zuhörer drang, ſo kann man David's Rede einer ruhigen Flamme vergleichen, die in mildem Glanze ſtrahlt, und deren ſtille, tiefe Glut das Herz und Gemüth des Leſers belebt, erwärmt und zu Liebe entzündet." Die Wirkungen der Predigten Berthold's von Regensburg [332]) ſind gewaltiger und tumultuariſcher geweſen. Er begann ſeine Miſſionsreiſen, auf welchen David unterweilen ſein Begleiter war, im Jahre 1250, trieb ſich ein erſtes Jahrzehnt hindurch in Baiern und in den alemanniſchen Landen von Speier bis Graubündten, im folgenden in Oeſterreich, Mähren Böhmen Schleſien Ungarn Thüringen und Franken um, und war bald als ein neuer Elias angeſehen, von dem Alle ſagten,

331) Herausg. von Pfeiffer in den deutſchen Myſtikern. I. 1845.

332) Berthold von Regensburg. Vollſt. Ausgabe ſeiner Predigten, von Fr. Pfeiffer. Wien 1862. Ueberſetzt von F. Göbel ed. 2. Regensburg 1857. Vgl. J. Grimms Recenſion der Ausgabe von Bertholds Predigten von Kling (Berlin 1824) in den Wiener Jahrbb. 32, 194. — C. Schmidt, Ueber Berthold von R., in den Theol. Studien und Kritiken 1864. I.

von den Apoſteln bis zu ſeinen Tagen ſei ein ähnlicher Prediger in deutſcher Sprache nicht geweſen. Wunder begleiteten das Auftreten des Mannes, durch deſſen Mund (wie Frauenlob ſang) Gott vom Himmelreiche geſprochen, dem man bald (wie Ottokar in ſeiner Chronik) die Gabe der Weiſſagung beimaß, zu deſſen Grabe († 1272) man noch in fernen Zeiten aus fernen Landen wallfahrtete wie zu einer Heiligenſtätte. Große Menſchenmaſſen, die die Zeitbücher in ſagenhaft ſteigenden Zahlen zu 12, 40, 60, 100, 200000 angaben, ſtrömten zu dem „guten ſeligen Landprediger", der im Freien, etwa von einem Holzthurme herab ſprach, zuſammen, und keiner wich ſo lange er redete: wenn er die Schrecken des jüngſten Gerichtes ſchilderte, ſo „zitterten Alle wie die Binſen im Waſſer" [333]). Denn in ſeinen Reden ſchlug der feurige ſittliche Eifer die Gewiſſen der Hörer mit ſolcher Macht, daß nicht ſelten, ſelbſt nach urkundlichen Zeugniſſen, verſtockte Sünder unter hoch und niedrig zu Geſtändniß und Buße getrieben wurden. Seine natürliche Beredſamkeit, von keiner ſcholaſtiſchen Gelehrſamkeit gehemmt, von keinen liturgiſchen Banden gefeſſelt, packte die Einbildung der ſinnenkräftigen Menſchen in einem dialogiſch belebten Vortrage, der durch eine unerſchöpfliche, aus fabelhafter Natur- und Menſchengeſchichte, aus Sitte und Sage geſchöpfte ſymboliſche Bilderhülle voll dramatiſcher Anſchaulichkeit war. An wiſſenſchaftlicher theologiſcher Bildung, ja auch nur an bloßer Bibelkenntniß, war der mindere Bruder Berthold hinter vielen minderen Köpfen ſeiner Zeit zurück, an theokratiſchem und ketzerfeindlichem Eifer vielen voraus; worin er aber das verwildernde Zeitalter weit überragte und ein Verkünder der Zukunft war, das war das Beiſpiel ſeines eigenen ſittenſtrengen Lebens, ſeine Betonung der freien Willkür des Menſchen und ſeiner ſittlichen Verantwortlichkeit, ſein Schweigen von dem Verdienſt des Glaubens, ſein Spott über das Verdienſt der äußeren from-

333) Aus der früher ſchon (1, Note 474) erwähnten Chronik des Zeitgenoſſen Salimbene 3, 325 ff.

men Begehungen, ſeine unerſchrockene rebelliſche Bekämpfung des Ablaßkrames. Von der ſpeculativen Manier, von dem Hange zu abgezogenem beſchaulichen Geiſtes- und Seelenleben, der ſchon in der nächſten Generation durch die myſtiſche Schule der Predigermönche ſo große Ausbreitung fand, ſind ſeine wie Davids Predigten ganz frei. Es iſt billig, daß ſich Mönche des geiſtlichen Lebens annehmen, daß Bruder David gegen die Freude an der Eitelkeit der Welt, an müßiger Rede und unnützen Mähren eifre und die Traurigen ſelig preiſe, doch thut er es nicht nach den Selbſtertödtungslehren der ſpäteren Myſtiker: der Ernſt des geiſtlichen Lebens ſoll gemäßigt ſein, und zwiſchen Eitelkeit und ungeordneter Traurigkeit hingehen. Er und ſein Schüler haben es noch mit dem praktiſchen Leben und dem Zuſtande der Welt zu thun, der jene Theoſophen den Rücken kehrten. Berthold verwarnte ſeine Zuhörer, als vor einer Sache die nur den Meiſtern zukäme und die Laien allzuleicht zu Glaubenskrankheit und Ketzerei verleite, vor dem Grübeln über die göttlichen Geheimniſſe, in dem jenes nachfolgende Geſchlecht aus der Schule Eckharts recht eigentlich ſchwelgte. Unter Bertholds Zeitgenoſſen gab es zwar auch unter den Franciscanern verzückte Zukunftsſpäher, die den Wahrſagungen des Abtes Joachim, des Stifters der Schule der Joachiten, gläubig lauſchten, aber die Mehrzahl waren Männer von praktiſcher Begabung, von gemeinnützigem Sinne, von verſchiedenartiger Fertigkeit in weltlichen Werken, die Einen der Krankenpflege gewidmet, Andere wie Heinrich von Piſa in Muſik und Malerei ausgezeichnet, noch Andere wie Girardus von Modena in Staatsgeſchäften thätig; wie man denn auch in unſeren deutſchen Barfüßern beiden rechtskundige Männer erkannt und rechtkündende vermuthet hat. Pfeiffer hielt den Bruder David, Andere[334]) den Bruder Berthold für den Verfaſſer des in Augsburg um 1256—68 entſtandenen[335]) Schwabenſpiegels, in dem ſich eine Menge

334) P. Laband, Ueber den Verfaſſer und die Handſchriftengenealogie des Schwabenſpiegels. Berlin 1861.

335) S. Höpfner. Zachers Zeitſchrift für d. Philol. 1, 273 f.

Berührungen mit Bertholds Predigten finden, wie dieſe wieder eine beſondere Kenntniß des (gleichfalls in Augsburg um die Mitte des Jhs. entſtandenen) Deutſchſpiegels verrathen, der unmittelbaren Quelle des Schwabenſpiegels, von der man wieder vermuthete, daß ſie vielleicht von David verfaßt ſein könne.

Von der Seite ihrer, weniger ascetiſch frommen, als praktiſch weltlichen Sittenlehre nun ſind uns Bertholds Predigten für unſere Zwecke von einer unmittelbaren Wichtigkeit, weil ſich eben in dieſer Beziehung verwandte Poeſien der Zeit gradaus an ſie anlehnen. Wenn im 11/12. Jh. jene einzelnen poetiſchen „Reden" geiſtlichen oder ſittlichen Inhalts auftauchten, ſo lagert ſich in dem berühmten Werke Hugo's von Trimberg, dem Renner[336]), eine ungeheure poetiſche Maſſenpredigt den Reden Bertholds zur Seite. Man darf dieſe nur aufſchlagen, um jeden Augenblick an den Renner erinnert zu werden. Die Aehnlichkeit liegt weniger in dem Tone des Vortrags, der im Renner vielmehr an die gnomiſchen Dichter vor und um Hugo's Zeit mahnt, ſondern hauptſächlich in den Gegenſtänden, die da und dort aus ganz gleichmäßigen Geſichtspuncten ſo unmittelbar aus dem Leben entlehnt ſind, daß man in beiden, jenem Gedichte und dieſen Predigten, zwei Sittenchroniken beſitzt, die wie aus Einem Spiegel das Bild der Zeit gleichgeſtaltet zurückwerfen. Wenn man den Bruder Franciscaner über die Unzufriedenheit der Stände, über die Betrügereien der Handwerker, über die Unehe, über die Ketzer, über die Tugend der Ritterſchaft, das höfiſche Werben und Gebaren das vor Gott ein Geſpötte iſt, dann über die weltlichen Freuden, über die Eiteikeit und Hoffart der Frauen, über das jämmerliche Leben der Schildknechte hört, oder wenn er das Lob des Friedens predigt, Geſchichten des alten Teſtaments anführt in denen ſpätere Begebenheiten voraus angedeutet und Handlungen der Menſchen zur Lehre und

336) Ausg. des hiſt. Vereins in Bamberg (1833) aus der Erlanger Handſchr. Vgl. über den Dichter und ſein Werk K. Jänicke in der Germ. 2, 363. 418. 5, 385.

Warnung vorgebildet ſind, oder wenn er die Hauptgebrechen der Zeit aufſpürt und dagegen eifert, überall erkennt man die Gegenſtände und die Anſichten des Renner, die bald eine gemeinſchaftliche Quelle in den Kirchenvätern, bald, ſollte man meinen, eine viel unmittelbarere Urſache der Uebereinſtimmung haben, was bei dem ungeheuren Eindrucke der Bertholdiſchen Predigten, die frühe in Sammlungen vereinigt wurden, nur natürlich wäre. Der Verfaſſer des Renners nennt übrigens ſelbſt ſein Geſchäft ein Predigen, ſein Gedicht im Ganzen eine Predigt und ſich ſelbſt, weil er nicht geiſtliches Gewand trüge, einen Gaukelprediger, deſſen Herz tiefer Weisheit leer ſei[337]).

Hugo von Trimberg, ein Franke, nach eigener Angabe in einem ſeiner lateiniſchen Poeme aus Werna (Werufeld?), war zwiſchen 1260—1309 Magiſter und Rector der Schulen am Kollegiatſtift der Maria und Gangolph in Bamberg in der Theuerſtat. Er war ein eigentlicher Gelehrter, denn er rühmt ſich einer Sammlung von zweihundert Büchern, die er beſeſſen, und ſieben deutſcher und fünfthalb lateiniſcher, die er ſelbſt verfertigt habe[338]); darunter war eine verſificirte Laurea Sanctorum und ein registrum multorum auctorum classicorum (1280), in Nachahmung des liber de scriptoribus ecclesiasticis von Iſidor, gleichfalls in Verſen geſchrieben[339]). Die meiſten ſeiner früheren Werke trugen übrigens ſchwerlich poetiſche Formen, denn er ſagt im Eingang zu dem Renner, ihm ſei bis zum funfzigſten Jahre Reimen und Dichten fremd geweſen. Die höfiſchen Formen der Dichtung gehen bei ihm auch ganz aus; die Sprache iſt die eines Volksmannes; in dem Verſe ſchwindet die alte Regel der Hebungen und Senkungen. Er hatte vor dem Renner ſchon ein anderes Gedicht, den Sammler (1266) begonnen, aber weil ein Theil

337) Ed. Bamb. p. 136. Vers 11707 ff.

338) V. 28. Vor het ich siben buochlîn in tiutsch gemacht, und in latîn fumfthalbez daz ist wâr etc. In ſeinem registrum zählt er acht deutſche Werke, drei weltliche, fünf geiſtliche.

339) Vgl. Haupt in den Monatsberichten der Berliner Akad. 1854. S. 142.

davon verloren ging nicht vollendet; den Renner dichtete er dann, „in gleichem Sinne" wie den Sammler, ohne Zweifel in einer Arbeit vieler Jahre, und ſchloß ihn nach eigener Angabe (V. 24521 ff.) im Jahre 1300 ab, doch ſo, daß bis um 1313 die Hand des greiſen Dichters mit Zuſätzen und Erweiterungen geſchäftig blieb. Es iſt ein moraliſches Sammelwerk, wie ſie Freidanks Beſcheidenheit ſchon einleitete. Die Benennung des Werkes erläutert der Dichter in einer größeren Stelle aus dem verſchiedenartigen, planloſen Inhalte ſeines Buches, beſſer als in den Eingangsverſen, nach denen es ſo genannt ſei, „weil es ſoll rennen durch die Lande". An jener anderen Stelle (V. 13860) charakteriſirt er das Werk vortrefflich: es ginge ihm wie einem Reiter, dem ſein Roß durchgegangen ſei; auch er unterbreche oft den Lauf ſeines Buches, wenn ſein Gedicht mit ihm davon renne; richte er es nach dieſer Seite, ſo trage es ihn auf eine andere, bringe er es auf den alten Weg zurück, ſo laufe es häufig um vieles weiter als ſein Herz begehrte, und trage ihn über Stock und Stein. Dies iſt in der That ein genaues Bild von der Geſtalt des Werkes. Ein höchſt einfacher Riß liegt zu Grunde, der aber im Ausführen zu einem ſo regelloſen Gebäude geworden iſt, daß die erſte ſchlichte Anlage ſchwer zu erkennen bleibt. Der Dichter beſinnt ſich jeden Augenblick über ſeinen Wiederholungen und Abſchweifungen. In dem Capitel von guter Dichter Sinne erzählt er, wie ihm mit den Jahren die Kraft der Augen und des Gedächtniſſes geſchwunden ſei; damit ſolle man entſchuldigen, wenn er manches wiederhole, manches allzuſchwere umgehe, und — wie die Schwalbe nach ihrer Speiſe — in die Kreuz und Quere fahre nach mancherlei Gegenſtänden in ſeinen Quellen. Seine Beleſenheit iſt ſehr bedeutend. Er kennt das alte und neue Teſtament durch und durch und geſteht ſelbſt, den größten Schatz ſeiner Weisheit aus der Bibel geſammelt zu haben. Die h. Schrift iſt ihm die Kaiſerin aller Künſte; ihre Weisheit, die nach dem Himmel führt, iſt die Aufgabe ſeines Lebens und ſeines Buchs. Alle Kunſt dünkt ihm nichtig, die nicht mit der heiligen Schrift im Einklang iſt. Manche

Seelen wohl möchten die ſieben freien Künſte zu Gottes Gunſt bringen, doch verkehrten ſie das einfältige Leben und den ſchlichten Wandel, von dem uns die erſten Boten des Chriſtenthums Muſter und Vorbild gegeben. Beſorgt über die Zweifel, welche die Wiſſenſchaft nährt, weiſt er auf den Glauben und die Worte der Schrift, räth dem, der ſeine Seele bewahren wolle, die Künſte fahren zu laſſen, denn nichts nützten hochgültige Bücher, die nicht mit der Schrift übereinſtimmen. Wie er an ſolchen Stellen überall die Bibel als den Mittelpunct aller und auch ſeiner Weisheit nennt, ſo vergleicht er ſein Geſchäft an anderen Orten mit dem der heiligen Bernhard, Gregor und anderer Kirchenväter und Schriftgelehrten, die er in weitem Umfang von den älteſten an bis auf den hoch von ihm bewunderten Hugo von St. Victor und noch Spätere kennt und auszieht, ſo daß man es ihm nicht verargen dürfe, wenn er die Welt in ſeinem Buche ſtrafe und geißle, ohne ſelbſt weiſe zu ſein; auch als Sammler habe er ſein Verdienſt: nütze ja doch der Eſel mehr als die ſchönſingende Nachtigal. So fände man (V. 24503) in ſeinem Buche viele fremde Lehren, die bisher in Deutſchland wenig verbreitet geweſen, und Honig und Honigſeim ſei in ſeinem Gedichte eingeſtreut aus den Lehren der Schrift. Ob er ſeine Beleſenheit überall unmittelbar aus den mannichfachen Quellenſchriften ſelbſt nahm, darf man bezweifeln, da ſolche Sammlungen wie der Köcher des Bonaventura ihm das, was Er ſuchte, mühlos an die Hand gaben. Auch die Alten, unter denen er viele lateiniſche Dichter und Proſaiſten benutzt, haben nach ihm manches Verdienſt, manchen Honig, doch nicht rein und frei von Wachs. Juden und weiſe Heiden haben uns viele Dinge gelehrt, die uns nützlich und gut ſind, über viele haben ſie tief und dennoch erfolglos nachgedacht. Wer den Büchern der Plato und Ariſtoteles, der Seneca und Sokrates u. A. zu ſehr nachfolge, der achte, wie es dem heiligen Hieronymus ging, als er die Bibel bei Seite legte und lieber die Bücher las, an denen nicht unſers Herrn Lob war; denn er ward im Schlafe dafür alſo geſchlagen, daß er es wachend beklagen mußte.

Auf weltliche Lieder, auf alles Gaukel-, Zauber- und Ketzerweſen wirft Hugo daher (V. 11080) feindliche Blicke, und er iſt übel darüber zu ſprechen (V. 17792), daß er wenige findet, die ihre Gabe zu dichten auf Gottes Preis und Ehre wenden. Noch entſchiedener als Thomaſin kehrt ſich Hugo daher gegen die Lectüre von Ritterromanen und weltlichem Lügenwerk, und es iſt ihm ein Greuel, manche Frauen zu finden, die es mehr als unſeres Herrn heilige Wunden beweinen, wenn ſie leſen, wie Herr Dietrich focht mit Ecke und wie vordem die alten Helden um Frauen-Minne verhauen worden. Und obwohl er an anderen Stellen (V. 1260) den Nutzen dieſer Abenteuer etwa ſo anerkennt wie auch Thomaſin, ſo klagt er doch anderswo (V. 21477) um ſo deutlicher, daß leider die Wunder Gottes und der Heiligen und die Geſchichten der Juden weniger bekannt ſeien, als die Ritter der Tafelrunde in Karydol. Da aber ein Jeglicher mit Herz und Mund den ehren ſoll, von dem er Leib und Seele hat, ſo dünkt es ihm eine Miſſethat, wenn einer etwas ſchreibt oder lieſt, woran unſeres Herrn Lob nicht iſt; und nach ſeiner Meinung habe mancher Mann an dieſen Büchern Leib und Seele verloren. Daher preiſt er denn von den wenigen namhaften Dichtern, die er ſeiner Zeit nur noch zuſchreibt, ſelbſt vor Konrad von Würzburg, der ihm zu gelehrt iſt, den Marner, an dem der lehrhafte Inhalt ihn anzog. Ganz wie Thomaſin iſt Hugo nämlich auf die Laien bedacht, und er hebt es in ſeiner Kritik Konrads ausdrücklich hervor, daß an deutſchen Gedichten nicht gezieme, was die Laien nicht verſtünden. Und obgleich er jenen Gebrauch der poetiſchen Naturgeſchichte für die Sittenlehre, jene Erklärungen der Prophezeihungen im alten Teſtamente, und was man dieſer Art in den Gnomikern oder bei Berthold findet, nicht verſchmäht, ſo iſt doch ſein Werk im Allgemeinen davon frei, redet aus einem ſchlichten Verſtande voll geſunder Erfahrungen, wenn auch nicht überall ohne Befangenheit, zum ſchlichten Verſtande. Wie Freidank, den er vielfach ausſchreibt, greift er überall in die lebendige Wirklichkeit ein, kennt das Volk und ſein Treiben in allen Klaſſen und Ständen, ſchildert

und geißelt es in einer Weiſe, die dem Volke verſtändlich war, und nur nicht mit jener vortrefflichen Ruhe, die über dem Theile des Freidank liegt wo der Dichter nicht ſelbſt redet, ſondern mit ſchulmeiſterlicher Breite, Lehrmiene und Eifer. Wenn das Buch nur ein Drittel ſeines Umfanges hätte, wenn es nicht ſo ins Unendliche tautologiſchen Inhalt häufte, wie viel vortrefflicher hätte es nicht werden und wirken müſſen. Zwar auch ſo gehört es ſeinen Wirkungen nach zu dem Bedeutendſten, was die altdeutſche Literatur enthält. Nicht leicht wird ein anderes Werk ſo verbreitet geweſen ſein; es erlitt wie alle Werke dieſes Charakters fort und fort die größten Veränderungen. Der Grund des Wohlgefallens daran liegt an der Geſinnung, die treu und wahr dasjenige ausſpricht, was ſeit lange in dem unteren Volke gährte und was bis zur Reformation nicht aufhören ſollte, die Nation zu beſchäftigen und zu bewegen; und was das Aeußere angeht, an der volksthümlichen Form, die den praktiſchen Zwecken des Buches durchaus angemeſſen iſt.

Beides liegt mit der entſchiedenen Hinneigung des Verfaſſers zur Verachtung der Welt und zum Streben nach innerem Frieden in demſelben Gegenſatz, den wir im Freidank gewahrten, demſelben, den wir in der gläubigen Frömmigkeit und zugleich geſunden Verſtändigkeit der Reformatoren noch zwei Jahrhunderte nachher finden; nur überwiegt das Derb-praktiſche hier das Aehnliche im Freidank etwa ſo ſehr, wie das Narrenſchiff in dieſer Beziehung wieder den Renner übertrifft. Dem ganzen Werke liegt die Anlage einer Predigt zu Grunde, oder eines jener Gleichniſſe, die aus der Bibel entlehnt auch der Stricker ſchon kannte. In ihrer Ausführung geräth Hugo hier und da (wie V. 10584 u. f.) in förmliche Predigten über Bibelterte. Doch iſt dies das ſeltnere; gefälliger, lebhafter iſt er in dem, was dem Buche eigentlich erſt den poetiſchen Körper gibt, in den unzähligen Beiſpielen, Gleichniſſen, Anekdoten, Erzählungen, mit denen er ſeine Sätze erläutert. Selbſterlebte Vorfälle, Zeitbegebenheiten, Fabeln, Priameln, Recepte, alles dient ihm, ſein Werk mannichfaltig in

der Form wie im Inhalt zu machen. Dabei erinnert er noch wie der Stricker ſehr oft an die Anfänge dieſer Gattungen, wie denn neben einigen vortrefflichen und ausgebildeten Fabeln andere gleichſam noch im Entſtehen erſcheinen. Man darf nur die Thiergleichniſſe, ſeine Vergleichungen des Geizigen mit einer Spinne, Maulwurf und Kröte und Aehnliches leſen: die kleinſte Mühe gehört dazu, ſie zu neuen und guten Fabeln zu machen; ſo wie ſich wieder ſeine treffliche Fabel vom Maulthier, das ſich ſeines Vaters ſchämt, dem Thiermährchen nähert. Jetzt legt er einem ſterbenden Geizigen eine Rede in den Mund, jetzt einem Kloſterprieſter eine Klage über ſeinen Beruf, jetzt knüpft er ſeine Erörterungen über den Urſprung der Herrn und Knechte (in der er nicht ſo radical wie Maerlant oder der Sachſenſpiegel der bibliſchen Autorität von dem Fluche Noahs über Cham zu widerſprechen wagt,) an ein Geſpräch mit einem Haufen Bauern; und hier wie in den ſchnurrigen Schwänken, die er einflicht, in den Geſchichten vom Bauernweſen, wo er in die derben und rohen Verhältniſſe des häuslichen Lebens der unteren Stände blicken läßt, erinnert er überall an Hans Sachs; keine Zeit hat auch den Renner ſo fleißig geleſen und geachtet, wie die Reformationszeit. In dem Gegenſatze gegen die ritterliche Poeſie, in der Entfernung von aller Abſtraction, in der völligen Verſetzung in die wirkliche Welt iſt auch der Renner ein natürlicher Vorläufer der Brant und ähnlicher, und die Welt, die er zu bekämpfen hat, iſt ſchon eine weit andere, als die des Thomaſin, es iſt die materielle und rohe, der ſich auch die Reformatoren gegenüber ſahen. Dies kann ein Ueberblick über den Gang, den die ſittlichen Betrachtungen im Renner nehmen, aufs deutlichſte lehren.

Der dichtende Sittenprediger legt ſeinem Werke ein Gleichniß zu Grunde von einem Birnbaum, deſſen Stamm auf Adam und Eva, deſſen Früchte auf die Menſchen gedeutet werden. So lange der Baum in Blüte war, iſt Alles gut: ſo iſt auch der Menſch in den Kinderjahren unſchuldig. Dann aber kommt „Herr Wirwitz“ zu den Mädchen und „Herr Selphart“ zu den Jünglingen und bringt ſie zu

Fall; dies vergleicht ſich dem herbſtlichen Fallen der Birnen. Einige fallen in den Dorn, andere in den Brunnen, andere in die Lachen, andere aber ins grüne Gras. Die in den Dorn fallen, ſind die Hoffärtigen. In Hoffart ſieht Hugo mit Berthold den Grund des Verderbens der Zeit. Der wackere Schulmeiſter trifft in ſeiner Zeit den Nagel gerade ſo auf den Kopf, wie Thomaſin, als er der ſeinigen das Horoskop ſtellte. Den Thomaſin führte ſeine Betrachtung über den Einen herrſchenden Stand, den er noch für den Inbegriff alles Hohen und Großen anſah, auf ein ganz innerliches Gebrechen, auf Grundſatzloſigkeit im Handeln; den Hugo aber die ſeine auf einen einzigen großen Uebelſtand in der äußeren Geſellſchaft, in der er nicht mehr Einen Stand herrſchen, ſondern mehrere im Kampfe, nicht mehr Einen Stand in einem privilegirten Anſehen, ſondern alle Stände gleichmäßig Einem Grundfehler verfallen ſieht, wovon ſelbſt nicht das Geſchlecht ausgenommen iſt, das die galante Ritterzeit als den Pfleger aller Sittlichkeit anſah. Dieſen Grundfehler ſieht Hugo ungefähr in dem graden Gegentheile von dem Grundfehler der ritterlichen Zeit. Dort war es in der That die Selbſtvergnüglichkeit, auf der das gedankenloſe Hinleben in der überkommenen Gewohnheit ruhte, hier iſt es umgekehrt die allgemeine Unzufriedenheit jedes einzelnen Standes. Wenn Hugo daher unter den in den Dorn gefallenen Birnen die Hoffart, unter den in den Brunnen gefallenen Neid und Geiz, unter den in die Lachen gefallenen den Fraß (die Unmaße) verſinnlicht, ſo meint er in allen dieſen Laſtern im Grunde nur Eins und daſſelbe, eben jene Unzufriedenheit mit dem, was man iſt und hat, wie er denn auch in ſeinen weitſchweifigen Bezeichnungen dieſer Laſter ſtets die für das eine auch für das andere gebraucht. Es iſt aber klar, daß eben dieſe Stimmung der Zeit dem ganzen Kampfe zu Grunde liegt, der ſich zwiſchen den untern und obern Klaſſen des Staats entſpann, nachdem das Bewußtſein gekommen war über die Unrechtmäßigkeit der Gewalt, die ſich Geiſtlichkeit und Adel angemaßt hatten. Ueberall daher ſind jene Laſter, ganz wie bei den Italienern dieſer

Zeiten (superbia, invidia, avarizia), in dem weiteſten Sinne genommen, in dem ſie den politiſchen Druck der Großen auf die Geringen, der Reichen auf die Armen, der Herrſcher auf die Unterthanen, der Kirche auf ihre Angehörigen, den Trotz der untern Stände, ihre Aufwiegelei und Neuerungsſucht begreifen.

Indem Hugo ſeine Lehre über die Hoffart verfolgt, hält er trotz ſeiner großen Weitſchweifigkeit den Grundgedanken ſeines Buches ſo feſt, daß man darin zuletzt eine weit größere Ordnung entdeckt, als man anfangs vermuthen möchte. Er geht alle einzelnen Stände durch und zeigt an jedem einzelnen, wie ſich dieſe Hoffart äußert. Wie Berthold geht er am heftigſten gegen die Weiber zu Felde; man ſieht, wie ſehr die Zeiten geändert ſind. Jede Erinnerung an die Bedeutung des ehemaligen Geſchlechtsverhältniſſes, jede Achtung vor dem Weibe iſt ganz verſchwunden; und während ehedem die höfiſchen Dichter jede Schuld an Unzucht und böſer Sitte auf ſich nahmen, ſo gedenkt der Renner, in langer Predigt über die Unkeuſchheit, der Männer gar nicht, und ſchiebt alle Schuld allein auf die Weiber. Im Anfange des Gedichtes iſt ſein Eifer gegen die hoffärtige Empfindlichkeit der Mädchen gerichtet, denen kein Bewerber recht iſt. Er geht auf die Fürſten, das Hofgeſinde, den Adel über. Man hört ſogleich, es ſpricht kein Angehöriger des Standes; es iſt kein Unmuth mehr über die Verderbtheit dieſer Klaſſe, ſondern Aufgebung und Verzweiflung an allem Beſſerwerden; es iſt kein Klagelied mehr wie früher, ſondern Satire voll Bitterkeit und Strafreden. Es iſt, wie bei den niederländiſchen Didaktikern, der Niedere, der gegen den Höheren in heftigem Eifer redet, der dieſen durchaus nur in ſeinen Verhältniſſen zu den Armen und den Bürgern ſieht und feurig wie Berthold wider die Hartherzigkeit und Kargheit der Mächtigen predigt, die ihnen den Himmel verſchließt. Gleich ſtreift Hugo hier auf Neid und Geiz über, auf das Schinden der Armen und Unterthanen (das Abbrechen, wie es auch Berthold nennt). Es läßt ſich denken, daß in dieſem Kapitel die Geiſtlichkeit nicht geſchont wird; ſeitdem die

Welt den Pfaffen in die Hände fiel, heißt es, giebts keinen heiligen Biſchof mehr auf der Erde, die von Geiz, Gleißnerei und Simonie bedeckt iſt. In den Klagen gegen den Misbrauch der päpſtlichen Gewalt mahnt er wieder ganz an den Ton Bertholds, und in der Geſinnung an alle die Männer, die ſeit Walther bis auf Luther darüber aufgeklärt dachten und ſchrieben. Er blickt auf die Widerſetzlichkeit der Unteren gegen die Oberen, auf den Verderb des Landes und der Leute, auf den Krieg, der auf die Kinder erben würde. Der Pfaffenkrieg habe das böſe Beiſpiel gegeben, an dem die Cardinäle die erſte Schuld hätten, die den Papſtſtuhl drei Jahre leer gelaſſen. Nachdem Hugo ſo die Hoffart der Weiber, die Habgier der Edlen, das Ringen der Geiſtlichkeit nach weltlichem Beſitze berührt, geht er auf das trotzige Aufſtreben der Bauern über, belehrt ſie und tröſtet ſie über den Urſprung von Herr und Knecht, von Arm und Reich, ſpricht dann von den Halbrittern und ihrem ärmlichen Bauerndünkel und unadligen Sitten, und von dem Armen, der zum Vogt geworden iſt. Er geht zu der Hoffart der Bettler (der Bettelmönche) über, die ihm die unbilligſte von allen ſcheint, da ſie nach Gottes Gabe ſtreben und doch nicht demüthig nach Gottes Willen leben; auf die Hoffart der Weltgeiſtlichen, die ſich in der Uebernahme von ſieben und mehr Pfarreien äußert und in dem unerſättlichen Begehren nach mehreren. Die Milde der Geſinnung, die Achtung und Ehrfurcht vor dem Stande trotz der Verworfenheit der Einzelnen theilt er wieder mit Freidank. Die Kloſterleute laſſen alle Zucht ſchwinden, unzufrieden ſtreben ſie aus dem Convent, Muthwille, Unzucht, Erwerbſucht untergraben alles Kloſterleben und unter Gottes Panier fährt die Schande von Land zu Land, und manche Unthat hüllt ſich unter die Kapuze und den Nonnenſchleier. Einem Kloſtergeiſtlichen legt er eine Klage und Reue in den Mund, daß er Mönch geworden, weil er es nicht zu den Würden gebracht, die er ſich im weltlichen Stande ausgedacht hatte.

Hierauf führt der Zuſammenhang auf Geiz und Habgier über,

und auf die verſchwiſterten Laſter der Lüge und Untreue, die mit dem Beſtreben nach Reichthum allgemein wurden. Unter vielem Vagen und Unbeſtimmten tritt Manches hervor, was den Geiz vortrefflich charakteriſirt, der die Tugend des Faſtens übt, aber nicht um Gott zu ehren, ſondern um Brod zu ſparen; der frei iſt von Lüderlichkeit und Spiel, aber nicht um des Maaßes willen; der die Minne flieht, aber nicht um die Unkeuſchheit zu meiden, ſondern um nichts zu vergeuden. Mit dem unruhigen, gedankenvollen, raſtloſen Streben nach Erwerb ſetzt Hugo das Vernachläſſigen aller geiſtigen Beſchäftigung und aller geiſtlichen Lectüre in Verbindung, und ebenſo die Sauerkeit der Zeit, über die er vortreffliche Bemerkungen macht. Er klagt, daß die großen Beiſpiele der Freundſchaft unter Griechen und Juden dahin ſind. Ehedem, ſagt er, gingen einfältige Menſchen dahin, wo ſie ihre lieben Freunde fanden und umhalsten ſie mit lachendem Munde und meinten das von Herzen, in ſüßer Treue einfältiglich, jetzt aber gebärden wir uns ernſtiglich, daß einer den andern anſieht, als habe er ihm ein Leid angethan: und dies kommt von jener unmenſchlichen Sauerkeit, die Hoffart und Habſucht zuwege bringen. Der Dichter geht dann auf Diebe und Räuber über, mit denen er den Raubadel ſo bezeichnet, wie vorher mit den Bettlern die Bettelmönche. Zweierlei Diebe ſtehlen, ſagt er, welche die Schande unter dem Mantel der Ehre bringen, das ſind frommer Leute Kinder (Edle) und Pfaffen. Rauben, Sengen und Brennen iſt heute unſer Brandopfer zum Himmel; ehedem ließen ſich Heiden und Juden oft von Liebe bethören in Noth und Tod zu gehen, aus Gottesminne litten die Märtyrer ihre Qualen, uns aber begeiſtert nur die Habſucht und großes Gut gilt für die beſte Weisheit. Er zeigt, wie Richter und Schöffen nur der Habſucht dienen. Heftig, bitter und launig geht er gegen die Advocaten, Juriſten und Judiſten zu Felde, die das Recht krumm drehen, die Proceſſe hinausziehen, bis Jemands Habe vom Roß zum Bettelſtab kommt. Hoffart und Geiz haben zu ſeinen Zeiten große Unbilden durch Albrecht an Adolf, durch einen

Papſt an dem anderen verübt; mit größter Schärfe fährt Hugo hier gegen Rom los, die Stadt, wo Alles feil iſt, St. Peter ſelbſt, zu dem man St. Paul in Kauf gibt. Ob einer ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder ſei, wenn er nur gibt, ſo ſpricht man ihn heillg; und ſo viele Bullen theilt Rom an Pilger aus, daß, wären ſie mit Silber ſtatt mit Blei behängt, keine Straße vor Mördern ſicher ſein würde. Zuletzt redet er von Zöllen und Laienzehnten, dieſem Ungeld, dem Uebelſten aus der ganzen Schaar von Wörtern, die das Laſterblech Un entſtellt.

In einem dritten Theile behandelt unſer Sittenprediger den Fraß, die Unmäßigkeit, und er weiß mit lebhafter Beredſamkeit Trunkenheit, Lüderlichkeit und Freßgier mit all ihrem Gefolge ekel und lächerlich zu machen. Juden und Heiden halten mehr Maaß als wir, jeder arme Bauer mehr als der Pfaffe und Laie; der Menſch läßt ſich zu Unerſättlichkeit verführen, da doch das Thier nach der Natur lebt und ſich begnügt. Man führe den Ochſen zum Getränke, er trinkt nicht mehr als er braucht; der Vogel weiß des Abends wo ſein Neſt iſt, aber nicht der trunkene Menſch. Der Prediger geht dann auf üble Gewohnheit, Aergerniß und böſes Beiſpiel, auf ſchlechten Zeitvertreib, Spiel und Unkeuſchheit über. In dieſen Theilen hört die größere Regelmäßigkeit und der genauere Zuſammenhang auf; vielfach kehrt der Dichter auf die früher behandelten Gegenſtände zurück. Noch knüpft er vortreffliche Sätze über die Altklugheit der Jugend an, Worte, die ſelbſt für uns kaum vortrefflicher zu ſagen ſind. In ſeiner Jugend merkte er wenig, womit die Alten umgingen; wenn ſeine Geſellen zu ihm kamen und mit ihm ſangen und ſprangen, ſo meinte er Alles zu haben, weſſen er bedurfte; denn mancher Dinge achtete er damals nicht, was er nun von Kindern ſehe. Manches Kind iſt jetzt an den Augen ein Luchs und in dem Herzen ein Fuchs; und wie ſoll das im Alter werden, was ſich ſchon in der Jugend alt macht? Will einer ſeine Freude auf das Alter ſparen, ſo hat er ſeiner Jugend Weisheit und Arbeit übel angelegt.

Ihm graue, wenn er kleine Kinder ſehe, die weiſe Worte reden und ernſthaft ſind. — So redet er auch hernach, wenn er auf Bosheit zu ſprechen kommt, von dem Uebermuth der Schüler in der Schule, die, wenn ſie zwei Argumentlein gelernt hätten, deren drei noch kein Ei gelten, ſchon des Meiſters Meiſter ſein wollen. — Doch, wir wollen dieſen letzten Theilen des Werkes nicht weiter folgen, wo ſich der Dichter vielfach in Abſchweifungen, in chriſtliche Myſterien, theologiſche Streitfragen, Erörterungen über Dichter, Vaterland und Sprachen, in Jeremiaden über Gegenwart und Lobpreiſungen der guten alten Zeit der Väter verliert, die nichts mehr mit der allgemeinen Anlage des Werkes zu ſchaffen haben.

Die Achtung vor dem beſchaulichen Leben, verbunden mit der geſunden Beherrſchung aller praktiſchen Verhältniſſe des Lebens machte dies Buch der deutſchen Nation werth, und ſetzte es in Eine Reihe mit jenen früheren Dichtern unter dem Adel, die zuerſt die Begriffe der Humanität ausbreiteten, und mit den ſpäteren Reformern des 15. und 16. Jhs. Wie lieb mußte dem Volke dieſer Renner werden, als es noch keine Bibel und keinen Katechismus beſaß, als es den Thomaſin zu ſchwer, den Freidank zu knapp, den Stricker zu wenig Herr ſeiner Gedanken wie ſeiner Form fand! Denn wie gerne hat die Menge, aus der noch nicht aller gute Kern getilgt iſt, etwas in der Hand, an dem ſie das Gewiſſen regelt und übt! Wie außerordentlich mußten daher die Wirkungen ſein, mit denen ſolche Bücher wie dieſes der Reformation vorarbeiteten! Aus Urzeiten hatten ſich die Sprüche der Bibel unter die unmittelbarſte Weisheit des Volkes, unter die nationalen Sprichwörter gemiſcht; jetzt treten Prediger in der Kirche und im Buche auf, die im Volkston und in derber Verſtändlichkeit reden, und in dieſer eindringlichen Manier in tauſend beliebten faßlichen Formen die ganze Weisheit der Bibel austrugen und das ganze Reich der Sitte nach ihrer Lehre geſtalteten. Wie anders mußte da die Ueberſetzung der Bibel in einer neubeſeelten Sprache in Deutſchland wirken, wo ſie nichts Neues brachte, ſondern

nur das Längſtbekannte mit ihrem heiligen Anſehen feſtigte, wie anders hier, als in den romaniſchen Ländern, wo man fortfuhr Romane, nichts als Romane zu leſen, die bei uns in einen Verfall gekommen waren, der unſere Poeſie dieſer Zeiten gegen die auswärtige ebenſo in Schatten ſtellt, wie uns eben dieſe Werke eines Thomaſin und Hugo, die zum Ruin der Romandichtung das ihrige redlich beitrugen, den Ruhm und den Segen fördern halfen, den dieſe Zeiten der Auflöſung aller politiſchen Bande und aller geiſtigen Bildung durch die Feſtigung einer großen ſittlichen Kraft mit der Emporhebung des Mitteiſtandes für die Zukunft der Nation im Stillen vorbereiteten.

Die Nation hatte mit dem Abblühen der ritterlichen Bildung eine große Periode ihrer Entwickelung vollendet; ein anderer Volkstheil trit allmählich in den Vordergrund, und ſchiebt mit der politiſchen Geltung der vornehmen Klaſſen, der Geiſtlichkeit und des Adels, zugleich ihre Art der Bildung und Verbildung bei Seite, indem ſie dieſelbe durch eigne und neue, ſittliche wie geſellſchaftliche Tendenzen erſetzt. Der Renner und die ſatiriſch-didaktiſchen Werke der ähnlichen Art bilden die Vertreter der praktiſch verſtändigen Weltanſicht der mittleren Volksklaſſen, die im 15. Jh. den Stand des Religionsglaubens und der Kirche, des Staats und der Geſellſchaft tiefer und tiefer verändern half: nicht aber ohne die Mitwirkung einer zweiten ganz verſchiedenen Potenz, die in eigenthümlicher Weiſe mit jener verzweigt und verbunden, wiewohl innerlich getrennt und gegenſätzlich, zuſammen operirte; dies iſt die myſtiſche Theoſophie des 14. Jhs., die den Saamen einer neuen lebendigen Frömmigkeit und inneren Beſchaulichkeit ausſtreute, deſſen Früchte ſpäter durch Taulers Schriften und Staupitz' Lehre für Luthers Geiſtesbildung eine unmittelbare Nahrung wurden. In beiden Richtungen wirkten recht eigentlich revolutionäre Kräfte auf eine Neubildung der Geſellſchaft hin, wie es immer geſchieht, wenn ein unerträglich gewordenes Uebermaas verwickelter und verderbter Verhältniſſe auf einen einfacheren

Zuſtand der Dinge zurückgeführt werden ſoll; ein fanatiſcher, ein phantaſtiſcher, ein überſpannter Eifer beſtimmte vor Allem die Anfänge der letzteren Richtung, in der die Geiſtlichen, die Mönche ausſchließlicher allein thätig waren. Wenn man ſich nur oberflächlich die ganzen deutſchen Zuſtände ſeit dem Interregnum vergegenwärtigt, den fortwährenden Kampf der geiſtlichen und weltlichen Gewalten, die troſtloſe Zerrüttung der ſtaatlichen und kirchlichen Verhältniſſe, die herrſchende Anarchie, die allgemeine Sittenverderbniß, die nach Hugo's Schilderungen alle Stände durchdrang, wenn man ſich dazu des äußeren Elends, der Schreckniſſe der Natur erinnert, der Seuchen, Erdbeben, Heuſchreckenzüge und Hungersnöthe, mit denen der Himmel im Verlaufe des 14. Jhs. die Menſchheit heimſuchte, ſo wird man unſchwer die dunkeln aber machtvollen Triebe in jenen Geſchlechtern begreifen, die um die Zeit aus ihrem Verfalle zu reißen auf die extremſten Heilmittel verfielen. Einerlei Drang, der aus dem Beſtehenden hinwegraug nach beſſeren Zuſtänden, rief die Secten der Waldenſer und ſo zahlloſer anderer Ketzer, rief die wetteifernden Orden der Mönche und die ſtreitenden Lehrmeinungen der Theologen hervor. Man wollte das Leben und die Zeit des urſprünglichen Chriſtenthums zurückholen; die ſeltſamſten Erſcheinungen in der geiſtlichen Welt des 13. Jhs. weiſen auf jene Zeit und ihre Eigenthümlichkeiten caricaturartig zurück. Im heiligen Franciscus ſtand ein cyniſcher Chriſtus auf; wie dieſer im alten Teſtament, ſo war Er in einem der Engel in der Offenbarung Johannes vorbedeutet. Er parodirte das Leben des Heilandes mit Erfolg, und am Ende des 14. Jhs. ſchrieb Bartholomäus Albizzi ſein Buch von den Aehnlichkeiten zwiſchen Franciscus und Chriſtus, und bewies, daß ſich jener dieſem vollkommen gleich gemacht und ihn in einigem Wunderbaren noch überboten habe: was denn ſpäter eine treffliche Waffe in der Hand der Reformatoren ward, die das Buch den Barfüßer Eulenſpiegel nannten. Fand Chriſtus an dieſem ſeinen Vertreter, ſo fand ihn Johannes an dem Abte Joachim von Flora oder wer ſonſt der

Verfaſſer des ſogenannten ewigen Evangeliums iſt; und dieſer Prophet wirkte mit ſeinen Weiſſagungen ſo auf das 15. Jh. fort, wie Franciscus mit ſeinen Wundern auf das 14te. Des Heiligen Lehre war, daß Armut die Königin der Tugenden ſei und der vornehmſte Weg zum Himmel; und ſeine Apoſtel predigten das Leben der Märtyrer und erſten Glaubenshelden, als die großen Geiſtlichen mit dem Adel um die Wette das Räuberhandwerk trieben. Der letzte Grund ihrer Ermahnungen war jener Spruch des Erlöſers, daß man von zwei Röcken den Einen dahin geben, und nach dem Streich auf Einen Backen den andern zum zweiten hinreichen ſolle. Und dies predigte man, als ſich gerade die Stände theilten und haßten, Misgunſt, Neid und Erwerbſucht allen Eigennutz ſteigerte und alle Sicherheit der Perſon und des Beſitzes aufzuhören anfing. Die Gelehrſamkeit der Geiſtlichen, der Beſitz der Reichen ward gleichmäßig von den neuen Förderern einer patriarchaliſchen Urzeit verſchmäht. Doch zeigte ſich ſchon bei Lebzeiten des Stifters dieſes ſtrengſten der Bettelorden, daß weder jene Gelehrſamkeit zu verbannen, noch dieſe Armut zu üben in ſolchen Zeiten leicht möglich war. Namentlich in Deutſchland waren die üppigſten Auswüchſe dieſer Lehre nicht zu finden, wo unſer Bruder Berthold den Satz von dem Hingeben des Einen Rockes nicht allein verſpottete, ſondern ſogar ausdrücklich als einen Hauptartikel ketzeriſcher Satzung nannte; und wo im 14. Jh. um Ludwig IV (in deſſen Schwanken zwiſchen Demuth und Widerſetzlichkeit gegen die Kirche, in deſſen Bereitwilligkeit jetzt die irdiſche Krone der himmliſchen und dann dieſe jener zu opfern, der innere Zwieſpalt der Zeit beſonders kräftig verkörpert erſcheint,) jene gelehrten Minoriten ſich ſammelten, deren Schriften dem päbſtlichen Anſehen ſo gefährlich wurden. Fortwährend waren ſo die Kämpfe der milderen Partei der Franciscaner mit der ſtrengeren, die auf dem völligen Wegwenden von der äußern Welt beſtand, im Gange. Im 14. Jh. erhielt die ſtrengere Meinung wieder einen neuen verſtärkenden Anhang. Die myſtiſchen Theoſophen aus den Reihen der rivalen Dominicaner, die jetzt eine

mächtige Schule in Deutſchland aufrichteten, wetteiferten zum Theile mit den ſtrengſten Spiritualen unter den Barfüßern in dem Beſtehen auf der Befolgung des Geheißes Chriſti, alle Habe wegzugeben und ihm arm zu folgen; in der Legendenſammlung Hermanns von Fritzlar wird aufs neue verlangt, der Menſch ſolle kein Eigenthum beſitzen, es ſei denn jedem anderen ebenſo bereit, wie ihm ſelbſt; er ſolle keinen Gewinn nehmen in Kauf und Verkauf; er ſolle kein Gut fordern, weder vor geiſtlichen noch weltlichen Gerichten; er ſolle ſein eigenes Gut nicht vertheidigen, weder im Feld noch in Dörfern und Städten. So mancherlei Spuren von größter Weltverachtung ſich ſchon im Renner zeigten, ſo würde doch Hugo dieſe Schwärmereien der Myſtiker ſo wenig wie Berthold gebilligt, er würde vielmehr wie ſein Vorbild Hugo von St. Victor, (der zwar in ſeiner Wegwendung von der Scholaſtik zu einer ſeelenhafteren Gottesweisheit der eigentliche Wegweiſer in dieſe myſtiſche Theologie war) auf die Gottesliebe dieſer Verzückten ſchief geblickt haben, vor deren geiſtlicher Hoffart einzelne Verſtändige und Nüchterne ſchon damals warnten.

Von dieſer Untugend waren ſelbſt die beſſeren Köpfe der myſtiſchen Schule nicht frei, deren Wegkehrung von der Unerfreulichkeit und dem Elend des äußeren Lebens eine andere, veredelte Richtung nahm: ſie wandten ſich ganz auf das Innere des Geiſt- und Seelenlebens, auf die unmittelbare Anſchauung des Wahren, Guten und Heiligen: da ſie denn, abgeſtoßen von der unfruchtbaren Methode der Scholaſtik, die ſich an den unbegreiflichen Geheimniſſen der chriſtlichen Glaubenslehre mit den willkürlichſten Klügeleien des dürren Verſtandes abmühte, in einem tiefgründenden innerlichſt zuſammenhängenden Syſteme die heiligen Myſterien begrifflich vor der Vernunft zu rechtfertigen trachteten. Der große Meiſter, der dieſen kühnen Ideenbau aufführte, der Erzvater der deutſchen Speculation, war der Dominicaner Bruder Eckhart[340], der in Paris gebildet,

340) Ueber ſeine Lebensverhältniſſe vgl. Preger, Vorarbeiten zu einer Geſchichte der Myſtik; in der Zeitſchrift für hiſtor. Theol. von Niedner und Kahnis.

wahrſcheinlich in Thüringen gebürtig war, wo er zuerſt als Vicar thätig gefunden wird; ſpäter begegnet man ihm als Provinzialprior in Sachſen und von da aus als Kloſterviſitator 1307 in Böhmen; ſpäter (nach 1312) wirkte er im Weſten, in der Ordensprovinz Deutſchland, in Straßburg, Frankfurt und Köln. In Straßburg war ein engſter Schülerkreis um ihn verſammelt; dorther ſtammt Joh. Tauler (1290—1361), dorther der Bürger Rulmann Merſwin, der 1352 das Buch von den neun Felſen ſchrieb (ed. C. Schmidt. Leipzig. 1859); dorther der Bruder Nikolaus[341]), der dem Meiſter, als 1325 auf dem Generalcapitel des Dominicanerordens in Venedig Klage wider deſſen Lehre erhoben ward, einen Bruderdienſt erwies: aus ſeiner Unterſuchung, den der Pabſt zum Specialinquiſitor beſtellt hatte, ging Eckhart freigeſprochen hervor, und als (Anfang 1327) der Erzbiſchof Heinrich von Köln den Prozeß wieder aufnahm und den Inquirenten und Inquiſiten vor ſein Gericht forderte, beſtritten beide deſſen Competenz unter Berufung an die Curie, und Eckhart gab eine Erklärung ab, die mehr ein Proteſt gegen falſche Auslegung ſeiner Sätze war, als ein Widerruf, als den ſie etwas ſpäter, nachdem der Tod bereits den Meiſter vor aller Verfolgung geſichert hatte, eine päbſtliche Bulle (27. März 1329) bezeichnete, die eine Anzahl Eckhart'ſcher Sätze als ketzeriſch verurtheilte. Und es kann nicht füglich beſtritten werden, daß ſeine, nur der ſchärfſten Denkkraft ergreifliche Lehre, ſoweit ſie in ſeinen gelehrten Predigten voller Anführungen aus Chriſten und Heiden, voller Erörterungen von Schulfragen und voll von friedlicher Polemik in die Oeffentlichkeit trat, nur zu geeignet war, die Laienmenge irre zu leiten. Dieſe Gefahr ward dadurch vergrößert, daß Eckhart's Schule über ſeinen Orden hinausgreifend, ſich ſo weit ausbreitete, daß man nicht allein die Beſorgniſſe der von Secten zerriſſenen Kirche, ſondern ebenſo die Aengſtlichkeit des Ordens und die

1869. I.; und deſſen „Meiſter Eckhart und die Inquiſition". München 1869. Dazu Germania 14, 373.

341) Einige Predigten von ihm in Pfeiffers deutſchen Myſtikern I.

Bedenklichkeiten innerhalb der Schule ſelber wohl begreift. Die unermüdlichen Forſchungen[342]) haben eine ganze Maſſe Namen von meiſt ſonſt unbekannten Männern der Schule zu Tage gefördert, aus deren Sprüchen und Reden, ſo wenige deren erhalten ſind, wir erfahren, daß die Schule ſelbſt durch Streitfragen getheilt war und daß der geprieſene Meiſter frühe ſeine Widerſacher fand[343]), wie ſich neuerer Zeit, bei der Wiedererſtehung ſeiner Werke[344]) philoſophiſcher- und theologiſcherſeits Angreifer und Vertheidiger gegenüberſtanden. Und nichts war, zumal in der Zeit des Theoſophen ſelber, natürlicher, bei der ſchonungsloſen Rückſichtsloſigkeit, mit der ſein rein ſpeculatives Syſtem eines chriſtlichen Pantheismus, den Bildungen jener Tage und Jahrhunderte weit zuvorgreifend, die Schale der Bilder und Gleichniſſe zerbrach, mit der die Theologie die chriſtlichen Myſterien herkömmlich umhüllte und verhüllte. Dies Syſtem giebt die reine Befriedigung eines philoſophiſchen Kunſtwerkes von ſtrengſter Beſchloſſenheit; es hat hiſtoriſch die Bedeutung, daß es die wunderbare Anlage unſerer Sprache für Abſtraction und Speculation gleich mit dem erſten Betreten dieſer Geiſtesbahnen in einer merkwürdigen Virtuoſität erſchloß, und daß es den Grund aller unſerer transcendentalen Wiſſenſchaft bildet; wie denn die Ueberwirkung dieſer Philoſophie auf den Spinozismus und Hegelianismus vor Augen liegt.

Es iſt nicht unſere Sache, Eckharts Religionsphiloſophie ſyſtematiſch zu analyſiren[345]); wir deuten nur, möglichſt in den eigenen

342) Fr. Pfeiffers in Haupts Zeitſchr. 8, 209. 422. und Germania 3, 225.

343) Das Fragment einer polemiſchen Predigt dieſer Art iſt das Stück, dem Docen (Misc. 1, 140) die Ueberſchrift „Von der wirklichen und möglichen Vernunft“ gegeben hat und das mit dieſem unpaſſenden Titel in lit. Handbücher eingetragen iſt. Es kann in Einigem dienen, ein weiterhin anzuführendes Gedicht „von den ſieben Graden“ zu erläutern.

344) In Pfeiffers deutſchen Myſtikern. II. Leipzig 1857.

345) Vgl. darüber: C. Schmidt in den Theol. Studien und Kritiken 1839 und in den Mémoires de l'acad. des sciences morales et pol. 1847. Martenſen, Meiſter Eckart. Hamb. 1842. R. Heidrich, das theol. Syſtem des Meiſter Eckhart. Poſen 1864. Joſ. Bach, Meiſter Eckhart, der Vater der deutſchen Speculation. Wien 1864. A. Laſſon, Meiſter Eckhart der Myſtiker. Berlin 1868.

Ausdrücken des Meiſters, eine Reihe der Sätze an, auf welche dieſe Lehre der äußeren und inneren Abgezogenheit hinausläuft, um dann den Rückweg zu unſerer Geſchichte der Dichtung zu finden.

Aller Dinge dunkler Grund und Anfang iſt die verborgene Finſterniß der Gottheit, da Gott ſich ſelber unbekannt und unbewußt iſt; Gottheit und Gott iſt verſchieden, wie Nichtwirken und Wirken: das Wirken der Gottheit, das Weſen Gottes, Gott ſelbſt, trit mit dem Bekennen (Erkennen) ſeiner ſelbſt ein, denn ſein Erkennen iſt ſein Wirken; ſein Erkennen und ſein Wirken iſt ſein Weſen; er iſt blos Weſen, das einzige Weſen, das d a iſt; alle Eigenſchaft abgezogen und abgeſchieden und abgeſchüttet, daß nichts bleibt, als ein einziges J ſt, das iſt die Bezeichnung Gottes; in dieſem Iſt, dieſem Weſen, ſind alle Weſen, alle Creaturen inbegriffen. Mit dem Eintrit des Selbſtbewußtſeins in die Gottheit, des Lichts in die Finſterniß, der Offenbarung Gottes in ſich ſelbſt, iſt der ewige Ausfluß aller Dinge aus Gott gegeben, der in ſich ſelbſt verfließt; in dieſem e w i g e n Ausfluſſe bleiben die Dinge ohne Maße (Erſcheinung); der ewige Ausfluß iſt bloße Offenbarung Gottes in ſich ſelbſt; alle Creatur fließt darin aus, ohne ſich ſelber, da iſt ſie Gott mit Gott. Alle Dinge ſind nicht von ſich ſelber, ſondern ſie ſind gewirkt von einer Sache (causa), die ihr ſelbes ſelber iſt, das iſt der Vater; und aller Dinge Abbild iſt der Sohn. Des Vaters Anblick ſeiner eigenen Natur, der Widerblick ſeiner Natur, das iſt ſein Sohn; vor aller Schöpfung hat der Sohn vor dem Vater, der Vater vor dem Sohn geſpielt in einer ſchwebenden Stille; beider Spiel mit einander, iſt der heilige Geiſt, an dem ſie beide ſpielen und er mit beiden; das Spiel iſt daſſelbe, was es iſt, woran ſie ſpielen: ihr Spielen und der Gegenſtand ihres Spieles iſt Eins; ihr gegenſeitiges Lieben iſt Eins mit dem Gegenſtand der Liebe, ſo iſt das Weſen, das ſein ſelbes Weſen iſt, in ſich ſelbſt verſchloſſen, und Eigenſchaft in Weſen aufgelöſt. Hätte der Bildner aller Dinge in dem Vater nicht ewig geſchwebt, ſo hätte der Vater nichts wirken können, darum mußten mehrere Perſonen ſein als Eine; denn an dem

ewigen Ausfluſſe iſt der Sohn von dem Vater ausgefloſſen in alle Dinge, mit ihm, und nicht allein; der ewige Ausfluß iſt die Urſache aller Dinge in der Ewigkeit. Von ihm verſchieden aber iſt der Ausfluß *in der Zeit*, da die Dinge geſchaffen ſind aus Nichts, da ſind ſie nicht mehr Gott in Gott, ſondern Creatur, nicht mehr ohne ſich ſelbſt und ohne Maßen, ſondern *mit* Maßen, zu Form und Erſcheinung gekommen. Die Welt iſt nicht ewig geweſen in dieſer zeitlichen Erſcheinung, ſondern nur ewig in Gott; urſprünglich ſind die Dinge nichts an ſich ſelbſt, ſondern Gott in Gott, und darum ſtreben ſie hinauf zu ihm und er fließt in Alles aus, beſonders aber in die menſchliche Seele. Denn dies ſind die drei großen Schöpfungen, da Gott das *Werde* ſprach: in der Ewigkeit, in der drei Perſonen Einung in göttlicher Natur; in der Zeit, in der Einung göttlicher und menſchlicher Natur in Einer Perſon, und in der Ewigkeit *und* Zeit, in der Einung der Seele mit Gott, die iſt beſſer und höher, als wenn ein Menſch alle Werke thäte, die alle Creatur thut. In dieſer Einung war Adam vor dem Falle, da hatte er alle Creatur an ſeiner oberſten Kraft, wie der Magnet ſeine Kraft gießt in die Nadel und mit einer viele andere an ſich zieht; als er aber ſeine oberſte Kraft von Gott ſchied, da fiel er mit allen ſeinen Kräften und mit aller Creatur. Nun ſtrebte aber dieſe, einen Menſchen zu ſchaffen, der wieder in die Einung käme, in der Adam war, der alle Creatur zu der Einung erhöbe, in der ſie mit der menſchlichen Natur war, und die menſchliche zu der, in welcher ſie mit Gott war. Das ward vollbracht an Chriſtus, da er ſprach: ich will alle Dinge an mich ziehen. In ihm ſtund Alles in einer geordneten Einung mit der oberſten Kraft; und ſo geſchieht es dem Menſchen, der ſich mit Chriſtus vereint, in ihm werden alle mannichfaltige Dinge geſammelt; da wird man ein Gott; alle Creatur iſt ein Menſch, und der Menſch iſt Gott an Chriſtus Perſon. Darum iſt Chriſtus Menſch geworden, daß der Menſch Eins werde mit ihm; die Seele ſoll ſich mit Gott vereinigen, und daß dies deſto ſicherer geſchehe, ſoll ſie ledig aller

Dinge, aller Creatur überdrüſſig werden, das Weltliche ertödten und nur den Geiſt Gottes in ſich leben laſſen, und daß auch dieſer deſto freier wirke, ſoll ſie Gott ſelbſt ihren freien Willen anheim geben; ſie ſoll ſich der Sinne begeben und der niedern Seelenkräfte und ihrer Werke, daß allein die oberſte Kraft der Vernunft wirke mit Gott, oder vielmehr ihn wirken laſſe ohne Hinderniß. So wirkt er ſeine Göttlichkeit an ihr und wieder ſie an ſich, das iſt das Weſen der Vollkommenheit. Die Seele hat keinen heimlicheren Zugang zu Gott, als mit Nichts zu Nichts, darum ſoll ſie ſich ſinnlicher Dinge ermüßigen, denn ein einziger Anblick der Blosheit, die Gott iſt, reiniget mehr die Seele als alle Werke der Chriſtenheit. Darum liegt auch der Kern des ewigen Lebens mehr im Verſtändniß, als in der Liebe, denn die Vernunft geht gerade auf zu Gott, die Liebe aber kehrt ſich zu dem was ſie liebt, und nimmt davon was gut iſt; Verſtändniß nimmt das, wovon es gut iſt; Honig iſt das ſüßeſte, die Liebe nimmt Gott inſofern er ſüß iſt, das Verſtändniß aber inſofern er Weſen iſt. Darum, wie lauter und unſchuldig die Werke ſind, die da vollbracht werden in dem Lichte der Seele, ſo ſind die noch unſchuldiger, die da innen bleiben und in dem Geiſt, und nicht herauskommen. Da nähert ſich die Seele ihrem Zuſtande nach dem Tode, wo ſie in die Gottheit geworfen wird, ihre Individualität (ihr Icht) verliert, im Antlitz Gottes begraben; da ſie aller Creatur unbekannt, ihr aber alle Creatur bekannt wird. — Man ſieht, wie durch und durch hier die chriſtliche Dogmenlehre auf reine Vernunftbegriffe zurückgeführt iſt. Der Meiſter, der ſeine Weisheit von Gott begehrt, und alle Offenbarungen ſeines Geiſtes übernatürlich von der Gnade empfängt, verſchmäht mit ſeinem Lehrer Auguſtinus die empiriſche Erkenntniß, die Bilder aufnimmt wie das Auge; und die geiſtigere, die von ſinnlichen Dingen Bilder für die überſinnlichen hernimmt; er verſchmäht es alſo, die Thatſachen der Bibel einfältig zu nehmen, wie ſie ſind und ſich bei der Lehre und dem bildlichen Sinn der Gleichniſſe zu be-

gnügen; er ſucht die Erkenntniß der Engel, die erkennt ohne Bild und Gleichniß, wie es inwendig iſt in dem Geiſte.

In dieſen ihren rein ſpeculativen Anfängen nun ſchien die Lehre der Myſtiker für die religiöſe Erbauung der Laien, für eine Reinigung des ſittlichen Lebens, für eine eingreifende praktiſche Wirkſamkeit auf die Geſellſchaft wenig verſprechen zu können. Dies änderte ſich aber alsbald durch die kirchliche Verfolgung der kühnſten Sätze dieſer Neuerer, die den philoſophiſchen Kern der Lehre für reifere Zeiten vergrub, mit ihm aber unſtreitig auch dasjenige entfernte, was ſie für die weiteren Kreiſe damals unfruchtbar gelaſſen hätte. Sobald die metaphyſiſche Wurzel des Syſtems überdeckt war, hinderte nichts, daß die Zweige des philoſophiſchen Baumes als Hauptfrucht zunächſt jene ascetiſche Moral der Schüler Eckharts anſetzten, die aus der gefährlichen Abſtraction ihren Rückzug nahmen auf die praktiſche Anleitung zu einem frommen chriſtlichen Wandel. Zwar auch auf dieſem geläuterten Gebiete blieben dann noch die wunderlichſten Ausſchweifungen eingeniſtet in dieſer geſpannten Lehre der Entäußerung, die, um Gottes willen, Schlaf, Trank und Speiſe aufzugeben, ein Opfer des Willens und Begehrens, in Selbſterniedrigung und Vereinſamung jede Stimme der Natur zu unterdrücken, und ſich zu erheben mahnte zu den Dingen, „die über aller Wandlung ſchweben, die die Zeit nicht berühren kann“; die ein geiſtlich ſchauendes Leben zu führen empfahl, das ein ſterbendes Leben ein lebendes Sterben ſei, das uns von allem Sichtbaren frei mache; die die Seele rieth in eine Ledigkeit und Müßigkeit zu verſetzen in der wir mit Gott zuſammenfallen, und den Körper abzutödten, die kothige Wand umzuwerfen, die uns allein verhindert, ſchon hier den ſeligen Zuſtand der Engel zu erreichen. Gleichwohl lag in dieſen Lehren und Uebungen der Seelenabgezogenheit, in der mühſeligen Gottſeligkeit dieſer ascetiſchen Büßer und verzückten Inſpirirten einmal ein völliger Bruch mit den dialektiſchen Spitzfindigkeiten der Scholaſtik; dann aber wurde durch die Ueberſpannung ſelbſt ihrer ſchwunghaften Einbildungskraft eine

Wärme der Herzen entbunden, unter deren Einfluß allein auf eine wahre ſittliche Reinigung konnte hingearbeitet werden. Die Schriften und Predigten auch der erſten Schüler Eckharts mochten dem Volke oft noch unbegreiflich genug vorkommen, aber ſie ſprachen doch zu ihm in ſeiner Sprache und mit der Stimme des Herzens eben ſo oft, als mit Begriffsdeductionen. Wenn zwar die Vielen die Einheit des Lebens, zu der dieſe Lehrer zurückriefen, weder begreifen hätten können noch wollen, ſo begriffen ſie doch, was ſie von der Einfachheit des patriarchaliſchen Lebens der erſten Chriſten predigten, dieſe Dominicaner des 14. Jhs., wie früher die Franciscaner des 13. Und die Anwendung, die ſie davon auf den anſtößigen Prunk der Geiſtlichkeit machten, war am wenigſten dunkel und am wenigſten verloren. Wir haben bisher unter Geiſtlichen, Adel und Bürgern ſtarke Stimmen gehört gegen Pabſtthum und Kirchenzucht; allein es waren Einzelne und es blieb beim Reden. Hier aber traten ganze Mönchsorden hervor, die Geiſtlichkeit ſelbſt fing an, ſich zu revolutionären Bewegungen in Schrift, Lehre und Leben zu ordnen. Jene Einzelnen hatten ſich zu ſehr zu den höheren Klaſſen gewendet, die ſich bei dem Uebelſtande im Vortheil befanden; allein die Mönche ſtanden dem Volke nahe, lehnten ſich auf dieſes, lehrten es in ſeiner Sprache, in Proſa, in Predigt eine praktiſche Religion, und kehrten dem Adel und den Gelehrten, ſammt ihrer Weisheit und Bildungsart den Rücken. Schon bei dem ſchwärmeriſchen Heinrich Suſo (1300—65), der in Köln zu Eckharts Füßen geſeſſen, nimmt man in ſeinem „Buche der Wahrheit" von der Metaphyſik des Meiſters gleichſam Abſchied; in ſeinem Buche „von der ewigen Weisheit" leitet Heinrich zu dem Beiſpiel an, das ſich der Fromme an Chriſts Leben und Leiden nehmen ſoll. In dieſer ſittlichen Richtung der praktiſchen Seelſorge wirkten dann in Nord und Süd die Joh. Ruysbroek († 1381) und Joh. Tauler weiter; auf dieſem Wege lag das von Luther hervorgeſuchte Büchlein „deutſcher Theologie" (ed. Pfeiffer. Stuttg. 1851. 1855) von einem Prieſter des Deutſchherrenhauſes in Frankfurt; auf dieſem Wege ward

weiterhin das berühmte Buch von Thomas a Kempis der Schlußſtein dieſes Gebäudes. Niemand hat mächtiger als dieſe Männer auf Luther gewirkt. Hätten ſie nichts gethan, als ihm eine deutſche Kirchenſprache vorzuarbeiten, ſo wären ſie dadurch allein dem ehrenden Andenken der Nation für immer empfohlen.

Hatte es auf den erſten Blick den (zwar trüglichen) Anſchein, daß von der abgezogenen Wiſſenſchaft der Myſtiker eine Brücke zu praktiſcher Religioſität wenig denkbar ſei, ſo wird untrüglicher das Vorgefühl ſein, daß irgend eine Beziehung der Dichtung kaum vorauszuſetzen ſei zu einer Lehre jenes ſpeculativen Charakters, die das Gebiet der Philoſophie ſo ſcharf umzeichnete und die ſich von innerer Nothwendigkeit getrieben mit ſolcher Meiſterſchaft auf die Ausbildung der ungebundenen Rede warf. Dennoch hat ſich auch an dieſe Richtung unſerer religiöſen Cultur, die deßhalb für unſere Aufgabe von einem unmitelbaren Intereſſe war, ein eigener Dichtungszweig angelehnt, wiewohl in Wahrheit dieſe bildverſchmähende Speculation nicht einmal ſo belebend auf die Dichtkunſt hat herüberwirken können, wie die ſcholaſtiſche Philoſophie auf unſere Gnomiker. Das ſinnliche Element, das der Kunſt unentbehrlich iſt, entſchwand den Dichtern, die ſich in Deutſchland ohne große Begabung und Hingebung an den undankbaren Stoffen myſtiſcher Betrachtung verſuchten, noch mehr als jenen Spruchdichtern. Dante iſt der poetiſche Verklärer dieſer myſtiſchen Gottinnigkeit geworden; aber auch in ihm zeugt die bewundernswerthe Größe der Conception, die er in ſeinem Paradieſe bewährt, noch glänzender für die Tiefe ſeines Gedankens als für die Kraft ſeiner dichteriſchen Einbildung. Was in Deutſchland in dieſer Richtung verſucht ward, kam aus den bildungsloſen Anfängen nicht heraus und blieb ſo weit hinter dem großen Italiener zurück, wie unſere Rittermären des 14/15. Jhs. hinter Arioſt oder unſere Myſterien hinter Calderons Autos. Wenige Stücke ſolcher myſtiſcher Poeſie beſitzen wir in der Literatur des 14. Jhs., die ſich zu dem Renner ganz ſo verhalten, wie unſere theoſophiſchen Prediger zu dem Volks-

lehrer Berthold. Wir haben Dichtungen des verwandten Geiſtes ſchon im 11/12. Jh. in Franken und Oeſterreich gefunden. Aber auch die Zwiſchenzeit von da bis zum 14. Jh. war keineswegs von geiſtlichen Dichtungen, in denen jene eigene Verbindung von Abſtraction und Sinnbildnerei wie bei den Myſtikern herrſcht, ganz entblößt. Wir wollen Ein größeres Gedicht, der Sünden Widerſtreit, oder wie es (nach V. 3424 der Gießener Hſ.) der Dichter nach ſeinem rechten Namen genannt wiſſen will: „des lieben Chriſtus Büchlein" benutzen, um dies zu belegen. Es iſt urſprünglich in mitteldeutſcher Mundart geſchrieben; die älteſte und vollſtändigſte Handſchrift [346], in der es etwa 3500 Verſe hat, iſt von 1278; die Entſtehung des Gedichtes ſelbſt kann nicht viel älter ſein. Es fällt alſo vor den Renner und die myſtiſchen Dichtungen des 14. Jhs. und bietet zu dem praktiſchen, auf die Lage der Zeit unmittelbar bezogenen Lehrgedichte des Volksmannes Hugo und den abgezogenen Schriften der weltentzogenen Myſtiker einen doppelten, anziehenden Gegenſatz. Der Anſtrich des Gedichtes, deſſen Verfaſſer gänzlich im Hintergrunde bleibt, iſt weder volksthümlich noch ſtreng geiſtlich; man möchte ſagen, es ſei aus den Vorſtellungen eines Ordensritters hervorgegangen, einer Klaſſe, die ſich, wie wir wiſſen, gerade in jenen Zeiten der Dichtung fleißig annahm. Es iſt nicht in dem Syſteme der Myſtiker gedacht, aber nicht wenig in ihrem Geiſte. Es lehrt nicht wie ſie das Dahingeben alles Aeußerlichen, denn Gottes Gnade liegt, nach dem Dichter, in allem Geſchaffenen, das man lieben darf und ſoll, nur daß man Gut und Ehre zu Gottes Lobe brauche. Dagegen liegt die Vorſtellung der Myſtiker, daß der Grund alles Böſen im Menſchen die Selbſtliebe ſei, nach der er ſein eigen, um ſeiner ſelbſt willen ſein wolle, der ganzen Darſtellung des Gedichtes unter. Die Aufopferung des Willens (der Eigenliebe und Selbſtſucht) reinigt

346) Die Gießener N. 3518. Ich benutze die Heidelberger N. 367. Fol. 266, in welcher der Schluß fehlt.

nach dem Dichter das Herz ſo, daß es ſich mit Gott vereint; geben wir uns Gott dahin, leben wir nicht mehr uns ſelbſt, ſo kann Chriſtus in uns leben; wer ſich ſo an Chriſtus verliert, der wird „von dieſem ſüßen Nichte erſt zu Ichte", und gibt ein armes Leben um einen reichen Kauf. Gäbe Jeder in dieſer Weiſe Leib und Seele der Liebe zu Gott hin, ſo könnte die Welt ein einziger Liebesorden werden, die jetzt der Sünde Orden iſt, die alle Reiche mit ihren Rotten überzogen hat. Die Schaar ihrer Knechte, der Untugenden, wird gemuſtert, alles Einzelne iſt ſinnvoll auf jenen Grundgedanken zurückbezogen. Die Seele der ganzen Heeresmacht der Sünde iſt die unrechte Liebe (Selbſtliebe); ſie hat mit der Hoffart den Lucifer, mit dem Ungehorſam Adam und Eva, mit Zorn, Haß und Neid den Kain geſtürzt, mit Falſchheit und Untreue die Welt überzogen, und mit der Gierigkeit, die in Klöſter und Klauſen, in allerhand Leben, in begebenes und unbegebenes gedrungen iſt. Nachdem Kundſchaft und Weisheit, die Wartmannen, die Quelle der Macht der Sünde, ihre Liſt, Waffen, Hinterhalt aufgedeckt, ſoll nun die Ritterſchaft der Gotteskämpen, in der arm und reich, Dienſtmann und Freier, Mann und Weib dienen kann, jener Kunde entſprechend ihren Rath bei der rechten Liebe (zu Gott) ſuchen, zu Hauptleuten Beichte und Reue nehmen, von dem Führer, der Liebe ſelbſt, den Streit lernen wie man die Sünden niederreitet, Alles nach der Sitte wie Chriſtus ſelber geſtritten hat. Dann unterhalten ſich Sünde und Satan über ihre Niederlage, und tröſten ſich, daß unrechte Liebe ſich bald erholen und ihr Spiel erneuern wird. In dieſem Theile und in dem letzten, wo der Dichter zur Ermahnung zurückkehrt, iſt ſehr viele Wiederholung, wie die Breite überhaupt des Gedichtes größter Schaden iſt.

Wir haben noch andere, zum Theile ältere, kleinere, poetiſche und proſaiſche Stücke, die den Geiſt und Geſchmack der myſtiſchen Richtung in jener Zwiſchenzeit vorbereiten und einführen. In einer Gießener Handſchrift des 13. Jhs. findet ſich ein roh gereimtes

Geſpräch zwiſchen Chriſtus und der minnenden Seele[347]), das noch ins 12. Jh. zurückreicht; es iſt in der Handſchrift verbunden mit verſchiedenen Proſaſtücken, worunter in „Salomo's Haus" in der Art, wie wir es ſchon in den öſterreichiſchen Dichtungen des 12. Jhs. fanden, der Bau Salomo's und ſeine Beſtandtheile in gezwungenen geiſtigen Deutungen ausgelegt wird, noch ohne den ſyſtematiſchen Geiſt und die abſtracte Manier der Myſtiker des 14. Jhs. Daran reihen ſich zwei Proſen „von der Menſchwerdung Gottes" und „von den ſieben Staffeln des Gebetes"[348]), die gleichfalls älter ſind als die Dichter und Prediger jener Schule, und wovon die letztere von verwandtem Inhalte iſt mit einem ſchon dieſen Zeiten des beginnenden 14. Jhs. angehörigen Gedichte von den ſieben Graden. Derſelbe Mönch nämlich von Heilsbronn (Ciſtercienſerabtei zwiſchen Nürnberg und Anſpach), der in ſeiner oben (Note 326) erwähnten Abhandlung vom Abendmahl an der poetiſchen Behandlung dieſer heiligen Gegenſtände Anſtand nahm, hat doch einige Stücke gereimt und zwar mit nicht geringerer Fertigkeit, als er in ſeiner Proſa gezeigt hat. Das erſte iſt das Buch der ſieben Grade[349]), das dem Inhalte nach verwandt iſt mit den fünf Graden der Liebe die Dionyſius aufſtellt, der Form nach an Vieles bei Dante, bei St. Bernhard, Bonaventura und Aehnlichen erinnert. Der Dichter, der in mitteldeutſcher, bairiſch gefärbter Mundart ſchreibt, unternimmt ſein Werk, obgleich er nichts von heiligen Dingen zu wiſſen geſteht, hofft aber, daß Gott, der wohl einen Stummen ſprechen lehrt, auch wohl einen Dummen Weisheit

347) Gedruckt in Adrian's Mittheilungen aus Handſchriften und ſeltenen Druckwerken. p. 452. Darin auch p. 456 der »wunnepaum der minnenden sel«, ein werthloſeres Stück des 14. Jhs.

348) In Pfeiffer's Myſtikern 1, 398 ff.

349) Cod. Pal. N. 417. f. 63. Die ſämmtlichen Schriften des Poeten ſind nun herausgegeben von Th. Merzdorf, der Mönch von Heilsbronn. Berlin 1870. Sein Alexius auch in Maßmann's Alexius; die Tochter von Syon gab O. Schade (Berlin 1849), in Ueberſetzung Simrock (Bonn 1851) heraus.

lehren könne. Ezechiel, iſt ſein Text, ſah in einem Geſichte einen Tempel, zu dem ein Thor mit ſieben Stufen führte. Der Tempel bedeutet das Himmelreich, die ſieben Stufen ſiebenerlei Gebete, in denen die reine Seele ſtufenmäßig hinauf in das Himmelreich geht. Die erſte Stufe iſt das Gebet, das von trockenem Herzen geht, zerſtreute, andachtsloſe Worte. Die zweite iſt Reue und Buße, Wachen und Beten, Peinigung und Kaſteiung: auf dieſer Stufe ſtand Magdalena. Auf der dritten Stufe lodert in dem Menſchen eine neue Minne auf, welche die Furcht austreibt; die Miſſethat ſchmilzt, Vertrauen und Hoffnung beleben ſich, und die Liebe zu Gott, die dem Menſchen jedoch mehr zu ſchaffen gibt, als die Furcht vorher. Der vierte Grad gebiert die Gnade, wenn im Gebet die Seele mit Gottes Liebe übergoſſen wird, ſo daß die äußeren Sinne erſtarren und die reine Seele in ſüßem Harren brennt, bis ſie in dieſem Feuer eine neue Glut gewinnt, kraft der das Herz nun unſeres Herren ſelbſt begehrt. Noch aber zeigt ſich der Herr zornig gegen ſeine Traute, als ob er ihre Begier verſchmähe, die doch er nur mittheilt, und lange läßt er ſie ſchmachten, um ſie mehr zu locken und zu reizen. Im fünften Grade wird die ſtete Andacht zur natürlichen Gewohnheit und wäſcht jede kleine Schuld ab; Gott ſcheint jetzt unter allen Creaturen allein auf dieſe Seele ſein Auge gerichtet zu haben. Die Andacht tobt in ihr nun ſo, daß alle äußeren Sinne erſterben. Die Sünden werden nun von Gottes Barmherzigkeit bedeckt, ja ſie kommen der Seele zu Gute. Sie bildet ſich nun nach Gottes Bild, dem ſie zuvor durch Sünde ungleich geworden, ſie ſchmilzt wie Wachs, und wie dieſes das Siegel, ſo nimmt ſie rein Gottes Bild in ſich auf. Wie in dieſem Grade zwiſchen Gott und Seele Gleichung ward durch ihre Blicke, ſo wird im ſechſten Grade Einigung zwiſchen ihnen, wie zwiſchen Gott, Vater und Sohn, nur daß dieſe Einigung eine natürliche und ewige iſt, jene aber von der Gnade bewirkt. Die Seele iſt hier in dem Zuſtande, wo ſie nichts anderes will und thut, als was Gott thut und will, wo ſie die Liebe empfindet, die Chriſt empfand als er Menſch ward, damit

wir mit ihm Gott werden könnten. Sie begehrt nun zu leiden, was Gott für uns litt. Dies iſt der Grad, in dem die Heiligen auf der Erde ſtehen. Das ſiebente Gebet ſpricht die Seele ſchon vor Gott ſelbſt, entledigt des Körpers, ſchauend das Geheimniß der Dreifaltigkeit. Von dieſem Grade ſagte Jeſaias, daß kein Auge je dieſe Freude ſah, kein Ohr ſie hörte.

Von allen myſtiſchen Bildern und Vorſtellungen nahm die Poeſie am liebſten die von der Seele Vermählung und Hochzeit mit Gott auf; ſie war auch die, welche noch am verträglichſten mit dichteriſcher Behandlung war. Der Grundgedanke dazu fand ſich in der Auslegung des hohen Liedes, das wir in Paraphraſen ſchon ſehr früh ins Deutſche übergegangen fanden, das im 13. Jh. (nach 1266) durch den Magdeburger Brun von Sconebecke[350]), dann, wie wir hörten, auch durch Frauenlob eine poetiſche Behandlung erfuhr. In einer Reihe von dialogiſchen Gedichten des 13. und 14. Jhs., die auf dieſer Grundlage ruhend die glühende Liebſchaft des hohen Liedes auf das Verhältniß zwiſchen Chriſtus und der Seele die ſich ihm antraut übertragen, wird dieſes Bild bald in mehr abgezogener, bald in mehr verbildlichter Weiſe ausgeführt. Zu dem vorhin erwähnten Dialoge zwiſchen Chriſtus und der minnenden Seele reiht ſich ein kurzes ſtrophiſches Geſpräch zwiſchen Gott und der Seele (Ach ſtarker Gott vom Himmelreich), worin die Seele Gottes Hülfe gegen den Schwarzen anruft und ſich zur Morgengabe von ihrem Trauten erbittet, ſie in ſeine Wunden zu nagen, ſie in ſeinen Wunden „ſtudiren zu lehren"; und er drückt ſie in ſeine Wunden, in ihr Herz einziehend, die er zu ſeinem Gemahl erwählt. In einem anderen dialogiſchen Stücke dieſer Art, die minnende Seele, naht ſich Chriſt der ſchlafenden (im äußeren Leben verlorenen) Seele, die er weckt, ſchlägt, blendet, lähmt, entblößt um ihr Räuber zu werden, Alles damit ſie ſein begehre; und da ſie

350) Bragur 1, 326. Er hat außer dieſer cantica canticorum auch ein Ave Maria und andere Gedichte gemacht, zu Folge der Magdeburger Schöppenchronik. S. Archiv des hiſtor. Vereins für Niederſachſen. 1849. p. 394.

nun ſeiner begehrt, ſo flieht er ſie ohne ihr nun entrinnen zu können, die dann (als er ſich endlich ihr hingibt, ſie umfäht, ſie küßt, ihr die Pauke ſchlägt und geigt und zuletzt ſie krönt,) in verzücktem Geiſte hinſinkt und in Gott verfließt. Wie in einem Schauſpiel bezeichnet hier ſchon eine Art Bühnenweiſung die Action, und ſo mehrfach in einem größeren, mittelfränkiſchen, ſtrophiſchen Gedichte, der Minne Spiegel (Ein Seel zu Gottes Füßen lag), das wie das Geſpräch zwiſchen Gott und der Seele an der Scheide des 13/14. Jhs. liegt, und worin dies Liebesverhältniß, zum Theil nach den Vorſtellungen denen wir in dem Gedichte von den 7 Graden begegneten, wie dramatiſch entwickelt iſt. Die Seele, in zerknirſchter Reue ſich ſelbſt herabwürdigend, daß ſie ſich der Sünden Miſt, ſchwächer als das Vieh, ſo arm nennt daß ſie Schweinenahrung für gut nähme, aber in kräftiger Betheuerung ihrer Reue vertrauend auf Chriſts Erbarmung, wird hart und vorwurfsvoll abgewieſen; in dem Wechſelgeſpräche ihrer Lamentationen und der Improperien des früher Verſäumten erweicht ſich der nun ſo glühend Geſuchte, als ſie bei ſeinen Wunden ihre Zuflucht ſucht, auf ſeine Gnade ſich beruft und ihn von dem Ernſt ihrer Reue überzeugt; da nimmt er ſie als eine Erwählte an ſeinen Hof auf; die bisherigen formvollen Anreden „Herr, und Frau Seele", weichen nun gegenſeitigen Koſeworten. Doch iſt die Seele darum noch nicht getröſtet, in Angſt daß ihr die Stetigkeit noch mangle und daß ihr nicht gelinge den Leib zu ertödten: wie wohl ſie ſich ſo weit entäußert hat, daß ſie (anderen Sinnes als das Gedicht von der Sünden Widerſtreit) alles Gut, alle Creatur verſchmäht ſeit ihr der Schöpfer zu Theil geworden, daß ſie aller Welt todt geworden iſt. Und dann, nach einem glücklichen Momente der gegenſeitigen Bewunderung, wandelt Gott ſeinen Muth und entzieht ſich ihr wieder (wie oben, in dem vierten der ſieben Grade), damit ihre Qual nach ihm um ſo größer werde; erſt als ſie auch dieſe Probe beſtanden, die Gott nur ſeinen liebſten Kindern gewährt, empfängt er ſie in ſeiner ganzen Gnade, die nun über menſchliches Weſen emporgeſchwungen iſt. Die gezwungenen

Bilder und Gleichniſſe der vielen ſonſtigen Dichtungen, die ſich an das hohe Lied anlehnen oder dem Preiſe der Jungfrau gewidmet ſind, fehlen hier durchaus; es iſt der innige, ſeeliſche, religiöſe Ernſt der Myſtiker um die rein geiſtige geheimnißvolle Verbindung mit Gott, nur daß auch ſo — was Werth und Wirkung angeht — der Ueberfluß dem Beſitze ſchadet, wie in ſo vielen geiſtlichen Gedichten des Mittelalters [351]).

Die Seele, die ſich nach Gott und ſeiner „Gemahlſchaft" ſehnt, heißt die Tochter von Syon, im Gegenſatze auf der Einen Seite von der Tochter von Babylon, dem Weltkinde, auf der anderen Seite aber von der virgo Israhel, der Seele, die bereits auf dem Throne der Freuden ſitzt. Die Benennung der Tochter Syon iſt ſchon in dem Spiegel [352]), einer aus dem Lateiniſchen überſetzten Marienklage des 13. Jhs., wie in dem eben beſprochenen Minneſpiegel, gebraucht; es gibt ein Gedicht, das ſie als Titel führt, die Tochter von Syon, gleichfalls von dem Mönch von Heilsbronn, der in ſeiner Rede von dem Fronleichnam (Merzdorf S. 20) ſeine Abſicht ſchon andeutete, „ein Büchlein von der Minne" ſchreiben zu wollen. Die ſehnſüchtige Seele führt ſich redend ein; allegoriſche Figuren treten dialogiſch hinzu. Cogitatio quält ſie mit ihrer weltlichen Unruhe und Rathloſigkeit; der Glaube tröſtet ſie, ſie ſolle alle vergängliche Freude laſſen, ſich reuig an Jeſus halten und über ſich ins Himmelreich blicken. Die Zuverſicht, in Gottes Küche die Küchenmeiſterin, beſtärkt ſie in dieſer Weltverachtung und weiſt ſie an die Weisheit. Dieſe wieder richtet ihren Blick auf Demuth, willige Armut, Barmherzigkeit, Gehorſam und Keuſchheit; ſie ſolle verleugnen wer ſie iſt, hoch über ſich empor fliegen durch alle Chöre zum oberſten Chor: dann werde der Liebſte ihr entgegen gehen und ſie mit Armen umfangen, ihr ſeine Majeſtät zeigen,

351) Alle drei Stücke im Anhange zu der Erlöſung, ed. Bartſch. N. 10. 11. 16. — Aus dem mittleren iſt eine ausführlichere Bearbeitung hervorgegangen: in Mone's Anz. 1839. 7. 334—38. Der Minne Spiegel überſ. von A. Freybe. 1870.

352) In Mone's Schauſp. d. M. Alters. 1, 210.

ſie bei der Hand leiten ins Land der Engel, und ſie da ſpeculiren und ſich ſelbſt contempliren laſſen, bis ſie gar Ein Ding mit ihm werde. Die Minne (caritas) weiſt ſie noch näher zu dieſer Vereinigung, und vereint mit ihr zeigt das Gebet der Tochter von Syon, wo Jubilatio ſei. Minne und Gebet führen ſie dann vor den König; die Tochter verliert ihre Kraft, die Minne trifft mit ihrem Geſchoſſe den König auf ſeinem Throne, ſo daß er die Seele minniglich in ſeine Arme nimmt und ſie ſich vereint. Gemahl, ſpricht er, ſei gewiß, ich laſſe dich nimmer mehr und empfange dich zu rechter Ehe. Das war ein ganzer Jubilus. — Man ſieht, wie ungünſtig dieſe Gegenſtände für die Dichtung ſind. Die Sprache, die in Eckhart's Proſa ſich ſelbſt in den Schulausdrücken rein deutſch zu halten ſtrebt, iſt hier von Fremdwörtern ſeltſam entſtellt. Vers und Reim verlieren in dieſem wie in dem nächſt zu erwähnenden Gedichte ihre höfiſche Reinheit und Zierlichkeit. Der Inhalt aber mußte ſchnell zu noch größerer innerer Entartung führen[353]). Nun kamen bald die plumpen Meiſterſänger des folgenden Jahrhunderts an dieſe Liebkoſung Gottes, und man findet dann ſchon bei Beheim inbrünſtige Ausrufungen der Seele zu Gott, wie dieſe: Nun muß ich dich erkennen, mein Erkenner, dich ſehen Licht meiner Augen, dich liebhaben höchſtes Heil, du ſüßer Herr und allmächtiger Gott, meine große Luſt und Kurzweil, Altiſſimus, höchſter Sabaot, nun muß ich dich umfahen, mein himmliſcher Bräutigam, dich beſitzen mitten in meinem Herzen, nun dich liebhaben mein Alterlein!

Unter dem nämlichen Titel der Tochter von Syon gibt es noch ein anderes größeres Gedicht von etwa 4000 Verſen, von Bruder Lambrecht v. Regensburg[354]), das auf Anlaß und aus münd-

353) Eine ſolche in langweiligem Schwulſte ausgeſponnene, in Proſa und Reimen wechſelnde Rede von den „fünfzehn Graden", auf denen die Braut-Seele bis zu der innigſten Vereinigung mit dem Bräutigam gelangt, iſt auszüglich von W. Dolſel mitgetheilt in der Germ. 6, 144.

354) S. Heidelb. Jahrb. 1816. S. 713. und Hoffmann's Fundgruben 1,

lichen Mittheilungen des Minoritenprovinzial's Gerhard verfaßt iſt. Es iſt dies eine breitere Ausführung des eben beſprochenen kleinen Gedichtes, wir haben daher nicht nöthig, den ganz gleichen Aufriß des größeren noch einmal vorzuzeichnen. Bruder Lambrecht folgt demſelben Faden wie der Mönch von Heilsbronn, er läßt ihn aber jeden Augenblick ſeiner Hand entſchlüpfen, oder er benutzt die Pauſen in dem Geſprächſtücke, das er aufführt, um erläuternde und ſittliche Betrachtungen, Ermahnungen, Lehren in dem ſinnbildlichen Gewande der Schule vorzutragen: man macht hier in dem Gedichte den Fortſchritt, den die ganze Schule mit der Zeit machte, von dem wiſſenſchaftlichen zu einem praktiſch-religiöſen Abſehen. Daher trit auch hier der Dichter perſönlich eben ſo ſehr hervor, als ſonſt in den mehr wiſſenſchaftlich gehaltenen Vorträgen der Myſtiker die Perſonen ſich verbergen. Lambrecht iſt mit ſeinem eigenen Innern bei ſeinem Werke betheiligt. Er hatte ſelbſt früher in dem ſündigen Dienſte der Welt gelebt, ehe er unter Gottes Gnade ſich dem geiſtlichen Leben zuwandte und in den Minoritenorden in Regensburg aufgenommen ward; er möchte das gefundene Heil Allen mittheilen und berechnet daher ſeine Rede auch auf ungelehrte Leute, denen er die viel angeführten lateiniſchen Bibelſprüche ſorgſam erläutert. Wie gelehrten Anſtrich dieſe Anführungen dem Dichter geben, ſo iſt er doch ein wenig gebildeter und ſeiner Unbildung ſelbſt geſtändiger Mann. Das Gedicht fällt in die erſten Jahrzehnte des 14. Jhs.; man weiß dies aus einer Bemerkung (V. 2667) darin, nach welcher jene Kunſt, die die oberſte Weisheit in Chriſt ſetzt, hauptſächlich in des Dichters Tagen unter den Weibern in Brabant und Baiern aufgeſtanden ſei, weil im Weibe, wie der Dichter beifügt, wenn es zu Gott gut wird, ihr ſanftes Herz und ihr leichter Muth in einfältigem Sinne ſchneller die Begierde entzündet, daß ſie williger die Weisheit begreift, die vom Himmel

307. Ich benutze die freundlich mitgetheilte Abſchrift, die Weigand, der das Gedicht herausgeben wollte, von der Gießener Handſchrift genommen.

ſchwebt, als ein harter Mann, der dazu ungelenk iſt. Dies ſcheint ſich auf die Geſellſchaft der ſog. Gottesfreunde zu beziehen, die auch Frauen aufnahmen und ſich mit Nonnenklöſtern in Verbindung ſetzten; es erinnert an die Briefe Heinrich's von Nördlingen an Margarete Ebner und an das Leben der Adelheit Langenmann, die ſo vielen in jenen Zeiten aus ihrem Kloſter bei Nürnberg ein Troſt ward, welche durch das Interdict, das unter Ludwig IV auf dem Lande lag, rathlos waren.

Wie hohl die Weisheit der Myſtiker wird, wenn ſie nicht mit der geiſtig oder ſeeliſch vertieften Andacht verbunden iſt, die den kräftigen Denkern und Empfindern aus Eckharts Schule eigen war, könnten wir leicht an einigen der gelehrten Poeten des 14. Jhs. zeigen, in deren Gedichten geringe Anklänge davon begegnen; nur ſind dieſe Berührungen nicht auffallend genug um dieſen Meiſtern hier eine Stelle zu verdienen. Noch viel hohler erſcheinen die weltverachtenden, asceticiſchen Hänge, denen ſich die Bettelmönche hingaben, wenn ſie von jener inneren Weihe entblößt waren. Dies kann man, nur gar zu anſchaulich, an dem Gedichte eines alemanniſchen Poeten: des tûfels segi[355]) erprüfen, das ſich uns zum Schluſſe unſeres Abſchnitts als ein Gegenſtück zu dem Renner entgegenbietet, mit dem wir ihn begannen. Das Gedicht iſt eingekleidet in das Geſpräch eines Einſiedlers mit dem Teufel, den der fromme Gottesmann zwingt, ihm wider Willen, wie zur Selbſtverſcheuchung ſeines Wildes, breit auseinanderzuſetzen, wie er die Menſchen mit Hülfe von ſieben Knechten, den ſieben Hauptſünden, in ſein Netz fängt, groß und klein, aus allen Ständen und Gewerken, vom Concil und Pabſte, von Kaiſer und König, bis zu Flur- und Waldhütern, Stubenheizern und Miſtträgern, Jäterinnen, „Stegläufern und Vogeldirnen" herab. Es iſt ein ſati-

355) Des Teufels Netz, ed. Barack. Stuttg. 1863. Bibl. des lit. Vereins N. 70. Die vollſtändigſte der drei erhaltenen Handſchriften iſt zu Grunde gelegt, die aber alle ſchon Kürzungen eines verlorenen Originales ſind.

riſch-didaktiſches Gedicht über den böſen Stand der Welt wie der Renner; es iſt das Thema des Renners, wenn der Teufel rühmt, es ſei ihm und ſeinen Geſellen nie ſo wohl geworden, denn „Niemand halte ſeinen rechten Orden“; es ſind dieſelben Hauptlaſter, die die Menſchheit veröden nach dieſes Dichters wie nach Hugo's Anſicht: aber da iſt in dem rohen und plebejiſchen Vortrage des in Reim Vers und Sprache tief geſunkenen Werkes Nichts von der beiſpielhaften, bildlichen Verkörperung der Gegenſtände wie im Renner, nichts von dem aus Kenntniß der Welt gefloſſenen Weltverſtande, der im Renner ein höchſt lebenvolles Zeitgemälde entwarf, während hier alle Stände, ohne Vorliebe und Vorhaß, in platter Allgemeinheit und abſtumpfender Einerleiheit über Einen Kamm geſchoren werden von einem Poeten, der die Welt kaum von Hörenſagen kennt, der wahrſcheinlich zur Zeit des Concils von Conſtanz (1414—18) am Bodenſee ſchrieb, ohne daß man kaum aus Einem Zuge des langen über 13000 Verſe umfaſſenden Gedichtes merkt, daß es in ſolch einer Zeit geſchrieben iſt. Denn der Verfaſſer war, nach des Herausgebers richtiger Vermuthung, wahrſcheinlich ſelbſt ein Einſiedler, vielleicht ein Begharde, die damals häufig in der Gegend des Bodenſee's waren, daher denn nur die, die ſich der Welt entziehen, gut bei ihm weg kommen, die Einſiedler, die Beghinen und Begharden, die Regelnonnen, die Klausnerinnen, die ſogenannten Vollkommenen, die freiwillig Armen, „die auf armem Leben ſtehen, die all ihre Habe um Gottes Willen in die Gemeinde geben, die aus Liebe gierig ſind nach Chriſti Kreuz und die daran ſterben in dieſer Welt; die führen den höchſten Sinn, denn Gott iſt allwege bei ihnen; das Reich der Himmel iſt der Armen.“ Dabei iſt dann aber keine Spur von dem warmen Mitgefühl Hugo's mit Noth und Armuth, denn die weltlichen Bettler fahren bei dem Poeten ſo ſchlecht wie alle Handwerker die alle die gleichen Betrüger ſind; und in den tauſend Verſen (5699—6610), in welchen er den Preis der dem Teufel entzogenen Weltverſchmäher ſingt, iſt auch nicht ein fernſter

Anhauch von der ſinnigen Beſchaulichkeit und dem Seelenfrieden jener Prediger, die zu der gleichen Gott dienenden Welteutſagung vermahnten.

---

6. Beiſpiele.

Es ſieht wie ein ſchroffer Gegenſatz aus, wenn wir in dieſem Abſchnitte an die kaum beſprochenen Dichtungen, die von den tiefſinnigen Arbeiten der Myſtiker auf dem Gebiete der Philoſophie und Theologie angeregt ſind, eine Reihe von Sammelwerken anſchließen, die ſich um Erzählungen und Schwänke drehen; und dennoch führen jene Dichtungen ganz natürlich zu dieſen Gegenſtänden über. Wie nahe ſich die Legenden mit dem weltlichen Schwank berührten, haben wir langeher beobachten können; die poetiſchen Erzählungen beiderlei Art aber ſammelte nun das 14. und 15. Jh. in größere Maſſen, in Sammelhandſchriften, wie ſie ſich in Heidelberg, Wien, München, Berlin, Karlsruhe, Gotha u. ſ sehr zahlreich vorfinden. In dieſer Zeit begann ſich der Geſchmack da und dort von den ritterlichen Lieblingsgeſchichten der moraliſchen und geſchichtlichen Erzählung aus der alten Welt, und von den Thier- und anderen Mährchen der antikeren Form der Fabel zuzuwenden, und wo er den Inhalt und die Form der neueren Schwänke feſthielt, ſetzte er ſie in Proſa um und gab ihnen eine ſittliche Wendung. Das Zuſammentreffen des Wohlgefallens an den Anekdoten aus dem Leben alter Philoſophen und Helden mit der Freude an den Vorſtellungen und den ſittlichen Grundſätzen der Myſtiker lag in der That gar nicht außer der Natur der Sache. Wenn die Männer dieſer Schule zum erſtenmale bis zur Pein lebhaft empfanden, wie wenig die ſcholaſtiſche Erkenntniß mit ächter Religioſität und thätiger Sittlichkeit gemein hatte, wie verſchwunden jede große begeiſternde Tugend ſchien, wie leer die Zeit an Charakteren und an wahrer Bildung war, ſo mußten ſie ſich wohl von ſo vieler Beſonnenheit, Mäßigung, Tapferkeit und ächter Weisheit

in allen den zahlloſen Geſchichten im Diogenes Laertius oder im Valerius Maximus angezogen finden, die ſie unter jenen Heiden wirklich und wirkſam ſahen, nicht in der Nähe unter den Chriſten. Es iſt daher ganz natürlich, daß im 15. Jh. auf der Spitze unſerer Myſtik ein Thomas a Kempis, indem er die Agricola und Lange zur Reiſe nach Italien und zu humaniſtiſchen Studien ſpornte, eine der erſten Veranlaſſungen zur Aufnahme der Klaſſiker in Deutſchland gab, und daß der beſchauliche, der Einſamkeit frohe Petrarca, der ſo viel Sinn dafür hatte, den zögernden Mann der Viſionen, den Reliquienſammler Karl IV zur Beſitznahme des harrenden Italiens mit feuriger Beredſamkeit aufzumuntern, ſich an der rüſtigen Thatkraft der Alten freute und in ſeinem dem Valerius Maximus nachahmenden Werke von denkwürdigen Dingen eine Sammlung von Erzählungen der Meinungen und Thaten alter Männer verfaßte. Den nämlichen Valerius Maximus nun, den ſchon einzelne Dichter des 13. Jhs. kannten und benutzten, überſetzte im J. 1369 Heinrich von Mügeln, ein Poet, deſſen Geſchmack ſonſt in ganz anderen Sphären lag, gut genug für ſein geringes Talent, wiewohl ohne alle Kenntniß der lateiniſchen und Kunſt in der deutſchen Sprache, ſo daß ſich auch gleich der nächſte Ueberſetzer dieſes Schriftſtellers, Peter Selbet (1535) veranlaßt fand, dieſe ältere Uebertragung [356]) wegen ihrer Sprachverworrenheit ſehr herabzuſetzen. So ward auch das Werk des Walther von Burleigh (Burläus) de vita et moribus philosophorum et poetarum (13. Jh.) bereits in der erſten Hälfte des 15. Jhs. von Meiſter Franz Lobenzweig in Riedlingen überſetzt [356 b]).

Noch früher aber als die Anekdote ward die Fabel unmittelbarer aus antikerer Quelle zu uns verpflanzt. Ich rede von Bonerius, der uns vielfach in ſeinen patriotiſchen Anklängen an das republikaniſche oder volksmäßige Prinzip erinnert, das wir jetzt bei jeder

356) Augsb. Ausg. 1489. fol.

356 b) Handſchrift von 1452 in Wien. S. Hoffmann, die Handſchriften der Hofbibl. in Wien. p. 207.

Gelegenheit hervortauchen und immer ein gewiſſes Verhältniß halten ſehen werden mit der Zuneigung des gebildeten Theils der Nation zu dem Alterthume. Geſinnung und Inhalt mahnt in Boner's Buch vielfach an Hugo von Trimberg zurück. Ganz denſelben Sinn, der den Renner durchdringt, dieſelbe Wegwendung von dem weltlichen Treiben, denſelben Hang zum „geiſtlichen" inneren Leben, bei vielleicht noch gründlicherer Menſchen- und Weltkenntniß, denſelben Haß gegen die Schule und Gelehrſamkeit, daſſelbe Vorherrſchen der Betrachtungen über Gewalt und Druck, über Arm und Reich, über den Krieg wegen Mein und Dein, dieſelbe gleichmäßige Abneigung gegen den übermüthigen Mächtigen und den emporſtrebenden übermüthigen Geringeren, all dies und mehrere Züge dieſer Art auch in dem Edelſtein[357]) nachzuweiſen, der berühmten Fabelſammlung, die neben dem Renner mit am früheſten den Eifer für unſere alte Literatur erweckte, würde eine leichte Arbeit ſein. Der Verfaſſer dieſer Sammlung iſt der Predigermönch Ulrich Boner, aus einem bekannten Berner Geſchlecht, der um 1324—49 urkundlich erſcheint; er dichtete ſeine Fabeln nach lateiniſchen Vorlagen dem Johannes von Ringgenberg zu Liebe, der ſelbſt heilige Lieder ſang. Durch dieſe Zeitbeſtimmung iſt herausgeſtellt[358]), daß der Edelſtein einige Zeit nach Hugo von Trimberg (ca. 1330) entſtand; der ganze Geiſt der Moral und der Lebensanſicht weiſt, mit vielen Eigenthümlichkeiten der Manier und der ſchweizeriſchen Mundart im Vortrag, auf die Zeiten des anfangenden 14. Jhs. hin. Wie der Renner iſt der Edelſtein eines der verbreitetſten Bücher des deutſchen Mittelalters. Viele Abſchriften haben ſich erhalten; kaum nach Erfindung der Buchdruckerkunſt ward er 1461 in Bamberg gedruckt; in neuerer Zeit bemühten ſich Scherz, Bodmer, Eſchenburg und Leſſing für die erneuerte Verbreitung dieſer Fabeln und endlich erhielten ſie bei der erſten Wiederaufnahme unſrer alten

357) Ed. Benecke. 1816. Fr. Pfeiffer. Leipz. 1844.

358) Docen in den Wiener Jahrbüchern Bd. 15. S. 52. Von Mülinen in den Gött. gel. Anz. 1820. p. 717. Vgl. M. v. Stürler in der Germ. 1, 117.

Literatur eine ſaubere Ausgabe von Benecke, die für den Anfänger in unſerer alten Sprache berechnet war. Der Edelſtein iſt im Grunde die einzige erfreuliche Erſcheinung in dieſer ganzen Zeit, denn nichts von dem ſtört hier, was noch im Renner abſchreckt. Es herrſcht in der Lehre, die dem Boneriuſ in der Fabel die Hauptſache iſt, eine Sicherheit, eine Beſtimmtheit, Klarheit und einleuchtende Ueberzeugung, daß nichts aus dieſen Zeiten damit verglichen werden kann; und dieſe Helle der Einſicht leuchtet aus jeder Zeile, aus Sprache und Vortrag ſo ſchön heraus, daß man bei Vergleichung dieſer Einfachheit mit der trüben gelehrten Weisheit der Spruchdichter nichts Beſſeres ſagen kann, als was der wackere Fabuliſt ſelbſt davon empfindet. Schmucklos nennt er ſein Buch, und einfältig und ungeziert ſeine Worte, doch enthielten ſie einen Schatz von weiſen Lehren; die dürre Schale berge oft ſüßen Kern, ein kleiner Garten bringe heilſame Frucht. Einfache Worte und einfache Dichtung möge man nun nicht in der Welt; wer ſeine Worte künſtlich zu flechten wiſſe, der dünke ſich nun ein guter Fechter. Wer das Schwert wohl gebrauchen könne, dem ſei es nütze, mancher aber trage Speer, Meſſer und Schwert, die in ſeiner Hand wenig frommten. Wem ſchlichte Worte nicht nütze ſeien, der ziehe auch keinen Nutzen von den gezierten. Mancher predige jetzt hohe Weisheit, der ſich doch ſelber nicht verſtehe. Man kann den Gegenſatz des natürlichen Sittenpredigers gegen die verſchrobenen Gnomologen kaum beſſer ausdrücken. Seine Fabel iſt im Vergleich mit der Stricker'ſchen bedeutend vorgeſchritten. Selten treffen wir hier jene halbwahren, ſchwankenden, untreffenden Nutzanwendungen, welche die unangenehme Wirkung machen, wie ein Epigramm mit ſchiefer Spitze; faſt niemals eine andere als eine moraliſche Beziehung, und nur zuweilen die beſondere Anwendung auf Zuſtände der näheren Umgebung. Dies gerade iſt ja der außerordentliche Werth der in der Fabel herrſchenden Sittenlehre, daß ſie frei von allem religiös oder vaterländiſch beſchränkten die allgemeingültigſte Regel der Sitte und des Verkehrs

aufſtellt, und dies Ausdauernde, was ſich im äußerſten Oſten und Weſten durch Jahrtauſende bewährt hat, muß man doch wohl das Weſen der Fabel nennen, während das poetiſche Kleid, in dem ſie erſcheint, vielfach die Farbe der Zeiten und Völker getragen und gewechſelt hat. Und unter dieſen mannichfaltigen Formen iſt diejenige die ächteſte, die das Allgemeingültige des Stoffes ebenſo in dem Gewande ausdrücken will, die einfachſte, die ſchmuckloſeſte alſo, ſo wie auch eben darum das Erfinden neuer Fabeln faſt unmöglich iſt, weil die Jahrtauſende, welche die Fabel ausgebildet haben, nur eine kleine Nachleſe übrig ließen. In allem dieſem iſt die Fabel mit dem Sprichwort ſo verwandt, daß man ſie nur eine poetiſche Verkörperung deſſelben nennen möchte, und bekanntlich ſind die Epimythien der einfachſten Fabeln von jeher nichts als einfache Sprichwörter geweſen. Dieſer Verhalt war noch beim Stricker weniger erkennbar, denn dort war die Fabel noch zu viel mit der Erzählung, dem Schwank, der Anekdote verſchwiſtert, die ihren Einfluß auf den erzählenden Theil der Fabel übten. Dies iſt auch noch im Boneriuſ ſichtbar; unter ſeinen antikeren, einfachen, treuherzig und naiv erzählten Fabeln ſtehen einzelne (wie die vom liebkoſenden Eſel), in denen das Geſchickte der Schilderung faſt zum Hauptzwecke wird, andere (wie die vom Fieber und Floh, von Vater Sohn und Eſel, von den drei Geſellen, vom ſingenden Pfaffen), in welchen der Muthwille des Schwankes vorſcheint; allein dem allgemeinen Eindrucke nach ſind die Boner'ſchen Fabeln dieſen Einflüſſen entwachſen. Sie zeigen die Verbindung und Wechſelbeziehung des Sprichworts und der Fabel vielleicht deutlicher, als irgend andere Fabeln zwiſchen den altklaſſiſchen und Leſſing, und mit Recht hat man ſie darum mit zu den vorzüglichſten gezählt. Sie zeigen auch zugleich das Charakteriſtiſche des deutſchen Sprichworts, wie wir es beim Freidank fanden, den Boner vielfach benutzt: es iſt nicht ein einziges, nicht eine einzelne Nutzanwendung, die er macht, ſondern immer eine Reihe von Sprüchen, die häufig nicht die Hauptwahrheit der Erzählung allein ins

Licht ſtellen, ſondern mehrere oder ſo viele ſie an die Hand giebt, die eben deshalb auch häufig nicht an das Ende zuſammengeſtellt ſind, ſondern ungeduldig die Geſchichte unterbrechen und als Nutzanwendungen auf einzelne Züge und Handlungen in der Erzählung erſcheinen. Auch iſt das Verſchwimmen des Sprichworts und der Fabel an einigen Beiſpielen im Boner ſehr anſchaulich zu machen [359].

Wenig ſpäter als dieſe Fabelſammlung (in das Jahr 1337) fällt das gereimte Schachzabelbuch des Mönchs und Leutprieſters in Stein am Rhein, Konrads von Ammenhauſen [360] (im Thurgau), eine freie Bearbeitung des lateiniſchen Werkes, das der Dominicaner Jakob von Ceſſoles in der Picardie (1290) unter dem Titel: de moribus hominum et officiis nobilium super ludo scaccorum ſchrieb, nachdem er den Gegenſtand früher in einer Reihe von Predigten behandelt hatte; dies Buch mochte Konrad auf den Reiſen, die er in Frankreich gemacht hatte, kennen gelernt haben. In Proſa iſt das Werk faſt in alle Sprachen überſetzt, auch ins Hoch- [361] und Niederdeutſche. So wörtlich dieſe proſaiſchen Ueberſetzungen zu ſein pflegen, ſo frei iſt die poetiſche unſeres Konrad, der ſich übrigens einer deutſchen proſaiſchen Bearbeitung anzuſchließen ſcheint [362]; nicht alle die verſchiedenen Drucke, die davon im 15. Jh. veranſtaltet wurden, rühren aus Einer Quelle her. Bekanntlich war das Schachſpiel einmal (1197—1208) von Odo von Paris den Mönchen verboten worden; Jacob von Ceſſoles aber wußte es durch ſeine moraliſchen Deutungen wieder zu empfehlen. Was empfahl

359) So in Nr. 22, wo das im Anfang gegebene Sprichwort: „Dô der siech genas, dô was er der er ê ouch was“ variirt wird in

ein wolf was siech; dô er genas, er was ein wolf als er ê was.

360) Cod. Pal. 398. Reichliche Auszüge aus einer Zofinger Hſ. ſind von W. Wackernagel mitgetheilt in den Beiträgen zur Geſchichte und Lit. von Kurz und Weißenbach I, 46. 158. 314.

361) Ich kenne eine Straßburger Ausgabe von 1483. Von einem Heinrich von Beringen gibt es noch eine Ueberſetzung in Verſen. S. Mone's Anzeiger 7, 287.

362) Nach Brun's Beiträgen ꝛc. S. 68 ff.

ſich auch nicht durch moraliſche Deutungen! So ſchwärzte man ja die üppigſten Geſchichten in die Geſta Romanorum ein unter dem ſchützenden Schild der myſtiſchen Auslegung! und ſo fuhr es unſerm Konrad, als er das lateiniſche Buch las, durch den Sinn, er könne ſich durch deſſen Uebertragung ein beſſeres Verdienſt erwerben, als manche mit ihren Schandmährchen. Ihm alſo kam es nur auf den ſittlichen Gehalt an, und auch uns kann natürlich hier nicht beſchäftigen, was aus dem Buche in Bezug auf die alte (von der unſeren verſchiedene) Art des Schachſpielens, der Benennungen der Figuren u. dgl. zu lernen wäre[363]). Das Spiel und ſeine Figuren ſind nur zu einem Rahmen genommen, um darin unzählige von Anekdoten, geſchichtlichen Zügen, Sittenlehren, mündlichen Sagen, kurz was man Alles unter der alten Bezeichnung eines Beiſpiels begriff, zu ſammeln. Wohl an 20000 Verſe hat der Dichter mit Gottes Hülfe aus dem Buche gemacht! Ueber ſeine eigene Unfähigkeit hat wohl keiner der vielen auf ſich ſelbſt mistrauiſchen Dichter dieſer Zeiten mit ſolcher Herzens- und Seelenangſt gejammert und ſich von allen Seiten gegen jeden Vorwurf verſchanzt, wie dieſer, beſonders im Beginne ſeiner Arbeit, thut. Mit der Zeit ſcheint ihm indeſſen, je breiter ſein Buch ward, der Muth geſtiegen zu ſein: und während er anfangs ſchüchtern auf ſeine Zuſätze aufmerkſam macht, ſo werden dieſe Hindeutungen ſpäter, wie die Zuſätze ſelbſt, viel häufiger, und er wünſcht zuletzt, die Abſchreiber möchten doch das lateiniſche Original beiſchreiben, damit man beſſer überſähe, was ſeine Zuthat ſei. Und während er im Anfang (fol. 5 b) ſeinen Namen nicht nennen will, um weder Lob noch Tadel hören zu müſſen, ſo beſinnt er ſich am Ende doch eines anderen und nennet ſich in einem Akroſtichon von

363) Siehe darüber die Auszüge Panzer's und Nachtigall's in einer Abhandlung in der deutſchen Monatſchrift 1797 S. 104—110 aus der Proſaausgabe von 1477; und W. Wackernagel l. l. I. 28 ff.

unſinnigem Inhalte[364]). Man erkennt in ihm einen ungeduldigen Trieb des Leſens und Lernens, der zugleich mit dem Drang der Umarbeitung des Gelernten und Geleſenen verbunden iſt. Die größte Beleſenheit ſcheint ihm eigen, wenn man nach der Reihe von Schriftſtellern urtheilen ſollte, die er anführt. Allein was ihm ſeine Urſchrift nicht an die Hand gab, das fand er in den myſtiſchen Schriften dieſer Zeiten, welche ſo viele Geſchichten der alten Welt ſchon aus Auguſtinus, Hieronymus, Ambroſius u. A. geſammelt hatten, im Valerius Maximus den er lateiniſch geleſen haben mag, in den Geſtis Romanorum wo ſo häufig die Quellen angegeben ſind, und im Petrus Alfonſi beiſammen. An die Myſtiker erinnert er in einigen ſinnbildlichen Deutungen alter bibliſcher Geſchichten; in der Manier an den Renner oder an die ſpätern Sittenprediger. Seine Blicke auf die Zeit ſind zugleich das Eigene und das Anziehende in ſeinem Werke. Im erſten Buche, wo er von Erfindung und im letzten, wo er von den Regeln des Schachſpiels handelt, hat er zu dergleichen am wenigſten Gelegenheit. Im zweiten dagegen, wo er von den Hauptfiguren (= Landvögte) handelt, gibt ihm der Stoff Gelegenheit auf die Spaltungen zwiſchen Albrecht und Adolf, die er noch als Zeitgenoſſen von ſich betrachtet, und die zwiſchen Ludwig und Friedrich zu blicken, gegen Pabſt und Pfaffen, gegen Geiſtliche und Richter, gegen die allgemeine Habgier vom Erſten bis zum letzten und gegen alle möglichen politiſchen Gebrechen zu predigen. Am wichtigſten aber iſt das dritte Buch, das von den Venden (Fanten, unſeren Bauern) handelt, in denen er die Landleute und Handwerker darſtellt. Hier ſieht man deutlich, und im ſprechenden Unterſchiede gegen den Einſiedler-Dichter von des Teufels Netz, den volksthümlichen Prieſter, der auf Erleichterung des Bauernſtandes, z. B. auf Verpflichtung des Ritterſtandes

364) Dis buoch tiht ich Cuonrât
von Ammenhûsen in der stat
ze Stein, da ich münich und lütpriester was,
ich kunde ez niht getihten bas.

zur Zehntzahlung, und auf die Ehre des Handwerkſtandes hinarbeitet. Indem er nachher die Briefboten der Landvögte, die Stadtpolizei, die Wirthe, Aerzte und Apotheker, Kaufleute und Wechsler, die Schreiber und alle Klaſſen der Handwerker einzeln vornimmt, ſie ſatiriſch und oft launig, aber mehr ernſt als neckiſch, um die Erbſünden ihrer jeſeitigen Geſchäfte ſtraft, ſo mahnt er überall an das Aehnliche in Hans Sachs und ſeinen ſatiriſchen Zeitgenoſſen; er führt tiefer in das Beſondere der Volksklaſſen, in die natürlichen Abtheilungen der Betriebsmenſchen ein, als der Renner, und nimmt eine Mitte zwiſchen dieſem und dem Teichner ein. In dieſen Gebieten iſt er weit heimiſcher zu Hauſe, als unter Königen und Adel; und dies müſſen wir fort und fort im Auge haben, wie wir unter den Dichtern und ihren Lieblingsſtoffen ſtets mehr die höheren Stände und ihre eigenthümlichen Lieblingsgattungen und Gegenſtände verlaſſen.

Eine Quelle Konrad's nannten wir die Geſta Romanorum, die ihrerſeits den Jacob von Ceſſoles benutzt hatten; Konrad führt ſie ſelbſt an und erzählt eine Menge darin enthaltener Geſchichten unter ſeinen belehrenden Beiſpielen. Dieſe Sammlung iſt neuerdings auch dem größeren deutſchen Leſerkreiſe zugänglich geworden durch den Wiederdruck des alten lateiniſchen Textes, durch deſſen Ueberſetzung und durch die Bekanntmachung einer älteren deutſchen Bearbeitung aus dem 14.—15. Jh.[365]. Wir verweiſen den, der auf Geſchichte und Herkunft der Geſten näher eingehen will, auf die Unterſuchungen der Herausgeber. Durch das ganze Mittelalter hindurch ziehen ſich die lateiniſchen Sammlungen von Anekdoten und Geſchichtchen, von weltlichen Beiſpielen und Parabeln, die von Geiſtlichen, von Predigermönchen zu homiletiſchen Zwecken veranſtaltet waren; die Bibel gab das große Vorbild der Anwendung ſolcher kleiner Erzählungen

365) Gesta Romanorum ed. A. Keller 1842. — Gesta Rom., das älteſte Mährchen- und Legendenbuch des chriſtl. Mittelalters. Ueberſ. von J. G. Th. Gräße. 1842. — Gesta Rom., das ist der Roemer Tat. (aus der Münchner Hſ. 54) herausgegeben von A. Keller. 1841.

zu Lehrzwecken und die Kirchenväter hatten dergleichen in ihren Schriften nicht verſchmäht. Von Petrus Alfonſi an bis zu dem Apiarius des Thomas Cantipratenſis, dem Speculum Exemplorum (1481), dem Promtuarium von Herold, dem Formicarius von Johann Nyder (1517) u. A. zeigt eine lange Reihe von Werken dieſe andauernde Neigung, kurze Erzählungen auf die Sittenlehre und auf die chriſtliche Glaubenslehre anzuwenden. In dieſe Reihe gehören die Geſta Romanorum, die in allen lateiniſchen Ausgaben, welche uns vorliegen, mit den reichlichſten chriſtlich-moraliſchen Anwendungen und myſtiſchen Deutungen jeder einzelnen darin erzählten Geſchichte verſehen ſind. Man hat ſich viel bemüht herauszubringen, wo und wann und durch wen die Sammlung entſtanden iſt. Was den Ort angeht, ſo laſſen die Eigenheiten des lateiniſchen Stils nicht mit Beſtimmtheit auf die Nationalität eines Hauptſammlers ſchließen; in Bezug auf die Zeit der Entſtehung weiſen die benutzten Quellen nicht über das Ende des 13. Jhs. herunter. Warton hatte den Benedictiner Berchorius aus Poitou († 1362), der ſelbſt ein ähnliches Werk — reductorium morale super bibliam — geſchrieben hat, für den Verfaſſer gehalten; neuerdings hat Gräße (2, 294) auf eine Stelle in einem andern verwandten Werke (dialogus creaturarum optime moralizatus, Goudae 1480) hingewieſen, wo ein Elinandus als Verfaſſer der Geſten bezeichnet wird, den er geneigt iſt auf den bekannten Mönch Helinand († 1227) zu deuten. Es iſt möglich genug, daß ſich dieſer mit den Geſten einmal beſchäftigt habe, doch würde man, wenn dies auch völlig erwieſen wäre, die Geſchichte unſerer Sammlung dann immer nur auf einem einzelnen Stadium erläutert haben. Unſere Texte alle berufen ſich ſelbſt auf eine ältere Sammlung, die ſie mit dem gleichen Titel bezeichnen: ſie berufen ſich unter ihren Quellen auf die Werke des Albertus Magnus, der (1280) lange nach Helinand ſtarb, ſie werden alſo vor dieſem in irgend einer Geſtalt da geweſen und müſſen nach ihm weiter fortgeſetzt worden ſein. Haben ſie doch ſelbſt noch zur Zeit der erfundenen

Buchdruckerkunſt ihren Inhalt verändern müſſen, da eine der älteſten Ausgaben (Ultrecht. Ketelaer de Lempt. 1473), die uns vorliegt, noch um etwa 30 Stücke ärmer iſt als die zahlreichen gewöhnlichen Drucke von und nach 1488. Nichts iſt auch natürlicher, als daß an einem Werke von ſo leicht veränderlichem Inhalte nicht blos ein einzelner Verfaſſer gearbeitet habe. Dieſen Inhalt brauchen wir kaum näher zu charakteriſiren. Er berührt ſich mit ähnlichen, gleichzeitigen und älteren Sammlungen auf Weg und Steg. Die Lieblingsgegenſtände aller Novellen, kitzliche Rechtsfälle, gute Verantwortungen und ſophiſtiſche Ausreden, Beliſtungen, Schalkſtreiche, würzige Ehegeſchichten und dergleichen nehmen auch hier eine breite Stelle ein; die Legende liefert nicht geringe Beſtandtheile, die alte Geſchichte und Mythologie ihre gefälligeren Stoffe in zum Theil ſeltſamer Entſtellung. Einzelne Beiſpiele aus Petrus Alfonſi, aus der Kaiſerchronik, aus Gervaſius, Anekdoten aus Valerius Maximus, Juſtin, Plinius, Macrob, Gellius und anderen römiſchen Schriftſtellern ſind herübergenommen, und Einzelnes was aus den orientaliſchen Volksbüchern von Sendabad und Bidpai ſtammt. Es iſt jener mannichfaltige Erzählungsſtoff, der ſich ſeit den Kreuzzügen aus dem Oriente und bei fortſchreitender gelehrter Bildung aus den Schriften der Alten in weitere Kreiſe der weſtlichen Völker ausbreitete. Das 14. Jh. gab dann dieſen weltlichen und oft genug frivolen Geſchichten die moraliſchen oder myſtiſchen Deutungen hinzu; in dieſer Geſtalt wurden die Geſten im 15. Jh. nach Erfindung des Drucks eifrig vervielfältigt, dann aber ſperrte ihnen die Reformation den Weg. In eben jenen Zeiten des 14/15. Jhs. ſind ſie dann auch vielfach in die Volksſprachen in England, Frankreich und Deutſchland übertragen worden. Alle dieſe Ueberſetzungen ſind der proſaiſchen Form treu geblieben; nur daß die der Münchener Handſchrift häufig die Nutzanwendungen in deutſche Hexameter kleidet. Sie ſtimmen nirgends weder unter ſich noch mit den lateiniſchen Texten, die ſich ihrerſeits viel treuer blieben, genau zuſammen. Die eben erwähnte von Keller bekannt

gemachte Ueberſetzung enthält nur 111 Geſchichten; der gewöhnliche Druck (Augsb. bei Hans Schobſer 1489) nur 93, und dieſe in ganz anderer Anordnung als das verbreitetſte lateiniſche Originai, das der einzelnen Stücke ungefähr die doppelte Zahl (181) hat. Eine dritte Sammlung von Jacob Cammerlander verfaßt und gedruckt, die den Titel führt: „Die alten Römer. Sittliche Hiſtorien und Zuchtgleichniſſe“ u. ſ. (Straßb. 1538) entfernt ſich noch viel mehr in Geſtalt und Wahl der einzelnen Stücke von den genannten deutſchen Bearbeitungen wie von den lateiniſchen Originaien. Die Geſchichte der ſieben weiſen Meiſter iſt ganz darin aufgenommen, und an die Stelle der breiten myſtiſchen Auslegungen ſind nur kurze, einfache bibliſch-ſittliche Lehren getreten, in ganz evangeliſchem Geiſte aber ohne alle confeſſionelle Feindſeligkeit. Und endlich giebt es eine handſchriftliche deutſche Sammlung, in welcher die Moraliſationen ganz fehlen. Dieſe dünkt uns die anziehendſte von allen. Sie iſt in Heidelberg in einer Handſchrift von 1470 enthalten [366]); ihre Entſtehung iſt natürlich älter als dieſe Abſchrift, ſo wie auch die der gedruckten Ueberſetzungen mit den Auslegungen wenigſtens etwas älter, als die Drucke ſein wird. So ſehr es die Wahrſcheinlichkeit für ſich hätte, daß jene nackten Erzählungen erſt ſpät im 15. Jh. gemacht ſeien, wo man anfing den allegoriſchen Unfug zu bekämpfen, ſo iſt doch der ganze Vortrag in dieſer Behandlung viel zu rein und unſchuldig, als daß man ſie nicht bedeutend früher ſetzen müßte. Denn die Erzählung dieſer Sammlung, die wieder ihrerſeits auch in den einzelnen Stücken weder mit dem Latein noch mit den deutſchen Drucken übereintrifft, iſt weit vortrefflicher, treuherziger, noch mehr im kindlichen Mährchenton und erinnert mehr an den Stil Hermann's von Fritzlar. Wo der Stoff mit der Einfalt der Erzählungsart ſtimmt, verfehlt beides nicht eine angenehme Wirkung; aber freilich wie viel Unſinniges läuft mit unter! wie Vieles, was noch ganz die größte Unkunde im Erfinden oder nur im Auf-

366) Cod. Pal. N. 101.

faſſen einer Ueberlieferung verräth, was ganz offenbar die erſte Entſtehung dieſer Dinge in ſehr rohe Zeiten hinaufrückt. Denn einzelne Stücke ſind hier noch viel thörichter und haben eine gewiſſe noch unſchuldigere und unſichrere Maſchinerie [367], als manche der Erzählungen der weltverbreiteten altorientaliſchen Mährchenſammlung von den ſieben weiſen Meiſtern.

Der Inhalt der ſieben weiſen Meiſter iſt, wie wir zeigten, in einzelne Bearbeitungen der Geſta Romanorum aufgenommen, beſtand aber auch geſondert in metriſchen deutſchen Bearbeitungen vielleicht früher, als die deutſchen Geſten. Wir verweiſen auch hier auf die Unterſuchungen der Detailforſchung. Es kann dem Geſchichtſchreiber der deutſchen Dichtung nicht obliegen, die Urſprünge dieſer und verwandter Sammlungen von Erzählungen bis in die fernſten Zeiten und Räume genau zu verfolgen; doch haben die neueren Nachforſchungen darüber [368] ſo weite Horizonte geöffnet, daß wir in Umriſſen ihre Ermittelungen anzudeuten uns nicht verſagen mögen. Als das große Ergebniß derſelben gilt, daß der maſſenhafte Unterhaltungsſtoff an kleineren Mähren und Novellen, bei allen Völkern der mittleren Zeiten in allen Zonen, aus Indien ſtamme und ſeine früheſte Pflege in dem zu paraboliſcher beiſpielhafter Lehrunterweiſung ſtets geneigten Buddhismus gefunden habe. Aus den neuerlich gewonnenen Aufſchlüſſen über die buddhiſtiſche Herkunft des Barlaam (ſ. oben S. 96) und ſeine frühe Verbreitung in der chriſtlichen Welt geht hervor, daß in Bezug auf den literariſchen Verkehr zwiſchen Indien und Griechenland in den byzantiniſchen Zeiten fortdauerte, was ſeit Alexander begonnen hatte; daher es (bei dem eigenthümlichen Dunkel, das von

---

367) So in Nr. 36 dieſer Sammlung. Ein Mann ſucht drei Dinge, Freud ohne Trübſal, Genüge ohne Mangel, Licht ohne Finſterniß. Er findet ſie nicht, bis er einſt einen Alten trifft, der ihn zu einem Palaſte ſendet, wo er den Hütern ſagen ſoll, der Herr des Stabs gebiete ihnen, ihn hereinzulaſſen; dann werde man ihm öffnen und er finden — was er begehre.

368) Benfey, Pantſchatantra. 1—2. Leipzig, 1859.

jeher über den natürlich vermittelnden kleinaſiatiſchen Landen lag) immer zweifelhaft bleiben wird, was von den indiſchen Schätzen an „Beiſpielen“ urſprüngliches Erzeugniß war und was, neben der unzweifelhaft eingetragenen Aeſopiſchen Fabel, auch in dem dortigen Novellenbereiche alte occidentaliſche Einfuhr ſein mag. In der Reihe der uns bekannten indiſchen Sammelwerke dieſer Art [369]) weiſt das (verlorene) Grundwerk des Pantſchatantra ſeiner erſten Entſtehung nach in die Blütezeit des Buddhismus (2—6. Jh.) zurück. Der Inhalt dieſer Sammlungen iſt dann durch buddhiſtiſche Propaganda nach dem Südoſten bis zu den Birmanen, Siameſen und den Malaien der Inſeln, nach dem äußerſten Oſten bis China [370]) gedrungen; er iſt dann durch die ungeheure Stromflut der arabiſchen Wanderungen über das ganze chriſtliche Abendland, durch die Mongolen nach Nordaſien und während ihrer 200jährigen Herrſchaft im Nordoſten Europa's, auch hierhin getragen worden [371]). Ein Sanscritoriginal der Geſchichte der ſieben Weiſen, die uns hier zunächſt angeht, (Siddhapati = Meiſter der Zauberer oder Weiſen) iſt nur zu vermuthen; die Rahmenerzählung hat ſich in buddhiſtiſchen Quellen gefunden [372]); zwei arabiſche Schreiber des 10. Jhs., Maſudi und Mohammed Ibn el Nedim el

369) Die verſchiedenen Bearbeitungen des Pantſchatantra, wovon unten mehr; dann die einem Sivadaſa zugeſchriebenen 25 Erzählungen eines Vetâla, eines von einem Dämon belebten Leichnams (Vetâla pantschavincati); die 32 Erzähl. des Throns des Vikramâditya (Sinhâsana-dvatrincati) oder die Abenteuer des Vikrama (Vikramatscharita); die 70 Erz. eines Papageien (çukasaptati), aus welchen ein türkiſches Papageienbuch (überſetzt von Roſen) und eine perſiſche Bearbeitung von Nakhſchebi ſtammt; die Mährchenſammlung des Somadeva von Kaſchmir aus dem Anfang des 12. Jhs. (Kathâ Sarit Sâgara, herausg. und überſ. von H. Brockhaus, Leipzig, 1839—62).

370) Les Avadânas, contes et apologues indiens, traduits de M. Stanisl. Julien. 1—3. Paris 1859.

371) Die kalmückiſchen Mährchen des Siddhi-kür ſind eine Bearbeitung der 25 Erzählungen eines Betala; die oſtmongoliſche Geſchichte des Ardſchi-Bordſchi Chan enthält Theile des Vikramatſcharita: beide ſind von B. Jülg (Leipzig, 1866. 1868) im Originaltext herausgegeben und überſetzt. Auch die Papageiengeſchichten ſind den Mongolen bekannt geworden.

372) Gödeke, in Benfey's Orient und Occident. 3, 7.

Werak, führen die Sammlung, die zu ihren Zeiten in zwei arabiſchen Recenſionen vorhanden war, auf indiſche Quellen zurück, deren Entſtehung Maſudi in ſeiner Encyclopädie (die Goldwieſen) unter Khuruſch, den dritten Nachfolger nach Porus ſetzt. In ſo alter oder nur in einer Geſtalt, die bis zum 10. Jh. hinauf ginge, iſt uns keine orientaliſche Bearbeitung erhalten. Für die ächteſte Ueberlieferung hält H. Brockhaus [373]) die achte Nacht der perſiſchen Bearbeitung des (indiſchen) Papageienbuches, Tutiname von Nakhſchebi, († 1329) weil hier in einfachſter Form blos die ſieben Veziere Geſchichten von Frauenliſt erzählen; auch eine andere arabiſche Bearbeitung, von den zehn Vezieren, (deutſch von Habicht in ſeiner Ausg. von 1001 Nacht) kennt nur Geſchichten der Veziere, nicht, wie die orientaliſche Vulgata, auch Gegengeſchichten der Königin. Gödeke dagegen hält für die ächteſte uns erreichbare, der urſprünglichen Quelle nächſte Ueberlieferung das poetiſche perſiſche Sindibadnameh (1375), das 14 Geſchichten mit der hebräiſchen Bearbeitung von Rabbi Joel (Sandabar) aus dem 11. — 12. Jh. und mit dem griechiſchen Syntipas gemein hat, den Michael Andreopulos (zwiſchen dem 11. — 15. Jh.) aus dem Syriſchen und entfernter aus dem Perſiſchen von Muſos oder Muſa überſetzte [374]). Vier lateiniſche Bearbeitungen haben dann das Mährchenbuch mehrgeſtaltig dem Abendlande näher vermittelt; ein liber de septem sapientibus, das nur in dem Auszuge eines Dominicanermönchs Joannes Junior, Scala coeli, aus der erſten Hälfte des 14. Jhs. bekannt iſt [375]): auf ihr beruht, um nur das nächſtliegende zu berühren, eine franzöſiſche Proſa und ein poetiſcher roman des sept sages, der in einer Handſchrift von 1284 erhalten iſt [376]);

373) Die ſieben weiſen Meiſter von Nakhſchebi. 1845. 4. Von dieſer einfachſten Geſtalt liegt am fernſten ab der türkiſche Roman von den 40 Vezieren von Scheichzadeh aus dem 15. Jh.: überſ. von Behrnauer. 1851.

374) Ed. Boiſſonade. Paris 1828. Syntipas und Sandabar ſind ins Deutſche überſ. von Sengelmann. Halle 1842.

375) Ed. Gödeke l. l.

376) Ed. A. v. Keller 1836. Die Proſa findet ſich in Loiseleur des Longchamps, essai sur les fables indiennes. Paris 1838.

dann zwei neuerdings erſt von Muſſafia aufgefundene, Eine, aus welcher verſchiedene italieniſche Verſionen hervorgegangen ſind, und eine andere, von dem Hauptſtamme der orientaliſchen Ueberlieferung ſtark abweichende, auf die Geſtaltung der Bücher von den 7 oder 10 Vezieren zurückweiſende, die von dem Mönch Johann von Haute Selve (Diöceſe Toul) 1184 verfaßt iſt, aus welcher der roman de Dolopatos von Herbert (1222—24) hervorgegangen iſt[377]; endlich die historia septem sapientum oder de calumnia novercali, auf der zwei deutſche poetiſche Behandlungen beruhen.

Die Eine iſt unmittelbar aus dem Lateiniſchen übertragen, die andere nach einer deutſchen Proſa; beide ſind von Keller herausgegeben[378]. Die erſtere iſt von einem ungenannten Verfaſſer, die andere vom Jahre 1412, trägt den Namen des Dichters Hans von Bühel, der, von Geburt wohl ein Oberrheiner, zur Zeit ſeiner dichteriſchen Thätigkeit in Poppelsdorf lebte, im Dienſte des Erzbiſchofs von Köln Friedrich von Sarwerden. Schon ehe er die Mährchenſammlung bearbeitete, hatte er (1400) die Königstochter aus Frankreich[379] gedichtet (gleiches Inhalts mit Meie und Belaflor und dem Volksbuch von der geduldigen Helena) mit eigenthümlichen Reizen der Erzählung. Auch ſeine ſieben weiſen Meiſter zeigen einen gewandten Schreiber, ſie ſind ungleich beſſer, als die rohe und kürzere Erzählung der Erlanger Handſchrift, die in

377) Ed. Brunet et Montaiglon. Paris 1856. Ueber den Mönch von Haute Selve vergl. Muſſafia, über die Quelle des altfranz. Dolopatos. Wien 1865. Einkleidung, Namen, Zahl und Inhalt der Erzählungen, Alles weicht hier von den verbreiteteren Verſionen ab.

378) Die erſtere aus einer Erlanger Handſchr. in den: Altdeutſchen Gedichten. Tübingen 1846. Die andere in: Diocletianus' Leben von Hans von Bühel. Quedl. 1841.

379) Ed. Merzdorf. Oldenb. 1867. Ueber die Verbreitung der Sage vgl. die Einleitung des Herausgebers. Eine deutſche Proſaerzählung „von einem König von Riuzen" (in Sommer's Meie und Belaflor) und dieſelbe Erzählung poetiſch bei Enenkel (und daraus in Geſammtabenteuer 2, 591) behandelt die gleiche Sage; wogegen ein anderes ähnlich benanntes Gedicht „von der Königin von Frankreich" (Geſammtabenteuer 1, 165) eine Variante des franzöſiſchen Macaire iſt.

der Reihenfolge der einzelnen Stücke, aber nicht überall in den Namen mit dem Werke des Bühelers übereinkommt. Eine proſaiſche Heidelberger Handſchrift (N. 149) ſtimmt mit der Bearbeitung des Bühelers ſo, daß wir ſchließen möchten, ſie und des Bühelers Proſaquelle hätten noch nähere Verwandtſchaft, als den Abſtamm aus Einer lateiniſchen Urſchrift. In jedem Falle wiſſen wir, daß poetiſche und proſaiſche Bearbeitungen dieſer Erzählungen im 14. Jh. bereits verbreitet waren. Die Erzählungen bei dem Bühler und die in der erwähnten Handſchrift ſtimmen beide dem Inhalte nach mit unſeren Volksbüchern überein, nicht aber immer in der Form; wenigſtens iſt uns eine Geſtalt des Volksbuches bekannt, die die widerliche Empfindſamkeit des 17. Jhs. oder noch ſpäterer Bearbeiter an ſich trägt. Wie ſich zu dieſen übereinſtimmenden Bearbeitungen die in den gedruckten Geſten verhält, hat Görres in den Volksbüchern (S. 185) auseinandergeſetzt und wir wollen es daher hier nicht wiederholen. Dagegen geben wir in der Note die wieder verſchiedenen Abweichungen der oben erwähnten Handſchrift der Geſten[380]) an, die

380) Die erſte Erzählung der Kaiſerin fehlt. Die vierte Erzählung der Kaiſerin im Volksbuch handelt von einem Kaiſer, den ſieben Meiſter bezaubert haben, daß er außerhalb ſeines Palaſtes ſtets blind ward; der Knabe Merlin löſt den Zauber. Statt dieſer Geſchichte erzählt ſie hier von einem Gärtner, der ſich einen Haſen erzog, welcher ihm den gepachteten Garten verdirbt, wofür der Pachtherr Aurelian den Gärtner hängen läßt. — Die Erzählung des vierten Meiſters (im Volksbuch des fünften) von Hippokrates und Galen iſt hier einfacher, abgekürzter, und ohne die geheimgelehrten Thorheiten. — Die fünfte Erzählung der Kaiſerin hat im Volksbuch allerhand Wunderthaten und Zaubereien des Virgil; hier handelt ſichs von einem Sohne, deſſen Vater ihm ſeinen Hang zum Diebſtahl allzu ſehr nachſieht; als nun der Dieb gehängt wird, beißt er dem nachläſſigen Vater die Naſe ab. — Statt der unſinnigen ſechſten Geſchichte der Kaiſerin von dem ausſätzigen Kaiſer, der Peter's und Paul's Leichnam in Rom holen will, iſt hier eine Erzählung aus Bidpai, von ſieben Meiſtern, die einem Könige mit Bezauberungen nach dem Leben ſtellen und die er auf Rath der Königin umbringen läßt. — Statt der des ſechſten Meiſters im Volksbuch iſt hier ein Mährchen von einem Ritter, der eine Natter vom Feuertode rettet und dafür von ihr die Vogelſprache gelehrt wird. Seine Frau will ihm ſeine geheime Kenntniß, die ſie ihm abgelauſcht, abzwingen und will ſich zu Tode hungern; der Hahn aber verräth ihm, daß ſie ihm heimlich

auch hier von Wichtigkeit ſcheint, weil wir ſehen können, daß mehrmals an der Stelle von britiſchen Wundergeſchichten und Zauberanekdoten die den Geſchmack des 12. Jhs. verrathen, viel einfachere, rohere, nicht eben beſſere Erzählungen ſtehen, die auf größere Aechtheit und höheres Alter deuten, wie ſie auch weit knapper, einfacher und hie und da ſchöner erzählt ſind, wo ihnen die zu große Kürze nicht ſchadet. Auch treffen ſie überall weit näher zum Zwecke, und zeigen eine engere Verbindung mit der Einkleidung, als die des Volksbuchs, wo die Geſchichten ſelbſt ſchon ſo ſehr Hauptſache ſind, daß in der Einſchaltung in den gedruckten Geſten ſogar die Einkleidung fallen gelaſſen wird.

Die Einkleidung der ſieben weiſen Meiſter iſt bekannt. Ein Kaiſer hat einen Sohn, den er von ſieben Meiſtern in aller Weisheit unterrichten läßt. Als der Jüngling wieder an den Hof gerufen wird, zeigen die Geſtirne Lebensgefahr für ihn, wenn er ein Wort rede. Er erſcheint alſo und redet nicht. Seine Stiefmutter, in Liebe zu ihm entbrannt aber verſchmäht, dringt auf ſeine Hinrichtung, bewegt den Kaiſer jedesmal mit einer bezugvollen Geſchichte, daß er den Tod ſeines Sohnes befiehlt, einer der Meiſter aber erwirkt jedesmal mit einer Gegenerzählung einen Tag Friſt. So vergehen ſieben Tage, nach denen die Gefahr verſchwunden iſt, und nun entdeckt der Prinz die Schmach ſeiner Stiefmutter. In den verſchiedenen alten und neuen, einheimiſchen und fremden Bearbeitungen wechſeln ſowohl die Erzählungen, als auch die Namen der Meiſter, des Kaiſers und des Prinzen. In den deutſchen Behandlungen iſt der Sohn Diocletian, der Vater bald Principian, bald Pontian, bald Domitian, ſonſt trägt jener auch die Namen Florentin, Eraſtus, Lucinian und der Vater die

jeden Tag zwei ſeiner Weiber ißt und räth ſie mit Prügeln zu heilen, welches probat gefunden wird. — Die ſiebente Erzählung der Kaiſerin iſt ganz einfach, von einem Sohn der ſeinen Vater in einen Brunnen ſtürzt; und die des ſiebenten Meiſters von dem preußiſchen Ritterzug eines Edlen und der Treuloſigkeit ſeines Weibes. Gerade dieſe Erzählung verräth neuern Urſprung und ſteht an der Stelle der Matrone von Epheſus; im Gedanken aber iſt ſie ganz gleich.

des Cyrus, Vespaſian u. A.; und der Haupterzieher iſt bald Virgil, bald Syntipas, im Dolopatos und den deutſchen Stücken fehlt dieſer aber ganz. Dieſe Einkleidung nun (die auch ſchon die früh im Abendland (ſ. 1, 278 f.) verbreitete disciplina von Petrus Alfonſi trägt, deren einzelne Erzählungen in die deutſchen Geſten, in Boner u. ſ. vielfach übergegangen ſind[381]), berührt ſich aufs engſte mit dem Hauptwerk in Sanscritſprache, das auf die älteſte indiſche Sammlung dieſer Art zurückweiſt, deren ſpätere Umarbeitungen ſich dann in ihrem Inhalte vielfach mit den Beſtandtheilen der Werke aus dem Sindabadkreiſe vermiſchten, wie dies denn in dieſen „Meeren der wie Ströme einfließenden Erzählungen", wie die Sammlung Somadeva's ſehr bezeichnend heißt, nur natürlich iſt. Jene wichtigſte indiſche Sammlung beſitzen wir nur in einer Bearbeitung des 15. Jhs.; das urſprüngliche Grundwerk, ein (wahrſcheinlich in 12 Büchern verfaßter) Fürſtenſpiegel, ein ethico-politiſches Handbuch der Lebens- und Regierungskunſt, iſt in den Zeiten untergegangen; zwei Hauptverzweigungen ſpäterer Umgeſtaltungen aber weiſen auf die alte Unterlage zurück: die in Indien ſelbſt, in brahmaniſchem Geiſte, vom 7. bis zum 18. Jh. in Sanscrit und in dekhaniſchen Volksſprachen fortgepflanzten Bearbeitungen[382]), die alle für eine abendländiſche Aſſimilationskraft ſchwer verdaulich ſind, und die durch die ſemitiſchen Völker verbreiteten Ueberſetzungen. Sind die Angaben der älteſt erhaltenen

381) S. d. Anmerkungen in Schmidt's Ausgabe des Alfonſus.

382) Die erhaltenen Werke ſind, nach Zeit und Aechtheit geordnet 1) die Recenſion, aus der Somadeva (Anf. 12. Jh.) einen Auszug der drei erſten Bücher des Pantſchatantra bildete; 2) der in drei verſchiedenen ſüdlichen Volksſprachen bekannte dekhaniſche Pantſchatantra (überſ. von Dubois. Paris 1826); 3) „der gute Rath" (Hitopadeſa), der in vielen indiſchen Volksſprachen verbreitet und aus Stücken des Pantſchatantra und einem andern nicht genannten Werke zuſammengeſetzt iſt (ed. Schlegel und Laſſen. Bonn 1829, überſ. von Max Müller 1844 und von Durſch 1853); 4) der Pantſchatantra (Pentateuch) herausg. von Koſegarten 1848, überſ. von Benfey, eine Beſchränkung des Originalwerkes auf die fünf erſten Abſchnitte, die den Capiteln 2—7 der alten deutſchen Ueberſetzung des Buches der Weisheit entſprechen.

unter dieſen ſemitiſchen Uebertragungen glaubwürdig, ſo wäre das indiſche von dem weiſen Bidpai unter König Dabſchelim, dem Nachfolger Fur's (= Porus) in 14 Capiteln verfaßte Grundwerk durch Barzuyeh, den Arzt König Khosru Anuſchirwans (531—79), in deſſen Beſitz gekommen und ins Pehlwi überſetzt worden. Aus dieſer verlorenen Ueberſetzung ging es um 750 durch Abdallah ben Almokaffa († 760) in einer treueren Verpflanzung als Indien ſelbſt aufweiſen kann, ins Arabiſche über: der Titel des erſten Abſchnittes, der von zwei Schakals Kalilah und Dimnah handelt, ward hier auf das ganze Werk [383]) ausgedehnt. Dies arabiſche Werk ſpaltete ſich, nur in Einzelnem verändert, in verſchiedene Zweige. Aus Einer Recenſion ward es um 1080 von Symeon Seth ins Griechiſche überſetzt [384]); aus einer anderen ging es um 1150 durch Nasr-Allah ins Perſiſche über und daraus in eine bekanntere, ſehr freie perſiſche Bearbeitung des 15. Jhs., Anvari Suhaili von Huſſein Ben Ali (ed. Ousely. Hertf. 1851), auf der wieder das türkiſche Humayun-nameh (kaiſerliches Buch) von Ali Tſchelebi beruht [385]). Ein dritter arabiſcher Text ward 1251 unter dem Infanten, ſeit 1252 König Alfons X, vielleicht von ihm ſelbſt ins Spaniſche (ed. Gayangos. Madr. 1860), und von da 1313 von Raimond von Béziers ins Lateiniſche überſetzt. Mit und neben dieſer Recenſion, und weſentlich mit ihr übereinſtimmend, enthält den treueſten Abdruck des altächteſten arabiſchen Textes eine um 1250 entſtandene hebräiſche Ueberſetzung [386]), der man früher ohne hinlänglichen Grund den hebräiſchen Bearbeiter des Sandabar, Rabbi Joel, zum Verfaſſer gab, weil der weiſe Autor des Buchs hier nicht mehr Bidpai ſondern Sandabar genannt iſt und weil einige Er-

383) Ed. de Sacy. Paris 1826. Ueberſ. von Ph. Wolff. Stuttg. 1839.

384) *Στεφανίτης καὶ Ἰχνηλάτης*, ed. Stark. Berol. 1697.

385) Theilweiſe ins Franzöſiſche überſ. von Galland 1725, ergänzt von Cardonne 1778.

386) Das 10. Capitel daraus iſt von A. Neubauer herausgegeben und überſetzt in Benfey's Orient und Occident I.

zählungen aus dem Sandabar, aber doch in einer abweichenden Geſtalt, aufgenommen ſind. Eine ſchlechte aber ganz treue lateiniſche Uebertragung von Joh. von Capua [387] (1263—78) muß uns die nur unvollſtändig erhaltene hebräiſche ergänzen; aus beiden lateiniſchen Uebertragungen gingen alle Bearbeitungen in abendländiſchen Sprachen hervor; nach Johannes von Capua iſt unſere deutſche Ueberſetzung [388] gearbeitet, deren älteſte Drucke (s. l. et a. um 1470) noch vor dem Drucke des lateiniſchen Originals verfertigt ſind, da in dieſem die dort befindlichen Holzſchnitte zum Theile benutzt wurden. Dieſe Ueberſetzung iſt auf Befehl des Grafen (ſpäter Herzogs) von Würtemberg, Eberhard im Barte, verfaßt worden, deſſen Name in einem Akroſtichon verewigt iſt; auch den Ueberſetzer hat man neuerdings ausgefunden in Anton von Pforr, dem erſten Pfarrherrn an der 1477 von der Erzherzogin Mechtilde, der Mutter Eberhards, geſtifteten Pfarrei zu St. Martin in Rotenburg [389]. Auf dieſer deutſchen Arbeit beruhen weſentlich alle ſpäter in Europa gedruckten Ueberſetzungen, welche der franzöſiſchen Bearbeitung des Anvari Suhaili (livre des lumières par Pilpay. 1644) vorhergegangen ſind, ſelbſt die in alten Drucken vorhandene (von der handſchriftlich überlieferten verſchiedene) ſpaniſche Bearbeitung [390], die zwar aus dem Lateiniſchen, aber nicht ohne Beihülfe der deutſchen Interpretation verfertigt iſt, und von der dann wieder italieniſche franzöſiſche und engliſche Bearbeitungen ausgegangen ſind. Der größere Ruhm des deutſchen Werkes aber iſt einmal die Vortrefflichkeit des Proſa-Vortrags, dem man die neue,

387) Directorium humanae vitae. In altem Druck s. l. et a. (um 1480) auf der Göttinger Bibl. erhalten.

388) Das Buch der Beiſpiele der alten Weiſen, von Holland (Stuttg. 1860. Bibl. des lit. Vereins N. 56) herausgegeben, mit Grundlegung zweier der älteſten Druckexemplare in Darmſtadt und Stuttgart, unter Zuziehung derjenigen der drei Heidelberger Hſſ. (N. 84), die mit dem Urſprung der Ueberſetzung in näherer Beziehung ſteht.

389) S. Germ. 9, 226. 10, 145.

390) Zuerſt gedruckt Çaragoça 1493 von einem Paulo Hurus Aleman de Costancia.

in den gelehrten Ständen Deutſchlands damals um ſich greifende klaſſiſche Bildung anſieht, und deſſen Gewandtheit um ſo mehr auffällt, je elender die zuweilen kaum verſtändliche lateiniſche Quelle iſt; dann aber ihre Abſtammung aus der ächteſten arabiſchen Ueberlieferung durch lauter treue Vermittlungen, ſo daß der Erforſcher der Geſchichte dieſer merkwürdigen Märenſammlung ſie „den lesbar treueſten Spiegel des altindiſchen Grundwerkes" nennen konnte. Noch erkennt ſich die alte Sage von der Sendung des Arztes in dem deutſchen Buche ſogleich wieder und die Namen des Arztes Beroſias und des Königs Anaſtres Caßri (Anuſchirwan Chosru) ſind leidlich erhalten; die altindiſche Eigenthümlichkeit des Werkes leuchtet noch ganz entſchieden hervor; der orientaliſche Lehr- und Erzählton, — der lehrhafte Rahmen, die Häufung der Sprüche und Gemeinplätze, die beſchwerliche Einſchachtelung von einer Erzählung in die andere und aller zugleich in die Lehrſätze des Meiſters, iſt treu bewahrt. Die engſte Verwachſung von Spruch und Beiſpiel, Sprichwort und Fabel iſt hier, wie in dem Pantſchatantra ſelbſt, mit Händen zu greifen: die Gruppen der tautologen Erzählungen ſind wie Trauben, in deren einzelnen Beeren alle Kerne offen gelegt ſind. Auch dies Werk empfahl ſich übrigens in Deutſchland noch durch die Art und Weiſe, wie hier der äußern Welt der Rücken gekehrt, wie des Menſchen Größe in Abgeſchiedenheit geſucht wird und in der Genügſamkeit an dem, was Gott und Obrigkeit uns gegeben und zugeordnet hat, in aller Entfernung von der Trübſeligkeit des Irdiſchen und in Bereitung eines unfurchtſamen ruhigen Gemüthes.

---

7. Proſaromane.

Wir ſind in dem vorigen Abſchnitte aus der Lehrdichtung, die wir zuvor beſprachen, in die erzählende auf dem Grenzgebiete des Beiſpiels zurückgefallen; wir ſind dabei in zweien der Sammelwerke ſol-

cher Lehrbeiſpiele, den Geſtis Romanorum, und dem Buch der Weiſen, aus der poetiſchen Form in die proſaiſche Rede herübergetreten; wir ſind ferner auf die neue Erſcheinung geſtoßen, daß in dem Buche der Weiſen, ganz im Gegenſatze zu der Manier der ritterlichen Ueberſetzerpoeten, der eigenthümliche Ton eines Originals von uralter und weltfremder Herkunft feſtgehalten ward; wir begegneten endlich der erſten Einführung von Erzählungen aus dem klaſſiſchen Alterthum, die in Stoff und Behandlung gleichfalls freier von der früher üblichen moderniſirenden Traveſtie blieben. Die Bekanntſchaft mit Geſchichte und Natur der griechiſchen und römiſchen Welt war ein mit dem Eindrang der volksthümlichen Elemente wetteiferndes Mittel zur Zerſetzung des ritterlich-romantiſchen Geſchmacks: und beides, die volksthümlichen und die antiken Elemente wirkten bei uns jedesmal in einer innigen Vereinigung zuſammen, wo etwas wahrhaft Großes und Entſcheidendes in unſerer Geiſtesbildung geſchehen iſt. Alle dieſe neuen Erfahrungen nun, auf welche wir hindeuten, beſtimmen uns, ehe wir die letzten Ausgänge der höfiſch-ritterlichen Kunſt in den Gattungen der lyriſchen und der Lehrdichtung verfolgen, zuvor noch die Veränderungen in unſerer Proſaliteratur zu verfolgen; wo wir zunächſt die letzten Umgeſtaltungen der alten poetiſchen Rittermären in Proſaromane und Volksbücher, dann die Verdrängung der Pfleger dieſer Lieblingsmaterien der höfiſchen Bildungszeit durch Gelehrte der neuen aus Italien herüberwirkenden humaniſtiſchen Schule zu beobachten haben werden, die mit neuen Stoffen aus der antiken, oder aus einer in Italien wiedergeborenen antiken Literatur den mittelalterlichen Dichtungsgeſchmack von Grund aus entwurzelten.

Es waren höfiſche Kreiſe geweſen, von wo aus zuerſt im 12. Jahrh. die epiſche Dichtung der Franzoſen bei uns eingeführt worden war; es waren höfiſche Kreiſe, die noch durch das ganze 15. Jh. hindurch am zäheſten an der Pflege dieſer altüberlieferten Gattungen feſthielten. Wer noch in dieſer Zeit Rittergeſchichten in der alten Weiſe fortreimte, ſchrieb im Dienſte von Herren und Fürſten und

wußte ſich was zu gut damit; ſo der Büheler und der Johann von Soeſt, die wir kennen; ſo die Hartlieb und Ringoltingen, die wir noch kennen zu lernen haben. Beſonders ſtanden die Herzoge von Baiern, nach dem Geſchmacke den wir hier wie landesartig zu aller Zeit feſthaften ſehen, noch in letzter Zeit im erſten Range der Fürſten, die in dieſer Vorliebe zu dem Alterthümlichen beharrten. Für Albrecht IV den Weiſen († 1485) ſtellte der Maler Füterer (ſ. oben S. 182) ſeine ſtrophiſch gedichteten 13 Abenteuer noch ſo ſpät zuſammen; im Dienſte und zu Ehren von deſſen Vater Albrecht III und ſeiner Gattin Anna von Braunſchweig hatte Hartlieb zuvor die Alexandergeſchichte in Proſa umgeſetzt. Denn gerade auch die Proſawerke, die noch einmal die altritterlichen Mären in gewendetem Kleide erneuerten, fanden ihre Hauptpflege an den Höfen. So war es in Frankreich geweſen, wo ein großer Theil der Auflöſungen alter Dichtungen in Proſa von Fürſten und Edlen, beſonders von dem burgundiſchen Hauſe ausging. Und ſo wurden nun auch in Deutſchland von einigen Höfen aus, und beſonders von dem weiblichen Theile der Höfe, die alten poetiſchen Mären in proſaiſcher Form verbreitet; und zuerſt geſchah dies, wie einſt mit den poetiſchen Epen der Fall war, von den Niederlanden aus. Die Gattin Herzog Friedrich's von Lothringen und Grafen von Widmont, Margrete, hatte 1405 den Roman von Loher und Maller aus dem Lateiniſchen ins Wälſche ſchreiben laſſen und 1407 überſetzte beider Tochter, Eliſabeth, Gräfin von Naſſau und Saarbrücken, das Werk ihrer Mutter ins Deutſche[391]). Ebenſo überſetzte ſie die Geſchichte des Hug Schapler aus dem franzöſiſchen Texte, den ihr Sohn Johann in der Dionyskirche in Paris abge-

391) Ed. Strasb. 1514. „Die wolgeborne fraw die da genannt waz Margret grevin zu Widmunt und fraw zu Genweile, Hertzog Friedrichs v. Lothringen — haussfraw, die hat diss buch erstmals uss latin in welsche sprach thun schreiben in dem jar der geburt Chr. 1405 und ist danach fürbass von welscher sprach zu teutsch gemacht durch die wolgeboren fraw Elisabeth von Lothringen grevin, witwe zu Nassow und Sarbrücken, des vorgenannten hertzog Fr. und Fraw M. tochter.

ſchrieben hatte. Den Roman von Pontus und Sidonia überſetzte Eleonore von Schottland, die Gattin Erzherzogs Sigmunds von Oeſterreich (mit dem ſie 1448—80 vermählt war) aus dem Wälſchen. In dieſen Kreiſen ſuchte man mit eifrigem Fleiße die alten poetiſchen, wie die neueren proſaiſchen Rittergeſchichten zu ſammlen, von welchen jene bereits ſehr ſelten, und dieſe vor der Buchdruckerkunſt überhaupt ſehr wenig, und wohl nur in fürſtlichen Häuſern verbreitet waren: die große Pracht und Sorgfalt, mit der die Handſchriften der älteſten Proſaromane wie die Heidelberger von Lanzelot geſchrieben ſind, bezeugt allein daß ſie nur für ſolche Kreiſe beſtimmt waren. Die Erzherzogin Mathilde von Oeſterreich, Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, beſaß eine Sammlung von 94 ſolcher Werke, zum Theile Proſaromane die erſt zu ihren Zeiten entſtanden ſind: Lanzelot, die Mohrin, Meluſine, Niclas von Wyle's Ueberſetzungen, Pontus, Galmy, Margrete von Limburg, Loher und Maller u. A.; in einer Ehrenepiſtel, die der baieriſche Ritter Püterich von Reicherzhauſen 1462 an die Erzherzogin richtete [392]), ſieht man, welcher freibeuteriſchen Mittel es bedurfte, dieſe Sachen zu erwerben und ſelbſt nur zu finden [393]), welcher weitläufigen Verweiſung es z. B. bedurfte, um dem Herzog Otto von Baiern das Buch von dem Ritter mit dem Bock zu verſchaffen. — Unter den Fürſtinnen, die ſich mit am früheſten um das deutſche Schriftthum intereſſirten, war auch die Landgräfin Anna von Thüringen, auf deren Veranlaſſung Johann Rothe von Kreuzburg ſeine

392) In Haupts Zeitſchr. 6, 32.

393) Ebend. 6, 53.

Ich gib des hie mein beicht, wie ichs erkobert han,
vierzig iar mer leicht zu sameln mir ich sy allererst began,
in Brabant, Ungarn, zwischen baider landen
mit frag ich sy ersuechet, bis das ich ir so vil mir bracht zu handen.
Wiewoll das maniger aselt, so ist es doch geschehen,
zusamb seind sy geraselt mit stelen, rauben, auch darzue mit lehen,
geschenkt, geschriben, gekaufft und darzue funden,
doch mer die alten puecher, der neuen acht ich nit zu kainer stunden.

(1421 von ihm abgeſchloſſene) thüringiſche Chronik[394]) ſchrieb, und für deren Prinzen er einen poetiſchen Ritterſpiegel verfaßte. Die vielſeitigen Schriften dieſes weltbewanderten Mannes, der im geiſtlichen Leben als Prieſter, im gelehrten als Schulmeiſter, im praktiſchen als Stadtſchreiber thätig war[395]), ſind ſprachlich von einem beſonderen Intereſſe für die Kenntniß des thüringiſchen Dialektes; uns feſſelt der Autor durch ſeine charakteriſtiſche Stellung auf dieſem Wendepunct der Zeiten als ein Schriftſteller, der mit ſeinem Geſichte nach den untergehenden Dingen rückwärts gekehrt iſt, auf der anderen Seite aber, und wenn es nur durch die bloße Ausbreitung ſeiner Intereſſen wäre, ſo entſchieden vorwärts deutet, daß man behaupten kann: 50 Jahre ſpäter ſchreibend würde er ſich in die Zahl der ſüddeutſchen Humaniſten eingereiht haben, deren Bekanntſchaft wir ſogleich zu machen haben. Unter ſeinen Schriften gehören die drei Bücher Eiſenacher Stadtrechte[396]) und ein kleines Reimwerk das wahrſcheinlich den Titel des rates zucht trug[397]), wohl noch dem Ende des 14. Jhs. an, wie auch der Ritterſpiegel (1400—2) und ein Gedicht von der Keuſchheit[398]) zu ſeinen früheren Arbeiten zählen. Wie dort der Notarius als ein Parteigänger der ſtädtiſchen Geſchlechter erſcheint, ſo hier der Fürſtendiener als ein Verehrer des Ritterſtandes, der dem jetzt verſunkenen Geſchlechte zur Selbſtbeſchauung die alte Herrlichkeit des ächten Ritterordens vorhält; aber man erkennt einmal an dem Mechanismus ſeiner Arbeit, die von den äußerlichſten Wappenzeichen an bis zu den innerſten Tugenden des Ritters, in langweiliger Auseinander-

394) In Mencken, SS. rerum germ. II. Neu herausg. von R. v. Liliencron. Jena 1859.

395) Wir verweiſen auf die Arbeiten von Fedor Bech über ihn in Germ. 6, 45. 257. 7, 354. 9, 127.

396) Gedruckt in Ortloffs Sammlung deutſcher Rechtsquellen. Jena 1836. 1, 625.

397) Ed. Vilmar: Von der stete ampten und von der fursten ratgeben. Marburg 1835.

398) Der eine in Bartſchs Mitteld. Gedichten; das andere auszüglich in Adelungs Magazin II.

ſetzung, den Stand von ſeinen Ab- und Auszeichnungen unterrichten ſoll, und dann gegenſtändlich an ſeinem Gemälde von den ehr- und gutloſen Raubrittern, wie von den Lehenträgern die ihre Ritterſchaft auf das Verderb von Kirchen Klöſtern und Dörfern richten, — ganz ſo wie wir es hernach in den Dichtungen der etwas älteren öſterreichiſchen Spruchdichter des 14. Jhs. finden werden — wie traurig es mit den Hoffnungen auf den rettungslos unterſinkenden Adelſtand ausſah. Von noch geringerem Werthe ſind Rothe's ſpäter fallende geiſtliche Dichtungen, ſeine Bearbeitung des Lebens der h. Eliſabeth und ſeine gereimte Paſſionsgeſchichte [399]). Die poetiſchen Formen, die Verſe, ſind bei ihm ſehr verwildert; deſto merkwürdiger ſcheint es, daß der mittlere von den drei Theilen ſeines Gedichtes von des Rathes Zucht (V. 283—677) in leoniniſchen Herametern verfaßt iſt. Dies antike Maas ſchien damals in der Luft zu liegen [400]); auch in den formalen Dingen ein kleines vereinzeltes Vorzeichen, wie die ſtereotypen Ueberlieferungen der ritterlichen Dichtungsmanier nun anfangen überallher durchbrochen zu werden.

Wir kehren von dieſer Abſchweifung zu unſerem nächſten Gegenſtande, den Proſaauflöſungen der Ritterromane, zurück. Wie alles was bei uns innerhalb der epiſchen Fremddichtung geſchah, ſo war auch dieſe letzte Veränderung nur eine Nachahmung deſſen was in Frankreich voraus ging: in deſſen Literatur übrigens die Proſaromane eine ungleich bedeutendere Stelle einnahmen, als bei uns. In den romaniſchen Weſtlanden, in Frankreich und Spanien, erhielt ſich das Ritterthum noch im 14. und 15. Jh. in einem äußeren Glanze, der hier nicht wenig von den Ritterromanen ſeine Farbe trug, und daher

399) Jene bei Mencken l. l., dieſe in einer Dresdner Handſchr. Vgl. Herſchel im Anzeiger für Kunde der d. Vorzeit. 1864. Sp. 366.

400) Einzelne ſolcher Verſe hat F. Bech in der gleichzeitigen Minneregel von Cerſne nachgewieſen; in dem proſaiſchen Volksbuch von Herzog Ernſt, worin die verſificirten Stellen des lat. Originals in Reimzeilen überſetzt ſind, iſt — wie Bartſch hervorhob, ein Hexameter eingeſchlüpft:

denn umb in wirt frölichen hellen mein pluotiges herhorn.

auch rückwirkend wieder die Schätzung dieſer Werke weſentlich erhöhen mußte. Abenteuerliche Feſte und Aufzüge, wunderlicher Putz in Kleidern und Waffen, in Schilden und Wappen ſonderbare Figuren und Deviſen, die grillenhafteſten Gelübde, Pilger- und Waffenfahrten, der gezwungenſte Liebesdienſt und die ſteifſte Etiquette, kurz Alles, was nur die alten Dichtungen geſchildert hatten, drängte ſich in das wirkliche Leben ein, und davon hat Deutſchland nur unter Maximilian etwas Aehnliches geſehen, was übrigens weit zurückblieb. Während in Languedoc die minniglichen Märtyrer im 14. Jh. den Wahnſinn der Romanhelden verwirklichten, trat in Deutſchland der Minnegeſang ins Volk, die herzvolle Stimme der Natur belebte das Lied mit neuer Wahrheit und eine ſinnlichere Glut verdrängte wohlthätig die kalte Höflichkeit des ritterlichen Frauendienſtes und ſeine halberſtickte Flamme. Während die Ritter in Frankreich und England die Pfauen- und Faſangelübde ablegten, welche die Abenteuerlichkeit der Kriege begünſtigten, lagen die Deutſchen in Wald und Winter im Hinterhalt und lauerten einem reichen Waarenzug auf. Und während die Allegorie dort in Aufzügen und Vorſtellungen, bei Feſten und Mahlen, in prächtiger Ueberladung den lebendigen Verkehr verſchönern mußte, gab es bei uns wenige Faſtnachtsſpiele und Myſterien von drolligen Handwerkern in vergnüglicher Einfalt aufgeführt. Die fanatiſchen Kriege und die Furchtbarkeit der Huſſitiſchen Bauern mochte den deutſchen Rittersleuten den galanten Kampf um die minnigliche Verzückung und Begeiſterung vertreiben, während die frommen Spanier noch im Maurenkriege, als es auf Vertilgung der Landes- und Religionsfeinde ankam, in Liebſchaften und Höfiſchkeit mit den Feinden wetteiferten. In Frankreich wie in Spanien haben ſich daher dieſe Romane zu ungeheuren Mengen und Maſſen gebildet, ſind fleißig geleſen, ausgezogen und bearbeitet worden; und als der Geſchmack an der Lectüre dieſer Werke um ihrer ſelbſt willen aufhörte, ſo haben die größten Alterthumsforſcher, Diplomaten, Genealogen, Hiſtoriker und Rechtsgelehrten in Frankreich die Romane als eine Fundgrube gelehr-

ter Forschung angesehen und ganze Bücher über den Nutzen derselben geschrieben. Solche Ehre konnte unseren deutschen Romanen nicht füglich zu Theil werden. Denn sie stehen in jeder Beziehung dem Leben fern und fremd, konnten daher nur der höheren Gesellschaft von Werth sein, der das Leben der romantischen Ritterwelt bekannt war, den Fürsten, die von fremden Gattinnen darin eingeweiht waren, welche (wie Friedrichs III Gattin Leonore von Portugal) in gehobener und ritterlicher Gesinnung oft weit von den nüchternen deutschen Ehemännern und Dienstleuten abstehen mochten.

Die prosaischen Umarbeitungen der poetischen Unterhaltungswerke der ritterlichen Welt haben sich nahezu über alle Gattungen erstreckt, die wir im 12. und 13. Jh. haben entstehen sehen; und wieder ist innerhalb dieser Prosawerke dieselbe Erscheinung zu beobachten, die wir in den Schicksalen der poetischen Epen bemerkten, daß während man auf der einen Seite, um dem Lesedurst der aristokratischen Kreise genug zu thun, zu Sammelwerken vom größten Umfang hinaufsteigt, auf der anderen Seite der Wunsch auch das Volksbedürfniß zu befriedigen, zu kurzen Auszügen überführt, daß wie die Füterer und Rön die alten Reimgedichte so auch ein Konrad Heidörfer den prosaischen Hug Schapler beschnitt, Andere die Melusine und so viele sonstige Novellen zu Volksbüchern einkürzten. Durchaus charakteristisch, in Bezug auf das Bereich der prosaischen Umgestaltungen poetischer Mären, ist es aber, daß — wenn auch im Ganzen dabei viel Laune und Willkür im Spiele war, — das Eine Gesetz doch obgewaltet hat, daß gerade die altächtesten Werke aus den verschiedenen Sagenkreisen, Alles was sich nach unserer Ansicht aus der bloßen Märe zur Epopöe veredelt hat, nicht in die Prosa zurückfiel, daß, wo man in den Prosen Stoffe aufgriff, die solch eine Veredlung erfahren hatten, wie in der Alexander- und in der Tristansage, die geringeren Dichtungen hervorgesucht, die vorzüglicheren fallen gelassen wurden. So ist Wolframs Parzival, dem zwar die Auszeichnung zu Theil ward gleichzeitig mit dem Titurel in poetischer Form frühe (1477)

gedruckt zu werden, nicht in Proſa übertragen worden[401]). So hat an unſere Nibelungen und Kudrun kein Proſaiſt die Hand zu legen gewagt: wie denn aus unſerem ganzen heimiſchen Sagenkreiſe gerade nur das allerroheſte, das Siegfriedlied, im Volksbuch in Proſa überging. So iſt auch der ächte Kern der Karlſage in ſeiner reineren Geſtalt nicht in Proſa überſetzt worden, wogegen die verwilderten Vaſallenſagen die breiteſte Malerei für die Proſabücher lieferten. Im übrigen werden wir uns, der Ausbreitung der Proſen folgend, in alle Verzweigungen der poetiſchen Mären früherer Zeit zurückgeführt ſehen. Wir haben in Deutſchland an der Spitze derſelben die Kaiſerchronik aufgeführt; ihre alten Geſchichten erſcheinen jetzt in Verbindung mit neuen als proſaiſche römiſche Geſchichte[402]) wieder; wie denn von allen unſeren im 12. und 13. Jh. gereimten Chroniken ſeit dem 13. Jh. Proſaauflöſungen gemacht wurden[403]), von Enenkel wie von Rudolf von Ems. Wie in der poetiſchen Zeit, ſo ſtehen dann neben dieſen römiſchen Geſchichten die proſaiſchen Bearbeitungen des Trojanerkrieges. Sie haben den Guido von Colonna zu ihrer Quelle; ſie erhielten eine ſehr weite Verbreitung durch den Druck und müſſen auch faſt gleichzeitig wie einſt der poetiſche Trojanerkrieg mehrere Bearbeitungen erfahren haben, die ſogar im Niederdeutſchen nebeneinander exiſtiren[404]). Die von Hans Mair aus Nördlingen von 1392[405]) iſt die, welche in Drucken (der älteſt datirte Augsb. 1474) am gewöhnlichſten gefunden wird; verſchieden davon iſt eine Berliner Handſchrift, die wahrſcheinlich mit einer Gießener[406]) zu-

401) Wohl ſoll dagegen die niederdeutſche Copie einer niederländiſchen Ueberſetzung der franzöſiſchen Proſaromane vom Gral und von Merlin von einem Jacob de Coſter von Maerlant (1270—87) exiſtiren, im Beſitze des Fürſten von Bentheim-Steinfurt. S. Jonckbloet, Geſchichte der niederl. Lit. 1, 127.

402) Jacobs und Uckert Beiträge zur älteren Lit. 1835. S. 76 und verſchiedene bei Panzer angeführte Drucke.

403) S. Maßmann, Kaiſerchr. 3, 43 ff.

404) Scheller's Bücherkunde S. 78 ff.

405) Bragur IV. 2. S. 190.

406) Heidelb. Jahrb. 18. S. 712.

ſammenſtimmt, welche ſchon 1417 geſchrieben iſt, und die in der Erzählung kürzer, in den Begebenheiten anders geordnet und dargeſtellt, in den Epiſoden zuweilen in eigenthümlichen Zügen abweichend, ſonſt in der Hauptſache gleich iſt. Eine andere Bearbeitung von Heinrich aus Braunſchweig [407]) iſt in einer Handſchrift von 1436 erhalten; ſie ſchließt ſich an Konrad von Würzburg an. Das Werk von Hans Mair gibt einen Ton an, den die Romane im Allgemeinen feſthalten, doch erkennt man deutlich den Prediger in der frömmern Behandlung, die gerade in dieſer Gattung ungewöhnlich iſt; man möchte ſagen, man ſieht im Großen die moraliſche Nutzanwendung, wie früher bei den kleinen Erzählungen, denn das Ganze geht von der Lehre der Gebrechlichkeit und Täuſchung der Welt und weltlicher Größe aus und kehrt am Ende und im Laufe der Erzählung in ewigen Predigten darauf zurück. Die Rohheit iſt außerordentlich; ſelbſt die bloße Anlage iſt von ganz unbegreiflichen Wiederholungen derſelben Begebenheiten entſtellt. Den Apollonius von Tyrus haben wir poetiſch von Heinrich von Neuenſtadt behandelt geſehen; einen ganz verſchiedenen Eindruck von ſeinem Gedichte macht die proſaiſche Bearbeitung von Heinrich Steinhöwel, die man häufiger gedruckt [408]) findet; wie ſich die abweichende handſchriftliche, die gleichfalls übrig iſt, dazu verhält, weiß ich nicht zu ſagen [409]). In jener iſt die Farbe des griechiſchen Romans, das Ueppigere und Wärmere der Affecte, ihre größere Wahrheit und Lebendigkeit gewahrt; es iſt auf die reinere Quelle zurückgegangen. Und das dankt man, wie wir nun wiederholt bemerken, der Auflöſung der Reime und Verſe in jenen Zeiten, daß man zu lernen anfängt, ſich in fremden Geiſt zu finden, und daß im ſtrengen Gegenſatze zu den poetiſchen Romanen dieſe proſaiſchen die Farbe ihrer lateiniſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, niederländiſchen Quellen eben ſo feſthalten, wie es jene verwiſchten. Die Romane griechiſchen Stils

407) Grundriß S. 543.
408) Augsb. 1471. u. A.
409) Grundriß S. 207.

wie der Apollonius und die nachher den Italienern nachgeahmten, mögen in der Anlage um nichts künſtleriſcher ſein als die britiſchen, ſo ſind ſie doch meiſt einfacher. Im Ausdrucke der Empfindungen mögen bald Wunderlichkeiten, bald Gemeinplätze Statt haben, aber die Empfindungen ſelbſt ſind doch natürlich und menſchlich, oft durch Sinnlichkeit und Lüſternheit menſchlich, aber wahr und treu. Daher traten dieſe Dinge, mit allen Liebesſagen der griechiſchen Mythe viel näher an das Volk, und Pyramus und Thisbe verdrängten jetzt Triſtan und Iſolde aus dem Sprichwort. Den Gegenſatz, den der plane proſaiſche Apollonius zu dem abenteuerlichen des Heinrich bildet, treffen wir ſchon etwas früher in den Ueberſetzungen des Niclas von Wyle gegen die erotiſchen Ritterbücher im alten Stil; es iſt derſelbe Gegenſatz, den das Volkslied der Liebe gegen die Verſuche des 15. Jhs. macht, das Minnelied der alten Zeit nachzuahmen.

Der Apollonius berührt ſich mit den wunderbaren orientaliſchen Reiſen und mit Alexander: auch hier alſo ſehen wir die alten Verhältniſſe wiederkehren. Auch die unſinnigen iriſchen Mährchen von den Geſichten der Tundalus, die in Varianten auf den auferweckten Lazarus übertragen wurden, und von den wunderbaren Reiſen Brandan's wurden mehrfach proſaiſch erneuert. Die Sage von Herzog Ernſt, in der ſich Geſchichte an fabelhafte Reiſeabenteuer geknüpft hatte, wurde, aus der früher (1, 290) erwähnten lateiniſchen Proſa von einem gelehrten Geiſtlichen wohl noch im 14. Jh. in Proſa überſetzt, zum Volksbuche. Jetzt ſtellen ſich Neuigkeiten von ähnlicher Miſchung zu dieſen alten Wundergeſchichten. In den Reiſen des Engländers Mandeville († 1372), die im 15. Jh. in ganz Europa eines der beliebteſten Leſebücher waren, iſt wirkliche Reiſebeſchreibung mit romantiſcher Geographie verquickt; die Bezüge auf Alexander und Ogier nehmen breite Stellen darin ein. Der Reiſende ſelbſt hat ſeine Fahrten in franzöſiſcher, engliſcher und italieniſcher Sprache beſchrieben; ins Deutſche wurden ſie im Anfang des 15. Jhs. von Michael Velſer überſetzt, ſpäter von einem Unbekannten, und um 1483 von

Otto von Diemeringen, deſſen Arbeit die ſchlechteſte aber verbreitetſte iſt und auch dem Volksbuche zur Grundlage dient, wo ſie nicht ohne abermalige Entſtellungen geblieben iſt. Wir überlaſſen es Andern [410], über Verhältniß und Werth dieſer Ueberſetzungen des Werkes zu ſprechen, das uns durchaus nur ganz im Allgemeinen angeht. Wir haben früher geſehen, wie einzelne Reiſeabenteuer ſeit dem Ausgang der Kreuzzüge ſich in die Gefahren der Wallfahrten ſtürzten; dieſe Unternehmungen floſſen anfangs aus Frömmigkeit, aus ſündigem Gefühle, aus dem Hange nach Abenteuern, aus Wißbegierde, bald aber auch aus Gewinnſucht. In demſelben Verhältniſſe gehen die Reiſebücher ſeit Marco Polo und Monteville (auch jener ward — Nürnberg 1477 — ins Deutſche überſetzt) im Schildberger, der ſich von der Schlacht bei Nicopolis an bis 1427 im Morgenlande befand, im Hans Tucher (1479) und Bernhard von Breydenbach (1483) vom Gefabelten aufs Hiſtoriſche zurück und treten mehr in eine Reihe mit den Entdeckungsreiſen der Italiener von den Doria und Vivaldi bis auf die Colombi und Vespucci. Die Aufhellung der dunklen Erdräume geſtattete nicht weiter, daß dieſe Reiſen der poetiſchen Beſchreibung anheimfielen, und gerade ſo iſts mit der geſchichtlichen Dichtung. Geeignete Stoffe konnten aus der wirklichen Begebenheit unmittelbar in Volkslieder übergehen, die helle Geſchichte aber litt nicht, daß ſie ſich epiſch fortbildeten; und wo man ſich zu beidem zwang, da kam ein heroiſch-hiſtoriſches Gedicht wie Beheim's Friedrich heraus, oder ein Reiſepoem, wie wir es von einem Bänkelſänger beſitzen, der die Pilgerfahrten Bruder Felix Fabri's nach dem heiligen Lande, ſeine beiden Reiſen (1480 und 1482—3) in Eine verſchmelzend, in der Strophe des Liedes „Ich ſtund an einem Morgen" beſang [411]. — Die

410) Man vergleiche zu dem, was Görres in den deutſchen Volksbüchern geſagt hat, die Zuſätze Von der Hagen's im Altd. Muſ. 1, 246 ff. und die von Docen in der Jen. Lit. Zeit. 1810. May. Sp. 246 ff.

411) Bruder Felix Fabri's gereimtes Pilgerbüchlein, ed. Birlinger. München 1864. Fabri's lateiniſches Evagatorium iſt in der Bibliothek des lit. Vereins

proſaiſchen Erneuerungen der Alexanderſage ſind mehr nur der ernſten Geſchichte als der phantaſtiſchen Mährchen wegen unternommen. Ein allzeit fertiger Schreiber, Johann Hartlieb, der eine Chiromantie, einen Brandan, den tractatus amoris von einem Kaplan Andreas, den wir noch bei Gelegenheit einer poetiſchen Bearbeitung deſſelben zu erwähnen haben werden, auf den Wunſch Herzog Albrechts VI von Oeſterreich überſetzte (Augsb. 1482), hat auch 1444 den Alexander in deutſche Proſa gebracht. Hartlieb's Bearbeitung (älteſte gedruckte Ausgabe 1472) iſt weit die verbreitetſte von den Alexanderproſen, aber weder die älteſte noch die einzige; kürzer ſoll die handſchriftliche in Dresden ſein, die von Nicolaus im Grunde geſchrieben iſt[412]). Hartlieb's Arbeit iſt mehr als Chronik und Geſchichte zu betrachten und nimmt eine moraliſche Wendung, indem das Buch als ein Fürſtenſpiegel angeſehen ſein will; es weiſt mit jener abenteuerlichen Quellenkritik auf den Euſebius hin, der in dieſen Zeiten wie Nectanebus und Virgil als ein mythiſcher Meiſter aller Kunſt erſcheint; und wie wir ſchon in dem poetiſchen Alexander Ulrich's von Eſchenbach Geſchicht- und Chronikartiges beiſammen fanden, ſo dürfen wir dieſen proſaiſchen neben nichts anderem ſehen, als neben Aventin's lateiniſchen und deutſchen Chroniken, und was aus Gottfried von Viterbo und Aehnlichen jetzt wieder ins Leben gerufen ward. Der proſaiſche Alexander verweiſt ſogar am Ende, wo von den Enkeln des Ptolomäus geſagt wird, ſie ſeien nach Thüringen und in das Land zu Siebenbürgen gekommen, ausdrücklich auf das Buch de origine Saxonum, wo man von der Herrſchaft der Griechen in dieſen Landen vieles finde; und die fabelhaften ſächſiſchen, thüringiſchen, meklenburgiſchen, bairiſchen, böhmiſchen u. a. Chroniken aus dieſen Zeiten würden zur Vergleichung eben ſo hierher gehören, wie Enenkel's Fürſtenbuch oben zu dem Aehnlichen. Und wie faſt aus ſämmtlichen

von Haßler herausgegeben. Die proſaiſche deutſche Ueberſetzung iſt in einem Drucke von 1557 erhalten.

412) Grundriß S. 223.

Zweigen der größeren Proſaſchriften dieſer Zeiten kürzere Volksbücher geworden ſind, ſo gingen denn auch Stücke dieſer Gattung in unſere deutſche „blaue Bibliothek.“ [413]).

Aus den Dichtungen britiſcher Sage begegnet man in Deutſchland wenigeren proſaiſirten Stücken als in Frankreich. Der Wigalois iſt nach Wirnts Gedichte 1472 von einem Ungenannten auf Bitten einiger Edlen „aus den Reimen in ungereimte Rede beſchrieben“ (und in Augsburg 1493 gedruckt) worden; ſo ward auch der Triſtan nach dem Texte Eilharts erweiternd aufgelöſt (Augsburg 1484); beide bewegen ſich ganz in dem alten Gleiſe und haben nichts als den Ton geändert. Ganz umgekehrt verhält es ſich mit dem literariſch vielberufenen Lanzelot, der vielleicht der älteſte aller Proſaromane, wenn auch nicht ſo alt iſt, wie man ihn machen wollte. Franzöſiſche und deutſche Forſcher möchten die lateiniſchen und franzöſiſchen Proſen von Lanzelot, von Gral und Triſtan, als deren Verfaſſer die Walther Map, Luces de Gaſt, Robert und Helie de Borron genannt werden, noch vor die poetiſchen Mären von dieſen Helden, bis in die anglonormanniſche Periode der beginnenden Ritterdichtung hinaufrücken; wiewohl doch andere, da und dort, die franzöſiſchen Proſen bis auf einzelne wenige Ausnahmen in das 14. Jh. zurückſchieben. So läßt unter anderen Jonckbloet den Walther Map als den Verfaſſer des proſaiſchen Lanzelot gelten, obgleich er doch ſelbſt [414]) undenkbar findet, daß ein cycliſcher Roman von dieſem Umfang (der in der niederländiſchen wie in der deutſchen Ueberſetzung den Gral umfaßt und in der Heidelberger Handſchrift N. 147 gegen 700 enggeſchriebene Seiten größtes Folio ausfüllt), „ſogleich aus dem urſprünglichen Brunnen zuſammengeſtellt ſein ſollte“. Auch iſt es, von dem höchſt unalterthümlichen Vortrag und Inhalt ganz abgeſehen, rein unmöglich, daß der

413) Rieſengeſchichte, oder kurzweilige und nützliche Hiſtorie von König Eginhard aus Böhmen, wie er des Kayſers Otto Tochter aus dem Kloſter bringen laſſen und hernach viel Unglück im Königreich Böhmen entſtanden iſt u. ſ. w.

414) Geſchichte der niederl. Lit. 1, 124.

witzige Lebemann Map, der ein ungeübter Schreiber war, der zu seinem Freunde Geraldus sagte: „ihr habt viel geschrieben und ich viel geredet, ihr habt Bücher, ich habe Worte gemacht", ein Riesenwerk von solcher maaslosen Weitschweifigkeit geschrieben haben sollte, das schon an den Umfang der Amadisromane streift. Diesen gefabelten Autor bei Seite gesetzt, ist übrigens der Lanzelot, wie der beliebtesten einer, so auf alle Fälle einer der ältesten Prosaromane; die niederländische Uebersetzung glaubt man in der ersten Hälfte des 13. Jhs. entstanden, an die Scheide des 13/14. Jhs. gehören die ober- und niederdeutschen Uebertragungen, deren letztere uns in einem zerstückten Fragmente erhalten ist, das mit dem oberdeutschen Texte so wörtlich zusammenstimmt, daß es schwer zu sagen ist welcher Text aus dem andern übertragen ist[415].

Am weitesten ergoß sich die Prosaüberschwemmung über die fränkischen Sagenstoffe. So sind mancherlei Sagen von König Karl prosaisch erneuert worden, von seinen Ahnen und seiner Geburt, die wie sie in der Kaiserchronik begonnen, so jetzt im Kreise ähnlicher Werke, in Legenden, in der Weihenstephaner Chronik, in Ulrich Füterers Beschreibung vom Herkommen des Hauses Baiern erscheinen[416]. In die Volksbücher ist die Karlsage nicht in Deutschland, aber doch in Dänemark aus deutschen Quellen übergegangen. Im weitesten Umfang aber wurden die Vasallensagen übertragen, deren verwilderter Charakter sie dem Geschlechte des 15. Jhs. empfahl. Unter die frühesten aus französischer Prosa übertragenen Stücke gehört

---

415) Nach der Lücke zu schließen, die sich in dem von C. Hofmann (Sitz. Ber. der Münchner Akademie vom 11. Juni 1870) mitgetheilten Abdruck (auf p. 45) findet, für die weder das französische Original noch die oberdeutsche Uebersetzung (Cod. Pal. 147. fol. 91 b) eine Ausfüllung bietet, wäre der niederdeutsche Text der abgeleitete, der auch an einigen andern Stellen geringfügige Verdeutlichungen ausweist.

416) Grundriß S. 170 ff. Ueber die bairisch-localisirte Karlsage in einem Prosaromane des 15. Jhs. vgl. Holland, Gesch. d. altd. Dichtung in Bayern. p. 17.

der Fierabras[417]), der nur in ſpäteren Drucken (Simmern 1533) erhalten iſt; in ihm iſt das Kriegeriſch-Wilde, der Pfaffenhaß, das Uebertrieben-Ungeheure, die Maſchinerie, der Aberglaube, die Wunder ganz vorherrſchend und noch nicht, wie in der eigenthümlichen Auffaſſung in Calderon's Brücke von Mantible, ſo ermäßigt, daß die Liebesepiſode darin eine mildernde Wirkung üben könnte; und dieſer Art iſt die Geſchichte von Herzog Herpin[418]), die, wie ſo viele dieſer Vaſallenſagen, blutig und gräßlich iſt und wie die dazu gemalten Bilder aufs Entſetzlichſte ausgeht. An noch viel Roheres aber erinnert der Valentin und Namelos, der in einer Handſchrift von 1465 bekannt und ſpäter wieder 1521 von Wilhelm Ziely von Bern weitläufiger zugleich mit der Geſchichte von Olivier und Artus aus dem Franzöſiſchen überſetzt iſt[419]), welche letztere ſich im Stoffe mit Engelhart und Engeltrude berührt. Von den wilden Barbareien in der Sage von Rainald (den Haimonskindern) wiſſen wir Beſcheid; ſicher wohl war auch dieſe Proſa, wie die von Fierabras, ſchon früher handſchriftlich in Ueberſetzungen vorhanden, ehe ſie gedruckt erſcheint[420]). Noch roher iſt die Geſchichte von Hug Schapler[421]). Auch hier herrſcht, in dieſer fabelhaften Geſchichte von Hugo Capet's

417) Noch iſt die urſprüngliche Geſtalt des franzöſiſchen Epos (ed. Kröber und Servois 1860) nicht aufgefunden, von welchem vier franzöſiſche Varianten und die provenzaliſche (von Bekker herausgegebene) Dichtung, ſo wie die Proſa ſich abzweigten. Vgl. Gröber die handſchriftl. Geſtaltungen der chanson de geste Fierabras. Leipz. 1869.

418) Cod. Pal. N. 152. Im Druck: Straßb. 1514.

419) Ein ſelteneres Buch: „In diesem Buch werden begriffen und gefunden zwo wunderbarlicher Historien gantz lieblich zu lesen, auch dienen zu vil erfarnuss. Die erst hystori von zweyen treuen gesellen mit namen Olivier, eynes kunigs sun uſs Castilie, und Arto, eyns kunigs sun von Algarbia u. s. w. Die andre hystori sagt von zweyen Brüdern Valentino und Orso etc. gezogen uſs frantzösischer zungen in dütsch durch Wilhelm Ziely von Bern in Oechtland.“ Basel 1521. Eine jüngere Ueberſetzung von Valentin und Orſo iſt gedruckt Frankf. 1572; der franzöſiſche Valentin et Orson in Lyon 1605.

420) Simmern 1535.

421) Im Druck: Straßb. 1500.

Thronbeſteigung, die ſchon Dante in ihrem Urſprunge kannte, jene gewaltige Barbarei, die uns in die wildeſte Urzeit zurückverſetzt. Ebendies empfahl ſich dieſen Zeiten, welche die Greuel der Huſſitenkriege erlebten, welche die Podiebrad und Hunyad, ähnliche Emporkömmlinge und natürliche Söhne auf mächtige Throne ſteigen und umgeben ſahen von jenen herkuliſchen Helden, die aus der Mühle genommen zu Feldherren wurden und noch als Feldherren ihre rieſige Kraft mit fanatiſcher Tapferkeit und Blutluſt paarten. Mit dem Erwachen neuer phyſiſcher Kräfte in den Nationen brach auch in Einzelnen eine ungeheure Lebenskraft durch. Wie in den roheſten Zeiten des Urzuſtandes machte ſich die körperliche Ueberlegenheit als ein glänzender Vorzug geltend, gleichviel ob ſie der Held im Religionskampf auf dem Schlachtfeld zeigte, oder beim Gelag das Faß zu heben und aus dem Spundloch zu trinken verſtand. Und wenn doch unter den Menſchen der Glaube lebte, als ob die Kinder einer natürlichen Liebe ſchon die Früchte einer regern Kraft wären, ſo haftete dann auf ſolchen auch im Leben weit eher eine Ehre als ein Makel, und Erzeuger und Erzeugte gingen dann, wie im Hug Schapler, in die Poeſie ein. Wie dieſer Fleiſcherſohn den Thron von Frankreich beſtieg, wie ſich ſeine zehn natürlichen Söhne zu Ehren bringen, ſo wird, noch mehr in den geſchlechtlichen als in den politiſchen Verhältniſſen, das Miſchen der untern und obern Stände im Romane dieſer Zeit verſinnlicht. Dies halten wir für das einzige Eigenthümliche und geſchichtlich Bedeutſame in dieſen Proſaromanen, was ſie wenigſtens theilweiſe in einer Verbindung und in einem Verhältniſſe zu der Zeit ihrer Erſcheinung zeigt. So eng und ſchroff ſich die nachdenkliche Liebe der Minneſänger im Kreiſe des Standes gehalten hatte, ſo ſehr iſt es die Eigenſchaft der heftigen leidenſchaftlichen Neigung, über Rangverhältniſſe hinwegzuſpringen. So ſehen wir nun die Romanhelden ſich über die Stände wegſetzen. Liebſchaften zwiſchen Unebenbürtigen (wenn ſie es auch nur *ſcheinbar* ſind) werden jetzt ein Lieblingsgegenſtand; ſo in den weltverbreiteten Geſchichten von Guiscard und

Sigismunde und von Griſeldis[422]), jener treuen, aus dem Bauernſtande emporgehobenen, von ihrem Manne ſo hart geprüften und ſo geduldig und gehorſam bewährten Gattin. Wie die ſinnige Liebe der Ritterzeit in dieſem Jahrhundert mit einer neuen ſinnlicheren vertauſcht ward, iſt nicht in den Romanen allein, ſondern ſelbſt in der Geſchichte bezeugt. Wer weiß nicht von Albrecht und Agnes Bernauerin? Wer hat nicht die Abenteuer des Herzogs Wilhelm von Oeſterreich in ſeiner Werbung um die ungariſche Hedwig mit Antheil an einer ſcheints mehr natürlichen als politiſchen Liebe geleſen? Wer weiß nicht, wie Buhlerei und zügelloſe Liebe in dem Jahrhundert von König Sigmund bis auf die Fürſten der Reformationszeit poetiſch erhoben und moraliſch, ſelbſt von ſtrengen Sittenrichtern, vorſichtig geduldet ward? Wer weiß nicht, daß Sigmund's Abenteuer mit der ſchönen Eliſabeth Morſinai, die die Mutter des Johann Hunyad ſein ſoll, zum Romane, zur Sage ward, wie ſie in jenen Tagen beliebt war? Er hätte ihr, heißt es, einen Ring hinterlaſſen, an dem er ſie und ihr Kind wiedererkennen wollte; und als ſie hernach mit ihrem Bruder Kaspar aus Siebenbürgen nach Ofen zog und im Walde ruhte, hätte ein Rabe den Ring geſtohlen, den doch Kaspar glücklicherweiſe noch wiedergewann, was dann den Namen und das Wappen Corvin's erklärt. Und endlich iſt die glühende ſüdliche Natur und Liebeswärme ſeines wackern Kanzlers Schlick von dem muthwilligen Aeneas Sylvius ſelbſt auf einfacher geſchichtlicher Grundlage in einem eigenen Roman verewigt worden, der zu großer Berühmtheit gelangte.

Den Uebergang von jener alten Minne zu dieſer neuen Liebe bezeichnet der Charakter nicht weniger der Proſamären dieſer Zeit ſehr gut. Die Geſchichte von Pontus und Sidonia[423]) zählt unter

422) Das Volksbuch von Markgraf Walther (Straßb. 1500), deſſen Stoff zuerſt aus Petrarca's lateiniſcher Ueberſetzung der Boccaz'ſchen Erzählung durch H. Steinhöwel (Augsb. 1471) in Deutſchland bekannt war.

423) Cod. Pal. 142, verſchieden von den gewöhnlichen Drucken (Augsburg 1498 u. f.) und vom Buch der Liebe, alſo von einem anderen Ueberſetzer als von Eleonore von Schottland.

die anziehenden Stücke, worin jene Art von Liebe zwiſchen Ungleichen ſpielt: der König von England beruft ſich darin auf unſer Aller Abſtamm von Adam und Eva, da er dem armen Pontus oder Sordit ſeine Tochter anbietet. Daß edle Frauen dieſe oder die Geſchichte von Loher und Maller[424] überſetzten, begreift ſich leichter, als daß auch der Hug Schapler aus der Feder einer dieſer Fürſtinnen floß. An der ermüdenden Verſchlingung monotoner Abenteuer leiden übrigens dieſe Dinge alle, wie ihre poetiſchen Vorläufer. In andern Stücken nimmt, wenn nicht die Breite, ſo doch die Wunderlichkeit der Abenteuer ab. Die pſeudohiſtoriſchen Romane kehren in Proſa wieder; der Wilhelm von Oeſterreich von Johann von Würzburg wurde in ungebundene Rede gebracht (Augsb. 1481). So werden auch ſonſt die prunkenden Begebenheiten in den Kreis gewöhnlicher Ereigniſſe herabgezogen; im Ritter Galmy, im Gabriotto und Reinhart iſt eine Verbannung, ein Turnier ſchon eine ſo große Begebenheit, wie im Wilhelm von Orlens von Rudolf von Ems. So lange noch die Stoffe durch ſolche überladene Begebenheiten und Wunderlichkeiten anſpruchvoll blieben, war es nicht möglich, ſie weder aus den Maſſen herauszuarbeiten, noch den wunderlichen Ton, den ſteifen Bombaſt, das geſprelzte und eckige Weſen abzulegen. Es war daher ein Schritt zum Beſſeren, wo man, wie im Triſtan und ähnlichem, auf die einfacheren Novellenſtoffe fiel, die ſich durch ihre beſcheidene Beſchränkung viel weiteren Leſerkreiſen empfahlen. Der wackere Steinhöwel, den wir als den Autor des proſaiſchen Apollonius nannten, überſetzte das Decameron von Boccaz[425], und gleich darauf auch deſſen Buch de claris mulieribus (1473). Und wie ſehr jene Novellenſammlung trotz der ungelenken Nachbildung der italieniſchen Vor-

424) Straßb. 1514, aber ſchon viel früher überſetzt, wie oben angegeben wurde. Erneuert von Simrock: Loher und Maller. Stuttg. 1868.

425) Der Ueberſetzer nennt ſich in der Einleitung Arigo; es iſt kein Zweifel, daß dies Heinrich Steinhöwel meint. Der älteſte Druck aus den 70er Jahren erneut im: Decameron von H. Steinhöwel ed. A. v. Keller. Bibl. d. lit. Vereins N. 51. Stuttg. 1860.

lage beliebt war, beweiſen ihre zahlreichen Abdrücke im 16. Jh.; wie ſehr an ihr ſprachlich gefeilt ward, zeigt ſich darin, daß noch im 17. Jahrh. in den vermehrten Ausgaben (Frankf. G. Schönwetter 1646) der Text der 100 ächten Novellen unverändert abgedruckt werden konnte, in der Geſtalt, die er in den Straßburger Ausgaben (noch nicht 1519, aber ſchon 1535) angenommen hatte. Nächſtdem erweiterte man einzelne der hier und ſonſther liebgewonnenen Novellen. So erſchien 1499 in Metz der erſte Druck des deutſchen Volksbuchs von Florio und Bianceffora, das dem Filocopo des Boccaz folgt. So gewann der Kaiſer Octavian[426]) die weitere Geſtalt, in der er zum Volksbuch ward. Der Fortunat, der in ſeinem Kerne (Fortunat und ſein Seckel) auf ein bretoniſches Märchen zurückzuweiſen ſcheint, in ſeiner Erweiterung (Fortunats Söhne) verwandt iſt mit einer Erzählung (Kap. 120) der Geſten, hat die Geſtalt, die er jetzt trägt, um die Mitte des 15. Jhs. in Deutſchland erhalten[427]), und iſt von hier in das franzöſiſche Volksbuch übertragen. Die Meluſine, eine überall heimiſche Sage, die Walther Map im 12. Jh. in verſchiedenen Variationen an verſchiedene Perſonen knüpft und mehrfach auch in Wales localiſirt kannte, ward von dem Schweizer Thüring von Ringoltingen zu Ehren des Markgrafen Rudolf von Hohenburg 1456 aus dem Franzöſiſchen überſetzt[428]), und ſie exiſtirt verkürzt im Volksbuche neben jenen lieblichen Erzählungen von Genofeva[429]) und Magellone[430]). Dies ſind denn jene netten, ihrer einfältigen Weiſe wegen beliebten Stoffe, die nachher ſo häufig

426) Aus dem Franzöſ. von W. Salzmann. Straßburg 1535.

427) Die älteſte Ausgabe die erwähnt wird iſt Augsb. 1509. 4. Vgl. Zacher in Erſch u. Gruber's Encycl. Art. Fortunatus.

428) Die älteſte datirte Ausgabe iſt Augsb. Bämler 1474.

429) Ausg. Köln. Chr. Everarts s. a. Vgl. die Hiſtorie von der Pfalzgräfin Genofeva, von Zacher. Königsb. 1860, wo eine mythiſche Begründung der Sage verſucht iſt.

430) Ueberſetzt aus dem Franz. von Veit Warbeck. Augsb. 1539. Mit einem empfehlenden Sendbrief Georg Spalatin's.

erneut localiſirt[431]) und wiedergedruckt, in allen Nationen mit gleicher Liebe bearbeitet und mit gleichem Danke aufgenommen wurden. Wie wir aber ſchon oben bemerkten, dieſe Dichtungen waren der jedesmaligen Zeit unbequemt, und je ſelbſtändiger die neueren Bearbeiter lebendig ihre Form erneuten, und je mehr ihre Wahl das Einfachſte traf, deſto beſſer war es. Damals ohnehin, im 15. Jh., waren die Anforderungen ſo gering; man durfte das kleinſte Neue bieten, ſo war man vergnügt und zufrieden damit. Die keuſchen Joſephe, die in der ältern Zeit ſehr im Hintergrunde ſtanden, rückte man nun blos hervor; die tragiſch ergreifenden unglücklichen Ausgänge der Liebe, wie Triſtan's, die vormals faſt unerhört waren, wurden nun häufiger; die Liebesepiſoden, die ſonſt hinter den Irrfahrten verborgen lagen, traten nun in den Vorgrund; wie man ſonſt die Liebe geſegnet und geprieſen hatte, ſo hebt man jetzt ihre leidige Seite hervor, da die Leidenſchaftlichkeit der neuen Art von Sinnenliebe mehr nach dem Leid der Liebe hinneigt. Das heilige Kleinleben der Liebe verdrängt allmählich alles andere, ſo daß es nun ſchon in jenen einfacheren, moderner gefärbten Romanen ein kritiſches Ereigniß von den größten Einflüſſen iſt, wenn ſich einmal der Held vor der Geliebten bei Tiſche mit dem Meſſer den Finger verwundet.

Die Rückführung zu dieſem Gefallen am Seelenleben von dem Geſchmack an dem wirren Abenteurerweſen der Ritterromane hat ohne Zweifel der griechiſche Roman vollbracht, oder das, was dem griechiſchen Romane Aehnliches nach Deutſchland, lateiniſch oder deutſch, ſich verbreitete. So brachen auch Wieland's Werke in neuerer Zeit erſt der geſünderen Natur die Bahn. Von dieſer Seite her finden wir nun in dieſen Zeiten den gelegentlich ſchon erwähnten Niclas

431) So iſt z. B. der Stoff von Magellone in Deutſchland in einer „Hiſtorie von Phyloconio" O. O. u. J. 4. auf einen Königsſohn von Portugal und in Schumann's Nachtbüchlein 1559 auf einen Chriſtoph von Mümpelgart übertragen.

von Wyle (Weil) und ſein Ueberſetzungswerk[432] äußerſt bedeutend. Er war aus Bremgarten in der Schweiz, ſtand um 1445 als Rathſchreiber in Nürnberg und ſeit 1449, wenn nicht früher, in Eßlingen, und war zuletzt ſeit 1470 Kanzler des Grafen Ulrich von Würtemberg; es iſt wahrſcheinlich, daß er zugleich ein Maler, nach Aeneas Sylvius' Urtheil von Auszeichnung, geweſen iſt[433]. In nächſter Nachbarſchaft alſo bei Baiern, wo wir den Geſchmack an dem heimiſch-ritterlichen Alterthum ſo feſtgewurzelt fanden, regte ſich zuerſt der Sinn für eine Verjüngung, eine Wiedergeburt des klaſſiſchen Alterthums, wie ſie Italien damals in einem begeiſterten Aufſchwung erſtrebte. Und wie die Proſaliteratur der ritterlichen Romantik, ſo fand auch dieſe ſcharf entgegengeſetzte humaniſtiſche Literatur, und ihre Hauptförderer, die Niclas Wyle, Albrecht von Eyb und Heinrich Steinhöwel, ihre erſten Ermunterungen an den kleinen deutſchen Höfen und zumeiſt bei den Frauen. Die Markgräfin Barbara von Mantua, geborne von Brandenburg, redete nach Albrecht von Eyb italieniſch, lateiniſch und griechiſch, und war in allen Klaſſikern bewandert. In der Pfalz war die Pfalzgräfin Eliſabeth, die Gemahlin Ruprechts III († 1410), mehr den vergangenen Dingen zugekehrt; ſie ließ Bertholds Predigten abſchreiben und das Leben der h. Eliſabeth ins Lateiniſche überſetzen; ſo fanden wir auch die Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, Erzherzogin Mathilde von Oeſterreich (ſ. oben S. 337) verſeſſen auf die alte und neue Ritterdichtung: ihr aber ſind doch auch einige der Ueberſetzungen von Niclas von Wyle gewidmet. Ganz ähnlich ließ ſich Eleonore von Schottland, die ſelbſt die Geſchichte von Pontus und Sidonia überſetzte, doch auch von Steinhöwel das Buch de claris mulieribus widmen. In ſeinem Aufſatze über lobwürdige

---

432) Nach der erſten Ausgabe ſeiner Translation o. O. u. J. (Eßlingen. C. Eyme. 1478) neu herausgg. von A. von Keller in der Bibl. des lit. Vereins N. 57. Stuttg. 1861.

433) Vgl. H. Kurz, Niclaſens v. Wyle zehnte Translation, mit einl. Bemerkungen über deſſen Leben u. Schriften. Aarau 1853.

Frauen rühmt Niclas außer den ſavoyiſchen und braunſchweigiſchen Prinzeſſinnen am Würtembergiſchen Hofe und der Kaiſerin Leonore von Portugal, Friedrichs III Gattin, noch beſonders Margarethe, geb. Pfalzgräfin bei Rhein und Erzherzogin von Oeſterreich, als eine große Liebhaberin aller Künſte. In Margrete von Parsberg und Urſula von Asberg, geb. von Seckendorf hatte er und Albrecht von Eyb literariſche Freundinnen. Wenn die Schickſale Beheims den Ausſpruch des Aeneas Sylvius rechtfertigen, in welchem er die Fürſten in Deutſchland wegen des Verfalls der Dichtung beſchuldigt [434]), ſo beweiſt dagegen das literariſche Leben unſers Niclas, daß es nur darauf ankam, den rechten Ton zu treffen und die rechte Materie zu finden, ſich nicht an die rohen Hofleute mit bänkelſängeriſchen Straſreden, ſondern an die ſinnigen, z. Th. fremder Bildung theilhaften Frauen an den Höfen zu wenden, um auch in dieſen Kreiſen wieder einem geiſtigen Intereſſe Eingang zu verſchaffen. Wie eingebürgert mußte Niclas an allen Höfen ſeiner Nachbarſchaft ſein, da er dem Pfälzer Hofe, den Herzögen Ulrich und Eberhard von Würtemberg (dem Urheber der Ueberſetzung des Buches der Weiſen), und dem Markgrafen und der Markgräfin von Baden ſeine Werke widmete! Wie beliebt mußte er da ſein, da ihm jene Margrete eine Tochter in ihrem Zimmer erzog! Wie genau mußte der geiſtige Verkehr zwiſchen ihm und den verſchiedenen Fürſtinnen ſeiner Bekanntſchaft ſein, da ſeine Mittheilungen nicht leidige Zuſendungen zudringlicher Kriecherei waren, ſondern auf Aufforderung und unter freundlicher Berathung von ihm gemacht wurden, wobei ihm denn gelegentlich die Frauen in ziemlich einfachen Stellen zeigten, daß ſie mehr Witz hatten als er [435]).

---

434) Opp. ep. CXI. Quodsi apud Germaniam non sunt in pretio vates, non poesim sed principes potius argue, quibus levissimarum rerum major est cura quam literarum.

435) Die Erzherzogin Margrete fragte ihn einſt, ob er ihr das Büchlein Seneca's von den Sitten überſetzt; er entſchuldigt ſich, weil er den Satz: si vis omnibus esse notus, fac ut prius neminem noveris — nicht verſtände. Die Fürſtin erklärte ihn ihm nach kurzem Bedenken. O hohe ſcharfe Vernunft im weib-

Vor Wyle's Zeit wiſſen wir aus der vulgaren Literatur nur einen vereinzelten Vorläufer in der humaniſtiſchen Richtung zu nennen, die jetzt ſo mächtig, vollends in den Kreiſen der eigentlichen Gelehrten, in die deutſche Bildung eingriff. Es iſt dies der „Ackermann aus Böheim“[436], ein Streitgeſpräch zwiſchen einem Landmann und dem Tode, der ihm frühzeitig ſein junges Weib geraubt hatte. Dies kleine Schriftſtück zeugt von Kenntniß der Alten und iſt in einer eigenen Miſchung von Myſtik und Humaniſtik, man möchte ſagen in dem Geiſte eines Boethius geſchrieben; der Kampf der Empfindung und des Verſtandes, des „Leids und der Weisheit“ iſt darin auf eine Weiſe voller Geiſt durchgeführt; der Ton der Ironie iſt gleich gut getroffen, wie der Ton der tiefgehenden Empfindſamkeit ſchon der ſpätern Zeit des 15. Jhs.; der Schreibart nach iſt es wohl das vollkommenſte Stück Proſa, das wir in unſerer älteren Literatur beſitzen; die Eigenheit der Sprache iſt nicht ſo ſehr von Latinismen entſtellt wie bei Wyle. Aus den Ritterromanen in dies Werkchen herübertretend iſt man eben ſo ſehr von einem ganz neuen Geiſte betroffen, wie wenn man ſie mit Wyle's Ueberſetzungen oder mit ſeinen Vorbildern, den italieniſchen Meiſtern vergleicht. Die Manier des Ritterromans aufs innerſte zu erſchüttern und den Froſt der conventionellen Adelswelt und alter gelehrter Vorurtheile zu brechen, war nichts ſo geeignet, wie Boccaz' freigeiſtige Ader, wie Petrark's Begeiſterung für die Muſter des Alterthums und Poggio's überlegene Feder. Dem Freimuth dieſer Italiener eiferte Felix Hemmerlein aus Zürich nach, der in Recht und Schrift gelehrt, gleich bewandert in der Geſellſchaft wie in dem Buche, mit Geſang und Kunſt wie mit Wiſſenſchaft befreundet war; dieſen

---

lichen Herzen, ruft er, ich habe ſeither Doctores der heiligen Schrift gefragt und gefunden, daß ihre Gnaden mir, wie das Sprichwort ſagt, alle meine Käſe abgerathen hat.

436) Der Verfaſſer nennt ſich in einem Acroſtichon am Schluſſe Johann und cap. 3. 4. einen Ackermann aus Sacz in Böhmen. Das Werkchen (Cod. Pal. 76) iſt ſchon 1477 gedruckt; B. d. Hagen, der es (Frankf. 1824) wieder herausgab, ſetzte es mit Unrecht 1429; es gehört in den Schluß des 14. Jhs.

Mann, als er Schulmeiſter in Zürich war, hatte Niclas Wyle gekannt. Noch mehr war Aeneas Sylvius ſeiner Stellung nach dazu geſchaffen, zwiſchen Italien und Deutſchland zu vermitteln und Er ſpornte zuerſt die Fürſten, geißelte ihre Trägheit, ſchmähte den entarteten und verbauerten Adel, ſpottete der Wiener Gelehrten und ihrer nutzloſen Spitzfindigkeiten und warf mit die erſten Funken in das verglommene geiſtige Leben der Deutſchen. Von den Schriften dieſes Mannes, wie von Poggio, Hemmerlein und Petrark hat Niclas zwiſchen 1461—78 eine ganze Reihe ins Deutſche überſetzt. Er hat meiſt kurze Stücke einer praktiſchen Lebensweisheit gewählt, die in ſich einen Gegenſatz gegen den ganzen Geiſt der zweckloſen mittelalterlichen Gelehrſamkeit bilden. Wie in Philologie und Humaniſtik die Lange und Agricola ſtill den lauteren Fehden der Reuchlin und Hutten vorarbeiteten, ſo iſt auch dieſer Mann ein geheimer Vorarbeiter für die Hutten, die Brant und Kaiſersberg. Vorſichtig und alles Urtheils ſich enthaltend theilt er Poggio's Bericht von dem Tode des Hieronymus von Prag mit; aber er theilt ihn eben mit. Er gibt Abhandlungen über den Vorzug des Tugendadels oder Geburts- und Reichthumsadels, auch ſie ohne Entſcheidung, und ausdrücklich vorſichtiger als Hemmerlein, der gleichfalls über dieſen Gegenſtand ſchrieb; denn ihm „iſt es ſicherer, darüber zu denken als zu ſchreiben". Eigenes Verdienſt hat daher Wyle wenig. Was aus ſeinem eigenen Kopfe kommt, ſtreift noch ins Obſcure[437]), dreht ſich noch in Kleinlichkeiten, in Abhandlungen über Interpunction und Orthographie, über Titel und Charaktere herum. Aber den rechten Sinn hat er durchweg und wählt mit Erwogenheit zur Ueberſetzung, was ein wahres Bedürfniß der Zeit war. Daß er mit ſeinen Schriften einen ſtillen Gegenſatz

437) So erzählt er in ſeiner Vorrede zur Ueberſetzung von Lucian's Eſel, daß er einmal von dem kaiſerlichen Kammerſchreiber Michel von Pfullendorf gehört habe, ein ehrbarer Gaſtgeber habe auf ſeinen Eid verſichert, er ſei durch Zaubereien einer Frau ein ganzes Jahr lang in eine wilde Gans verwandelt geweſen, bis ihm einſt im Zank mit einer andern wilden Gans dieſe das Bezauberungswerk von ſeinem Halſe geriſſen hätte ꝛc.

gegen die herkömmlichen Schreibereien der Deutſchen machen will, liegt in dem Selbſtgefühl, mit dem er den Werth ſeiner Abhandlungen, „gegen alle deutſche Bücher, die er geleſen", heraushebt. Und gewiß, wie ganz anders mußte dieſe grundſätzliche Lebensweisheit, die er aus ſeinen Italienern verdollmetſchte, den Gebildeteren anſprechen, da hier kein höfiſcher Dichter mehr die alte Ritterwelt zurückwünſchte, deren Glanz Jedermann unwiederbringlich verloren fühlte, kein myſtiſcher Prediger mehr Verabſcheuung des äußeren Lebens lehrte, kein Scholaſtiker die müßige Quälerei des Kopfs mit zweckloſen Grübeleien empfahl, ſondern ein geſunder Sinn auf die fruchtbare Weisheit der Alten und die Tröſtung des Rechthandelns wies. Ein ganz neuer Schwung war in die Gelehrten durch einen ganz neuen Verkehr gekommen. Die allgemeine Reiſewuth des Jahrhunderts, das Hinſtrömen der Gelehrten aller Länder nach Italien, die Reiſen nach entfernten Univerſitäten, die nothwendige Verbindung der nordiſchen Künſtler mit dem Süden, die Fürſorge für Wege und Land- und Waſſerpoſten, die neuen Erfindungen, die zu neuen Verbindungen einluden, bald auch der Einfluß des häufigeren Geldes, die Anfänge der Zeitungsnachrichten, die unter Begünſtigung der Buchdruckerkunſt aufkamen, der ungemeine Verkehr der Gelehrten im ausgedehnten Briefwechſel, der den Trithemius in dieſen Zeiten ſchon die Briefe der bedeutenden Literaten überall als Werke anſehen läßt, die erneuerten politiſchen Verbindungen Deutſchlands mit Italien, die Kriege mit dem Auslande die Deutſchland lange nicht gekannt hatte, die Türkenzüge, der lebhaftere Innenhandel, die aufgekommene Sitte Badeorte zu beſuchen, zugleich die größere Zugänglichkeit der Höfe und die häufigeren Heirathsverbindungen mit Prinzeſſinnen ferner Länder, Alles arbeitete zuſammen, um eine Bewegung in die europäiſche Welt zu bringen, die Niemand ſchroffer empfand, als die Deutſchen, wo im 14. Jh. ſo vieler Stillſtand in allen Verhältniſſen geweſen war. Die Eigenthümlichkeit der neueren Bildung, die ſich in ſo ausgedehnten Räumen umdreht, bringt es mit ſich, daß immer nur ſolche Zeiten

des erleichterten Verkehrs von wahrem Gedeihen für jederlei Fortſchritt der europäiſchen Civiliſation waren. Daß den damaligen Gelehrten die Augen geöffnet, daß ſie aus ihren engen Haus- und Schulverhältniſſen herausgeriſſen wurden, daß unſer Niclas an alle Höfe der Nachbarſchaft, in vertrauliche Bekanntſchaft mit Frauen fremder Bildung, in engeren Verkehr mit ihnen an Badeorten kam, deren damals viel freiere Gewohnheit den Umgang noch viel freier bildete als heute, daß er durch ſeine Italiener mit den Alten und ihrer von allem Zwang und Unnatur entfernten Lebensweiſe anfing bekannt zu werden, dies gab auch dem zaghafteren Manne den Muth, Schriften zu überſetzen, die gegen die ganze Herkömmlichkeit des politiſchen und gelehrten Lebens angingen. Von dieſem Inhalt iſt des Aeneas Sylvius Rath an den Herzog Sigmund von Oeſterreich, in dem er ihm die Leſung der Alten empfiehlt; den Niclas gleichfalls überſetzt hat. Er redet ihn darin mit dem ungewöhnlichen Du an und beruft ſich auf die Sitte der Alten und das Anſehn des Petrark, der das Ihr in dem neueren Latein zugleich mit den übrigen Barbarismen ausgetrieben hatte, und dies geſchieht in dieſen Zeiten, wo ganze Bücher über das Titulaturweſen geſchrieben und gedruckt, ja eine Abhandlung dieſer Art von Niclas ſelbſt verfaßt ward. Aeneas nennt dem Herzog die großen Muſter der Alten, er wirft ihm ausdrücklich die Götzen der letzten Jahrhunderte, die Hugo von St. Victor, die Alanus, Albertus, Alexander von Hales und Nicolaus von Lyra und alle Neueren verächtlich bei Seite, denn darüber ſeien ſeine Italiener Alle einverſtanden, daß dieſe die Menſchen zu belehren nichts taugten. Indem er ihm Achtung und Umgang mit Gelehrten empfiehlt, Gelehrte in ſein Gefolge neben ſeine Ritter zu nehmen ermahnt, die Schwierigkeiten des Regierens und die ſchlechten Beiſpiele ſo mancher Fürſten vorhält und ihn erinnert, daß ihn ſein ſchönes Kleid nicht ſo zieren würde, wie Bildung, Leumund und Tugend, ſpricht er, wie vor ihm ſchon Petrarca dem Kaiſer Karl IV gegenüber, in einem Tone, der die Stellung der Gelehrten zu den Fürſten

ganz ändern mußte. Dabei vergißt er nicht, die Fürſten neben dem Wiſſen zugleich auf die „Gemeinſamkeit des Volkes“, auf Umgang und lebendigen Verkehr hinzuweiſen, neben den Studien auf Zugänglichkeit; er ſoll „grüßbar und Allen gemein“ ſein, mahnt er ihn, denn er wiſſe nicht, daß etwas Gelerntes in der Schrift gut ſei, ohne daß es der Menſch übe und im Leben bewähre; und ich lobe, ſagt er, nimmer die Menſchen, die ſich der Schrift ſo hingeben, daß ſie darüber alle andere Dinge verſäumen, ſondern die ſind alles Lobes werth, die dem gemeinen Nutzen dienen, und dabei Kunſt und Lehre nicht vernachläſſigen, wie es die Alten gethan, die was ſie gelernt auch ausgeübt haben. Daß der Mann, der in dieſer Entſchiedenheit gegen die ſcholaſtiſche Bildung der vorigen Zeiten ankämpfte, der mit ſolcher Bitterkeit den Adel und ſein ganzes Thun und Treiben verhöhnte, wenn er einmal an ein Werk der Ergötzlichkeit, an eine Liebesgeſchichte die Hand legen ſollte, auch in dieſem Zweige ſich gegen die ganze hergebrachte Romanenmanier auflehnen würde, läßt ſich erwarten. In zweien ſeiner Briefe erzählt er die ihm eigenthümliche Geſchichte von Euriolus und Lucretia und die entlehnte von Guiscard und Sigismunde, den Stoff von Lenardo und Blandine. Beide überſetzte Niclas von Wyle gleichfalls. Den ehrbaren, züchtigen Mann, der in ſeiner Ueberſetzung von Lucian's Eſel ſo ſehr gegen das Schmutzige darin eifert, hat doch ſein Umgang mit dem leichtfertigen Poggio gewöhnt, um des Böſen willen das Gute nicht zu verſäumen, und ſogar daran, in leichten, ſcherzhaften Dingen die rhetoriſche Kunſt zu bewundern, mit der Poggio, allerdings ein Meiſter dieſer Kunſt, glauben zu machen weiß, als habe es mit dergleichen kurzweiligen Ergötzlichkeiten Wunder welche Vernunft und Weisheit auf ſich. Die formelle Vollendung der Darſtellung in dieſen Italienern reizte unſern deutſchen Mann, das Aehnliche in der vaterländiſchen Sprache zu verſuchen. Die Empfindſamkeit und der Geſchmack an einfacheren Liebesintriguen und der leichten Manier des Boccaz ward wohl hauptſächlich durch dies Werkchen bei uns angeregt, in das trotz ſeinen Sprach-

härten aus der reizenden Schreibart des Italieners noch ſo viel einging, daß es die größte Wirkung in den deutſchen Landen machte, wo es noch ein beſonderes Intereſſe dadurch erregen mußte, daß unter dem Helden des Romans der berühmte Kanzler Sigmunds, Kaspar Schlick, verſtanden iſt. Zu den Zeiten des Concils von Baſel (1431) lag Sigmund auf ſeinem Römerzuge faſt ein ganzes Jahr in Siena; dort nun hatte der feurige[438]) Kanzler „eine wunderſame Liebſchaft mit einer edlen Bürgerin" und dieſe brachte Aeneas 1444 in eine lateiniſche Erzählung, die den Vorgang der italieniſchen Novelliſten verräth, den üppigen und leichten Anſtrich des griechiſchen Romans und des Petronius Farbe trägt; von 1462 iſt Niclas' Ueberſetzung. Man iſt wie in eine andere Welt verſetzt. Ein feuriger Liebhaber, ein eiferſüchtiger Ehemann, das kleine Spiel der belauſchten und verfolgten Liebe, eine Trennung und nach der Trennung der baldige Tod des liebenden Weibes, das iſt Alles. Die Würze der Erzählung ſind nicht mehr Abenteuer und Thaten, ſondern das Herzensleben des Liebespaares, nicht mehr Heereszüge der Helden, ſondern ein Briefwechſel, nicht mehr große Schlachten, ſondern ein nächtlicher Anſchlag oder ſonſt ein Abenteuer im Hauſe der Geliebten. An wie kleinen Geſchichtchen und Sächelchen hängt hier das Intereſſe des Leſers! Und was die erzwungenen ungeheuren Mittel der Romane nicht vermochten, das vermag der leichtfertige Ton dieſer Darſtellung; ſie reißt uns hin, und wir hängen am Gelingen und Mißlingen der Liebenden mit der Angſt, die nur die Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Glücks und Unglücks uns einflößen kann. Aber mit wie natürlichem Geſchicke iſt auch trotz mancherlei Schwulſt und ſelbſt Rohheiten dieſe Liebe in ihrem Entſtehen verfolgt, wenn man die Ritterromane dagegen hält! Wie ſich das Weib ſtellt, zurückhält, zürnt, nachgibt,

438) Tu etiam aderas, ſchreibt ihm Aeneas ſelbſt, et si verum his auribus hausi, operam amori dedisti. Civitas Veneris est. Ajunt qui te norant, vehementer quod arseris quodque nemo te gallior fuerit. Nihil ibi amatorie gestum te inscio putant.

wie ſie löſchend entzündet, ſtillend reizt, abweiſend lockt; wie dann der ſchmerzlich glückliche Ton bei dem lange erſchwerten Zuſammentreffen der Liebenden, wie das wehmüthige Tändeln und Liebkoſen getroffen iſt, und das nichtsſagende und doch ſo wichtige Gerede glücklicher und leidenſchaftlicher Liebe; dann das ſchlagende Gewiſſen, das Pflichtgefühl der Frau zwiſchen ihrer Wagniß und ihrer Beſonnenheit, das Ehrgefühl des Mannes neben ſeiner Pflichtvergeſſenheit, und als ſie überraſcht werden, als Ehre und Alles auf dem Spiele ſteht, die leidenſchaftliche Verzweiflung des Mannes neben der rettenden Ruhe des Weibes, das Alles verbunden mit der glühendſten Sinnlichkeit muß man hart neben einem der gelſttödtenden Romane leſen, um ſich zu überzeugen, daß eine ſolche Erzählung die neue empfindſame Stimmung der damaligen Zeit die wir vorbereitet ſchon vorher fanden und im Volksliede weit herrſchend finden werden, ähnlich wie Werther in neuerer Zeit berühren mußte. Wir finden übrigens auch außer der Erzählung von Guiscard und Sigismunde, die zunächſt aus dem Latein des Aretin überſetzt und die übrigens anſprechender in Albrecht's von Eyb Abhandlung von der Ehe in freier Bearbeitung nach Boccaccio erzählt und außerdem von Anderen überſetzt iſt, daß auch andere Stücke in dieſem Geſchmacke, wie Cymon aus Cypern (Str. 1516), Tedaldo und Ermelina (Fr. um 1550), Camillus und Emilie u. A. verbreitet waren. Als im Laufe des 16. Jhs. die alten Romane wieder hervorgeſucht wurden, als die Galmy (1511 und 1539), Fierabras (1533), die Haimonskinder (1535), die Ogier (von Egenberger 1571), endlich die Amadis (1561) wieder Eingang, neue Auflagen oder neue Ueberſetzungen erfuhren, ſo ging doch in das alte Buch der Liebe (1578) [439]), das hier als der Mittelpunct angeſehen

439) Die Darmſtädter Bibliothek beſitzt ein Exemplar dieſes ſelten gewordenen Buches. Die darin enthaltenen Stücke, die man theilweiſe auch aus den älteren Bearbeitungen kennt, ſind: Kaiſer Octavian; die ſchöne Magellone; Ritter Galmy; Triſtrant; Camillus und Emilie; Florio und Bianceffera; Theagenes und Chariclea; Gabrietto und Reinhart; Meluſine; der Spiegel der Tugend (den

werden muß, ſelbſt unter dieſen breitern Stücken faſt keines ein, wo nicht die Liebe und das Seelenleben der Liebenden die Hauptſache wäre. Die Aufnahme von Theagenes und Chariklea, von Triſtan, von Flore und namentlich von dem ſchon bezeichneten Galmy, Camillus und Emilie, Gabriotto und Reinhart, zeigt, wie ſich der neugriechiſche Geſchmack ſeit dem 15. Jh. mit dem Roman des Ritterthums mehr zu verſchmelzen ſtrebte, und der empfindſame Schwulſt, der dieſe Stücke im Buch der Liebe faſt allein von ihrer älteren Quelle unterſcheidet, iſt nichts als eine Art Ausartung dieſes Geſchmacks, der ſein Verwerfliches eben ſowohl mit ſich führt.

Mit Niclas von Wyle theilt Albrecht von Eyb das Verdienſt, die deutſche Proſa weſentlich und unter den Erſten gefördert zu haben. Auch Er ſtand mit Aeneas Sylvius in Verbindung, er war Kämmerling als jener Pabſt ward. Er ſchrieb gleichzeitig mit Niclas und ganz in ſeinem Geiſte und war für Franken, was dieſer für Schwaben. Wir dürfen ihn hier außer ſeiner ſchon genannten Behandlung der Geſchichte von Guiscard und Sigismunde auch wegen einer zweiten Novelle erwähnen, die in ſeinem Ehebüchlein [440] (1472) eingeſchaltet iſt, jener blutſchänderiſchen Geſchichte von Albanus, die die Gräuel des Hauſes Laius überbietet und wegen einer dritten von dem Kaufmann Aronus. Wir werden ſeiner übrigens noch an andern Stellen (namentlich mit Hans Nithart in Ulm bei dem Drama) gedenken müſſen, und ſo ſind wir ſchon wiederholt und werden noch anderswo dem verdienten Arzt Heinrich Steinhöwel begegnen, dem Landsmann unſeres Niclas, der um 1420 in Weil der Stadt an der Wirm geboren war. Er hatte in Padua, wo er ſeine Kenntniß des Italieniſchen erwarb, Arzneikunde ſtudirt, die er zuerſt in Eßlingen ausübte, wo er mit Niclas von Wyle bekannt und von ihm wohl

---

wir erſt ſpäter erwähnen werden); Pontus und Sidonia; Herzog Harpin; Wigalois.

440) Ob einem manne sey zu nemen ein elich Weib oder nit. o. O. u. J.

zu ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit angeregt ward [441]), der er dann während ſeines ſpäteren Aufenthaltes in Ulm oblag, wo er ſeit 1450 Stadtvogt war († 1482). Dieſe wackern Männer halfen in den Städten ihres Aufenthalts den Samen für die Früchte der Reformation ſtreuen, öffneten den Sinn für die Alten und ihre praktiſche Moral und wieſen den neuen Humaniſten zuerſt den Weg, mit Ueberſetzungen ihre neue Weisheit ins Volk zu bringen, während in München die alten Tafelrundromane aufgefriſcht wurden und die Fabeleien aus Alexander, Brandan und allen Geiſtergeſchichten ſich mit dem aſtrologiſchen Unſinn der Zeit die Hand zu reichen begannen. In ähnlichem Zwieſpalte ſehen wir den Kaiſer Max der alten Geſchichte und Literatur, den Heldenliedern und aller ritterlichen Kunſt und Sitte huldigen, und Mythus und Geſchichte in den erzgegoſſenen Standbildern ſeines Löffler in Innsbruck verewigen, zugleich aber auch aller bürgerlichen Cultur die Hand reichen und die Erforſchung des klaſſiſchen Alterthums mit gleicher Empfänglichkeit begünſtigen: zwei Richtungen, die unter ſeiner Regierung wie durch eine verborgene Kraft und Anſtoß hervorbrachen, um grade das zu ſtürzen, was er vorzugsweiſe zu ſtützen meinte.

Schade daß Steinhöwel wie Wyle auf die Grille fielen, wie einſt Otfried die lateiniſche Sprachkunſt für die „Zeigerin aller rechten und löblichen Darſtellung aller Sprachen" zu halten; daher ihre Rede voll von höchſt unangenehmen Latinismen, gezwungenen und verzogenen Conſtructionen iſt. Beide Männer und neben ihnen der Ueberſetzer der Tröſtung der Philoſophie von Boethius [442]), gaben dieſer Manier Anſehen und Nachdruck, in der man das „köſtlich nach dem Latein geſetzte Deutſche" gegen die gemeine Rede überſchätzte, ſo daß dann ſelbſt

441) Auf ſeinen Aeſop kommen wir noch zurück. Eine Reihe zum Theil verlorener Werke hatte er verfertigt, die uns dem Gegenſtande nach nicht angehen. Vergl. Germ. 14, 411 f.

442) Nürnberg. Coburger. 1473. Von einem zweiten Ueberſetzer Straßb. Schott. 1500.

einem Hutten die böſe Gewöhnung nicht auffiel, nachdem ſchon Albrecht von Eyb in ſeinem Buch von der Ehe ein weit beſſeres Beiſpiel gegeben. Es iſt vollends ein befremdlicher Unterſchied, wenn man die einfache Proſa, wie ſie nun ſeit lange von den Geiſtlichen gehegt und gepflegt wurde, die unter dem Volke lebten und zu dem Volke redeten, von Hermanns Legenden an bis auf Pauli's Schimpf und Ernſt mit den Ueberſetzungen dieſer gelehrten Herren zuſammenſtellt. Aus der gleichen Zeit des 15. Jhs. kann man nieder- und oberdeutſche Predigtmährchen[443]) vergleichen, nicht etwa beſtechend durch ſchwankhaften Inhalt wie die Oſtermärlein, die die Geiſtlichen damals und ſpäter auf Oſtern nach der Predigt zu ſagen pflegten, ſondern vorwiegend pfäffiſch moraliſirte Parabeln, Teufels- und Spukgeſchichten, die durch dunklen Aberglauben und durch die grelle Abſicht zu Tugend, zu Sündenfurcht und Reue zu ſchrecken, ebenſo abſtoßend, wie die italieniſchen Novellen durch ihren natürlichen und geſunden Stoff anziehend wirken, dagegen der Form nach, da ſie ſich ohne dem Sprachgeiſte irgend Zwang zu thun zu dem ſchlichten Begriff der Laien herablaſſen, allerdings durch ungekünſtelten, geſunden, naiv anmuthigen Vortrag umgekehrt eben ſo anziehen wie jene abſtoßen. Die treffliche Ueberſetzung des Buches der Weiſen aus einem rohen, nicht nachahmungswürdigen Latein trit erſt recht ins Licht, wenn man ſie zwiſchen dieſen Gegenſätzen ſieht und würdigt. Noch merkwürdiger aber dünkt uns, zur Vergleichung der ſprachlichen Leiſtungen der Zeiten kurz vor Luther, eine legendariſche Dichtung, in der, völlig vereinzelt, eine Verbindung von antik klaſſiſchem, heroiſch gehobenem Stile mit klarer Verſtändlichkeit vollzogen iſt, ganz frei ſowohl von dem lateiniſchen Sprachzwang jener gelehrten Ueberſetzer, wie von der kindlichen Herablaſſung

---

443) Aus einer Sammelhandſchrift in Straßburger Mundart hat Pfeiffer Proben mitgetheilt in Germ. 3, 407; und ſo auch aus einem (in alten Drucken erhaltenen) Exempelbuche in Kölner Mundart „der Seelen Troſt", das zu geiſtlichen Zwecken wie die Geſta Romanorum (Anf. 15. Jhs.) zuſammengeſtellt ward, in Frommanns Deutſchen Mundarten. Nürnb. 1854. 1, 170. 2, 1. 289.

der geiſtlichen Volksredner und von dem bäuerlichen Volkstone der zeitgenöſſiſchen Dichtung. Es iſt die Legende von den Leiden der Maccabäer, nach Macc. 2, 7, dem vorchriſtlichen Urbild aller chriſtlichen Martergeſchichten, entſtanden oder erneuert um 1504, als in Köln der Tempel und Cultus der Maccabäer hergeſtellt wurde. Dem Inhalte nach bezeichnet es der Herausgeber (Oscar Schade in den Niederrheiniſchen Gedichten des 14/15. Jhs.) mit Einem Worte als „Schlachthauspoeſie"; um ſo ſtärker fallen die formalen Vorzüge auf. Ob urſprünglich niederländiſch oder niederdeutſch, wird die Dichtung aus einem herametriſchen lateiniſchen Originale überſetzt ſein, von einem Mann den die humaniſtiſche Bildung erreicht hat. Sie läuft in langen, metriſch regelloſen Verſen von 12—18 Silben, aber in ganz reinen Reimen, und leitet zwanglos die poetiſche Sprache und Weiſe der früheren Zeiten zu klaſſiſcher Eleganz und Ausdrucksart, zu neuen Wortprägungen und Zuſammenſetzungen nach den Vorbildern in den antiken Sprachen über; und gibt uns zu denken, welch anderen Ton ein Hutten in deutſcher Dichtung hätte anſchlagen können, wenn er ein wenig über die Volksmanier des Tages hätte hinausblicken mögen.

---

8. Ausgang der Lyrik und Spruchdichtung höfiſchen Stils.

Hiſtoriſcher Volksgeſang.

Der Verfall der epiſchen Dichtung in ſich ſelbſt, das ſchwindende Intereſſe an ihren Stoffen, die Ausartung ihrer Formen, ihre Auflöſung in Proſa, ihre Verdrängung durch didaktiſche Poeſien haben uns, an dem Faden des Uebergangs der dichteriſchen Kräfte aus dem Adelſtande in das Volk, dem Untergange der höfiſchen Kunſt auf verſchiedenen Wegen näher und näher geführt; es bleibt übrig, daß wir an demſelben Faden nun noch den letzten Ausgang der ritterlichen

Sang- und Spruchdichtung verfolgen, deren beginnende innere Entartung wir gleichfalls bereits erlebt haben. Bei Betrachtung dieſer Reihe von literariſchen Thatſachen werden wir weſentlich im Süden Deutſchlands, nicht am wenigſten im Südoſten, in Oeſterreich, feſtgehalten. Hier erhielt ſich unter einer Kette von wohllebigen, gemüthlichen Regenten bis auf Friedrich III ein verhältnißmäßiger Friedensſtand, unter dem ſich bis zu Anfang des 15. Jhs. das alte ritterlich-höfiſche Treiben in Literatur und Leben, trotz den ewigen Klagen der armen Poeten über den Verfall der Kunſt und der Theilnahme an ihr, wie in dem altgewohnten Geleiſe fortzubewegen ſchien von der ungariſchen Grenze bis Tirol und Vorarlberg. Eine Weile ſchien Böhmen, wie in politiſcher, ſo in geiſtiger Beziehung Oeſterreich den Rang ſtreitig machen zu wollen. Die letzten Premysliete hatten deutſche Bildung und Induſtrie auf alle Weiſe begünſtigt; wir haben daher mehrfach auch die deutſchen Wanderpoeten ihren Weg hierher zu den Wenzel I und Ottokar nehmen, mehrere epiſche Poeten wie Heinrich von Freiberg und Ulrich von Eſchenbach in Beziehung zu dem Prager Hofe, zu Wenzel II treten ſehen. Zu Karls IV Zeit, unter dem Böhmen ſeine höchſte Blüte erlebte, Prag ein Erzbisthum und 1348 eine Univerſität erhielt, ſchien eine engſte innere wie äußere Verbindung zwiſchen Deutſchland und Böhmen durch ſeine bloße Stellung und Würde angezeigt; ja man hätte denken ſollen, die günſtigen Verhältniſſe in Italien, die leidliche Ruhe in Deutſchland hätten Karl, bei ſeiner Gelehrſamkeit und Theilnahme an aller Kunſt und Wiſſenſchaft, zu großen Förderungen beider ſtacheln müſſen; man hätte erwarten mögen, ſeine Verbindungen mit den tüchtigſten Gelehrten Italiens hätten einen literariſchen Verkehr zwiſchen Italien und Deutſchland vermitteln und dem humaniſtiſchen Aufſchwung ſchon in ſeinen Anfängen, zu Petrarca's Zeiten, die Wege nach dem Norden öffnen müſſen. Allein er hatte keinen Trieb zu Großem und kein Herz und keinen Sinn für Deutſchland; gegen den Eindrang der deutſchen Bildungselemente bereitete ſich ſchon unter ihm der Gegen-

ſchlag vor, der von ſo traurigen ſäcularen Folgen ſein ſollte; das Wenige, was er für die geiſtigen Intereſſen that, war ſeinem Böhmen allein vorbehalten, wo gerade für ſeine ſtürmiſchen Verbeſſerungen jede nöthige Vorbereitung fehlte; ſeine Univerſitätsſtiftung in Prag war, ſo gut wie der Weinbau den er der Gegend aufzwang, nur eine vorzeitige Maasregel, da es noch kaum vorher in Böhmen an den nöthigſten Schulen gefehlt hatte. Daher ſich nun ſpäterhin in Böhmen der Schul- und Kirchenreform die Erfolge verſagten, die Luther in Deutſchland erntete, dem die italieniſche Humaniſtik und die niederländiſche Schulreform im größten Stile vorgearbeitet hatte. Immerhin aber ſuchte zu Karls Zeiten die rathlos irrende deutſche Kunſt fortwährend den Prager Hof mit Eifer auf; dies ſtellt ſich uns an Einem Poeten dar, der zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft eine mittlere Stellung und auf dem Gebiete der gelehrten Dichtung, auf dem wir die Gnomiker des 13. Jhs. heimiſch ſahen, in der Zeitmitte zwiſchen Frauenlob und den ſpäteren Nachmeiſtern des 15. Jhs. den erſten Rang einnahm. Dies iſt Heinrich von Mogelin (Mügeln im Meißniſchen), ein gelehrter Herr, der bei den Meiſterſängern „der heiligen Schrift Doctor in Prag" heißt, obwohl man ihn in eigentlich theologiſcher Thätigkeit nur einmal findet, da er die Erläuterungen des Minoritenbruders Nicolaus von Lyra zu den Pſalmen ins Deutſche überſetzte (Hſ. in Rein bei Graz). Seine ſchriftſtelleriſche Laufbahn ſcheint er in Ungarn begonnen zu haben mit einer lateiniſchen Reimchronik[444]), die er dem Könige Ludwig (reg. 1342—82) widmete. Von da kam er noch zu Lebzeiten König Johann's von Böhmen († 1346), den er in einem Gedichte beſang, nach Prag und lebte hier unter Karl IV, als deſſen Rath er ſich in ſeinem Buch der Maide einführt, eine Reihe von Jahren; ſeine poetiſche Thätigkeit ſcheint weſentlich an ihn geknüpft zu ſein. Seine kleinen Gedichte ſetzen

444) In Engel, monumenta Ungrica 16, 20. Vgl. Wilmanns in Haupts Zeitſchr. 14, 155.

die Weiſe der Spruchdichter roher und übertriebener fort. Eine Anzahl derſelben befindet ſich in einer Heidelberger Handſchrift (N. 693); in einer anderen, Göttinger Handſchrift iſt wahrſcheinlich eine für den Kaiſer beſtimmte Sammlung erhalten[445]; ſein Buch der Maide iſt ihm zu Ehren gedichtet. In ſeinen Spruchgedichten herrſcht ganz der ſcholaſtiſche, phyſikaliſche, geomantiſche, aſtrologiſche und ſibylliniſche Unſinn der ſchlimmſten unſerer Gnomiker, der ſich hier an allen möglichen Stoffen, an Thiermährchen, Fabeln, Geſchichten, chriſtlichen Glaubensgeheimniſſen und alter Mythologie verſucht. Die Manier erinnert vorzugsweiſe an Frauenlob; zu dieſer Verwandtſchaft würde auch vollkommen die einigemal vorbrechende feindſelige Stimmung gegen Regenbogen paſſen, die zwar von Anderen geleugnet oder bezweifelt wird[446]. Beſonders nahe zu Frauenlob heran rückt Heinrich in ſeinem Lobgedichte auf Maria[447], das ſich im Uebrigen an die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg anſchließt, dem Heinrich dieſelben Lobſprüche macht die dieſer dem Gottfried gemacht hatte. Der Poet hat, ſeiner Unfähigkeit geſtändig, ſein Werk aus Lappen älterer Gedichte zuſammengeflickt: denn da iſt nichts geſchehen, als daß die alten wunderlichen, an alles wunderbare Gepflänz, Gethier und Geſtein angeknüpften Vergleichungen der Jungfrau in neue barbariſche Sprache und rohe Reime und Strophen gebracht ſind. — In ſeinem Buch der Kranz der Maide[448] haben wir es mit einer gelehrten Allegorie zu thun. Die verſchiedenen Künſte (unter den Bildern von Jungfrauen eingeführt,) treten vor den Kaiſer um ihr Urtheil zu empfangen;

---

445) Aus ihr ſind „die Fabeln und Minneſieder von H. v. Müglin" ed. Wilh. Müller. 1848. entnommen. Eine Anzahl anderwärts nicht vorhandener Gedichte findet ſich in der Kolmarer und in der Wiltener Hſ.

446) Von B. d. Hagen Altd. Muſ. 2, 181. Von K. J. Schröer, die Dichtungen Heinrichs v. Mügelen. Wien 1867.

447) Cod. Pal. 356. fol. 103b.

448) Ibid. fol. 77. und Cod. 392.

Philoſophie, Grammatik, Logik, Rhetorik, Muſik, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie, Phyſik, Alchymie, Metaphyſik und Theologie treten nach einander auf und jede kündigt ſich an und gibt eine Probe ihres Wiſſens und Geſchäftes. Der Kaiſer befragt den Dichter, der aber der Einſicht des Regenten die Entſcheidung überläßt, die zu Gunſten der Theologie ausfällt. Er ſchickt ſie aber vorerſt in das Land der Natur, um von ihr die Beſtätigung ſeines Urtheils zu hören. Das Geleit gibt der Ritter Sitte. Sie werden bei der Natur eingeführt; die Schaar der Tugenden wird berufen und ihr Verhältniß zur Natur beſprochen. Die Theologie hat dann einen ähnlichen Streit der Tugenden zu entſcheiden, wie Karl unter den Künſten; und ſie entſcheidet ſo, daß ſie behauptet, die Tugenden ſeien nicht von Natur, ſondern ein Ausfluß von Gott, ſonſt wäre Jedermann tugendhaft; ehe je die Natur exiſtirt, ſei Gott geweſen und habe Tugend gehabt, und habe ohne Tugend die Natur nicht ſchaffen können. Und dies iſt auch des Dichters Endſpruch, daß Gott die Natur und Alles gewirkt hat in Weisheit und in der Tugend Kraft, und darum ſoll ſich die Natur nicht vergleichen, da ſie durch Tugend geſchaffen, die Tugend, in der Gott die Dinge ſchuf, die ſelbſt Gott war, ſo wie Gott die Tugend. — Es charakteriſirt den polyhiſtoriſchen Dichter vortrefflich, daß er ſich mit dieſem Gegenſtande dreimal beſchäftigt hat und daß ſich dabei ſeine Bekanntſchaft mit den Kunſtjungfrauen weiter und weiter, und nicht im beſten Geſchmack ausbreitet. In einem Gedichte septem artes kennt er die freien Künſte nur in der herkömmlichen Siebenzahl; in unſerm cranz der meide ſind es 12, in einem Gedichte von allen frien kunsten 15 geworden; unter den zugetretenen ſind Alchymie, Nekromantie, Pyromantie und Chromantie!

Es mag uns das Schickſal der deutſchen Dichtung in dem ſlaviſchen Lande verſinnlichen, daß ſelbſt dieſer in Prag ſo heimiſch gewordene Poet hier nicht aushielt; er ſiedelte in den Anfängen des Herzogs Rudolf IV nach Oeſterreich über, dem er ſeine deutſche

Chronik von Ungarn[449]) wohl gleich im erſten Jahre ſeiner Regierung 1358 gewidmet hat, als der Herzog noch nicht mit ſeinem Schwiegervater Karl IV zerworfen war, deſſen in Heinrichs Widmung arglos gedacht iſt. In Oeſterreich ſcheint unſer Dichter ſeitdem geblieben zu ſein, wo er noch 1369 ſeine Ueberſetzung des Valerius Maximus dem Marſchall in Steier, Hertnit von Petau, widmete. Hier war, wie wir ſagten, noch immer allerlei Kunſt eine Wohnung bereitet. Wir werden hier, nicht gruppenweiſe gehäuft aber doch reihenweiſe einander folgend, Poeten der gelehrten, bürgerlichen, ritterlichen und hofdienenden Stände finden, unter welchen die letzteren noch immer wiederholte Anläufe nehmen, ihre Sänge und Sprüche an die Höfe und die ritterliche Geſellſchaft zu richten, von deren Glanze ſie fortwährend geblendet bleiben, wie langeher zwar namentlich die Lehrdichter begonnen hatten ſich davon abzuwenden. Noch als die lange Ruhe auch hier zu Lande zu Ende ging, als Oeſterreich unter Friedrich III die ſchwerſten inneren Zerrüttungen erlebte, ſo daß nun die Dichtung ihre Aſyle mehr in den Reichsſtädten zu ſuchen begann, ſelbſt dann noch drängten ſich einzelne verſpätete Fahrende, die es zu ihrem Schaden erfahren mußten wie läſtig ſie bereits geworden waren, mit höfiſchen Dichtungen an die öſterreichiſchen Fürſten heran. Da die Dichtkunſt ſchon entſchieden auf dem Wege zum Volke herab war, ſtrebten die dürftigſten Köpfe ſie noch immer wieder nach den Thronen zurückzuleiten, und erſt nachdem auch dieſe letzten Anſtrengungen mislungen waren, brachen dann alle Stände bis in die niederſte Heſe des Volkes in das Gebiet der Dichtung herein und bemächtigte ſich jeder, ſo gut es gehen wollte, ſeines größern oder kleinern Antheils. Denſelben peinlichen Gegenſatz nun, in dem die

449) Cod. Pal. N. 5. In Kovachich, Sammlung kleiner noch ungedruckter Stücke zur ungar. Geſchichte. Ofen 1805. Die erſten 36 Capitel der bis auf 1333 geführten Chronik entſprechen der lat. Reimchronik die nur bis 1072 reicht. Ueber die Quellen vgl. Dümmler in den Nachrichten der k. Geſ. der Wiſſenſch. zu Göttingen 1868 S. 367. 371.

Kirchenreformverſuche und die theologiſchen Zänkereien im 15. Jh. zu der Reformation Luther's und Zwingli's und den glorreichen Kämpfen der Humaniſten liegen, machen die öſterreichiſchen Sittenprediger des 14. Jhs. gegen Alkmar und Brant, und Michel Beheim gegen Hans Sachs. Ein gleiches edles Beſtreben und den beſten Willen theilen die frühern mit den ſpätern, und ſie haben nur die begünſtigenden Verhältniſſe nicht und mit ihnen entgeht ihnen Glück und Gelingen; ſie haben nicht die Theilnahme des Volks, auf das ſie ſich ſtützen könnten, und ohne dieſe ſcheitern ſie mit ihren vereinzelten Kräften.

Wir haben oben noch in der guten höfiſchen Zeit grade in den öſterreichiſchen und bairiſchen Landen am entſchiedenſten die erſten Symptome des Untergangs der ritterlichen Bildung und des Anfangs einer neuen volksthümlichen gefunden; wir haben des Stricker's Klagen über den Verfall der Hofzucht und des Ritterthums gehört, wir haben Nithart's Lieder kennen gelernt, wo ein übermüthiger Bauernſtand ſich dem Ritterſtande nahe ſtellte und mit ihm vermiſchte. Wir können den weiteren Verlauf dieſer Verhältniſſe an einem fortgehenden Faden durch zwei volle Jahrhunderte, in dieſen Gegenden feſtſtehend, verfolgen. Das aus ſchöner und ſittlich ſtrenger Geſinnung entworfene Gedicht: der Meier Helmbrecht[450]) rückt der Zeit nach noch gegen die Blüteperiode der Ritterdichtung zurück und blickt mit Wohlgefallen auf den wenig älteren Zeitgenoſſen Nithart, an deſſen Bauerngedichte ſich ſein (erzählender) Inhalt enge anlehnt. Es iſt um 1234—50 verfaßt; der Schauplatz der tragiſchen Handlung iſt in Einer (Berliner) Handſchrift mit beſtimmt bezeichneten Oertlichkeiten in den Traungau, in der anderen (Ambraſer) mit eben ſo genauen Ortsangaben (Hohenſtein, Haldenberg, Wankhuſen) an die bairiſch-öſterreichiſche Grenze, an die Salzach, in das damals bairiſche Innviertel

450) Hrsg. v. Joſ. Bergmann 1839; von Haupt in der Zeitſchr. für d. Alt. 4, 321; von F. Keinz, Meier Helmbrecht und ſeine Heimat. München 1865. Ueberſ. von C. Schröder. Wien 1865.

verlegt[451]). In dem Dichter, der ſich Wernher den Gärtner nennt, hat der jüngſte Herausgeber, der den Poeten, wie den Ort der Handlung Baiern vindicirt, einen Pater Gärtner in dem nahen Chorherrnſtifte Ranshofen vermuthet; Andere haben ſeine Identität mit dem öſterreichiſchen Spruchdichter Bruder Wernher (S. oben S. 134) wahrſcheinlich zu machen geſucht[452]), dem weitgewanderten, der nach ſeiner eigenen Ausſage vielerlei gedichtet hatte, der am Hofe Friedrichs des Streitbaren von Oeſterreich verkehrte, aber auch mit dem Land- und Dorfleben nicht unbekannt war; während des Interregnums in Oeſterreich, nach Friedrichs Tode, konnte er füglich nach Baiern übergewandert, auch als Laienbruder eine Weile Kloſtergärtner geweſen ſein. Die Erzählung ſchildert das Emporſteigen des Bauernſtandes an einem Beiſpiele, deſſen Lehre wider das Ringen der Menſchen gegen ihren Stand gerichtet iſt. Des Meier Helmbrecht's Sohn, ein bauernſtolzer Jüngling, will zuſehen, wie es bei Hofe hergeht, und ſcheuet nicht der Hofleute Spott noch ſeines Vaters Rath und Mahnung, er reiht ſich zu dem Geſinde eines Burgwirthes der von Raub lebt, und zeigt ſich ſpäter einmal in ſeiner neuen Herrlichkeit zu Hauſe. Ueber der freundlichen Bewirthung unterhält man ſich von den guten alten Hofſitten, da man buhurdirte, tanzte, ſang, von Herzog Ernſt las, jagte und ſchoß, die aber nun vertauſcht ſind mit Trinken, Lügen und Trügen, mit Spott und Verleumdung, mit Rauben und Schinden der Bauern. Auf eine Mahnung ſeines Vaters droht der junge Held, deſſen Eigenthum ſelbſt nicht mehr zu ſchonen; er vermählt ſeine Schweſter mit einem ſeiner Genoſſen, Lämberſlint; über der Hochzeit aber, gegen die Artus'

451) Vgl. mit Fr. Pfeiffer in „Forſchung und Kritik" I. Wien 1863. Fr. Keinz l. l. und Nachträge zum Meier Helmbrecht. Sitz. Ber. der Münchener Akad. 1865. 1, 316.

452) C. Schröder, Heimat und Dichter des Helmbrecht. Germ. 10, 645. K. Meyer, über das Leben Reinmars von Zweter und Bruder Wernhers. Baſel 1866. Es läßt ſich nicht wohl abſtreiten, daß verſchiedene Stellen in Bruder Wernhers Gedichten der Hypotheſe ſehr günſtig ſind.

Feſte gering waren, trit die Kataſtrophe ein: die Rache des Richters und bald die ſchlimmere der geſchädigten Bauern trifft das ſelbſtherriſche Kind.

Aehnliche Zuſtände wie dieſe ſind in einer Reihe von Gedichten eines öſterreichiſchen Ritters, dem man irrig den Namen Seifried Helbling[453]) gegeben hat, geſchildert. Die Stücke ſind im Verlaufe der Jahre 1288—99 entſtanden und bilden eine Art Sammelwerk, dem der allgemeine Titel des kleinen Lucidarius („Lichtgeber") gegeben iſt, weil einige größere Stücke in der Form eines Geſprächs zwiſchen dem Ritterdichter und ſeinem Knechte verfaßt ſind, ſo wie der ältere lehrhafte Lucidarius, oder die aurea gemma, in Unterredungen zwiſchen Meiſter und Jünger. In dieſen dialogiſchen, den anziehenderen Stücken der kleinen Sammlung, nimmt der Dichter die beſcheidene Wendung, daß er ſeine bitteren Klagen über die Zuſtände der öſterreichiſchen Lande ſeinem Knechte in den Mund legt, der mit ſeiner dreiſten aber weiſen Rede zu des Landes Ehre über des Landes Schmach den ängſtlichen Herrn in Verlegenheit und Erſtaunen ſetzt. Wir wollen die kleineren unter den „Büchlein", wie ſie der Dichter nennt, und auch ein größeres von allegoriſcher Einkleidung (N. 7.), worin der Verfaſſer im Traume die Schlachtordnung und den Kampf der Tugenden und Laſter beobachtet, übergehen, und dagegen den Inhalt der Stücke kurz andeuten, die unſerer gegenwärtigen Betrachtung näher liegen. In dem erſten Geſpräche fragt der Knecht nach dem rechten Oſtermanne, und weiterhin auch nach der rechtgearteten Frau; ſeine Schilderungen und Erfahrungen aber ſtoßen überall auf Oſtergänſe und Oſteraffen, auf Leute mit wunderlichen, nachgeahmten Trachten und Sitten, und jedesmal ſind dies Charaktergemälde und Genrebilder in dem rohen, carikirten, bäuriſchen Stile, wie wir ihn ſeit

453) Ed. Karajan, in Haupts Zeitſchr. 4, 1. Ernſt Martin hat (ib. 13, 464) aufmerkſam gemacht, daß nur Eines der 15 Gedichte, N. 13, der Brief eines Spielmannes, dieſen Namen und zwar als den eines bereits Verſtorbenen nennt.

Nithart und Tanhäuser in Oesterreich schon gewöhnt sind. In dem zweiten Stücke sitzt der Ritter mit dem Rathe von sieben Tugenden an Fürsten Statt und hört des Knappen Rede, der über das Aufstreben der Bauern, über die Verdorbenheit der Gerichte, über Lottersinger und Juden, über geistliches und weltliches Regiment, über alle eingerissenen Laster und Schäden klagend sein gepreßtes Herz erleichtert. In dem achten Stücke sitzt der Ritter wieder an Königs Statt und muß des Knechtes neue Klage über alle Verhältnisse des Landes, über Reich und Regierung hören; das Auf und Ab, die Vermischung des Ritter- und Bauernstandes durch Heirathen, durch gleichartigen Besitz, Tracht und Sitte, bildet im Eingang den Hauptgegenstand. Das dritte Gedicht, ein Gespräch im Badhause, ist ironischer gewendet; der Ritter nimmt hier das „Merken und Melden", das Schimpfen und Schelten seines Dieners über die fremden Sitten der Oesterreicher nicht mehr so geduldig hin; im 9. Stücke wird der Knecht verabschiedet; im 4. und 15. wird nur noch aus der Erinnerung auf seine Unterhaltung zurückgeblickt. Das 4. Stück enthält eine, freilich nicht historisch gehaltene und unvollendete Erzählung der Verschwörung von vier Ministerialen im Jahr 1295, die wegen der Vorliebe des Herzogs von Oesterreich für fremden Hofadel sich auflehnen, und das Land unter sich theilen wollen; so wie das 15. Stück die Belagerung Wiens durch den Ungarischen König Andreas III (1291) erzählt. Hier ist der Eingang besonders charakteristisch: die alte Sitte der goldnen Ritterzeit und der Wolfram'schen Dichtungen, die Zeit wo die Welt voll Freude, die Herrn freigebig, die Frauen in Ehren, Tracht und Gebaren der Ritter zierlich und edel war, ist in Gegensatz gebracht mit der Gegenwart; der Knecht sieht den Hoffesten zu, mit seinen Gedanken auf Parzival und Gamuret, während die Hofleute um ihn her von Kühen, von Korn und Weinwucher reden.

In unserer Sammlung ist auf das Gedicht eines gleichzeitigen Meisters Konrad aus Haslau angespielt, der Jüngling; es ist

neuerlich von Haupt mitgetheilt worden[454]; eine wenig erquickliche Arbeit, die ſich aber an dieſe öſterreichiſchen Sittengemälde in übereinſtimmender Weiſe anſchließt. Der Dichter beklagt die geſchwundene Zucht der Jungen, die gleichen Sitten, die Herrenkind und Bauer einander nähern; er zählt dann die verſchiedenen Unzuchten und Unſitten auf und begehrt von jedem Jüngling, der ihnen verfallen iſt, einen Pfennig, bei einzelnen ſtärkeren Laſtern auch ein Pfund und eine Mark: er hofft dabei ein großes Vermögen zu machen. Auch ein Gedicht von dem üblen Weibe[455] zählt unter die kleineren Dichtungen dieſer Gegenden und Zeiten, die die veränderten Sitten aufdecken. Es iſt die Klage eines Ehemannes über die groben Mishandlungen ſeiner Frau, eine Art Minne, „die den Frauen Dido und Iſolde unkund war".

Wenn wir hier überall an die Gegenſtände und Anſichten des Strickers erinnert werden, deſſen Klaggedicht der Verfaſſer des Lichtgebers ohne Zweifel ſehr gut kannte, ſo werden wir durch das ganze 14. Jh. fortſchreitend, die ähnlichen ſittenrichterlichen Dichtungen immer wieder finden über die Verhältniſſe des Lebens, die ſich mehr und mehr dahin verändern, daß man Bildung, Wohlſtand, Gedeihen immer augenfälliger in die unteren Klaſſen herabſteigen ſieht. Wir haben nach der Reihe drei Wiener Landsleute zu nennen, deren Einer dem gelehrten, der andere dem bürgerlichen Stande angehört, der dritte ſeinem Berufe nach an die ritterlichen Kreiſe gekettet iſt. Der erſte iſt der Arzt Heinrich von der Neuenſtadt, den wir ſchon oben (S. 263) als den Ueberſetzer des Apollonius genannt haben. Er hat unter dem Titel Unſeres Herren Zukunft im Anfang des 14. Jhs. den Anticlaudianus des Alanus ab Inſulis (aus Lille 1114—1203) in einem Umfang von 8—9000 Verſen bearbeitet[456]. So weit er der vagen Allegorie dieſes

454) Haupts Zeitſchrift 8, 550.
455) Ed. Bergmann in den Wiener Jahrb. 1841. Anz. Bl. 94.
456) Cod. Pal. N. 401.

ſeines Originales folgt, iſt der Inhalt ſeines Werkes ohne beſondere Beziehung zu ſeiner Zeit. Alanus wird in ein fremdes Land verſetzt, und findet da einen See mit vier Thürmen, die ihm die Natur auf die vier Elemente deutet. Es kommt die Schaar der Tugenden, zu denen die Natur von dem troſtloſen Zuſtande der Erde ſpricht; ſie will einen vollkommenen Menſchen ſchaffen und die Weisheit ſoll von Gott eine reine Seele für den Körper erbitten. Die ſieben Künſte ſchirren der Weisheit den Wagen zur Fahrt in den Himmel. Die Weisheit wird ihrer Bitte gewährt, die Tugenden fahren in die erkorene Maria. Nun folgt die Verkündigung, Marien's Lob und Ruhm, dann im 2. Buche Chriſt's Verdienſte und Leiden. Alles nicht erzählend, ſondern lyriſcher behandelt, oft zelotiſch, untermiſcht zuweilen mit gemeinen Bildern, dann im Ton der Jeremiade, vielfach geziert mit lateiniſchen Sätzen und unterbrochen von Reden älterer Heiligen und Myſtiker. Erſt wenn der Dichter an die Todes- und Auferſtehungsgeſchichte kommt, auf die Himmelfahrt und den Empfang durch die Engel, wird die Erzählung vorherrſchender. Im dritten Buche folgt das Hauptthema von der (viererlei) Zukunft unſeres Herrn: wo der Poet mit Vorliebe auf der Ankunft Chriſti zum jüngſten Gerichte verweilt: in dieſen letzteren Theilen des Gedichtes geht die Behandlung aufs Graſſe bis ins Ekle aus; ſie will zerknirſchen und durch Schreckniß zahm und bußfertig machen. In den eigentlich ſittenrichterlichen Stellen ſeines Buchs aber, wo er in eigenen Zuſätzen kräftig und eindringend, zum Theil ſatiriſch gegen die Hoffart der Welt, gegen Geiz, Unzucht, Freſſen und Saufen, gegen Geiſtliche, Mönche und Nonnen, gegen die Laßheit im Gottesdienſte insbeſondere in ſeiner Vaterſtadt (fol. 4) loszieht, reiht er ſich ganz zu den älteren und jüngeren ethiſchen Dichtern unter ſeinen Landsleuten, dem Stricker, dem Teichner und dem Suchenwirt.

Die poetiſche Wirkſamkeit Heinrich des Teichners, eines Mannes von bürgerlicher Abkunft, der in Wien lebte, wo

er († um 1377) in St. Coloman begraben liegt[457]), fällt in das dritte Viertel des 14. Jhs. Er hat nicht Ein Lied, aber zahlloſe größere und kleinere Spruchgedichte geſchrieben, von deren Verbreitung 13 erhaltene Handſchriften Zeugniß geben. Sie eröffnen einen Einblick in die Zeit und Umgebung, aber mehr noch in die eigene Seele des Dichters, der in ſeiner Jugend dem Stande der wandernden Poeten angehört, eine Weile im Dienſt eines Edlen zugebracht haben mochte, nachher aber in unabhängiger Muße lebend das Welttreiben um ſich her ſeiner Betrachtung unterzog. Ueberall erinnert er an ſeine öſterreichiſchen Vorgänger, von welchen er Nithart und den Pſeudo-Helbling kennt; wo er ſeine Lehren an Erzählungen knüpft, nähert er ſich dem Stricker, obwohl er deſſen Lebendigkeit nicht erreicht; die grade Lehre hat die Beiſpiele bei ihm mehr abgeblaßt oder in den Hintergrund gedrängt: ſo daß ſeine wortreichen, faſt durchgängig in flüſſigen trochäiſchen oder auftactloſen Verſen geſchriebenen, trotz manchen ſinnreichen Einfällen und Bildern doch eintönigen Reden mehr jenen farbloſen Predigten des Strickers gleichen, in welchen dieſer ſich der verkörpernden Fabel enthält. Was der Freund des Teichners, der Suchenwirt, der ihn in einer beſondern Rede vortrefflich charakteriſirt hat, von ſeinem eigenen Vortrage ſagte und was ihm Hugo von Montfort mit ſeinen eigenen Worten nachrühmte, daß ſich ſeine Dichtungen durch ihre Handgreiflichkeit auszeichneten, das läßt ſich von der licht- und farbloſen Manier des Teichners nicht behaupten. Dieſe Manier hängt mit dem Charakter des Dichters zuſammen. Er muß wohlhabend geweſen ſein, er entſagte aber dem Gaukelſpiele der Welt, er theilte ſein Gut mit Spitälern, Kirchen und Armen, zog ſich zu geiſtlichem Leben zurück und lebte ehelos und zufrieden bis an ſein

457) Karajan, über Heinrich den Teichner. In den Denkſchriften der k. k. Akad. 6, 85. Vgl. Pfeiffer, Germ. 1, 375. In den Noten umfaſſende Auszüge nur aus ungedruckten Gedichten Heinrichs. Einzelnes von ihm findet ſich in Docens Miscell., in Laßbergs Liederſaal, in dem Liederbuch der Hätzlerin, und in den Wiener Jahrbüchern 1818. I. Anzeigeblatt S. 34 (ed. Schottky) gedruckt.

Ende in Mäßigkeit, in Zucht, entfernt von lohnſüchtiger Wohldienerei und Schmeichelei gegen die Edlen, und, zwar ein Laie, beſchäftigt mit dem Leſen der Schrift und mit Dichtung und Lehre von aufrichtiger Wahrheit. Er war ein Mann der Verträglichkeit, der Nachſicht und Vorſicht, der grundſätzlich abmahnt von ſchroffer Beurtheilung der Menſchen, die er jeden in ſeiner Art zu dulden empfahl, und der Sachen, die alle ihre verſchiedenen Seiten haben. Den Zwieſpalt, in den ſeine Wahrheitsliebe mit ſeiner Milde kam, wußte er zu ſchlichten; er fand die Welt verderbt und alles Tadels werth; redend machte er ſich Feinde, ſchweigend würde er ſündigen; er ließ der Wahrheit die Ehre: aber ſtrebend zu verbeſſern hütete er ſich zu verbittern; er hielt den Sünden den Spiegel vor ohne die Sünder zu nennen, die ſich ſelbſt erkennen mögen; er vermied daher die öffentlichen politiſchen Zuſtände in der Weiſe des kleinen Lucidarius zu bereden, wo er Partei nehmend die Gegner zu kenntlich gemacht hätte. Kaum irgendwo iſt in den 70,000 Verſen ſeiner Gedichte ein Name genannt; über ſeine eigenen Lebensverhältniſſe erfährt man darin ſo gut wie nichts. In ſeiner Sanftmuth und Geduld lehrte und lernte er, auch Trübſal und Unglück als eine Prüfung zu ertragen, ja als einen Sporn zum Guten, als eine Mahnung zur Einkehr in ſich ſelbſt und in Gott ſogar dankbar hinzunehmen; vielleicht aber hatte der friedliche, leidenſchaftloſe Mann auch nie einen größeren Kummer gehabt, als da ihn nach einem Beinbruch ſeine Pflegerin auf verſprochene Ehe anklagte und der Verdruß über dieſen Makel, den man ſeiner unbefleckten Keuſchheit anhängen wollte, ihm auf mehrere Wochen das Dichten ganz verleidete, dem er ſonſt täglich obzuliegen pflegte. Man begreift, daß ein Mann dieſer Naturart den Lauf der Welt wohl mit geſundem Sinne aus der Ferne beobachten, nicht in dem Strome mitſchwimmend aus der Nähe lebendig aufgreifen und dichteriſch darſtellen konnte. Auch ſagte man von ihm, er gehöre eigentlich ins Kloſter, denn er kehrte einfach der Welt den Rücken und am entſchiedenſten dem Hof- und Ritterleben, auf das er jede Hoff-

nung aufgegeben hat. Die Zeiten, wo der Hof eine Schule der Zucht war, ſind ihm dahin[458]; Niemand, findet er, ſei jetzt hofbar, als wer ſchmeicheln und klaffen kann, der Augendiener und Ohrenbläſer. Das üppige Toben der Hofſchranzen kann ihm nicht die Sitte der alten guten Ritter, das Turnieren und Stechen, (das der Suchenwirt der eingeriſſenen Gefahrloſigkeit und Spielerei wegen verachtet, während Reinmar von Zweter 100 Jahre vorher die Mordſucht dabei beklagte), kann ihm nicht die Tapferkeit der Parzivale erſetzen, und ein Turnierer, wenn er ihm auch vor Tänzern, Spielern und Säufern den Vorzug giebt, ſcheint ihm doch nicht eben ſehr viel vor einem Wirthshauslieger vorauszuhaben. Widerſteht ihm der Friedensverkehr der Ritter, ſo noch mehr die Kampfabenteuer der Raub- und Raufritter, die ihm ſchlimmer als die Diebe ſind welche man hängt, weil die Beſtrafung jener nur neue Rachezüge hervorruft. So zieht er ſelbſt gegen die Nachahmerei der alten Helden zu Felde, deren ſich die Theilnehmer an den preußiſchen Kreuzzügen rühmten, die ſeit dem Verluſte des heiligen Landes (1291) die Ritterſchaft aus ganz Europa, und nicht am wenigſten aus Oeſterreich anzogen. Die Ritterſchaft, ſagt er, iſt zum Schutze der Waiſen, Armen und Bevortheilten geſetzt, wie der Arzt für den Kranken; und ſchlecht haben nach ſeiner Meinung ſogar die alten Recken dieſen ihren Beruf vor Augen gehabt, indem ſie der Welt dienten und nun in der Hölle der Welt Lohn dahin haben. So ziehen nun auch die heutigen Rittersleute, keinem Weiſen zur Freude, nach Preußen hin, angeblich um Marien willen, laſſen aber ſchutzlos ihre Armen und in Noth die Wittwen und Waiſen zurück. Schützten ſie die, ſo hätten ſie ſo viel Ablaß, als für ihre Preußenzüge; tilgten ſie aus, was durch ſchlechtes Gericht in ihrer

458) In Schottky's Auszügen l. l. p. 34.
Wer guot gepâr — und tugent an sich nemen wil,
der sol gein hof niht vrâgen vil; daz was ê ein schuol der tugent,
daz man kindel in der jugent dâ hin liez in solchem muot,
daz siu zuhtig wurden und guot: daz ist laider nu dâ hin.

Heimat Unrecht geſchieht, ſo föchten ſie um das Himmelreich; würden ſie um der Wahrheit willen, die ſie in der Gerichtsſtube bezeugten, erſchlagen, ſo würden ſie Heilige und Märtyrer ſo gut wie auf der Kreuzfahrt. Wer unbewacht daheim die ihm Anvertrauten zurückläßt und über Meer zieht, der thut wie einer, der Sonntags faſtet und Freitags nicht. Nun findet man aber manchen Sänger, der die Herrn äfft mit Lobliedern, und ſie hebt über alle Fürſten und zu Helden über alle Rieſen macht[459]. Dies könnte gegen ſeinen Freund Suchenwirt gerichtet ſcheinen, der noch beſſere Anſichten vom Ritterleben hat, der grade jene Preußenfahrten in ſolchen Ehrenreden beſang wie ſie hier verworfen werden: nur trifft ihn gerade die nähere Bezeichnung nicht, die Teichner hinzugefügt, daß nämlich dieſe Lobdichter ſolche Lieder ſängen, die ohne Unterſchied auf jeden Einzelnen gleich gut paſſen. Sonſt aber ſpottet er der Wappenſänger, in deren Klaſſe der Suchenwirt gehört, auch an andern Orten; ſo wie er den Ritterdienſt auch von anderen Seiten, nicht am wenigſten von Seiten des verſunkenen Minnedienſtes verlacht. Ein Ritter, erzählt er, zog auf ſeinen Fahrten im harten Dienſt einer Frau umher; als er heimkam, fand er ſie mit einem Mönche buhleriſche Gemeinſchaft treiben; und da er ihr Vorwürfe macht, ſo ſpottet ſie ſeinen Ritterdienſt aus, und meint, Minneſang und Ritterſchaft wiege nun weit unter dem Pfennig[460]. Anderswo ſingt er, es ſei eine gar harte Zeit, wo Herzelieb bei Liebe liege und des Morgens — nichts zu eſſen habe. Im minniglichen Geſpräche meint die Traute, ihr rother Mund müſſe dem Geliebten jede Stunde verſüßen können; er aber denkt doch unter dieſen Süßigkeiten an ſeine geſetzten Nothpfänder. Sie will ihm dieſe Gedanken ausreden: ihr rother Mund habe der Freuden viel über alles Gut, wer es zu ſchätzen wiſſe; das will er auch nicht verreden, aber alle Freude wäre doch, meint er, nichtig, wenn nicht die Magenfreude

459) Cod. Pal. 384. fol. 70.
460) Cod. Pal. 384. fol. 44.

dabei wäre. Selten ſind die muthwilligen Schwänke bei ihm, die ſonſt in der Zeit allgemein ſind, ſelten die allegoriſchen Stücke, in denen ernſthafter von der Minne die Rede iſt, wie bei vielen ſeiner Zeitgenoſſen; und dann iſt alles voll Klage über die neue Art zu lieben, über die neuen Trachten und über der Frauen Hoffart, ſo daß der Dichter dann Veranlaſſung findet, ſich gegen die guten Frauen (die er nicht meine) zu entſchuldigen, wie der Büheler, indem er die ſieben weiſen Meiſter behandelte.

Von Hof- und Ritterſitte erbaut iſt alſo der Teichner nicht; allein, daß er in den untern Ständen dafür einen Erſatz fände, daran fehlt viel. Er ſelbſt war bürgerlichen Standes; ſein Dichten und Trachten gehörte den unteren Ständen wie den oberen. Man ſagte ihm, es ſei altes Recht, daß man nicht von Knechten, ſondern von großen Herren dichte; aber die Schrift ſagte ihm dagegen, Niemand ſei edel als wer recht handle; gleichwohl erzählt er dann noch gläubig von der Abſtammung der verſchiedenen Stände von Noahs gerathenen und ungerathenen Söhnen. Er mahnt Ritter und Knechte, von den zuchtloſen Höfen weggewandt zum Pfluge zu greifen; er ſcheint am meiſten von allen Ständen noch den Bauernſtand zu ehren; und doch nöthigt ihn grade der Bauern Hoffärtigkeit ſie beſonders ſcharf zu geißeln, da auch ſeine Predigt wie Berthold's und Hugo von Trimbergs durchgehend gegen das Ueberheben der einzelnen Stände ankämpft. So hört man in ihm überall doch mehr den Maun der Bildung als den Mann des Volkes. Er iſt zwar weit entfernt von jener üblen Schulweisheit, die nur aus Beleſenheit fließt und jede Tugend nicht aus dem ſittlichen Gefühl, jedes Recht nicht aus den natürlichen Verhältniſſen, ſondern beides nur aus der Schrift, aus der Empfehlung dieſes oder jenes Kirchenvaters erläutert oder empfiehlt: allein wie weit ſteht er doch auch von einem Freidank, den er kennt und achtet, wie weit von deſſen Schärfe und innerem Halte ab, ſo ähnlich ſich die Geſinnungen ſind, ſo ähnlich er ihm zuweilen ſelbſt in den Formen, z. B. in dem vielfachen Gebrauche des Sprichworts

iſt, das nicht ſelten das Thema ſeiner Gedichte macht. In der erſten Zeit ſeiner Studien in weltlicher und geiſtlicher Wiſſenſchaft ſcheint Heinrich mehr in eine Weisheit jener ſchulmäßiger Art vertieft geweſen zu ſein; ein längeres dialogiſches Gedicht von ihm, das Buch der Weisheit, dreht ſich in langweiliger Breite um eine Reihe von theologiſch-philoſophiſchen Fragen und dogmatiſchen Subtilitäten, die nur Sache des Kopfs, nicht des Herzens ſind. Hier und in einem eben ſo langen Gedichte (oben S. 114) zum Preiſe der ſtets hoch von ihm verehrten Jungfrau, kann der Teichner mehr an ſeinen Meißniſchen Namensgenoſſen Heinrich von Mügeln erinnern, während er in der Maſſe ſeiner Sprüche, deren eine große Anzahl mit einer Frageſtellung an den Dichter über die mannichfaltigſten Gegenſtände beginnt, praktiſcher aus dem Menſchenverkehr redet und den landsgenöſſiſchen Sittendichtern Oeſterreichs näher ſteht. Aber in all der ähnlichen Lehrdichtung früher und ſpäter ſpricht doch die kräftige Grundſätzlichkeit eines Walther oder Freidank, die natürliche Entrüſtung eines Brant ganz anders zu dem Leſer, als der häufig flache Witz oder eine ironiſche, manchmal möchte man ſagen ſophiſtiſche Wendung des Teichners, der zwar im großen Ganzen immer nüchtern und verſtändig bleibt. Wer ein böſes Weib hat, lehrt er, der ſchlage ſie nicht, ſondern er lobe die Guten vor ihr, ſo wird ſie vor Zorn Gicht bekommen und ſterben, denn ſie wollen lieber ihren Vater erſchlagen wiſſen, als andere Weiber gelobt. Nichts ſchlimmeres als ein böſes Weib; wer ſie mit einem Wolfe an einen Galgen hinge, der hätte nie ein beſſer mit unreinen Bälgen gerüſtetes Querholz geſehen. — Ob ein Spieler oder ein Dieb ſchlimmer ſei, läßt er ſich fragen. Der Spieler; denn er ſtehle Weib und Kindern, was er verthue, der Dieb aber fremden Leuten, was er Weib und Kindern zuträgt. — Wer übler ſei, ein Räuber oder ein betrügeriſcher Wirth? Dieſer; denn gegen jenen darf man ſich doch wehren. Er kennt Leute, die ſich vor den Gänſen bis auf den Boden neigen ſollten; das ſind die Schreiber, denn ſie verdanken ihnen Alles. Ihre Gewalt und

Untugend iſt nicht neu! Chriſtus ward durch ſie zum Tode gebracht. Und doch, da ja ohne dieſes die Welt verloren wäre, ſo mögen denn die Schreiber alter und neuer Zeit in gebührender Achtung ſtehen. — Manchmal berühren die Fragen, die er ſich ſtellt, oder ſtellen läßt, ſtrengere philoſophiſche Probleme: über die Natur der Menſchen und Thiere, wo der Vorzug des Menſchen vortrefflich in ſeine Strebſamkeit (Schätzung von Ehre und Gut), in ſein ſittliches Gefühl (Scham), in ſeine Vernunft (er erkennt was böſe und gut iſt), und ſeine Bildſamkeit (er iſt ein unbeſchriebenes Blatt) gelegt wird; dann über Gewohnheit und Natur, wo einige aufgeklärte Sätze gegen die Annahme einer Macht der Geſtirne über des Menſchen freien Willen begegnen, deren Einflüſſe auf die menſchliche Naturart er ſonſt gläubig zugibt; ferner über die Scham, die er wie Ariſtoteles auf die Frage nennt, ob er etwas wiſſe, das der Jugend zur Ehre, dem Alter zur Schande gereiche. Sehr oft iſt er in dergleichen Problemen, in dem Aber- und Wunderglauben der Zeit befangen, der inneren Zwiſtigkeit nicht entgangen. Wie die Myſtiker ſeiner Zeit beſtrebt, die bildlichen Vorſtellungen des großen Haufens von Himmel und Hölle, „des bûren liezen“, mit aufgeklärten Begriffen zu vertauſchen, quälte er ſich zu Zeiten mit den tiefſinnigen Fragen: ob Gott auch das Böſe geſchaffen habe; ob Gottes Allwiſſenheit des Menſchen freien Willen aufhebe; ob Gott und Natur Eins ſeien; ob Eine Weltſeele das All durchdringe. Kam er dann auch nach innern Kämpfen mit ſich ins Klare, ſo ſchien er ſich doch in dieſen metaphyſiſchen Räthſeln nicht wohl zu fühlen; über den gekreuzten Widerſprüchen der theologiſchen Meiſter gab ihm die eigne Weisheit ein, ſich an die gute Mittelſtraße des einfältigen Glaubens zu halten. An dieſem Puncte ſteht dieſer bildungsfrohe Laie wie ein dankbarer Schüler der Myſtiker aus der ethiſchen Schule von Eckharts Nachfolgern; ein Mann, der ſich „an Tugendleben ſetzte“, der ſo am ſicherſten Gott fand ohne innern Hader und den frommen Glauben mit guten Handlungen, der äußern Werkheiligkeit ſpottend, Hand in Hand gehen ließ. Er, der

den Stand der Geiſtlichen in Ehrfurcht hielt, aber um ſo mehr gegen die Verworfenheit der Einzelnen eiferte, er that wie ein Prediger, der durch ſeine Reden zu erbauen, aber auch durch ſeinen Wandel ein Beiſpiel, kein Aergerniß zu geben trachtet. Suchenwirt ſchildert ihn als einen makelloſen Halbheiligen[461], den Niemand je fluchen und ſchwören gehört, der ſich alles Spiels und Luders enthalten. Er eiferte gegen die Sitte der Zweikämpfe, gegen die Zechgelage, die zu blutigen Köpfen führten, gegen die Faſchingstollheiten und die wilden Tänze der Mode; der Gedanke an den Tod, und was ihm folgen werde, machte ihn ernſt und düſter, einſam und ungeſellig; das Sorgen aller Welt „um den Pfennig" ſtieß ihn innerlich ab und trieb ihn zu den freiwillig Armen, die die Einkehr zu Gott über allen Reichthum ſchätzten. Sein Blick auf die Welt ward ſo ſchwerſinnig, daß er ihr alle Guten abſprach und Schweſter und Bruder, Vater und Mutter nicht mehr vertrauenswerth fand. Daß er ſich gleichwohl in ſeinen Lehren ſo breit und im Kleinen in alle weltlichen Dinge miſchte, bleibt dabei unwohlthuend. So viele richtige Blicke er in die Welt wirft, ſo trifft er doch kaum den Ton, der ſie kräftig bekehren könnte; und man möchte von ihm ſagen, was er ſelbſt ſehr ſchön von dem Zuſchauer beim Schachſpiele ſagt: er ſcheint es beſſer als der Schüler zu verſtehen und ſollte er ſelbſt ſpielen, ſo würde er es noch ſchlechter machen.

Sehr anziehend iſt der Gegenſatz, den zu dem Teichner ſein

---

461) Suchenwirt's Rede vom Teichner; in der Ausgabe ſeiner Werke von Primiſſer S. 64.

Er hât mit keusche seinen leib untz an sein end behalten;
geistlicher weishait walten begund er für der welde spot,
im liebet in dem hertzen got für alle weltleich êre;
sein rât, sein weise lêre ist in der welde garten
gesæt mit worten zarten der welt ze trôste, got ze lob.
Mit gueten siten swebt er ob allen, die getihtes pflegen,
spil, lueder liez er underwegen; swern, schelten, pœse wort
wart ne kainz von ihm gehôrt.

Freund und Landsmann, Peter Suchenwirt[462]) (lebte bis um oder über das Ende des 14. Jhs.), bildet. Der Suchenwirt iſt ſeiner Beſchäftigung nach an den Hof und die Ritterwelt geknüpft, von der ſich der Teichner losſagte; und iſt er zwar eben ſo wenig über ihre Mängel blind wie dieſer, ſo iſt ſein Eifer doch ein reformatoriſcher, und kein verzweifelter. Er war ein fahrender Sänger und trug davon ſeinen Namen; er ritt in den Landen umher, ſagt er ſelbſt, und beſuchte die Höfe der Fürſten und die Burgen der Edlen, um ſich durch den Vortrag ſeiner Reden und Gedichte ſeine Nahrung zu verdienen. Das Treiben der Fahrenden, der Spielleute, Minen, Wahrſager und Looswerfer, ſchildert er ſelbſt an mehreren Orten. Dieſem Stande, ſagt er, der um Gott und Ehre Lohn annimmt, um des Lebensunterhalts willen die Kunſt pflegt und die Biedern und Guten auszeichnet, die Böſen aber ganz unterwegs läßt, dieſem Stande geziemt es, großen Herren aufzuwarten und das Lob der Edlen zu ſagen. Suchenwirt gehörte zu jener beſondern Klaſſe der Wanderdichter, die zugleich Knappen, Herolde oder deren Gehülfen waren, und deren beſondere Angelegenheit es war, die Unterſchiede der Wappen auszulegen, auch gereimte Wappenbeſchreibungen zu verfaſſen. Er nennt dieſe Leute Knappen von den Wappen, die von den Wappen Dichtens pflegen. Als ſolchem lag ihm ob, beim Einſchreiben der Turniere zugegen zu ſein, das Turnier, ſo wie die Turnierrechte und Geſetze auszurufen, und dergleichen höhere oder niedere Dienſte zu verſehen. Daher ſenden die Frauen Ehre und Minne, da ſie ein Turnier wollen ausrufen laſſen, zu Suchenwirt; den findet man in Oeſterreich bei den tugendlichen Fürſten, ihm ſind die Unterſchiede der Wappen mit Namen wohl bekannt[463]). Der Geſchmack am Wappenweſen war in der wirklichen Welt beſonders lebhaft geworden, ſeit man in den Ritterromanen des 13. und 14. Jhs. die Wappen in der Poeſie mit ſo

462) Seine Werke, herausg. von Primiſſer. Wien 1827. Vgl. Koberſtein, drei Abhandlungen über Peter Suchenwirt. Naumburg 1828—52.

463) Primiſſer in der Einleitung p. XII. ff.

großer Vorliebe zu behandeln pflegte. Wir glaubten oben (S. 65) bei Konrad von Würzburg einen erſten Anſatz zu dieſer neuen Dichtungsart zu entdecken; in dem Bruchſtück eines hiſtoriſchen Gedichtes von Hirzelin[464]) auf die Schlacht am Haſenbühel (1298) findet ſich bereits dieſe Rückſicht auf die Wappen; hinfort wird in allegoriſchen Gedichten an den unpaſſendſten Stellen die Wappenbeſchreibung ein ſo beliebter poetiſcher Zierrat, wie ſonſt die Stein- und Pflanzenbeſchreibungen; faſt in allen Ehrenreden des Suchenwirt erſcheint ſie am Schluſſe[465]). „Aehnliche Verbindungeu des Dichters und Herolds in Einer Perſon waren auch ſpäterhin nicht ſelten; ſo erſcheint der Zeitgenoſſe Püterichs von Reicherzhauſen, Johann von Holland, der als Herold die Turniere in Reimen ſchilderte; und noch in dem vorigen Jahrhunderte ſoll der Hofpoet in Dresden ein Heroldskleid getragen haben[466])." Seit dem 15. Jh. wird auch dieſer Stoff mehr zur Proſa herabgezogen, ging in Turnier- und Wappenbücher über und ward zur heraldiſchen Wiſſenſchaft; in die Poeſie eingeniſtet erſcheint er in einer engen Verbindung mit der Malerei und der bildenden Kunſt, der ſich die Dichtung von allen Seiten näherte, ſeitdem durch die Spruchdichtung ihr Verband mit der Tonkunſt mehr gelockert war. Dieſer ſein Stand nun gab dem Suchenwirt Gelegenheit, „mit dem Adel und durch ihn mit den größeren Ereigniſſen der Zeit in vertrauter Bekanntſchaft zu ſtehen." Er verhehlt ſich die Verdorbenheit und Geſunkenheit der ritterlichen Welt nicht, ſagten wir ſchon oben: ſein Brief über der Welt Lauf zeigt dies deutlich genug und macht unter

---

464) Zuletzt und am beſten in Liliencron's hiſtoriſchen Volksliedern 1, N. 4, nebſt einem andern niederrheiniſchen Bruchſtücke über denſelben Gegenſtand von einem Anhänger Adolfs von Naſſau, N. 5.

465) Daher rühmt Hugo von Montfort Cod. Pal. N. 329. f. 3. von ihm, daß zu Wappenſchildereien der Suchenwirt gehöre,

der dick mit red als nähe schirt, man möcht es griffen mit der hand,
er ist in manigem land erkand, das sag ich üch mit ainem wort,
er ist der best den ich ie gehört von gott und von den wäppen.

466) Primiſſer p. XIV.

allen Stücken des Dichters ſeinem Talente und ſeinem Herzen mit die meiſte Ehre. An Ehren ab, an Schanden auf, ſagt er, iſt nun das Werben der Welt. Die Ehre muß verderben, Zucht und Scham ſind krank, Untreu hat großen Anhang, der Wahrheit iſt die Zunge, der Freigebigkeit ſind die Arme lahm, der Treue iſt der Fuß, der Rede das Herz verletzt, die Gerechtigkeit iſt die Stiege herabgefallen. An den Höfen muß die mannhafte Ritterſchaft an der Pforte ſtehen, Schmeichler und Federleſer werden aufgenommen und belohnt. Der Freund führt gegen den Freund hohe Worte, bis die Stunde der Prüfung kommt. Ritter geben ſich nun mit Simonie und Wucher ab und greifen den Juden in ihr Recht: das adelt nicht des Schwertes Segen. Der Ritter ſoll auf Feld und auf Reiſen Wittwen und Waiſen ſchirmen, ſeinem Herrn dienen, Gott lieben und guten Frauen wohlſprechen. — So klagt er auch an andern Stellen wie der Teichner über die Raubſucht der Ritter auf der Einen Seite und auf der anderen über das Verliegen und weichliche Hinleben bei Tanz und Spiel, über die Stubenhocker und geſchnürten Zierpuppen, bei denen gleichwohl das höfiſche Benehmen der alten Ritter verloren ging. Wem dann das ruhige Leben in Ehren mehr am Herzen liege, dem empfiehlt er friedliches Bauen ſeines Guts; und wer in Ehren nach Erwerb jagt, den weiſt er auf das Beiſpiel jener Helden hin, deren Lob er in den Ehrenreden beſingt, die den charakteriſtiſchen Theil ſeiner Werke ausmachen. Er erzählt darin die Thaten verſchiedener öſterreichiſcher und anderer Edlen in einheimiſchen und auswärtigen Kriegen; er führt uns in alle bekannte Länder der Erde, erinnert uns an alle bedeutenderen geſchichtlichen Ereigniſſe, die ſich im 14. Jh. zutrugen, und giebt manche nützliche Kunde, denn ſeine Erzählung darf mit Vorſicht für die wirkliche Geſchichte gebraucht werden. In ſehr gleichmäßiger Form ſetzt er dieſe Denkmale ſeinen ſehr verſchiedenen Helden. Der Eingang iſt jedesmal „geblümt" mit gehobeneren Stellen allgemeinen Inhalts, mit Anrufung des heiligen Geiſtes, ohne deſſen Hülfe der Dichter ſich nichts zutraut; alsdann folgt die trockene

Erzählung der Thaten ſeines Helden und die Klage um ihn; ſein Lob und die Beſchreibung ſeines Wappens ſchließt. Auch dieſe Gedichte, meint der Herausgeber, wurden bei guter Gelegenheit geſprochen und nicht geſungen, obgleich doch bald darauf Michel Beheim viel größere hiſtoriſche Reimereien mit Noten begleitet, damit man wenigſtens die Wahl habe zwiſchen Singen und Leſen. Ueberall ſucht der Dichter in dieſen Heldenliedern die Farbe des alten Rittergedichtes feſtzuhalten, und er denkt auch bei ſeinen Helden und ſeinem Preiſe derſelben an die der Tafelrunde und ihre Verherrlichung durch Wolfram. Denn mit dem 14. Jh., wo ein neuer Rittergeiſt in der romaniſchen Welt erwachte, kam wenigſtens eine Spur davon auch in die Gegenden von Deutſchland, wo ſich Reichthum und Regſamkeit zeigten. Von der Abenteuerlichkeit, die damals in das wirkliche Leben der franzöſiſchen, engliſchen und beſonders ſpaniſchen Ritterwelt aus den Romanen überging und von der ganzen Lächerlichkeit, die dies im Gegenſatz zu den rohen Sitten der Zeiten macht, iſt unter uns Weniges, aber doch Einiges zu finden. Der Geiſt des Reiſens, des Wanderns kam über ganz Europa. Man kehrte im Leben dahin zurück, wo vor Entſtehung der Kreuzzüge die Welt geſtanden haben mußte: einzelne Abenteurer durchfuhren alle Nähen und Fernen; Reiſende beſuchten die alten Welttheile; die größten Bewegungen im Oriente und die augenſcheinlichſten Gefahren konnten ſelbſt eine Menge von Fürſten im 14. und 15. Jh. nicht von der Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückhalten; und die Rittersleute gingen einzeln und in größerer Anzahl auf Kriegsunternehmungen aus. So haben wir hier das Gedicht von Albrechts III Ritterſchaft in Preußen (1377), das für dieſes Ereigniß die Hauptquelle iſt. Der Dichter war Augenzeuge; ein elender Zug, ohne Begebenheiten und ohne Gefahren, ſoll den Stoff zu einem Preisliede hergeben; Empfang, Bewirthung, Rüſtung der Ausziehenden, alles trägt den Ton eines höfiſchen Romans; es iſt der ſchönſte Fortgang von der poetiſchen Erzählung des Kreuzzugs Ludwigs von Thüringen, den wir oben erwähnten, zu

dieſem Gedichte: eine noch unbedeutendere Kreuzfahrt, der man faſt eine noch größere Bedeutung geben möchte. Der Burggraf Albrecht von Nürnberg, den die ſiebente Ehrenrede feiert, iſt am heiligen Grabe und in Babylon geweſen, hatte in Schottland und Preußen gekämpft und diente unter Ludwig von Ungarn. Burkhard Ellerbach hatte eine Fahrt nach Cypern und von da mit König Hugo IV einen Kriegszug gegen die Saracenen in Alexandrien gemacht; und Friedrich von Ehreuzpeck kämpfte in Preußen und Italien, war in Spanien und in Babylon, in Rußland und Schweden. Andere der Geprieſenen Suchenwirts aber verrichteten ihre Thaten in den einheimiſchen oder in den großen Nationalkriegen, die damals faſt in allen europäiſchen Staaten wütheten; wir begleiten ſie bald nach Frankreich, bald nach Schottland, nach Ungarn oder in die Schweiz und Italien.

Das 14. Jh. bezeichnet in dieſer Hinſicht für ganz Europa eine Epoche. Die Kreuzzüge waren zu Ende, in welchen bis dahin ein gemeinſames Intereſſe Fürſten, Adel und Geiſtlichkeit verbunden, in welchen man ſich einem gemeinſchaftlichen Feinde gegenübergeſehen und mit allen chriſtlichen Völkern in Einer Reihe gefochten hatte. Nun hörte dies auf; die Nationen ſahen ſich auf ſich ſelbſt zurückgewieſen; ein Gefühl der Volkseigenheit tauchte plötzlich auf, und zwar ſelbſt zwiſchen verſchwiſterten Nationen mit all der Schärfe, mit der man ſich einer neuen Richtung gewöhnlich überläßt. Verwandte Sprachen fingen ſich an beſtimmter zu ſcheiden; der Engländer verſtand den Franzoſen, der Franzoſe den Italiener weniger; der Norddeutſche ſchien es verſuchen zu wollen, ſeine Mundart in der Schrift gegen die ſiegreiche hochdeutſche geltend zu machen. Die Begeiſterung für allgemeine innere Zwecke, die eine gegenſeitige Verträglichkeit und Verbrüderung gefördert hatte, hörte in den Völkern auf; Beſtreben nach äußerem Erwerb, nach Vergrößerung und Selbſtändigkeit regte ſich in den Ländern, und hier ſtießen ſich die volksthümlichen Intereſſen. Das chriſtliche Band löſte ſich auf; hinfort wollte ſich jedes Volk nach ſeiner eigenthümlichen Natur politiſch entwickeln und traf

mit dem ungleichen Nachbar feindlich zuſammen. Durch ganz Europa gehen daher damals jene wüthenden Brüderkriege verwandter Völker, jene Kämpfe zwiſchen Dänemark und Schweden, zwiſchen Schottland und England, zwiſchen England und Frankreich, Frankreich und Aragonien, Aragonien und Caſtilien, jene vielfach verſchlungenen Kämpfe in Italien, wo ſich ſogar die Guelfen von Rom trennen, jene verwirrten Feindſchaften in Oeſterreich und Böhmen, Polen und Ungarn. Man wandte die Waffen, die man ſonſt gegen die Feinde der chriſtlichen Menſchheit kehrte, gegen ſich ſelbſt, und das iſt, ſagt der Teichner, der Grund der Verderbniß der Welt, daß das Gift, das ehemals den Drachen und Schlangen inne wohnte, da noch die Helden dieſe bekämpften, nun in die Menſchen ſelbſt überging und ſie untereinander ſich zerfleiſchen machte. In Deutſchland haben wir ſeitdem zwiſchen Ober- und Niederländern jene Neckereien, mit denen Oberdeutſche ſich gerne mit den erkorenen Kindern des Himmels, des Oberlandes, und die Niederländer ſtichelnd mit den Höllenbewohnern vergleichen. Sonſt ſchied ſich bei uns der öſtliche Theil, der nun einer eigenen Entwickelung folgte, ruhiger ab, wenn man die Kämpfe Friedrich's und der Böhmen mit Ludwig dem Baier nicht rechnen will, und ein härteres Zuſammentreffen hatte nur zwiſchen den herrſchſüchtigen öſterreichiſchen Herzögen und den Schweizern Statt. — Wie jetzt die Selbſtſucht, der Trieb nach äußerem Erwerb und nach individueller Ausbildung ſo weit ging, daß forthin bei der ſteigenden Gefahr, die der Chriſtenheit von den Türken drohte, im grellſten Gegenſatze gegen jene begeiſterten Kreuzzeiten, kein Arm ſich mehr für den Nachbar, ja ohne die äußerſte Noth nicht einmal zum eigenen Schutze erhob, ſo daß nun alle Ermahnungen der Concilien, alle Drohungen der Päbſte, alle Hülferufe der Bedrohten, alle Bitten der Fürſten, jeder Weheſchrei des geſunkenen griechiſchen Reichs verhallte, ſo trennten ſich auch innerhalb der Staaten alle Bande der Geſellſchaft. Der Adel kannte keine gemeinſamen Unternehmungen mehr; die früheren hatten ihn verarmt. Mit Neid ſah er die Reichsſtädte, den Bürger und den

Bauer im regelmäßigen Gewerbe reich werden, ſah den Handel anfangen die Welt zu beherrſchen, und die Freude, den Glanz, die Bildung bei dem Bürger einkehren, die er noch kurz zuvor allein beſaß. Und wie dieſe Städte um ſich griffen, ſo bedrohten ihn auf der andern Seite habſüchtige Fürſten, die dem allgemeinen Drang zum Eigennutze ſo gut verfielen, wie alle Körperſchaften und Stände. Wo ihm neue glänzende Kriege gegeben waren, wie in Frankreich und England, da war doch für Ehrſüchtige noch ein ehrbarer Ausweg; wo aber der arme Adel ſich wie in Deutſchland nur den reichen Reichsſtädten gegenüber ſah, da fing er an in geſchloſſenen Raubverbrüderungen mit der Fauſt und vom Stegreif auf den ſchnellen Erwerb deſſen zu denken, was der Werkmann und Kaufmann mit bedächtigem Fleiße ſich erarbeitet hatte, und er ſprang von der gleichgültigen Sorgloſigkeit zu Thomaſins Zeit zum Räuberhandwerk über, in dem er zu Hugo von Trimberg's Zeit ſchon Meiſter war. So ſehen wir nun Deutſchland, wo kein Kaiſer hemmte, keine große Nationalbegebenheit abzog, verheert durch die verderblichen Kriege der Fürſten und Edlen mit den Reichsſtädten. — Gegen die herrſchenden Patricier und reichen Handelshäupter in den Städten hatten ſich ſchon im 13. Jh. die niedern Handwerke aufgelehnt; noch aber war damals ihre Macht und ihr Zunftverband zu gering geweſen; aber jetzt im 14. Jh. griff man überall das früher verfehlte Unternehmen, diesmal mit beſſerem Erfolge, wieder auf; und wie lange dauerte es, ſo trat auch noch eine tiefer ſtehende Klaſſe hervor mit Anſprüchen, von denen ſie früher nichts einmal geahnt hatte. — Die Geiſtlichen hatten durch ihre Sittenverderbniß allen Boden für einen rechtmäßigen Einfluß in der Geſellſchaft verloren; ſie fühlten das wohl und drangen lebhaft auf Reformen. Allein auch hier trennte ſich ſogleich alles in Körperſchaften, mit den härteſten Formen aufs individuellſte geſchieden, ab, und die Franciscaner verfolgten ſich untereinander und zuſammenſtehend wieder die Dominicaner; Bettel- und Predigermönche wütheten gegen die Ketzer, die mit ihnen den gleichen Urſprung und den gleichen Zweck

der Kirchenreform und der Rückführung patriarchaliſcher Einfalt hatten; und die ganze Chriſtenheit wandte ſich gegen dieſe Secten mit gleicher Vertilgungsſucht wie gegen die Juden, die im 14. und 15. Jh. die härteſten Verfolgungen zu erdulden hatten. — Wir dürfen noch eine Stufe tiefer ſteigen und bemerken, wie ſich Stand gegen Stand, Zunft gegen Zunft, Gewerbe gegen Gewerbe ſeiner Selbſtändigkeit bewußt wird und wie die Eigenliebe auch da das Verwandte und Nächſte, wenn nicht mit Waffen, doch mit Nebenbuhlerei in Prunk und Feſtlichkeit, mit Scherz und Satire verfolgte.

Dieſe ſtürmiſche innere Gährung in allen Theilen des Volkskörpers, dieſer Ankampf der unteren Schichten der Geſellſchaft gegen die Mehr- und Alleingeltung der oberen Stände bezeichnet auch in der Geſchichte unſerer Dichtung die Umwälzung, durch die der Volksgeſang bis in die niederſten Kreiſe herab zu einem neuen Leben erwachte. In einem ungeſtümeren Bildungstriebe bemächtigte ſich jede einzelne Volksklaſſe, jeder Berufsſtand, jede Handwerkszunft, und in der Zunft der Geſelle wie der Meiſter, dieſer neuerweckten Kunſt des Geſanges und fühlte ſich berufen, alle Ereigniſſe, kleine und große, die eigenen und die allgemeinen, in Lieder zu bringen, die daher ſogleich und zugleich alles geiſtliche und weltliche, private und öffentliche Leben umfaßten. Die größere Bedeutung aber lag zuerſt auf den Geſängen, die ihre Entſtehung dem Antriebe der Thaten in dem großen Volksleben zu danken hatten, den erzählenden, epiſchen, hiſtoriſchen Volksliedern[467], die in den nationalen Kriegen in England und Schottland, in Frankreich, in der Schweiz im 14. Jh. am mächtigſten zu dem erneuten Volksgeſange begeiſterten. Von da an gab es keine Begebenheiten von einiger Bedeutung mehr, die nicht ihre Sänger

467) R. von Liliencron, die Volkslieder der Deutſchen. 1—4. 1865—69. Das dankenswerthe Werk, in dem Alles, geſäuberte Texte, geprüfte Ueberlieferung, geſchichtliche Einleitung geboten iſt, erſpart uns jede andere Verweiſung. Die einzelnen Stücke, auf die wir uns beziehen, ſind aus den Daten in der chronologiſch geordneten Sammlung leicht zu finden.

gefunden hätten, Sänger, welche die Geſchichte mitwirkend erlebten oder von Mitwirkenden aus lebendiger Botſchaft empfingen und in ihren Liedern zum Geſang geſtalteten, in Ergüſſen der Siegesfreude oder des Parteihaſſes oder des Zornes über einen Glücksſchlag der Gegner, die ſie als lebendige Zeitung wieder auf Botſchaft an die Zeitgenoſſen ausſandten. Wir treten wieder in eine Periode, wie wir uns jene älteſte Zeit denken müſſen, da das Volk in ſeiner Maſſe ſeine Thaten mit Geſang begleitete und in Geſang verewigte. In den ritterlichen Zeiten war dieſer geſchichtliche Volksgeſang in den Hintergrund getreten. Die politiſchen Sprüche hatten ihn erſetzt, die ſich weiterhin zu jenen Wappendichtungen und Ehrenreden der Herolde ausdehnten, die noch ganz in die Weiſe der ritterlichen Dichtung verſtrickt waren; daneben hatte ſich im 13. Jh. die Verbrüderung von Dichtung und Geſchichte in der Reimchronik vollzogen, die ihre Farben noch gern von dem ritterlichen Epos borgte. Alle dieſe drei Gattungen liegen den Uebergangsſtufen zur Seite, auf welchen wir, zunächſt auf dem Gebiete des hiſtoriſchen Volksgeſangs, von der ritterlichen zur volksthümlichen Lyrik übertreten. Wir laſſen die Reimchronik zur Seite, auch wo ſie ſich auf einzelne zeitgenöſſiſche Ereigniſſe kürzer zuſammenzieht [468]; die Poeten, die in ſolchen gereimten Erzählungen, ganz nur „auf die Wahrheit" gerichtet, nichts weiter als „eine Chronik dichten" wollen, geben bis auf die äußerlichſte Form allen Verband mit Geſang und Dichtung auf: wie denn der Abſtand von Reimchronik und geſchichtlichem Volksgeſang nicht greller ins Auge fallen kann, als wenn einmal eine hölzerne Reimerei jener Art, wie etwa die von Herzog Ulrich von Würtemberg [469], die Lieder die ihrem Gegenſtande „dienſtlich kommen" in ſich aufnimmt; es ſind ſeltene Ausnahmen, wenn

468) Wie die längeren Gedichte von Bernhard von Utzingen über den Würzburger Städtekrieg 1397—1400, von Thomas Priſchuch aus Augsburg über das Concil von Conſtanz, von Konrad Silberdrat über die Zerſtörung der Burg Hohenzollern 1423, u. A. (bei Liliencron N. 40. 50. 59.)

469) Ed. von Seckendorf. Bibl. des lit. Vereins N. 74.

einmal ein ſolches gereimtes Zeitbuch, wie Chriſtian Wierſtraats [470]) Belagerung der Stadt Neuß (1474) in ſeinen wechſelnden Strophen ſo entſchieden in den Ton der lyriſchen Kriegslieder der Zeit überſpielt, wie die Geſchichtsgedichte des 13. Jhs. in das ritterliche Epos. Näher liegt unſerer Beachtung die Wappendichtung im Stile der Suchenwirtſchen Reden: weil nichts ſo unmittelbar wie ſie aus den Veränderungen in Leben und Dichtung zugleich anſchaulich macht, wie die ganze Natur und Bildung der Zeit aus den höheren zu den unteren Volksklaſſen herabſtrebt. Wir haben oben (S. 388) vorübergehend als eine der früheſten dieſer Wappendichtungen, noch aus dem 13. Jh., das fragmentariſche Gedicht von Hirzelin auf die Schlacht am Haſenbühel genannt, das ganz romanhaft mit einer Beziehung auf König Terramers Einfall in Frankreich beginnt; ihm zur Seite liegen zwei ebenſo ritterlich gefärbte Gedichte eines Niederrheiners auf den Fall König Ottokars in der Schlacht bei Laa (1278) und auf den Tod Adolfs von Naſſau, von welchen das erſtere recht eigentlich ein Wappenſpruch, zu Ehren beſonders des Grafen Eberhart von Katzenellenbogen iſt; gegen den Schluß unſeres Abſchnittes werden wir aus einer Reihe von Poeten, die im 15. Jh. dieſe Gewerbsdichtung noch im Dienſte der Fürſten fortſetzen, in Michel Beheim den Hauptvertreter hervorheben; in der Mitte der Zeiten wurden wir mit dem Suchenwirt bekannt, der außer ſeinen preußiſchen Kriegsfahrern auch andere Helden beſungen hat, die in deutſchen Verhältniſſen, in den Kriegen der Gegenkaiſer, in den Tiroler Erbſchaftshändeln u. ſ. betheiligt waren; ſo hat er auch in ſeiner Rede von fünf Fürſten (N. 20) das Andenken des bei Sempach gefallenen Herzogs Leopold von Oeſterreich zu retten geſucht. Aber nirgends kann man ſo grell und greiflich den Unterſchied der abſinkenden und aufſteigenden Geſellſchaftskreiſe ſchauen und faſſen, als wenn man mit dieſem Spruch des Dichters, der noch das alte Ritterweſen zu ſtützen, die Kreuzfahrten anzupreiſen, den Frauen-

470) Nach dem alten Druck von 1497 ed. E. v. Grote. Köln 1855.

und Hofdienſt zu verherrlichen ſucht, die eidgenöſſiſchen Lieder über die Schlachten bei Sempach und Näfels (1386. 1388) vergleicht, wo die Schweizer Bauern zuerſt, wie ſpäter die Huſſitiſchen und Dithmarſiſchen, in Siegen die der Volksbewaffnung ihr einſtiges Anſehn zurückgaben, den Kriegsruhm der Ritterſchaft zu Schanden machten, ganz ähnlich wie die Geſchichtslieder auf dieſe Kämpfe dem Volksgeſang ſeine Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit von der ritterlichen Dichtung wiedererfochten.

Die erſten Anfänge der Schweizer Geſchichtslieder knüpfen ſich alle an Bern: ſo das älteſte überhaupt bekannte, das ſich auf ein vorübergehendes Bündniß zwiſchen Bern und Freiburg (1243) bezieht und dieſe ſtark machende Eintracht der zwei frechmuthigen Stiere in Fabelweiſe preiſt; ſo verſchiedene andere Stücke des 14. Jhs., welche die tapferen Gegenſtöße des Berner Bären gegen verſchiedene Herrenbünde beſingen. Von einer weit größeren Bedeutung aber wurden dann die Lieder, die gegen Ende des 14. Jhs. die Freiheitskriege begleiteten, die ſchon ſeit der Mitte des Jahrhunderts vorbereitet waren, da erſt unter der Bildung und Erweiterung des Waldſtättebundes Oeſterreichs Herrſchaftsrechte vereitelt, dann durch die Uebergriffe der einzelnen Orte öſterreichiſche Vogteien gebrochen und Habsburger Verwandtenhäuſer niedergeworfen wurden; bis dann ſeit dem offenen Bruch der große Handel zwiſchen Städten und Herren, der jetzt die Zeit zu beherrſchen begonnen, hier in der Schweiz zu Gunſten der Städte ſich entſchied und zur Unabhängigkeit des Landes führte. Die verſchiedenen Lieder auf die Schlacht bei Sempach, die dieſe Wendung zuerſt ankündigte, ſind auch literarhiſtoriſch von einer entſprechenden Bedeutſamkeit: weil man an ihnen die Veränderung der Geſchichte in Sage, die Erweiterung vom Lied zum Epos wie vor Augen verfolgen, und aus ihnen vermuthen kann, es möchten ohne die Dazwiſchenkunft der hellen Geſchichtſchreibung dieſe Umbildungen weiter und weiter geführt haben, wie einſt in den Heldenliedern der früheſten Zeiten. Der älteſte Sempacher Geſang, ein kurzes aſſonirendes Lied

von 15 Strophen, das von Winkelried und ſeiner That nichts weiß, iſt von dem Lucerner Melchior Reuß in ſeiner Chronik (1482) mitgetheilt, ausdrücklich als das Lied, das nach der Schlacht geſungen worden ſei; worin vielleicht ein leiſer Stich lag auf einen poetiſchen Neuling, das größere Sempacher Lied von Halbſuter, das ſich ſeinerſeits als zeitgenöſſiſch mit der Schlacht ausgab, und das, ſchon zu einem kleinen Epos von 66 Strophen erweitert, den aufopfernden Tod eines Winkelried (nicht Arnolds von W., ein Name der erſt im 16. Jh. nachgewieſen iſt) beſang. Ueber das Verhältniß beider Lieder und ihrer Dichter ſcheint ſo wenig eine Eintracht zu erzielen, wie in der großen Nibelungenfrage [471]). In beiden Stücken aber, in den Theilen wie in dem Ganzen des großen, des verbreitetſten Liedes, und ebenſo in den gleichartigen Geſängen über den „Widerſchnall" der Glarner gegen den Einbruch der öſterreichiſchen Herren in St. Fridli's Land (bei Näfels 1388) berührt durchaus wohlthuend und erhebend der Ton der ſchlichten Einfalt, der ſie durchzieht, der Demuth, die dem hoffärtigen Adelſtolze gegenüber den frommen Landmann auf Gott und ſeine Landesheiligen vertrauen lehrt, des gefaßten Selbſtgefühls, das auch nicht durch den natürlichen Spott, durch die muthwilligen Scherze über die Niederlage der dünkelhaften Gegner beeinträchtigt wird. Dieſe ſittlichen Vorzüge verſchleifen ſich ſchon in den Liedern über „den Widerſtoß", der zwiſchen Schwyz und Zürich (1443—46 über die Toggenburger Erbſchaftsſache ausbrach und den Bund der Eidgenoſſen zeitweilig ſpaltete; beſonders aber in den Geſängen, die

471) Ein Halbſuter iſt im Lucerner Rathsbuche a. 1382 nachgewieſen, ein Hans Halbſuter von Rot ungefähr gleichzeitig mit Reuß; es wird daher ſchwer auszumachen ſein, ob ein älterer Halbſuter der Dichter des älteren, oder ein jüngerer des jüngeren Liedes ſei. Liliencron nimmt in dem großen Liede 6 verſchiedene Beſtandtheile an; Ott. Lorenz (Leopold III und die Schweizer Bünde. Wien 1860 und in Germ. 6, 161) unterſcheidet neben dem alten Lied von dem Kampf zwiſchen Stier und Löwen einen zweiten, noch kürzeren Sieges- und Spottgeſang, der die Herren als Mäder darſtellt, denen man ihr Morgenbrot reicht, und ein drittes, factenreicheres, die That Winkelrieds verherrlichendes Lied von 35 Strophen, was dann alles in das große Halbſuterlied „nicht ſehr geſchickt zuſammengeſchweißt" ſei.

uns in den Mühlhäuſer und Waldshuter Krieg verſetzen, in die offenſiven Vorſtöße, die ſchon durch die Raufluſt der ſiegverwöhnten Jugend veranlaßt waren, aus deren Liedern man daher nicht mehr die fromme Stimmung der früheren, weit eher den Uebermuth, den dieſe an den Gegnern verhöhnt hatten, heraushört. Mehr Schwung kam wieder in die, nun zahlreicher anſchwellenden, Schweizerlieder zur Zeit des Burgunderkrieges, als der neue Alexander, Karl von Burgund, die ihm von Herzog Sigmund von Oeſterreich verpfändeten Theile des Elſaſſes und des Schwarzwalds an ſich reißen wollte und dadurch Alles im gemeinen deutſchen Lande gegen ſich waffnete und Oeſterreich (1474) in einen Bund mit den Eidgenoſſen in der „ewigen Richtung“ treten ſah, in der die Sänger Veit Weber und Rudolf Montigel, in roſigſter Stimmung, die deutſche Einigung gegen wälſche Tücke vollbracht ſahen. Weſentliche Veränderungen aber entſtellen jetzt ſchon, und weiterhin immer mehr, den kriegeriſchen Geiſt des Volks und den Charakter ſeiner Lieder. Wenn ſich ſchon in die burgundiſchen Lieder ein ſelbſtgefühliger Trotz auf den alten Ruhm unwohlthuend einmiſcht, ſo erkennt man nachher in den Stücken aus dem Schwabenkriege, voll von einem grobianiſchen Schmutze von dem die älteren Geſänge ganz frei waren, welch ein wüſter Ton in Lied und Leben zugleich einzog, ſeit mit dem ſteten Kriegsglück das Reislaufen und mit dem Reislaufen der wilde Frevelmuth und die rohe Beuteſucht überhand genommen hatten. Dem poetiſchen Charakter nach iſt auch ſchon durch die bloße veränderte Stellung der Dichter dieſen ſpäteren Geſängen ein anderer Ton aufgeprägt. Bis dahin hatten nur Schweizer dieſe Lieder geſungen; auch blieb Luzern eine Hauptpflegeſtätte derſelben: dort ſtellen ſich zu Halbſuter ein Hans Ower, ein Hans Viol, ein Hans Wik u. A. als Sänger von Geſchichtsliedern; in Folge der ewigen Richtung geſellten ſich dann aber auch deutſche, öſterreichiſche Poeten hinzu, obenan Veit Weber aus Freiburg im Breisgau, das ein Mittelpunct der Agitation gegen den Burgunder war; und ſo hat ein Mathis Zoller aus Laufenburg Schlachtlieder von

Murten und Nancy, ein Schwabe Hans Lenz über die Dornecker Schlacht geſungen. Und das ſind nun nicht mehr unwillkürlich von den Thaten ergriffene Sänger einer ganz freien Kunſt, ſondern meiſt, wie Veit Weber von ſich ſelbſt bezeugt[472]) beſtellte Gewerbsdichter im Solde der Städte, wie die fahrenden Suchenwirte im Dienſte der Fürſten. Daher nun ihre Lieder zu Lobſprüchen werden, die ja nicht verſäumen dürfen, jeden einzelnen Ort, der ſeine Schaaren zu einem Kampfe ſtellte, zu berühmen. Mit dieſer Proſa zog die andere ein, daß die Dichter ſich mehr und mehr darauf erpichen, wie in der trocknen Chronik „die warheit zu riſen". Noch viel mehr ſinken dann die ſpäteren Erneuerungen und Erweiterungen der alten Schweizer Kampflieder ins zunft- und handwerksmäßige herab, bei einem Ulrich Wirri, der ſeinen rohen Spruch auf die Dornecker Schlacht (1499) ſprach oder bei Caspar Suter, der die Bemunder Schlacht (1544) beſang, wo ein übelverſtandener Patriotismus mehr und mehr die proſaiſche Geſchichte hereinzog und in förmlichen Sammlungen der „Schlachtlieder der alten Eidgenoſſen" (o. O. 1600) die bevorzugte, die „ordentlich und gründlich aus den wahrhaftigen Hiſtorien beſchrieben" waren. So hält die hiſtoriſch treue Erzählung ſelbſt in den Dithmarſiſchen Liedern über die Schlacht bei Hemmingſtede[473]) (1500) den poetiſchen Werth gering, doch ſpricht aus ihnen wieder ganz jene Vaterlandsliebe, jener Geſchlechts- und Ahnenſtolz, die Freiheitsliebe der ehrlichen Bauern die das unerhörte Wunder erlebten, wie unter des ſtarken Gottes Hülfe die Herren, ihre ſtolzen Unterdrücker, den Sieg durch ſie verloren; und jener fromme Sinn, der unter den Bedrohten den Spruch in Umlauf ſetzte, daß wenn ſie Recht hätten, Gott ſie nicht verderben, hätten ſie aber Unrecht, ſie möge ſterben laſſen.

---

472) Von den Friburgern in Oechtland 1475: Mit Geſang vertrib ich min leben, Von tichten kan ich nit lan; Darumb mir ſtet hand geben Die ſchild, ich an mir han, Daz ich mich beſter baz müg ernern Und erlich kum gegangen Für fürſten und für herrn.

473) Im Neocorus, ed. Dahlmann. 1827.

Auch was den Vortrag, die alten kecken Züge der Volksdichtung angeht, vergleichen ſich dieſe Lieder des beginnenden 16. Jhs. am nächſten mit den ſchweizeriſchen des vierzehnten.

In dem inneren Deutſchland fand das hiſtoriſche Volkslied entfernt nicht die Gunſt der Verhältniſſe, wie in der Schweiz, wie in anderen Völkern einer beſchloſſneren Nationalität: trägt doch ſelbſt das private, perſönliche Volkslied und ſeine Muſik in dem ſtammreichen Volke keinen ſolchen gemeinheitlichen Charakter wie die Volksgeſänge von Iren, Schotten, Franzoſen u. A. Unſere Geſchichte, ſeit dem Ausgange der Staufen der gemeinſamen Bewegung entbehrend, von den äußeren Dingen auf die Arbeit der inneren, ſittlichen und kirchlichen Bildung abgelenkt, ward arm an feſſelnden Ereigniſſen, die eines poetiſchen Kleides würdig geweſen wären. Wo noch kriegeriſche Thaten zu verrichten waren, im 14. Jh. in Preußen und in der Schweiz, im 15. Jh. gegen Türken, Huſſiten, Burgunder, waren die Bewegungen an und über den Grenzen gelegen und reagirten wenig auf den Körper der Nation; oder ſie füllten wie die Türkengefahren mehr mit Schrecken und Rathloſigkeit, als mit Begeiſterung und Thatenluſt; oder ſie machten durch Niederlagen den Kampfmuth lahm und die Singſtimmen ſtumm. Den Siegesliedern der Schweizer und Huſſiten gegenüber, wer ſollte die deutſche Schmach beſingen? Stehen doch ſelbſt noch in dem ſchwäbiſchen Kriege zu den ſchon geſunkenen Schweizerliedern die Reimereien auf der Gegenſeite in einem ſo lächerlichen Abſtand, wie zu der Kriegführung der Eidgenoſſen die „ſchwäbiſchen Poſſen", mit denen die guten Reichſtädter ihre Kriegszüge betrieben, die wo es auf das tapferſte Einſchenken ankam ſich freilich vermaßen, je Einer drei Schweizer auf ſich zu nehmen[474]). Was ſonſt in dem inneren Deutſchland vorkam, das vollends war mehr

474) Man vgl. mit den Schweizerliedern über den ſchwäbiſchen Krieg z. B. einen Druck von 1499 o. O., der die deutſche Seite in einer gereimten Erzählung vertrit, ihr Titel iſt: Von dieſem krieg wie ungefüeg der ſwitzer ſtamm iſt ungehorſam dem römiſchen reich u. ſ. w.

zur Wehklage als zum Frohgeſang geeignet. Der große Zerfall aller Stände, die Bedrückung der Bauern und die gelegentlichen Rückſchläge ihrer Rache, das Ringen der Zünfte mit den Geſchlechtern in den Städten, der Kampf der Städte, um ihre Reichsfreiheit gegen die Annexionsluſt der Landesfürſten, um ihr Hab und Gut gegen die Weglager der Raubritter zu behaupten, die Zerwürfniſſe der Fürſten untereinander und mit dem Reichshaupte, das Alles war ein Bild allgemeinen Jammers, das mehr die patriotiſche Rüge, die politiſche Kritik, die ſittliche Entrüſtung wach rief als die wohlgemuthe Stimmung zum Geſang. Das allgemeine Gemälde dieſer inneren Wirren hat der Sucheuwirt in einem ſeiner Gedichte (N. 37) in lebhafter Schilderung entworfen. Die Fürſten und Stände, ſagt er, verwirren ſich in Kriege, Raub und Brand verwüſten die Lande. Wenn keine Bauern mehr ſind, dann wird der Spaß ſein Ende haben, und wovon werden dann die leben, die ſich jetzt Herren und Fürſten nennen, die doch nicht mit dem Pfluge gehen? Den Städten verhält man ihre Nahrung durch Wegelagerung und Raub, nun fegen ſie den Harniſch aus dem Roſte. Den Reichen ſind die Kaſten gefüllt und den Armen leer, dem Volke iſt der Magen hohl und mit Ingrimm ſehen ſie Weib und Kinder vom Hunger bleich. Nun rotten ſie ſich in ſchreckliche Haufen zuſammen und drängt einer dem andern vor: Schlagt auf den Reichen die Thüren, wir wollen mit ihnen eſſen; denn beſſer iſt, daß wir erſchlagen werden, als Hungers ſterben. Schreckliches Blutvergießen zwiſchen Ritter und Knecht, zwiſchen Arm und Reich iſt die Folge. Wo Städte und Fürſten nicht Friede halten, die jedes Landes zwei Hauptheile ſind, wie ſoll es da ausgehen? Wir ſollten uns brüderlich in Sühne vertragen, nun aber machen wir Juden und Heiden froh, indem wir gegen einander wüthen. Dies allgemeine Bild erläutern alsdann ſeit dieſen Zeiten des 14. Jhs. durch mehr als ein Jahrhundert zahlloſe Volks-, Fehde- und Schlachtlieder im Einzelnen. Darunter haben ſich die kurzen Liedchen, die Reime, die in dem knappen, durchbrochenen Erzählſtile der Romanze vereinzelte

Begebenheiten von kleinerem Umfange beſingen, die zum großen Theile von Angehörigen des unterſten Volkes ausgingen, von einem „freien Knaben Keppenſen", über den vereitelten Ueberfall von Lüneburg 1371, von einem Schmiedeknecht Köne Fink über einen Fehl-Schlag des Herzogs von Stettin 1420, von Berggeſellen aus Schmalkalden über den Raufbold Reinhart von Haun 1442, von einem Reiterskuecht über die Fehden von Soeſt mit dem Erzſtift Köln 1446, von einem Bäckerknecht Peter Weiglin über die Erbrechung von Schloß Ingolſtadt 1439 u. ſ.; ſie ſind das Friſcheſte, was wir vom geſchichtlichen Volksgeſang beſitzen, aber ſelbſt ſie ſind, wenn auch in der Weiſe, doch ihrem Inhalte nach nicht erquicklich. In England, wo die alten nationalen Rivalitäten zwiſchen Waliſen, Engländern und Schotten dauernde Stamm- und Familienfehden aufrecht erhielten, gab es ritterliche Züge und Charaktere in Fülle, die ſich der Verewigung in Balladen und Romanzen empfahlen; und neben den waliſiſchen Barden, die die alten Thaten ihrer Ahnen fort und fort ſangen, fühlten ſich die Poeten aller Stände, Bänkelſänger, Wirthshausminſtrels und fürſtliche Perſevanten allezeit geſpornt, ihrer neueſten Tagesgeſchichte die poetiſche Seite abzugewinnen. Ihre Balladen bilden das Mark und den Kern des engliſchen Volksgeſangs; in Deutſchland kam das Aehnliche ſo wenig zu einer gleichen Höhe, wie der politiſche Spruch unſerer Minneſänger zu der Bedeutung der provenzaliſchen Sirventes gelangte. Was dergleichen bei uns, in engen örtlichen Verhältniſſen entſtand, das verſcholl, ohne ſelbſt wo es ſich weiter verbreitete eine eigentliche Pflege und Ausbildung zu erhalten. Das Beſte dieſer Art iſt bei uns im Norden entſtanden, wohin die meiſterſängerliche Gelehrtheit und Verkehrtheit am wenigſten vordrang; der Ausbreitung aber dieſer niederdeutſchen Stücke ſtand ſchon der Dialekt entgegen; allen aber, den hochdeutſchen ebenſo, entzog die locale Begrenzung ein allgemeineres Intereſſe. Den Heißſporn Percy kannte in England ein Jeder; aber wenn die Hamburger (1402) ihr Lied vom Stürzebecher, die Stendaler (1372) ihren Sieg über den

Harzgrafen Buſſe von Errleben, die Görlitzer, die Nürnberger, die Ulmer, die Breisgauer und Sundgauer beſangen, wie ſie ihre Plagegeiſter, den Fritſche Grad, den Epple von Geilingen, den Schittenſamen, den Hammen von Reyſtatt, den Lindenſchmidt oder den Peter Hagenbach, den verhaßten Landvogt Karls des Burgunders, ſingen und hingen, was mochten ſich die einen um die andern viel kümmern? Dieſe Lieder von den Freiharten und Raufbolden dieſer Zeit hatten in ſich den ähnlichen poetiſchen Stoff wie die engliſchen Romanzen von Robin Hood; aber der ſittliche Sinn jener Zeit war der poetiſchen Verherrlichung dieſes gewaltthätigen Geſindes ganz entgegen. Auf ein Paar ſolcher Reien, wo die Sänger eine Art Wohlgefallen an dem waghalſigen Treiben der Eppeln von Geilingen oder Hammen von Reyſtatt verrathen, auf Ein elegiſches Lied, das beweglich für den „Raumenſattel" Partei nimmt, den die Weißenſteiner ſchuldlos hingerichtet, kommen ganze Reihen von Liedern ſtädtiſch bürgerlicher Poeten, die den peinlichen Tod ſolcher Schnapphähne bejubeln: es nimmt ſich wie eine Art Criminalpoeſie aus, wenn ein Bergreiu über Kunz von Kaufungen (1455) mit Wolluſt beſingt, daß Schwert und Rad den Prinzenräubern gelohnt und daß man ihre Rümpfe in Freiberg habe hängen und Kunzens Kopf „herausſchmunzen" ſehen. Ein freier Reiter, der wohl ſelbſt mit Albrecht von Roſenberg „eine Reis gedient und die Nürnberger Pfefferſäcke gejagt" hat, ſingt ſeinem Herrn einmal ein Preislied, gewiß blieb dann das Rügelied gegen die „Rittersmähre" nicht aus. Es fleht der „Schenkenbach" den Rottmeiſter der Reiterknaben St. Jörg um ein gutes Gewitter an, um die Kaufleute (das Wild dieſer Jäger) bequem aus ihren füchſenen Schauben zu ſchlagen, dann ſingt ſicher ein Kaufmann wieder einen Fluch über dieſen Heiligencultus der Galgenkinder. Einer beklagt den Fall von Sickingen, des Freundes der Landsknechte, ſo ſingen drei andere den Preis ſeines Verderbens, und ſelbſt einer und derſelbe, der in ſeinem Spruch (von Borberg und Landshut 1523) Sickingens Tod bedauert, der bedauert doch auch zugleich ſein Leben. Dieſer durch-

gehende Zwieſpalt hinderte nothwendig die friſche Freude an dieſen Stoffen und die poetiſche Ausbildung der Lieder, die ſie beſangen.

Dieſen Geſangſtücken zur Seite liegen dann ganze Reihen meiſterſängerlicher Sprüche über die inneren Verfaſſungskämpfe oder die äußeren Streithändel der Städte, in die ſich neben dem trockenen reimchroniſtiſchen Geſchichtsberichte hier und da ein giftiger Parteigeifer Luft macht: das ſinkt dann an poetiſchem Werthe und an innerem Intereſſe völlig herab. Wenn da ein Kölner oder Achener die vaterſtädtiſchen Zerwürfniſſe zwiſchen Zünften und Geſchlechtern erzählt oder ſelbſt ein Eberhard Windeck die Mainzer Unruhen (1428—30) als Held und Geſchichtsdichter zugleich beſingt, oder wenn da und dort ein Criminalgedicht andern Schlags zu eindringlicher Abſchreckung den Sturz und die Hinrichtung eines ſtolzen Emporkömmlings, des Nürnbergers Niclas Muffel (1469), des Augsburger Bürgermeiſters Ulrich Schwarz (1477), des Hans Waldmann in Zürich (1489) beſchreibt, das mußte vollends in die Stadtmauern beſchränkt bleiben. Nur da wo der äußere Ringkampf zwiſchen Fürſten und Städten, wie in der Soeſter Fehde, wie in dem Markgrafenkriege, einen etwas größeren Zug nahm, wo ſich die Städte in ihrem Kampfe um Sein und Freiheit gegen die Attentate der päpſtlichen und weltlichen Fürſten behaupteten, haben die betreffenden Dichtungen — nicht viel größeren poetiſchen Reiz, aber einen ungleich höheren ſittlichen und politiſchen Werth. Dies trifft am meiſten auf Alles was von Nürnberg ausgegangen iſt um die Zeit (1449), da es im Centrum eines Städtebundes den Angriffen des Fürſtenbündniſſes ausgeſetzt war, an deſſen Spitze Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg ſtand. Zwiſchen den plebejiſchen Reienſängern, die wir kennen lernten, und den fürſtlichen Soldpoeten die ihnen gegenüberſtehen, hob ſich in jener Zeit aus der Zahl der ſtädtiſchen Spruchſprecher, die zwiſchen beiden die Mitte halten, der Nürnberger Hans Roſenblüt, deſſen Thätigkeit zwiſchen 1425—60 fällt, an Tüchtigkeit der bürgerlichen Geſinnung, an geſundem Verſtand und Wahrheitsliebe

ſo bedeutend hervor, wie es ſeine Stadt allen übrigen an innerer Regſamkeit und Energie nach außen zuvorthat.

Auch Roſenblüt zwar ſuchte noch, weit in Deutſchland umgetrieben, als Wappendichter die Höfe auf gleich dem Suchenwirt; in ſeiner Ehrenrede auf Herzog Ludwig den Reichen von Landshut, der bei ihm ſchon als Gegner des Markgrafen Albrecht Achilles in höchſter Gunſt ſtehen mußte, nennt er ſich ſelbſt einen Nachreiſer der Wappen der Fürſten, an deren Höfen er ſeine Nahrung ſuche[475]). Trotzdem aber iſt auch nicht die geringſte Sympathie mit dem alten höfiſchen und ritterlichen Weſen in ſeinen Dichtungen[476]) zu entdecken. Sie offenbaren vielmehr in Denkart, Stoffwahl und Behandlungsweiſe einen ächten Mann des Volks, der uns als ein unmittelbarer Vorläufer von Hans Sachs und der bürgerlichen Poeten, die zwiſchen ihm und dieſem thätig waren, von vorragendem Intereſſe iſt. Bei dem Suchenwirt hört man kaum von einer anderen als der ritterlichen Geſellſchaft, bei Roſenblüt faſt nur von der bürgerlichen: tadelt er beide, ſo trifft ſein Tadel die letzteren gelinder; lobt er beide, ſo iſt ſein Lob der letzteren inniger. Wenn er in ſeiner Wolfsklage[477]) eine Spruchgattung aufgreift, die unter einem beliebten Bilde ſich des Armen annahm der ſich durch die Lebensnoth durchzuplagen hat, ſo wird die Klage des Raubthiers bei ihm zu einer Satire auf die Pfaffen und Herren, die auf feſten Burgen liegen viel ſchlimmer als Er,

---

475) Ich — bin ein fremder abentewrer
zu fürsten, zu herren, zu kunigen und zu keisern,
und bin irer wappen ein nachreiser,
nach Adams ere zu plasonniren
und auch ir varb zu difidiren
und such an iren hosen mein narung.

476) Die Hauptquelle iſt die Dresdner Handſchr. 58d. Eine kleinere Sammlung in der Gießner Handſchrift N. 1264. Vgl. Weigand in Haupt's Zeitſchrift 9, 167. Geeignete Proben aus ſeinen Werken in Kellers Faſtnachtſpielen p. 1077 ff. Eine Anzahl Priameln mitgetheilt von M. Rodler in Germ. 3, 371. Die hiſtoriſchen Sprüche in Liliencrons Sammlung.

477) Keller l. l. p. 1107.

der Wolf, der doch nie auf Wein, Gewand und Specereien fahnde und Städte breche und brenne, der Allverfolgte, der doch mit der Schrift bewähren wolle, daß in der Hölle mehr Pfaffen als Wölfe ſeien. Es finden ſich Stücke von minniglichem Inhalte nach dem Stile der Ritterdichtung bei ihm, aber im großen Ganzen ſteht ſeine Dichtung dieſer ausgehenden ariſtokratiſchen Kunſtpoeſie entgegen. Es ſteht ihm fremd, daß er ſich (wie in dem Gedichte von den ſieben Wochentagen) auf ascetiſche Vorſchriften einläßt und dabei die herkömmlichen Bilder und lateiniſchen Brocken gebraucht; auch ſeine Reden zum Lob der Jungfrau voll eigener Miſchung des alten Schwulſtes mit den gemeinen Ausdrücken der Volksſprache, erſcheinen ſeltſam neben ſeiner ſonſtigen Klarheit und Heiterkeit; die üppigen Naturſchildereien in den Eingängen ſeiner Allegorien, die Beſchreibung der Steine und Pflanzen oder der muſicirenden Vögel, die überladene und lächerliche Durchführung lächerlicher Vergleiche, die geſuchten ſonderbaren Reime, in denen er ſich dann gefällt, all dies ſind ſeltnere Auswüchſe bei ihm, die man erklärlicher fände, wenn ſie dem gleichzeitigen Bruder Roſenblüt, Prior in dem Predigerkloſter in Nürnberg, angehörten, von dem man zwei politiſche Sprüche hat; mit ihm unſeren Wanderpoeten zu identificiren [478]), der ſich ſelbſt den Schnepperer nennt [479]), ſchiene uns allzu gewagt. In einer Reihe ſeiner Sprüche und Schwänke hat er ſich nachgewieſener Maaßen [480]) alte Ueberlieferungen dienſtbar gemacht wie ſeine Verarbeitungen wieder Quellen für die ſpäteren Meiſterſänger wurden; ſelbſt wo er in dieſen Dingen der tollen Luſtigkeit des Zeitalters opfert, iſt er ſtreng und ernſt in ſeiner Geſinnung, wie in ſeinen größeren Sprüchen und Rügen über die öffentlichen

478) Gödeke, Grundriß p. 96—98.

479) Den Beinamen variirt er ſelbſt mit Schwätzer:

Der dieses liedlein hat geticht, das uns die warheit geit,
der trinkt vil lieber wein denn wasser, und hetts der pabst geweiht.
Hanns Snepperer ist er genant, ein halber biderbmann,
der in ein grossen swatzer heist, der tuot kein sünd daran.

480) Vgl. Germ. 4, 482. 8, 41.

Verhältniſſe überall. Um die Mitte des 15. Jhs. waren politiſche Sprüche dieſer Art ganz allgemein, worin die Obrigkeit gemahnt wurde Recht zu pflegen, den Adel im Zaum zu halten, den Bürgern nicht zu viel Ueppigkeit zu geſtatten, die Bauern nicht zu beſchweren und die Straßen rein zu halten: Roſenblüt allein kann dieſe Ausſage Cyriacus Spangenbergs in der ſächſiſchen Chronik bewähren. Oft herrſcht in ſolchen politiſchen Rügen eine Rückhaltung, wie aus Furcht vor der Cenſur der Gewalthaber, oft ſpricht aus ihnen eine rückſichtsloſe Offenheit; zu beiden finden ſich die Beiſpiele bei Roſenblüt. In einem abſichtlich räthſelhaften Spruch (1459), von dem Türken (bei Liliencron N. 109), der ausgeflogen, um den Adler zu rupfen, heißt es: Zeislein und Meiſe hätten ſich ihm geſellt, die Plattengeier und Kanzelſchreier, die des Adlers ſpotten, hätten ihn aufgeweckt: die Auslegung iſt um ſo ſchwieriger, als die bildlichen Bezeichnungen nicht überall feſtgehalten ſind. Das Räthſelkleid iſt hier um ſo auffallender, als ſonſt in der Türkengefahr die chriſtliche Freimüthigkeit noch das meiſte wagte. Um ſo unverholener iſt Roſenblüt über die Huſſitenkriege, über die Begebenheiten bei Tachau (1427), wo er ſelber gegenwärtig war, und bei Tauß, worüber er zwei Sprüche (von Böhmen und von der Huſſenflucht. Lil. N. 61. 68) gemacht hat. Aufs anſchaulichſte verſetzt er darin in die Weiſe der deutſchen Kriegführung. Man kommt um Gotteswillen, und trachtet doch nur darnach, ſeinen Beutel zu ſpicken; man zankt um den Alleinbeſitz einer Stadt, noch ehe man ſie hat; man beräth, „man ſpinnt ungehecheltes Werg", man veruneinigt ſich über das Bannertragen, man vermißt ſich hoch und theuer und ſetzt die ehrenrührigſten Schwüre dran, daß man mit tapferer Hand ſtreiten wolle; und wie der Feind anrückt, läuft das ganze Heer ohne Schwertſteich davon, ſo daß „eine gleiche Zahl von Badem ägden ein Beſſeres geleiſtet hätten." Am liebenswürdigſten iſt unſer Poet, wenn er ſich mit ſeiner Vaterſtadt beſchäftigt: nicht ſowohl, wenn er ihre Kriegsthaten, als wenn er ihre Werke des Friedens zu preiſen hat. Er ſchildert das ſelbſt mitbeſtandene

Treffen bei Hembach (1450), den Sieg der Städter über die Markgräfiſchen, der Schafe über die Wölfe, in einer anſpruchvollen Erzählung: da lieſt man doch lieber die muthwilligen Volkslieder über eine kurz vorher erfolgte Schlappe des Markgrafen, als er den Weiher von Pillenreuth auszufiſchen kam, „mit Singen und Sagen, mit Fideln und Geigen", aber ſchweigen lernte, da er die großen Hechte, ſeine Ritter, verlor. Dagegen iſt Roſenblüts Lobſpruch auf Nürnberg (1447) ein durchaus wohlthuendes Gedicht[481] voll von Innigkeit und Herzlichkeit, in der er die Vaterſtadt preiſt, ihren weiſen Rath, die gehorſame Gemeinde, die wohlgezogene Prieſterſchaft, die herrlichen Wohlthätigkeitsanſtalten, ihre meiſterlichen und bildenden Künſtler, ihre Kaufmannſchaft und Handelsverbindung, ihren redlich erworbenen Reichthum und ihren Glanz, der ſie unter die erſten Städte der Welt ſtellt. Halte man daneben aus einer ganzen Reihe poetiſcher Lobſprüche auf Nürnberg, die dieſen folgten, gleich den nächſten von Kuntz Haß (Konrad Haſe), der den Roſenblüt'ſchen ergänzt durch eine ſtatiſtiſche Darſtellung der gewerblichen Thätigkeit und Geſetzgebung der Stadt[482], und man wird dann finden welch ein Unterſchied ſelbſt in poetiſcher Beziehung zwiſchen einem freien Sittendichter und einem reimenden Beamten der ſtädtiſchen Gewerbspolizei iſt. Sehr ſprechend lernt man den Dichter auch in ſeinem Faſtnachtſpiel vom Türken (1454) kennen. Der Großtürke erſcheint unterm Geleite der Stadt Nürnberg auf deutſchem Boden als Reformator, denn er hat im Stande der Dinge und der Sterne gelernt, daß der Chriſten Unglücksſtunde geſchlagen. Hoffahrt, Wucher, Ehebruch, Meineid, Ketzerei, falſch Gericht, Simonie, Zölle und den Druck der Oberen auf die Niederen will er ausrotten. Ihr ſeid alle, ſagt der Türke dem päbſtlichen Boten, der ihm mit dem Bann droht, ungetreu aneinander, ihr habt böſe Münze, falſche Richter und ungetreue Amtleute, wo iſt

481) Ed. Lochner. Programm der k. Studienanſtalt in Nürnberg. 1854.
482) Ed. Barack, in der Zeitſchr. für deutſche Kulturgeſchichte. 1858. p. 376.

einer, der das Alles austilgt? Ihr habt Juden, die euch mit Wucher freſſen und in gutem Frieden ſitzen, ihr habt Pfaffen, die hohe Roſſe reiten und um den Glauben ſich wenig kümmern, ihr habt böſe Gerichte und ungetreue Herren, die ihr alle mit eurer Arbeit nähren müßt, ihr habt große Beſchwerung und kleinen Frieden, wo iſt einer, der das Alles abſtellt? Die Kuchen eurer Fürſten ſind alle zu fett geſchmeizt; noch höhen ſie ihren Bauern ihre Abgaben, und wenn ſie einer einmal darum tadelt, ſo ſchlagen ſie ihnen ihre Rinder nieder, und ſollte ihr Weib und Kind darum Hungers ſterben. Dem vom Pabſt, Kaiſer und Reichstag bedrohten Türken hält dann die Stadt treulich ihr gegebenes Geleit. — In einem Gedichte vom Einſiedel[483]) berichtet der Dichter von der Lage der Welt ſo: Die Frommen ſieht man jetzt äffen, das Recht hängt an der Wand, die Wahrheit taugt nicht mehr an den Hof. Es ſind keine Fürſten mehr, deren Wort ohne Wandel iſt, ſie beſchweren die Menſchen mit falſcher Münze, mit Zöllen und Mauthen; die Ritterſchaft hat ihr rechtes Schwert verloren, mit dem ſie ſonſt Wittwen und Waiſen ſchützte und Unrecht ſpaltete, ſo iſt Fürſt und Adel von Schande entſtellt; das hört man die frommen Heroide klagen, die nicht mehr die Wahrheit reden dürfen. Zum Pabſte wählt man nicht mehr den Frommen, ſondern den Mächtigen, und ins Stift den, der große Freunde hat, vor welchen den Armen grauſt und die im Lande ſengen und brennen; Leute mit vergiftetem Rufe, die vielleicht ſelbſt hinterm Buſche gepaßt haben, werden zu Domherrn gemacht, die heilige Dinge lehren ſollen. Hat ein ſolcher dann mit der Pfründe erſt Hab und Gut erhalten und braucht auf Gold nicht mehr auszutraben, ſo geht er auf ſchöne Weiber aus. Dieweil ſtirbt der Biſchoff, ſo wählt man ihn an ſeine Stelle; von ſeinen alten Sitten hängt ihm noch ein gut Stück an, nun raubt er im Lande, im Eiſenhut und Panzer, zum Schrecken der Kühe und Kälber, welche die Armen nähren ſollten. Kaum daß die arme

483) Keller, Faſtnachtſpiel. p. 1124.

Prieſterſchaft in den kleinſten Pfründen das Volk noch belehrt. In der Gemeinde ſtehts nicht beſſer. Was der Edelmann trägt will auch der Bürger tragen, ihm ahmt der Handwerker nach, und dieſem wieder der Bauer; jeder will es dem andern gleich thun, gewinn' er's nun mit Kegeln, Borgen oder Verkaufen; obenan ſitzen daher die Wucherer; Beten und Kirchengehen iſt langweilig. — Perſönlich zeichnet den volksthümlichen Poeten vielleicht am beſten und innigſten ſein Spruch von dem Schweißtropfen des Arbeiters[484], wo er die Arbeit als den göttlichſten Orden der Erde preiſt und die Wunder des Schweißtropfens beſingt, der ſich in vier Theile ſpalte: Der Eine ſteigt zum Himmel auf und harft und geigt daß der dreieinige Gott bewegt wird, der zweite fließt in die Hölle und löſcht ihr Feuer ab, der dritte rinnt in die Seele und wäſcht ſie klar, der vierte bringt ſolche Früchte, daß er die ganze Welt ausſucht Gut zu ſammeln und wieder zu ſpenden.

Dieſem ſtädtiſchen Poeten ſtellen wir in Michel Beheim[485] (geb. 1416, geſt. nach 1474) den Hauptvertreter der höfiſchen Perſevanten gegenüber, die ein Hauptorgan der hiſtoriſchen Poeſien dieſer Zeiten ſind. Wie die kleinen Ritter und Grafen, in deren Umgebung der Suchenwirt ſich meiſtens umtrieb, ſo hatten auch die größeren Landesherzoge, Könige und Kaiſer ſchon längere Zeit her ſolche Dichterherolde um ſich. So beſitzt man Bruchſtücke eines allegoriſchen Lobgedichtes auf Kaiſer Ludwig den Baiern[486], das in ſeinem Auftrage zur Rechtfertigung ſeiner Stellung in dem erneuten Kampfe der beiden Schwerter von einem ſeiner Diener (zwiſchen 1343—46) geſchrieben iſt, man vermuthet von ſeinem Secretair und Hofmaier

484) Oder: „Von den Müßiggengern vnd Arbeitern." Alter Druck O. O. u. J. 8. In Keller's Faſtnachtſp. S. 1152.

485) Gedrucktes in der Samml. für altd. Lit. und Kunſt. Zehn Gedichte, die ſich auf öſterreichiſche Geſchichte beziehen, hat Karajan herausgegeben in: Quellen und Forſchungen zur vaterl. Geſch. Lit. und Kunſt. 1849. Ich benutze die Codd. Pal. 335. 386. 351. 375. 382 und beſonders 312.

486) Ed. Pfeiffer in Forſchung und Kritik 1, 45.

Ulrich Langenohr von Augsburg. So hatte König Sigmund einen meiſterſängeriſchen Perſevanten um ſich, der (1396) die Schlacht bei Großnikopolis als ein Augenzeuge ſchilderte. So ließ Kaiſer Friedrich auf dem Reichstag in Regensburg (1471) von einem ſolchen Handwerksſänger Ulrich Höpp poetiſches Reiſig ſchichten, um das Feuer gegen den Türken zu ſchüren. So hatte Kaiſer Max einen Hans Ortenſtein zur Hand, der ſeine Brautgeſchichte mit Anna von Bretagne in einer hölzernen Reimerei verewigte und einen Hans Schneider von Augsburg, der vorher ein „Sprecher" des Herzogs Chriſtoph von Baiern geweſen war und eine Reihe von Ereigniſſen (zw. 1478—1513) mit ſeinen barbariſchen Sprüchen begleitete[487]). Solche Fürſprecher für ihre Politik und Perſönlichkeit hatten denn auch die Fürſten um ſich, die den pfälziſchen Krieg (1462) zwiſchen dem bairiſchen Hauſe und dem Herrenbunde um Albrecht Achilles auskämpften. Bei Herzog Ludwig von Landshut, ſahen wir, nahm Roſenblüt eine Weile dieſe Stellung ein; den Pfalzgrafen Friedrich verherrlichten eine ganze Reihe ſolcher Sänger, ein Gilgenſchein, ein Hans von Weſternach; bei ihm fand auch Michel Beheim ſein letztes Aſyl, nachdem er ſich zuvor bei einer ganzen Anzahl von Fürſten umgetrieben hatte. Seine Schickſale können uns mehr als alles Andere verſinnlichen, wie das Heil der Dichtung fernerhin nicht mehr bei Höfen und Fürſten gelegen war, ſondern im Volke, und wie hart ſich eben an ihm der Verſuch ſtrafte, aus den Gewerbsklaſſen des Volkes, in denen er geboren und für die er erzogen war, die Kunſt noch einmal an die Höfe zu tragen. Seinen Urſprung leitete Michel aus Böhmen her, von wo ſeine Ahnen vertrieben worden ſeien und ſich dann in Schwaben, in Weinsberg, niedergelaſſen hätten, in deſſen Nähe er (in Sulzbach) geboren war. Sein Vater war ein Weber und er ſelber nährte ſich eine Weile in demſelben Handwerk, bis er an das Geſchäft des Dich-

487) Ein Verzeichniß ſeiner Gedichte in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie vom 7. Mai 1870. S. 501.

tens kam. Da nahm ihn ſein Herr Konrad von Weinsberg von dem Gewerbe weg; er lernte der Fürſten Hof ſuchen, und beſchloß ſich der Singkunſt zu ergeben bis zu ſeinem Tode. Wie oft mag der arme Mann in ſeinem Leben an die ruhigen Stunden zurückgedacht haben, wo ihn das ehrbare Gewerb einfach ernährte, während er ſpäter ſeine Armut und Blöße beklagen mußte. Es hatte ſich ihm eine glänzende Ausſicht eröffnet, er gab die ſichere dafür hin; er trieb ſich in der Welt auf und ab um kümmerliche Nahrung, und da er frühe Weib und Kind hatte, ſo hemmte ihn das vielfach am Wandern, und leider ward er ſo oft auch gegen ſeinen Willen zum Wandern genöthigt. Wie gut wars, daß ſich der ſelbſtvergnügliche Mann noch tröſtete, er dürfe ſich ſeines Geſanges nicht ſchämen, er könne es mit ſeinen Zeitgenoſſen ſchon aufnehmen, wenn er ſich gleich nicht meſſen wollte mit den alten zwölf Geſangmeiſtern, die in der guten Zeit lebten, da ſie noch nicht um Lohn der Fürſten betteln mußten, während Er für Weib und Kind auf Erwerb zu denken hat beim Abend und beim Morgen. Wie ſtark mußte in ihm die Begeiſterung für die Kunſt ſein, die ihm ſo ſchnöde lohnte, und der er doch trotz Jammer und Noth bis zu ſeiner letzten Stunde anhängen wollte. Es iſt gewiß nicht leicht, einen Meiſterſänger zu finden, der an dichteriſchen Anlagen tiefer zu ſetzen, oder an Charakter ſo verkehrt wäre, wie Beheim, und dennoch iſt dieſe Hingebung für eine edle Sache ſo rührend und guter Sinn und ein ehrlich Gemüth auch unter den Verderbniſſen, mit der eine drückende Armut die Sittlichkeit ſo leicht gefährdet, bei ihm wohl zu erkennen. Nach dem Tode ſeines erſten Herrn ſtrebte er höher: er kam zu Markgraf Albrecht zu Brandenburg. Aber gleich unter dieſem hätte er lernen ſollen, daß die Zeit des Singens am Hofe vorbei war. Er kam mit ihm einſt nach Heidelberg, ſang da vor dem Hofe in ſeiner ſchlichten goldnen Weiſe und ſtrafte des Adels Brandſtiftung und Räubereien. Das war freilich am unrechten Orte. Einer rief ihm zu, er wäre wohl gar im Stande, ſich gegen den chriſtlichen Glauben aufzulehnen; wenn er nichts anderes ſingen wolle, ſo ſolle man ihn

in einen tiefen Bach werfen. Der arme Sänger gab dem Spötter ſeinen Spott wieder und ſchlich ſich davon. Schlimmer gings ihm im Gefolge des Markgrafen nachher, als er von den Rothenburgern gefangen ward. Das mag (nach den Fehden aus der Rothenburger Chronik zu urtheilen) 1449 geweſen ſein. Er verſchwur dann, ſeinen Herrn nicht wieder zu ſehen bis deſſen Zwiſte beigelegt ſeien. Er fuhr dann erſt eine Zeit in Deutſchland umher, kam hernach nach Lübeck und von da wandte er ſich an den mit dem Brandenburger verwandten Hof von Dänemark. Der König (Chriſtian von Oldenburg) war nicht in Kopenhagen; die Königin, die den Dichter mit Huld empfangen hatte, ſchickte ihn ihrem Gatten nach Norwegen. Erſt hatte er da einen Sturm zu beſtehen; dann reiſte er dem Fürſten zu Lande nach, und wohlaufgenommen begleitete er den König und verweilte einige Zeit an ſeinem Hofe, worauf er nach Brandenburg zurückkehrte. Nachher kam er an den Hof Herzog Albrechts von Baiern, dem er in einem Gedichte gelegentlich ſehr ausführlich das Horoscop ſtellt, obgleich er ſonſt der Wahrſagerei, der Vogelſchau und jederlei Aberglauben gram und abhold iſt. Wir finden ihn weiterhin im Dienſte des Herzogs Albrecht von Oeſterreich und damals hat er vielleicht die freundlicheren Gedichte gemacht zum Lobe Oeſterreichs, zum Preiſe der Wiener Univerſität, deren Verdienſte um die Chriſtenheit in der Zeit des Schisma's und auf dem Concil von Konſtanz er nicht genug zu rühmen weiß. Denn er iſt auch ſonſt ein heftiger Gegner der Huſſiten und ſpottet ihrer Gebräuche[488], wie denn jede

488) In einem Spottlied Cod. 312. f. 217 ſagt er, er wolle die Huſſiten vertheidigen: ſie ſeien nicht ungläubig, denn ſie hätten mehr Glaubensartikel als das ganze römiſche Reich; ſie empfingen das Sacrament in zwei Geſtalten, bald würden ſie es in drei bis vier nehmen; ſie verwürfen nicht die Heiligen, denn ſie hielten die Huß und Rockenzahn (Johann Rokyczana) heiliger als Gott; der Prieſter Meßgewande ſeien Harniſch und Helme; ſie hätten auf der Erde manchen heilig gemacht und in den Himmel gebracht und auf Tabor feierten ſie ihren Gottesdienſt unter Vogelgeſang und Büchſenklang: alle Stummen könnten ihr Lob nicht vollrühmen.

deutſche Stimme der damaligen Zeit ungetheilt Parthei gegen dieſe Ketzer nimmt. Beheim hielt ſich auch in Wien für diesmal nicht lange auf; er ging zu dem Grafen Ulrich von Cilly, dem Vertrauten des jungen Königs Ladislaus. In dieſen Zeiten machte er die verſchiedenen Gedichte über die Türkenangelegenheiten. Dieſe und andere hiſtoriſche Stücke ſind das Umfaſſendſte in ſeinen Werken und ſie ſetzen unter veränderten Verhältniſſen Suchenwirt's Ehrenreden fort, ſind aber überall zu viel größerem Umfang angewachſen und ſtehen in ihrem dichteriſchen wie hiſtoriſchen Werthe weit nach. Von einem Augenzeugen hatte er ſich den Stoff zu einem Geſang[489]) über die Türkenkriege des Königs Wladislav von Polen gegen Murat verſchafft, die ſo unglücklich (1444) für den erſtern ausgingen. Die Thaten des Johann Gisgraw, des tapfern Feldherrn der Eliſabeth, Wittwe König Albrecht's; die ungariſchen Erbgeſchichten zur Zeit Kaiſer Friedrich's III, die Eroberung von Konſtantinopel (1453), die Ermordung ſeines Gönners, des ſchmählichen Grafen von Cilly (1456), Alles hat er in Reime gebracht. Ueberall ſingt er dieſes ſeines Dienſtherrn Preis; er nimmt ſich dieſes häßlichen Charakters ſo gut an, wie jedes andern, denn es iſt ſein ausgeſprochener Grundſatz, daß er deſſen Lied ſänge, deſſen Brod er eſſe. Wenn er denn nur ſo klug geweſen wäre, ſich mit dem Hofgeſinde zu halten: aber da ihn dieſe über die Achſel anſahen, ſo ſcheint er jede Gelegenheit ergriffen zu haben, um ſich an ihnen zu reiben. Ladislaus hatte ihm Beweiſe ſeines Wohlgefallens gegeben, aber doch konnte er es nicht laſſen, wenigſtens gleichnißweiſe den Ketzern an ſeinem Hofe etwas abzugeben. Er kam in Ungnade und wußte ſelbſt nicht warum, denn der Schade machte ihn nirgends klug; er mußte wohl noch vor Ladislaus' Tode (1457) von ſeinem Hofe weg, obwohl er vorerſt noch in Ungarn geblieben ſein mag. Bald treffen wir ihn an Kaiſer Friedrich's Hofe ſelbſt. Er macht 1462 den bekannten Aufſtand der Wiener mit, und hält mit

489) Cod. Pal. 312. f. 157.

dem Kaiſer die Belagerung durch Erzherzog Albrecht und den Bürgermeiſter Holzer aus. Er hat drei Jahre nachher dieſe Begebenheit in Reime gebracht[490], ſie zu leſen als einen Spruch, oder zu ſingen als ein Lied; er hatte es ſchon während den Aengſten der Belagerung der Wiener Burg ſelbſt angefangen und ſeine Weiſe darum die Angſtweiſe genannt. Hier ſchüttet er denn ſeinen ganzen Grimm über die Wiener, „die Handwerker, Schälke und Laſterbälge“ aus und beweiſt, daß er im Haſſen und Schimpfen ſo arg ſein kann wie unmäßig und niedrig im Loben. Was er ſelbſt dabei erlebt, gethan und erlitten, fließt mit in ſeine unſäglich rohe Erzählung ein, die uns mit allen belagerten Edelknaben, Zeug- und Büchſenmeiſtern, Trompetern, Köchen und Kellnern, bis zu den Barbieren und Boten namentlich bekannt macht, und die übrigens zur Erläuterung des damaligen Zuſtandes von Wien nicht ohne Nutzen iſt. Unter den Wienern machte er ſich mit ſeinem Poem keine Freunde, ſie ſchmähten und verfolgten ihn, aber es drängte ihn dieſen Stoff zu behandeln und es ging ihm, wie jenem Propheten, der den Fall von Jeruſalem verſchweigen wollte: es brannte ihn bis er geſchrieben. Wie gern würde man dieſen Wahrheitseifer anerkennen, wenn man nicht zu deutlich ſähe, wie bloße Fürſtendienerei ihn zu dieſem Haſſe der niedern Stände, denen er ſelbſt angehörte, verleitete, wie er auch ſonſt bei jeder Gelegenheit ſeinen Zorn ausläßt an den Reichsſtädten, an den Bürgern, deren Emporkommen und friſche Strebſamkeit ſelbſt ein Aeneas Sylvius in dieſen Zeiten bewundert. Den Fürſten und dem Adel predigt er, wenn er gegen die Türken aufruft, von Arthur und Karl vor, um von ihnen eine Unterſtützung ſeiner Kunſt zu erhalten, die nirgends mehr einen Sinn dafür hatten. Bei Friedrich hatte der weltkundige Mann gehofft, ſein Leben in Ruhe beſchließen zu dürfen; allein es geſchah ihm bald, daß man ihm an Herzog Albrechts Hof, da er ſingen wollte, das Handwerk legte: man war jetzt nur etwa noch Hof-

490) Cod. Pal. N. 386. Das Buch von den Wienern, von Karajan. 1843.

narren zu dulden an den Höfen gewöhnt. Und dies war weniger zu verwundern, da er kein Albrechtianer war; allein bald klebte der Name eines Kaiſerers ſo feſt und entehrend an ihm, daß man ihm zuletzt ſelbſt an des Kaiſers Hofe die Thür wies und Friedrich ihm Koſt und Speiſe abſagen ließ[491]. Da geſchah dem Wohldiener ſein Recht; und nun fing er an gegen Fürſten, Geiſtlichkeit und Adel in friſchem Zorn Gedichte zu ſchreiben, oder höhniſch zu rühmen, wie wohl es in der Chriſtenheit ſtehe: wie der Sultan und ſein Herr die Taufe begehrten, der Pabſt mit allen Geiſtlichen von aller Hoffahrt und Weltlichkeit ferne ſei, wie alle Orden ihre Regel, alle Richter unbeſtochen aufs Recht hielten, alle Prieſter in ihrer Lehre vergeben was ſie ſelbſt thun und jeder Stand ſich untadelhaft zeige. So muß er denn auch von Wien aus ſeinen Wanderſtab weiter ſetzen und er fand eine endliche Zufluchtſtätte an Pfalzgraf Friedrichs Hof in Heidelberg. Dort war ſeit der Stiftung der Univerſität (1386) einiger literariſcher Sinn; wie die Pfalzgräfin Eliſabeth dort für die geiſtliche Literatur thätig geweſen war, haben wir oben (S. 355) ſchon erwähnt; Pfalzgraf Otto hatte ſich für das Wohl der Akademie intereſſirt und an Friedrich's Hof fehlte es nicht an Glanz und an dem, was ihn erhöhen konnte. Wer hört ſich nicht gern einen Achill und Herkules nennen, auch wenn er ein Mann wie der böſe Fritz wäre, dem am Ende wenig an dergleichen Lob gelegen zu ſein brauchte! Vielleicht war es ſchon um des Lachens willen der Mühe werth, zwei ſo ſchamloſe Schmeichler, wie unſern Beheim und den Kaplan Mathis von Kemnat ſich an einem großen Heldengedichte[492] abwechſelnd abplagen zu ſehen, das in vollem Ernſte den ſiegreichen Friedrich über

491) Cod. Pal. 312. f. 156.

492) Cod. Pal. 335. f. 123 heißt es:

Also ich hie an diser stet ein erztichter dutscher poet,
hystorybeschriber, mit nam hie genennet Michel Beham,
welche mich nennen wellen, mit sampt Mathis mim gesellen,
mittichter diser hystory, beschliess das end des siges hye u. ſ. w.

Alexander und Hannibal an Tapferkeit, an Pietät über Aeneas ſetzte, und deſſen wackere Dichter ſogar mit Homer wetteiferten: denn jener Ausruf des Alexander, als er den Achill um ſeinen Sänger beneidete, hatte ſie zu ihrem Werke begeiſtert!

Wenn wir in allen dieſen Gedichten und Geſchichten Beheim's die letzten mißglückten Verbindungen eines bürgerlichen Dichters mit den höheren Ständen, und in Roſenblüt's die ſelbſtändige Zurückziehung des ſtädtiſchen Poeten auf die eigenen Stände und Kreiſe, denen er angehörte, beobachten konnten, ſo gibt es gleichzeitige Dichtungen, die wieder die Stellung dieſer bürgerlichen niederwärts zu dem Bauernſtande ausdrücken. Die ganze Literatur des abſinkenden Mittelalters hat uns bisher die gleichzeitige Emporhebung des Bauernſtandes mit dem Bürgerſtande verfolgen laſſen; wir ſahen, wie die ritterlichen Dichter in Oeſterreich ſeit Nithart ſich mit Spott gegen dies Vordrängen der Bauern aufwarfen; wir konnten die Lehrdichter der mittleren Geſellſchaft dagegen eifern hören. Was dieſe in platter Lehre anfochten, das greifen jetzt die bürgerlichen Stadtpoeten auch ſatiriſch in erzählenden und darſtellenden Dichtungen an. Die Faſtnachtſpiele und Schwänke von Roſenblüt und Hans Folz ſind voll von ſolchen ſchnurrigen Erfindungen, die der Bauern ungefüges Thun und Treiben in einer ungefügen Manier verſpotten, die jener Zeit die einzig geeignete ſcheinen mußte, das bäuriſche Treiben in treuer Farbe zu ſchildern. Dieſe Schnurren überbieten ſich, ſelbſt auch bei dem ehrbaren Roſenblüt, in ſeltſamen unſauberen Erfindungen; dafür ſind die wenigen Stücke der Gießener Handſchrift, die unverſtümmelt ſind, (wie der Edelmann mit dem Haſengeier, der Domprobſt von Würzburg, der Spiegel mit dem Pech u. a.) ſtatt aller Beiſpiele. In manchen Schwänken und Sprüchen von Hans Folz [493] iſt das groteske Uebertreiben der bäuriſchen Dummheit, die nackte Schilderung ihrer Rohheiten, das ſaftige Ausmalen ihrer Hoferkünſte und

493) S. Altd. Muſ. 1, 2. und Haupt's Zeitſchr. 8, 507.

Buhlſchaften zu einer ſolchen Höhe getrieben, daß man durchaus ſelbſt geleſen haben muß, um ſich die ganze Vorſtellung davon zu machen. Dies hindert nicht, daß bei ihm dieſe plumpen Poſſen und zum Theil albernen Erfindungen als Beiſpiele benutzt werden zu den ernſtlichſt gemeinten, geſunden Lehren. Hieran reiht ſich dann aus derſelben Zeit des 15. Jhs. aus den anliegenden Gegenden ein Gedicht von weiterem Umfang, worin man dieſe ſeltſame Verbindung ganz im Großen wiederfindet. Wir meinen den Ring[494], der vor 1453 von Heinrich Wittenweiler gedichtet iſt, einem bairiſchen Dichter oſtfränkiſcher Mundart, einem Manne von bürgerlichem Schlage, der das Werk dem Eingang zufolge zu dem Zwecke ſchrieb, nach drei Seiten hin zu belehren, in der Kunſt des Hofierens, über das rechte Verhalten zur Welt und zu ſich ſelbſt und über das richtige Verfahren im Kriege. Die lehrhaften Theile ſind aber enge verwebt in eine Erzählung, die nach dieſem Plane mit Turnier und Liebeswerbung beginnt, mit einer Heirat fortfährt und mit einem Kriege endet, wo dann bei der erſten Gelegenheit der Minnedienſt, bei der zweiten Haus und Ehe, geiſtliches und körperliches Wohlverhalten, bei der dritten die Fragen von Friedeſtiftung, Bundeshülfe und Kriegführung verhandelt werden. Dies geſchieht dann jedesmal in einem völlig ernſten Tone, während die Erzählung, in welche dieſe Lehren unter der Form von Berathungen (einmal in der Form einer Allegorie) geſchickt und ungezwungen einverleibt ſind, in grell komiſchem Contraſte in dem Stile der gröbſten Burleske läuft. Des Dichters Abſicht iſt ausdrücklich, Schimpf mit Ernſt zu miſchen, und die Bauerngeſchichte ſeinen Lehren beizugeben, damit uns dieſe deſto „ſanfter bekehren.“ Dieſe Miſchung iſt ſo gerathen, daß ſie eine gewiſſe Wirkung nicht verfehlt; die Lehre thut der ſcherzhaften Erzählung und dieſe jener keinen Eintrag, was durch die gegenſtändliche unperſönliche Haltung des Dichters und einen gewiſſen Ernſt in ſeiner Behandlung des

494) Hrsg. v. L. Bechſtein mit Einleitung von A. Keller. Stuttg. 1851. Bibl. des lit. Vereins. N. 23.

Ganzen erreicht iſt. Einen Augenblick möchte man daher zweifeln, ob Lehre oder Erzählung, Ernſt oder Scherz die vorſtechende Eigenſchaft des Gedichtes ſei und wohin man demnach das Werk am geeignetſten einordnen würde. Nach dem Eindruck des Ganzen ſticht doch die lebhafte, unmäßig derbe und grobe Schilderung die lehrhaften Beſtandtheile aus, die ohnehin nirgends einen engeren Bezug auf die Zeitverhältniſſe verrathen. Mit dieſen ſteht dagegen die Erzählung und ihr Zweck in der ſchärfſten Beziehung. Des bürgerlichen Dichters Abſicht geht dahin, das rohe Treiben des überhobenen Bauernſtandes in einer plumpen Satire zu verſpotten; da er dazu den Ton der ritterlichen Epen anſchlägt, und von dem rohen Balgen und Hofieren, den viehiſchen Gelagen und Prügeleien, wie von Turnier, Feſt und Minnedienſt ſpricht, und bei den Kämpfen der Bauern die Rieſen und Zwerge, die Recken und Helden der deutſchen und britiſchen Sagen mitkämpfen läßt, ſo leſen wir zugleich noch einmal eine Perſiflage der Ritterdichtung. Wir werden in ein erdichtetes Dorf Lappenhauſen verſetzt, das (nicht wie Uhland meinte, am Neckar, ſondern) im bairiſchen Oberlande etwa, in der Nähe der Schweiz gedacht iſt; Bertſchi (Berthold) Triefnaſens Liebe zu Mätzli (Mechthild) Rürenzump iſt der Gegenſtand der Schilderung. Die Namen erinnern uns, daß wir hier, ſelbſt in dieſer tiefſten Sphäre, gleichſam einen rhapſodiſch umgetragenen Stoff vor uns haben, der weiter und weiter bis zu dieſer Anſchwellung in ein Bauernepos angewachſen iſt. In Laßbergs Liederſaal iſt (3, 399) der kleine Schwank von Metzen Hochzeit gedruckt, der die Farbe eben dieſer Zeiten trägt und die Scene der geſchilderten Hochzeit Bärtſchi's mit Metzi, aus der ſich (wie in dem Ring) Streit und Schlacht entwickelt, nach Schwaben legt. Derſelbe Gegenſtand iſt kürzer noch im Liederbuch der Hätzlerin zu finden, und weiſt im Grunde noch weiter auf die noch kürzeren Schilderungen bei Nithart zurück. Unſer Heinrich Wittenweiler hat auch noch ganz dieſelben Zwecke wie Nithart „der Bauernhagel", den er auch im Anfang ſeiner Geſchichte perſönlich mitſpielen läßt. Er braucht dann in der Schilderei der bäuriſchen

Turnierkünſte, oder in dem Entwurfe des ſchmucken Paares, deſſen Minnekünſte dann verfolgt werden, die ſchmutzigſten Farben, die von Salomon und Morolf an bis zum Grobianus in unſerem Schriftthum gefunden werden können; und die ungeheuren Zoten und wüſten Schweinereien, die im Schwank- und Faſtnachtſpiele kurz vorübergehen, ſind hier in einem Gedicht von etwa 10,000 Verſen anhaltend fortgeführt. Die Scenen, die Mätzli mit ſich ſelbſt und der Arzt, den ſie zu ihrem Vertrauten macht, mit ihr aufführt, ſuchen an Obſcönität, und das Hochzeitfeſt, aus dem ſich dann Unglimpf und Verderben entſpinnt, an Schmutz und tölpelhaftem Schimpfe ihres Gleichen; es iſt dies übrigens mit der Art Meiſterſchaft und Unbefangenheit gemacht, die in dieſen Künſten den Zeiten des 15. und 16. Jhs. eigen ſind.

---

9. Veränderungen des lyriſchen Geſanges. Allegorien.

An dem Faden der Uebergänge unſerer Dichtung aus den ariſtokratiſchen Höhen in die demokratiſchen Tiefen der Geſellſchaft ſind wir in dem letzten Abſchnitte, auf dem Gebiete zunächſt der Geſchichtsdichtung über öffentliche Dinge, aus den ritterlichen Wappenreden durch die bürgerlichen Spruchdichtungen zu dem plebejiſchen Reiengeſang herabgeſtiegen. Es bleibt uns übrig, nun noch die Veränderungen in der nächſt liegenden Gattung der lyriſch-didaktiſchen Dichtungen privater, perſönlicher, von äußeren Beziehungen freierer Art zu verfolgen. Auch da werden wir, wie überall, in Folge der bloßen Schwerkraft der Gewöhnung die Zeiten noch langehin auf dem ausgetretenen Pfade der höfiſchen Dichtungsmanier beharren ſehen; wir werden innerhalb und außerhalb der ritterlichen Kreiſe den Verſuchen begegnen, die früheren Weiſen fortzuſingen, aber wir werden auch da das Alte nach Ort und Art dem Neuen weichen ſehen. Den beiden Hauptzweigen der eigentlich lyriſchen, vorzugsweiſe erotiſchen Em-

pfindungsdichtung, und der lehrhaften und gelehrten Verſtandesdichtung nachgehend, werden wir beobachten, wie jene erſteren in das allgemeine Volkslied, dieſe andere in den Meiſtergeſang der bürgerlichen Schulen des 15/16. Jhs. überleitet.

Es haben ſich aus dem 15. und 16. Jh. eine Anzahl von Sammelhandſchriften mit lyriſchen und didaktiſchen Dichtungen aus dem 14. und 15. Jh. erhalten, Fortſetzungen der älteren Minneſängerhandſchriften, die zur Erkenntniß der geſchichtlichen Metamorphoſe beider Zweige unſchätzbar ſind. In ritterlichen und bürgerlichen Kreiſen gleichmäßig wurden ſolche Sammlungen angelegt. Wir wiſſen, daß in Tirol ein Annenberg, deſſen Verwandte mit Oswald von Wolkenſtein, in den Fehden des Tiroler Adels mit Herzog Friedrich von Oeſterreich, verbündet waren, Minne- und Heldenlieder um 1420—50 in eine Bibliothek ſammelte; und daß auch Konrad Vintler auf Runglſtein dieſe Beſchäftigung theilte. Die Familie Zimmern beſaß im 15. Jh. eine Sammlung von Liedern aus dem 13—15. Jh. vorzugsweiſe aus den Federn früherer oder neuerer Ritterpoeten. Eine ſolche Sammlung, ein Liederbuch, das die Augsburgerin Clara Hätzler, eine Abſchreiberin von Profeſſion, um 1470—71 verfertigte, iſt ganz veröffentlicht [495]). Es berührt ſich ſehr genau mit einer Handſchrift von 1530, von Martin Ebenreutter in Würzburg (in der Meuſebach-Berliner Bibliothek), wie in einzelnen Stücken auch mit dem Locheimer Geſangbuch, das von einem jüdiſchen Muſikfreunde Wolflein von Lochamm (Locheim bei Agendorf in Niederbaiern) zuſammengeſchrieben wurde [496]), und deſſen jüngſter Inhalt durch die Zeit Niclas Wyle's (bald nach der Mitte des 15. Jhs.) begrenzt wird. Unter allen dieſen Sammlungen iſt die lange verſchollene Kolmarer Handſchrift (jetzt, wie die Wiltener, in München), die im 15. Jh. von Mainz ausgegangen iſt, die reichſte an Liedern und Tö-

495) Ed. C. Haltaus. Quedl. 1840.

496) Die Compoſitionen daraus ſind von F. W. Arnold mitgetheilt in Chryſanders Jahrbüchern für Muſikwiſſenſchaft. 2, 1.

nen, welche letztere ſie ſyſtematiſch zuſammenſtellt: wie ſie ſich wieder näher oder ferner zu anderen Handſchriften, zu einer Laßberg-Donaueſchinger, zu der Wilten-Münchener [497], zu einer andern Münchener (Cgm. 351), zu zwei Heidelbergern verhält, überlaſſen wir dem Leſer, bei dem Herausgeber der Auswahl aus der Kolmarer Handſchrift [498] nachzuſehen. Alle dieſe Liederbücher enthalten Stücke aus dem 14. und 15. Jh., in deren eigentlich lyriſchem, minniglichem Theile wir den ganz eigenen Mittelton einer Miſchgattung herrſchend finden, in der ſich das Höfiſche und Volksthümliche in höchſt charakteriſtiſcher Weiſe kreuzt. Wir hatten früher (1, 503) geſagt, daß das Lied der Minneſänger in ſeinen Anfängen aus dem Volke in die ritterliche Sphäre emporgeſtiegen ſei; deſſelben Weges kehrt es jetzt wieder in die Volkskreiſe zurück. Gleich mit der beginnenden Abblüte des Minnegeſangs haben wir ſchon das erotiſche Lied bei dem Hadlaub und Aehnlichen (1, 530) in Stoff und Manier zu dem Geſchmacke des Volkes überleiten ſehen, jetzt ſehen wir es in der Miſchung der ritterlichen und volksthümlichen Elemente mitten inne. Wir begegnen den ſchwierigen Reimverſchlingungen eines verkünſteiten Strophenbaues, wie ſie der verfallende Minnegeſang angegeben hatte, neben ganz einfachen, planen, höchſt ſangbaren Liedſtrophen; gezwungenen, ungenießbaren contrapunctiſchen Compoſitionen neben anderen, wie kunſtlos improviſirten Volksweiſen, die ſelbſt in ihren mehrſtimmigen Sätzen von überraſchender Reinheit und Gefälligkeit ſind; wir ſtoßen auf Stücke, in welchen der ſteif feierliche Ton der Rittergeſänge von einem Anhauch friſcher Volksluft angeweht wird, und wieder auf ganz naiv einfältige Volkslieder mit eingemiſchten Fremdworten und geiehrter Allegorie. In den 134 lyriſchen Stücken des Liederbuchs der Hätzlerin ſtreitet ſich die alte und junge Zeit auf Weg und Steg. Wenn man nur die Gattung der Tagelieder von Wolframs oder Walthers

497) Ueber ſie hat Zingerle einen „Bericht" (Wien 1861) veröffentlicht.

498) K. Bartſch, Meiſterlieder der Kolmarer Handſchrift. Stuttg. 1862. Bibl. des lit. Vereins N. 68.

Stücken bis auf das zur Volksliederzeit berühmte Von hoher Art ein Fräulein zart zuſammenſtellen möchte, ſo würde blos dieſe Sammlung das Weſentliche zu einer fortlaufenden Reihe liefern, die uns ein Bild von den Veränderungen der Form in einem gleichbleibenden Stoffe gäbe. Das ſpätere ſchon völlig ausgeprägte Volksliebeslied des 16. Jhs., das ſchon in ſeinem ganzen Geſichtskreiſe der neuern Zeit angehört, enthält ſo viele Anklänge an dieſe Lieder, wie dieſe ihrerſeits wieder an die alten Eigenheiten des Minneliedes erinnern. Einzelne Stücke (wie N. 36) ſind wie aus Stellen des reinen Minne- und Volksliedes zuſammengeſetzt. Ueberall gehen wir aus den Verhältniſſen des Minnegeſanges zu den derberen der niederen Geſellſchaft über; von den Merkern zu den Klaffern, von der Linde an der Heide auf die Diele, von jener ſchwermüthigen Sehnſucht zu Schimpf und Scherz, von der ernſten Minneklage zu ihrer Parodie. Denn auch darin zeigt ſich die Mitte, die dieſe Lieder zwiſchen beiden genannten Gattungen und Zeiten halten, daß in ihnen der Ritterſtand nicht mehr ſo allein wie früher in dem Minneliede ſteht, noch auch irgend ein anderer niederer Stand darin namhaft erſcheint, wie ſo oft ſpäter der Fall iſt. Es prägt dies die eigenthümliche Mittel-Lage der Dichtung genau ab, in der Zeit, wo ſie von den Höfen verdrängt und in förmliche Schulen der Meiſterſänger noch nicht aufgenommen war. Wie man in der Limburger Chronik[499]) aus den kargen Anfängen der in ihr erwähnten Lieder überall erkennt, daß ſich zu ihrer Zeit (1336—98) der Ton des Minneliedes überall ſchon in den des Volksliedes verſchleift, und daß bereits der Volksgeſang ſich auch der von ritterlichen Sängern ausgehenden Weiſen allgemein bemächtigt, ſo ſieht man auch aus den Stellen in ihr, die ſich mit dem Geſange beſchäftigen[500]), bald wie der dichtende Ritter dem Volkston ſich fügte, bald wie der dichtende Mönch den

499) Fasti Limburgenses Heidelb. 1617. Die Limburger Chronik des Johannes, ed. K. Roſſel. Wiesb. 1860.

500) Mitgetheilt in Chryſanders Jahrbüchern 1, 115.

Ton des Minneliedes traf[501]; dies Herablaſſen ritterlicher Dichter zum Volkstone und das Hinaufſtreben gewerblicher Sänger nach dem alten Ritterton kreuzt ſich alſo in dieſen Dichtungen, ebenſo wie im wirklichen Leben der Bauer zum Edelknechte, der Ritter zum Räuber ward, der Bürger durch Eheverbindungen mit Rittertöchtern nach Anſehn und Würde ſtrebte. So werden wir finden, daß ſich gelegentlich der dichtende Ritter mit ſeinem muſikaliſchen Knappen bei der Liederproduction verbindet. Und ſo ſtehen denn auch in allen jenen Liederſammlungen adliche und Volksſänger und fahrende Leute von einem Anſtrich gelehrter Bildung friedlich neben einander. Die mancherlei Edlen, deren Namen man noch begegnet, werden gerade in dem lyriſch erotiſchen Geſangliede vorzugsweiſe thätig geblieben ſein.

Die Kolmarer Handſchrift theilt noch einzelne Stücke ritterlicher Herren, von Peter von Sachſen, von dem Grafen von Arberg (aus dem Naſſauiſchen) mit, von dem die Limburger Chronik ein Lied ohne ſeinen Namen erwähnt. Dieſe Chronik ihrerſeits erzählt von einem Ritter von Weſterburg, der dem Frauendienſte Feind, in Mismuth ſang „Auf ihre Gnad acht ich klein Sach, das laſſe ich ſie verſtan", und der darum von Kaiſer Ludwig getadelt wurde, und den Fehler mit einem herzbrechenden Liede „In Jammersnöthen ich gar verbrinn durch ein Weib ſo minniglich" wieder gut machen mußte. Aus gleicher Zeit führt Etterlins eidgenöſſiſche Chronik (Baſel 1507) den Grafen Hans von Habsburg an, der in ſeiner Gefangenſchaft auf dem Wel-

501) Limburger Chronik Heidelberg 1619. Sp. 36. Zu disser Zeit, 5 oder 6 jahr davor, war auf dem Mayn ein münch Barfüsser Ordens, der ward von den lüten aussätzig und war nit rein. Der machte die besten lieder und reihen in der welt von gedicht und melodeyen, dass im niemand auf Reinesstrom oder in dissen Landen wol gleichen mochte, und was er sung das sungen die leut alle gern und alle meister pfiffen und andere spielleut fürten den gesang und das gedicht. Er sang diess lied: „Ich bin aussgezehlet, man weisset mich armen vor die thür, untrew ich spür nun zu allen zeiten." Item: „Mai Mai Mai die wunnegliche zeit, mennigliche freude geit, ohn mir, wer mainte das?" Item: „der Untrew ist mit mir gespielt" etc.

leuberg (1350—52) das Lied „Ich weiß ein blauwes Blümelein" gedichtet. Das Zimmernſche Liederbuch war reich an ſolchen z. Th. ſonſt unbekannten Poetennamen „fürnehmer Leute": Konrad von Bickenbach († 1483)[501a]), von dem die Chronik (2, 240) ein Lied mittheilt, Walther von Gachnang, der Murtinger, der Oettinger, der Ellentreich, der Wild von Feldkirch; in der Zimmernſchen Familie ſelbſt dichteten noch drei Glieder ſpät im 15. und im 16. Jh. in dem gemiſcht dörperlich-höfiſchen Stile dieſer Zeiten. Unter den in der Meuſebachſchen Handſchrift (Z 8016) namhaft gemachten Dichtern aus der Zeit von 1460—71, wie Wolf Schilling, Joh. Saſſe, E. von Schromberger, ſteht der Graf Heinrich von Wirtemberg[502]) (1448—1519), von dem wahrſcheinlich mehr Lieder der Handſchrift herrühren, als die grade ſeinen Namen tragen: offenbar ſtammen ſie aus hoher Geſellſchaft; bei vielen ſind Kronen und franzöſiſche Sprüche beigezeichnet, die meiſten haben etwas vornehm geſpreiztes. Aus Niclas Wyle weiß man, daß zu deſſen Zeit auch Herzog Leopold von Oeſterreich und noch ein anderer Ungenannter der höfiſchen Geſellſchaft wenigſtens einzelne Lieder dichteten. Treten wir aus den nur fragmentariſchen Proben der Liederbücher heraus, ſo iſt es uns vergönnt, an zwei befreundeten ritterlichen Sängern an der Scheide des 14/15. Jhs. den Charakter der Lyrik in dieſen vornehmen Kreiſen beſtimmter darzuſtellen. Der Eine iſt der (wie ſchon ſein Vater Graf Wilhelm III) in Steier lehnſäſſige Hugo von Montfort (in Vorarlberg) 1357—1423[503]), der Andere Oswald von Wolkenſtein (in Gröden in Tirol geb. 1367 † 1445)[504]). Beide waren aus der Zahl jener reiſe-

501a) [Es iſt doch wohl ein älteres Mitglied des Geſchlechtes der Dichter. B.]

502) Lieder Heinrichs Grafen v. Wirtemberg. Ausg. von Holland u. Keller. 1849.

503) Seine Dichtungen enthält Cod. Pal. 329. Vgl. „Ueber den Dichter Graf Hugo VIII von Montfort." Von K. Weinhold in den Mittheilungen des hiſt. Vereins für Steiermark Heft 7, 127. Gratz 1857.

504) Seine Gedichte gab Beda Weber 1847 heraus. Ueber ſeine merkwürdigen Lebensverhältniſſe verweiſen wir auf Zingerle, Oswald von W. Wien 1870 (aus den Sitzungsberichten der Wiener Akad.). Von dem Verfaſſer iſt eine kritiſche Ausgabe der Gedichte verſprochen. Vgl. noch Germ. 16, 1. Heft.

und ſchlagluſtigen Ritter, von denen der Suchenwirt einige in ſeinen Ehrenreden verewigt hat. Oswald hatte, vom Leſen der ritterlichen Romane früh aufgeregt, ſchon als Knabe von zehn Jahren, „drei Pfennige im Beutel", 1377 die Preußenfahrt Albrechts III von Oeſterreich mitgemacht, der auch Hugo im Alter von 20 Jahren beiwohnte: ihn erwähnt der Suchenwirt in ſeiner Erzählung des Zuges, wie Hugo wieder ſeiner in ſeinen Gedichten gedenkt. Oswald abenteuerte dann in Kriegsdienſten, in Land- und Seereiſen von Rußland bis Flandern und England, von da bis Armenien und Perſien; 25 Jahre alt kam er unkennbar geworden nach Tirol zurück, warb um eine Sabina Jäger von Tiſens, pilgerte nach ihrem Gebote ins heilige Land, und fand ſie, als er 1400 zurückkehrte, verheiratet. Raſtlos, wie er war, machte er dann mit Kaiſer Ruprecht den Zug nach Italien; ſpäter ſtand er im Kriege der Brüder Ernſt und Friedrich von Oeſterreich im Elephantenbunde des tiroliſchen Adels gegen Herzog Friedrich, der nach geſchloſſenem Vergleiche mit ſeinem Bruder ihn verfolgte. Zwiſchendurch war er auf neuen Abenteuern in England, Portugal, Africa und Spanien; endlich 1419 zog er gegen die Huſſiten aus. Dann lebte er der Dichtung und Muſe, zurückgezogen auf ſeiner erkauften Veſte Hauenſtein. Er ſang ſeine Minnelieder im alten Stile, weder aber konnte er den alten adlichen Ton und Geiſt, noch auch die Form behaupten, die in Sprache, Vers und Reim bei ihm wie in allen Dichtungen dieſer Zeiten verbauert. In ſeinen hiſtoriſchen Liedern beſchreibt er ſein vielfach bewegtes abenteuerliches Leben; den erotiſchen Theil, den er während ſeiner minnedienſtlichen Reiſe dichtete, bezeichnet der Herausgeber ſelbſt mit dem Worte Liebeswahnſinn. Ein dritter Theil iſt religiös ſittlichen Inhalts. Weit das meiſte iſt verkünſtelt, überladen und roh.

Hugo von Montforts äußere Lebensverhältniſſe wollen wir übergehen, weil uns ſeine Haus- und Seelengeſchichte wichtiger iſt. Ein ſtarker Mann von Blut und Saft war er in früher Jugend von dem Lieb und Leid des Wohlgefallens „an Frauen und lieben Töchterlein"

gequält; dann aber, dreimal glücklich vermählt, verlernte er ſeit ſeiner erſten Ehe Untreue und Wankelmuth und pries nun eine „wohlgerathene Ehe“ als das liebſte auf Erden. Seiner Ehrenhaftigkeit ſich bewußt, durfte er ſagen: er habe nie kein Gut geſehen, um das er hätte miſſethun mögen. Er war dabei ein Mann von Beleſenheit und „Studium“, wie der Teichner, an den er in ſeinen lehrhaften Dichtungen oft erinnern kann; wie dieſer vertiefte er ſich unterweilen in die Erwägung ernſter, ſittlich-religiöſer Fragen; wie Er iſt er von der Nichtigkeit der weltlichen Dinge durchdrungen; er hat eine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande gemacht und beſchrieben; mehrfach fühlte er ſich verſucht, dem weltlichen Liede zu entſagen, ohne daß er es durchführen konnte, denn er that ſich auf ſeine Kunſt und Dichtung etwas zu gut, wenn er ſich auch der Verwilderung ſeiner Verskunſt bewußt war. Noch iſt auch Er einer der anſtaunenden Verehrer des Titurel und ahmt ihn unterweilen nach, doch dringt in ſeiner guten Natur ein friſcher geſunder Sinn überall lebhaft durch. Seine Gedichte ſind größerentheils Reden, wie er ſie nennt, allegoriſch eingekleidete Stücke, die er zum großen Theile im Jahre 1401 gemacht hat und die ſich alle im Lehrton, am häufigſten in Geſprächform, um die Lage der Welt, des Reiches und der Kirche, um die Sitten der Ritter und Frauen, um die alte und neue Minne drehen. Sie haben nichts Eigenthümliches vor den ähnlichen Sachen anderer Dichter voraus, aber mehr ſeine Briefe und Lieder, zu denen er ſich die Muſikweiſen durch ſeinen treuen Knecht Burk Mangolt hat machen laſſen. Sie zeigen den Uebergang vom ritterlichen Minnelied zum Volksliede am ſchönſten; ſie machen einen weit einfacheren und gefälligeren Eindruck als Oswalds Geſänge; ſie ſind häufig wenig verſchieden von einem Minnelied, nur alle breiter gerathen, in den Tönen ſehr einfach. Geſchmackloſe Misklänge, unſchöne Bilder, Abſprünge aus dem ritterlich Ueberſtiegenen in das plebejiſch Gemeine bezeichnen auch bei ihm oft grell ſeinen Standpunct auf der Stelle der Kreuzung des Alten und Neuen; vorherrſchend aber nehmen doch ſeine Lieder den Volkston

an; das Taglied wird wie zum Nachtwächterlied; die unmittelbarſten Empfindungen unbefangener, wahrer Natur treten in herzlichen Worten bezeichnet zwiſchen die alten Ausdrücke der Ritterdichter, und jene Eigenthümlichkeit des Volksliedes, daß es Gefühle aus Erzählung, Handlung aus dem bloßen Accente errathen läßt, ohne ſie auszuſprechen, iſt häufig erkennbar. Der Duft der friſchen freien Natur liegt darüber gebreitet, und darüber gibt uns eben dieſer Mann einen höchſt intereſſanten Aufſchluß, der über eine ganze Gattung von Gedichten oder Reden dieſer Zeiten aufklären kann, die an Spaziergänge die allegoriſche Erzählung mannichfacher Abenteuer und Viſionen verknüpfen. Er hat einen großen Theil ſeiner Lieder wirklich (fol. 39) in Wäldern, in Feldern und zu Roſſe gedichtet; und ein großer Theil der ähnlichen Gedichte hat auch das Gepräge ſolcher Erzeugniſſe, die in der That auf träumeriſchen Gängen und Ritten in Wald und Einſamkeit, von ſinnigen Menſchen ausgebrütet ſind, die ſich eben jetzt des Reizes der äußern Natur und ihrer Einflüſſe auf das menſchliche Herz anfangen bewußt zu werden.

Wenn die genannten Dichter die lyriſche oder lyriſch-didaktiſche Dichtung des 15. Jhs. von ritterlicher Seite vertreten, ſo ſteht bürgerlicher Seits in gleicher oder größerer Vielſeitigkeit Muscatblut neben ihnen, der noch um 1437 dichtete, und, wenn ſich die Angaben Michel Beheims [505]) auf etwas Thatſächliches gründen, noch mit Glück und Beifall an den Höfen der Herren geſungen hat. Sonſt iſt von ſeinen Lebensumſtänden, ſeiner Heimat, ſeinem Aufenthalte und Stande nichts Sicheres bekannt oder aus ſeinen Dichtungen zu entnehmen. Er hat ſich in mannichfaltigen Gegenſtänden und in verſchiedenen Arten des Vortrags verſucht. Der Herausgeber ſeiner Werke theilt ſeine Lieder paſſend in drei Gruppen ein, Marienlieder, Minnelieder und ſolche, die von zeitgeſchichtlichem, ſittenrichterlichem Inhalte

505) Cod. Pal. 312. f. 252. In E. v. Groote's Ausgabe der „Lieder Muscatbluts". Köln 1853. p. V.

ſind, Lehr- und Rügelieder. Unter ſeinen Minneliedern, die im Allgemeinen den Charakter aller Lyrik des 15. Jhs. theilen, gibt es einige, die ſchon den Ton der ſpäteren Volkslieder des 16. Jhs. anſchlagen; es finden ſich unter ihnen, und in den Eingängen mehrerer Mariengedichte, Naturlieder, die durch Fluß und Friſche an manches Gute der noch ſpäteren ſchleſiſchen Dichter erinnern und ſich über das ähnliche bei ſeinen ritterlichen Zeitgenoſſen erheben. Dann aber gibt es Liebesgeſpräche in ſeinem eigenthümlichen kurzzeiligen und langſtrophigen Tone, die wieder von dem Hauche der freien Natur, der uns in Hugo von Montfort's Liedern zuweilen anſpricht, ſo fern liegen, wie eben ſein künſtlicher Ton von Hugo's kunſtloſen Strophen. Die vorgeſchriebene ſchwierige Versart modelt den Gedanken nach den Reimen und je gezierter der Vers und Reim, um ſo geringer iſt die freie Bewegung und Natürlichkeit. Es gibt bei ihm Räthſel, ganz in der ſchlechten breiten Manier der frühern Spruchdichter, ganz zur Allegorie verflüchtigt; dann wieder ſcherzt er ſchelmiſch über die Ehe der Alten mit jungen Mädchen und die Scenen, die ſich daraus entwickeln. Recht geſund und kernig, wenn auch manchmal hart und unverdaulich, hört er ſich an, wenn er in ſeinen Laienlehren die Sünden der Welt, Hoffart, Ueppigkeit, Untreue, Wucher und Raub ſtraft und alle Stände geißelt, ſelbſt unter Pfaffen und Frauen, die er in höchſten Ehren hält, den Wicken beim Korn zu finden beklagt. Eben ſo ehrbar nimmt er ſich aus, wenn er die Würde des Geſanges erhebt: und dieſer ehrbare Ernſt möchte ihn wohl am beſten charakteriſiren, denn ſelbſt in komiſcheren Rathſchlägen (an Jungfrauen, ſich vor klaffenden Weibern zu hüten; an Mädchen und Frauen, die Mönche und Pfaffen zu meiden; an Männer, die widerhaarigen Weiber mit Prügeln zu ziehen u. ſ. w.) nimmt er den Ton der Neckerei kaum nur auf Augenblicke an. Am ehrenvollſten iſt es für ihn, daß er die Wahrheit zu ſingen weder um Lieb noch um Leid unterlaſſen wollte, daß er die Rüge des Laſters und der oberſten wie der unterſten Stände an die Höfe ſelber trug, daß er Fürſten, Adel und Frauen um Läßigkeit,

Raub, Wucher, Ehebruch ins Geſicht ſtrafte, und daß er dafür (Nr. 60), doch nicht viel anders als Beheim, Würfe und Hohnreden auszuſtehen hatte. Dieſen Sitteneifer entſtellt dann aber wieder der Zelotismus ſeiner finſteren Rechtgläubigkeit, der ſo weit geht, daß er den Treubruch und Glaubensmord an Huß billigt und (Nr. 92) auch die ungebratenen Gänslein noch zu prüfen räth. Dem ſittlichen Unmuth, den man hier empfindet, entſpricht der äſthetiſche, der uns über ſeinen Marienliedern anwandelt, wenn er ſich in die myſtiſchen Deutungen wunderlicher Religionsgeheimniſſe wagt, wenn er die Steine der Krone Salomonis oder das geiſtliche Ackerwerk und die geiſtliche Mühle auslegt, wenn er, zwiſchen Verſtiegenheit und burlesker Niedrigkeit ſchwankend, die üppigen Bilder der alten inbrünſtigen Frauenleiche in volksliederlicher Form, mit lateiniſchen Brocken durchwebt, wieder bringt, und die Werbung der Jungfrau um einen Sponſen unter den Dreien der Dreifaltigkeit wie in einer Art Leierlied zur Hochzeit beſingt. Hier weiſt er auf Frauenlob zurück und auf die dogmatiſchen und religiöſen Geſänge der Meiſterſänger vorwärts. Und auch der Form ſeiner Gedichte nach iſt Muscatblut neben Mügeln der Hauptvermittler zwiſchen den Frauenlob und Regenbogen und den Meiſterſängern des 15. und 16. Jhs. Bei dieſen Allen ſtand er auch im höchſten Anſehen. Für Michel Beheim ſchien es keine höhere Hoffnung zu geben, als dem Muscatblut beizukommen, obgleich er ſich da weit verrechnete; Sebaſtian Brant benutzte ihn in kleinen Gedichten; noch Cyriacus Spangenberg in ſeiner Kunſt der Muſica (1598) zeichnete ihn nach Form und Materie unter allen am meiſten aus.

Wir bemerken bei den einzelnen Poeten allen, die wir hier namhaft machen, daß ſich in ihren Dichtungen überall die lyriſchen, leicht ſangbaren Theile mit größeren Stücken von lehrhaftem, redneriſchem und erzählendem Inhalte vermiſchen, welche unter die verſchiedenſten Benennungen fallen können. Ganz ſo iſt auch das Verhältniß in allen den Liederbüchern des 15. Jhs.; das Hätzler'ſche, beiſpielweiſe, enthält, außer einer Anzahl von Priameln, Gnomen und am Rande

beigeſchriebenen Minneſprüchen, die in ernſter Rede und burlesker Widerrede die Sprüche von Salomon und Morolf nachahmen, 85 erzählende oder lehrhafte Gedichte neben ihren 134 lyriſchen Stücken. Wir laſſen dies Alles hier zur Seite, und heben nur Eine, ſehr verbreitete Gattung allegoriſcher Reden von vorſchlagend ariſtokratiſchem Charakter heraus, die mit der erotiſchen Lyrik, auf der wir hier vorzugsweiſe verweilen, in der engſten Beziehung ſteht. Der Uebergang des lyriſchen Liedes in leichte Erzähl- und Redeformen iſt darin handgreiflich; das Minne-, Tag- und Klaglied iſt nur länger, oft ſpeculativer, oft ſchildernder und thatſächlicher geworden, indem es zu einer allegoriſchen Handlung erweitert wird. Der ſingende Dichter fällt aus der Arie in das Recitativ; er ſpricht einen Spruch oder eine Rede; er hält ein Selbſt- oder Zwiegeſpräch; er malt eine Scene hinzu; er berichtet: dies iſt vielleicht das treffendſte Wort für dieſe ungemein charakteriſtiſche Gattung. Es iſt am häufigſten ein Nachtabenteuer, ein einſamer Gang, eine Belauſchung, ein Zuſammentreffen, ein Traum, eine Viſion, die der Dichter berichtet und die ihm den Rahmen zu ſeinen Erörterungen, zum Erguſſe ſeiner Empfindungen darbietet und für Naturſchilderung und Prachtgemälde dem alten Hang zur Malerei Raum genug übrig läßt. Dieſe Allegorien haben bei unſern Dichtern keinen Namen, als den der Rede (der Sproke, bei den Niederländern), auch in Frankreich werden ſie unter dem allgemeinen Begriffe der Fabliaux eingeſchloſſen, wo ſie nicht im Beſonderen mit dem Ausdrucke songe bezeichnet werden können. Aus dieſer Gattung haben ſich bei uns im 17. Jh. die Schäfereien entwickelt, und wie das Idyll merkwürdig in der Mitte zwiſchen Epos und Drama ſteht, und gleich dem letztern gerne die weſentlichen Formen aller Poeſie, Erzählung und Geſpräch, Lehre und Geſang in ſich verſammelt oder ſich in ſie zertheilt, ſo vereinigen ſich auch in jenen vageren Allegorien, bald deutlicher, bald unkenntlicher, lyriſche, dialogiſche, erzählende und lehrhafte Beſtandtheile: ſie theilen mit dem Idyll den Charakter der Schilderung von ruhenden Zuſtänden, und ſie können

mit ihm, inſofern ſie die Handlung, die Seele von Epos und Drama, aufgeben, von beiden aber den äußeren Körper, Erzählung und Geſpräch gleichmäßig an ſich tragen, als Ausgänge des Epos und Anfänge des Schauſpiels zugleich betrachtet werden, als die Gattung, wohin ſich der Reſt von poetiſcher Erfindung, ſo gering er iſt, in jenen Zeiten flüchtete, in denen Alles zuſammenarbeitete, die Dichtung in ihren reineren Formen zu zerſtören. Das Allegoriſche durchrankt unſere ganze Dichtung in der Periode, wo ſie zwiſchen Epos und Drama geſtaltlos in der Mitte liegt, es griff ſchon im 13. Jh. in das Epos (Triſtan) ein, überdeckte im 16. Jh. (im Theuerdank) und in dem Geſchichtsroman des 17. Jhs. das hiſtoriſche Gedicht im Großen, wie es vorher das kleinere hiſtoriſche Lied und den Wappengeſang durchdrang; die Gattung des Drama's erſtand erſt mit den allegoriſchen Myſterien und Moralitäten; Sinnbild und Gleichniß gab den Lehrgedichten des Thomaſin und Stricker, des Hugo von Trimberg und der Satire des Seb. Brant das Kleid; der Reineke Fuchs kann als ein reines Epos oder als eine reine Allegorie betrachtet werden; noch im 17. Jh. endlich bemühte man ſich in Theorie und Praxis um die Allegorie als eine eigene poetiſche Gattung, bis dieſer Hang in der Ausbildung von Parabel und Fabel im 18. Jh. ausſtarb, wo zuletzt noch Winkelmann ſich der Allegorie in der plaſtiſchen Kunſt annahm und Klopſtock allegoriſche Reſte in ſeinem Epos feſthielt.

Die minniglichen Allegorien ſind die gewöhnlichſten und häufigſten. Noch in der höfiſchen Zeit haben wir Ulrich von Lichtenſtein's Frauendienſt und Frauenbuch kennen gelernt, die ſchon weſentliche Züge für dieſe Gattung liefern. Ihnen zur Seite kann man aus Wolfram'ſcher Schule ein Gedicht aus den erſten Jahren des 14. Jhs. ſtellen, die Jagd des Hadamar von Laber[506]) (in Dienſten des

506) Herausg. von Schmeller. Stuttgart 1850. Der Herausgeber hat die 76 erſten Strophen der Heidelberger Handſchrift 326 als ein beſonderes Gedicht

Herzogs Ludwig von Baiern), ein vielgeleſenes oft abgeſchriebenes und von jedem Abſchreiber verändertes Gedicht, von dem noch Püterich in Ausdrücken des größten Lobes ſpricht, deſſen Verfaſſer von Andern als ein Ebenbürtiger mit Wolfram zuſammengeſtellt wird. Der Gedanke, die Leiden und Freuden der Liebe in die Allegorie einer Jagd einzukleiden, war ſehr beliebt und üblich; ein kleines Gedicht bei Suchenwirt (das Gejaid) würde Primiſſer anders ausgelegt haben, wenn er dies Werk von Hadamar gekannt hätte. Der Jäger flicht ſeine Liebesklage in ſeine allegoriſche Jagdbeſchreibung ein, ſein Herz wird als Hund dargeſtellt, der ihn auf die Fährte weiſt, mit dem er ſich unterredet, den er ans Seil fangen will, der ihm entläuft, knurrt, ſchreit, von Wölfen (Merkern) bedroht, verwundet, zerriſſen wird. Das Ganze iſt ohne Wirkung; es iſt zu breit und körperlos, die Gleichförmigkeit peinlich, die Allegorie gleich im Anfang ſchon ermüdend, weil ſie keine Veränderung bietet. Die Strophe, der Ton des Titurel iſt nachgeahmt, von deſſen Jagdſtück ſogar der ganze Gedanke entnommen iſt; doch ziehen unter dem eintönigen Fluß des Ganzen vereinzelt die überraſchendſten Bilder und Gleichniſſe an, eine ganz neue Art von Weiberachtung und Vergötterung, liebliche gemüthvolle Züge, wie ſie nur das Volkslied hat, vortreffliche Blicke in die Natur der Liebe und des menſchlichen Gemüths, und vorwaltend der Zug des liebenden Herzens zu der äußeren Natur.

Plaſtiſcher, maleriſcher, als in dieſer Allegorie werden die ähnlichen Minnegedichte, worin die Frau Minne ſelbſt in Perſon auftrit. Die Göttin, die ſo innig von dem ritterlichen Geſchlechte verehrt ward, durfte nur eben mit ihren griechiſchen Attributen bekannt werden, ſo ergriff man dieſe Geſtalt und bildete ſie nun allegoriſch um und aus. Die Königin Minne ward nun mit Frau Venus eins; jeder Dichter

---

„des Minners Klage" und weitere 43 Strophen, die wieder als Bruchſtücke eines anderen Gedichtes erſcheinen, ausgeſchieden; ein ähnlicher Auswuchs in der Hohenlohiſchen Handſchrift „der Minne Falkner" iſt als ein der Jagd nachgebildetes Minnegedicht erkannt worden, worin die Geliebte als Edelfalke verherrlicht wird.

zog nun einmal darauf aus oder ward einmal ohne ſein Zuthun dazu erkoren, die mächtige Göttin zu ſehen und im Traum oder auf träumeriſchen Fahrten und Spaziergängen in ihr Land, ihre Stadt, Inſel, Burg, Berg, Garten, Kloſter oder Zelt zu gerathen. Die Göttin war nämlich ſeit geraumer Zeit aus der menſchlichen Geſellſchaft verſtoßen, eine andere, neue Minne, hatte Eingang gefunden, in deren Dienſt ſich „Verlegenheit", Tölpelhaftigkeit, geſchmackloſe und ſchamloſe Tracht (die jetzt auch von allen Chronikſchreibern heftig angefochten wird), Läppiſchkeit, Schleckerei und alle Unritterlichkeit eingeſtellt hatte, während die alte, wahre Minne in der Einſamkeit umirrte, alle Tugenden mit ſich genommen hatte, ſtets aber ihre Theilnahme an dem verworfenen Geſchlechte behielt, fortwährend jeden frauendienſtlichen Ritter als ihren Mann, jede treue Liebe als ihr geweiht betrachtet, unterſtützt und unterweilen mit ihrer Erſcheinung belohnt, und mit ihrer Ermahnung und Lehre tröſtet und ſtärkt. Wir haben von klein Heinzelein von Konſtanz ein Gedicht von der Minne-Lehre, das ſich an die obigen Werke aus der Zeit des 13. Jhs. noch anreiht, und unſere Minneallegorien eröffnen mag[507]). Wir haben ſchon oben (S. 149) eine geiſtliche Tenzone über die beiden Johannes von demſelben Dichter erwähnt. Er war bei dem glänzenden und geſelligen Grafen Albrecht von Hohenberg und Heigerloch († 1298) Küchenmeiſter und trug, ſcheint es, ſeinen Namen von ſeiner winzigen Geſtalt. Er hat ſich noch an den Dichtern der beſſern Zeit, dem Rudolf und Konrad Fleck geſchult, und ſeine Minnelehre, das bedeutendſte der von ihm erhaltenen Gedichte, iſt noch ein „heiterer Nachklang" aus dieſer Zeit. In dem vagen Sinne, in dem wir die Gattung der Allegorien faſſen, gehört das Gedicht ganz in ihre Zahl, obwohl ſtreng genommen nur der Anfang allegoriſch gehalten iſt. Der Dichter wird im Traum in eine ſchöne Aue verſetzt, wo er den Cupido und die Frau Venus findet, die ihm denn alle ihre Attribute und Abzeichen aus-

507) Heinzelein von Konſtanz, von Fr. Pfeiffer. Leipzig 1852.

deuten. Das Gedicht geht hernach zu einem Briefwechſel und Geſpräche zwiſchen dem Dichter und ſeiner Geliebten über; es iſt hier alſo noch förmlich ein Liebesverkehr und eine Liebeswerbung; die Geſprächform, die im Minneliede hie und da vorkam, iſt erweitert, und dies ward jetzt ſo weit getrieben, daß es wohl Gedichte von gegen 400 Titurelſtrophen gibt, die nichts enthalten als eine Reihe von Verſicherungen eines ſehnſuchtsvollen Liebenden an ſeine ſpröde Dame[508]). Das Factiſche in dem Liebesdienſte ſchwindet mehr, obgleich man die Verbindung dieſer Dinge mit Lichtenſteins Gedicht deutlich erkennt. — Eine Berliner Handſchrift (aus W. Grimms Nachlaſſe[509]) enthält eine Menge mitteirheiniſche und niederländiſche Dichtungen dieſes Schlages; zwei unter ſich verwandte Stücke (N. 19. 20) aus ihr, die im Auszuge bekannt gemacht ſind[510]), nennen eine Anzahl hiſtoriſcher Namen, die in Beziehung zu dem Erzbiſchof Baldewin von Trier ſtanden. In dem erſteren (um 1325) reitet der Dichter auf die Vogeljagd und belauſcht das Geſpräch zweier Frauen über den Werth der Minne; durch ſeinen Sperber verrathen, wird er von den Frauen aufgefordert, ihren Streit zu entſcheiden, erbittet ſich aber Friſt, um den Handel einem Hofe von Herren vorzulegen, die er aber auch zwiſtig findet; daher er nun die Hörer ſeiner Rede um ihren Rath angeht. Die Namen zeigen uns, daß wir hier in ganz ariſtokratiſcher Geſellſchaft verweilen; wir beſitzen ein größeres niederdeutſches Stück aus etwas ſpäterer Zeit, das vortrefflich geeignet iſt, uns auch in dieſer beſonderen Gattung die merkwürdige Miſchung der ritterlichen und volkhaften Elemente zu veranſchaulichen.

Dies iſt der Minne Regel von Eberhard Cersne (Zerſen) aus Minden[511]), aus dem Jahre 1404. Dem Gedichte liegt ein er-

508) Cod. Pal. N. 348.

509) Vgl. Haupts Zeitſchrift 13, 348.

510) Bei Haupt 13, 364. 366.

511) Der Minne Regel, von Eberhardus Cersne aus Minden. Mit einem Anhang von Liedern. Ed. Fr. X. Wöber. Unter Mitwirkung von A. W. Am-

haltenes lateiniſches Original[512]) zu Grunde, das einen ſonſt unbekannten Andreas, den Kaplan eines Königs oder, nach dem Titel eines anderen Textes, des Pabſtes Innocenz IV (1243—54) als Autor nennt. Wer immer dieſer geiſtliche Diener eines geiſtlichen oder weltlichen Herrn geweſen ſein mag, in ſeinem Buche liegt ein Liebescodex aus der Zeit vor, wo ſich der Geiſtliche mit dem Ritter in die Liebesgeſchäfte und Liebesdichtungen noch offen zu theilen wagte: es iſt darin die natürliche und menſchliche Art von Liebe gezeichnet, die in den lateiniſchen Liebesliedern der Vaganten mehr zu Tage trit als in den ritterlichen Minnegeſängen. Das lateiniſche Buch zerfällt in vier Theile, deren Inhalt in Lehren und Tenzonen in Beiſpiel und Erzählung wechſelt; der deutſche Bearbeiter hat dieſe Theile in freieſter Verkürzung zuſammengezogen in Eine Handlung, in der wieder zwei Erzählungen des Originals, eine (aus deſſen zweitem Theile) über eines Ritters Fahrt in das Reich des Königs der Liebe, und dann die Fahrt eines bretoniſchen Ritters nach dem Hofe Königs Artus, um dort die Minneregeln zu erkämpfen, verſchmolzen ſind; der deutſche Dichter hat ſich ſelbſt zu dieſem fahrenden Ritter gemacht. In Folge einer unbefriedigten Liebe durch Schwermuth (durch „Herrn Trurenfeld") zu Siechheit und Ungeſtalt heruntergebracht, geräth er in das Wunderreich der Minnekönigin, die ihre Gunſt auf ihn wirft und ihn die Gebote der Minne lehrt. In einem zweiten, nach Maſſe und Bedeutung dem Haupttheile der Dichtung folgen dann 39 Fragen des Minners und die „Berichtigungen" der

---

bros. Wien 1861. Leider war dem Herausgeber das lateiniſche Original nicht zur Hand. Vgl. Fedor Bech in Germ. 7, 481. 8, 268.

512) Erotica seu amatoria Andreae capellani regii, vetustissimi scriptoris ad venerandum suum amicum Gualterum scripta. Ed. Dethm. Mulhero. Dorpmundae 1610. Die deutſche Ueberſetzung von Hartlieb haben wir oben bereits (S. 346) angeführt. Jacob Grimm vermuthete in dem Freund Gualter unſern Subprior Walther Goliardiſchen Andenkens; Hartlieb, der das Buch irrig dem Ovid zuſchrieb, hatte einen Text vor ſich, in dem der Autor Albertanus, ſein Freund Gualter ein Britte heißt.

Meiſterin der Minne. Es iſt, als ob hier eine Brücke geſchlagen wäre von der natürlichen Sinnenliebe der Vaganten über die klügelnde Gedankenminne der Ritter hinüber zu der ähnlich naturgemäßen amatoriſchen Weiſe des Volksliedes. Die 19 dem Gedichte angehängten Lieder, unzweifelhaft von demſelben Dichter, gehören muſikaliſch und poetiſch, nach Sprache, Tönen, Reimhäufungen noch ganz in die Miſchgattung, in der wir die verwilderte Manier des Rittergeſangs mit den durchtönenden Anklängen des Volksliedes im Kampfe liegen ſahen; denſelben Stil tragen denn auch jene Fragen und Antworten in dieſem dialogiſchen Theile, der nur zwiſchen dem Dichter und der Minne geführt wird, während in den Fragſpielen des Originals die verſchiedenſten meiſt fürſtlichen Damen die Löſungen geben. Dem vorwiegend volksthümlichen Stile entſprechen denn auch die gegebenen Liebesregeln und Vorſchriften. Im Ganzen ſcheint hier nichts mehr an die ritterliche Convenienzliebe zu gemahnen; die Antworten, Weiſungen und Lehren bilden ein Geſetzbuch der Liebe voll geſunder, meiſt ſchlichter, mitunter ſehr feiner Menſchen- und Seelenkenntniß. Gleich anfangs wird auf die Frage, wie einer zu ſeiner Liebſten ſprechen ſolle, „kürtzlich auf die natura“ verwieſen, und ſo iſt der ganze Geſetzinhalt, auf den erſten Eindruck ohne ritterliche oder ſtandesartige Abſonderlichkeiten, aus der gemeinen Natur und Erfahrung geſchöpft. Selbſt bei kitzlichen Fragen, die zuweilen aus erzählten oder als bekannt vorausgeſetzten ritterlichen Schwankerzählungen entnommen ſind, iſt in dem hin und her „Arguiren“ des Fragenden wie in den „Entſtrickungen“ der Minne mehr Natur und Sitte als man in ſolchen Stoffen erwarten würde. Die ritterliche Minnelyrik, ſollte man meinen, würde ganz anderer Art ſein, wenn ſie in dieſe Minneſchule gegangen wäre. In den kleinſten Dingen ſchlägt die unritterliche Weiſe vor. In den Fragen und Beiſpielen ſind die Liebenden nie Ritter, ſondern immer Knaben und gute Knechte, Liebmann und Liebchen, höchſtens „Amiſe“. Die Ritterzeit, die franzöſiſche Heimat des Originals kommt erſt ſpät und nur kurz und

ſchüchtern zu Tage, bei den Aufſtellungen, die in dem ſittenernſten Gedichte ganz fremdartig ſehen: daß Ehe ein früheres Minneverhältniß nicht auflöſen dürfe, ja daß Liebe in „Echtſchaft“ nicht beſtehen oder Macht haben könne. — In dem dritten Theile des deutſchen Gedichtes vollführt dann der Dichter die Fahrt nach den Minneregeln am Hofe des Königs Sydrus, wie er bei ihm heißt, im Auftrage der Minnekönigin, die zuletzt ihren Thron mit ihm theilt; er erzählt ſeine Kämpfe mit Rittern, Recken und Giganten in einem Tone, der von ſeiner großen Gleichgültigkeit, Unübung und Ungeſchmack an dergleichen Materie zeugt: obwohl er ſonſt prunkt mit ſeiner Kenntniß der deutſchen Poeten. So weiß er ſich auch was mit ſeiner theoretiſchen Muſikwiſſenſchaft, und mit ſeiner Bekanntſchaft mit den alten Weiſen Plato, Ariſtoteles, Atrides, Pelopidas und Tantalides; er kennt ſich aber darum doch als einen „tummen Wicht.“ Sein Gedicht iſt ſtrophiſch, in gekreuzten Reimen, die reimgebundenen Verſe von gleicher Silbenzahl; ſeine Sprache iſt von Fremdworten entſtellt, durch angeſtrebte Ueberſetzungstreue oft ſeltſam verſchroben, beſonders da, wo er lapidariſch in Sprichwörtern oder (proſaiſchen) Satzungen ſprechen will. Merkwürdig unvermiſcht liegt hier nebeneinander antike Lehre und Weisheit, lebendige Sinnenſchule, ritterlicher Minneton, und die Freude an volksthümlichen Redensarten, derben Kraftausdrücken und gewiegten Sprüchen und Sprichwörtern („Beiſprüchlein“), die im Niederdeutſchen nicht die zarteſten zu ſein pflegen.

Die Gattung der Allegorien geht bis zum 16. Jh. ununterbrochen fort, nur daß ſie im Gegenſtande nicht ausſchließlich der Minne treu bleibt. Als eine eigene Gattung ließen ſich die Todtenklagen[513]) abſcheiden, deren wir mehrere haben, wo gewöhnlich über

513) In B. d. Hagen's Germ. 3, 116 und 6, 250 ſind deren zwei auf Joh. von Brabant († 1294) und Graf Wilhelm von Holland († 1337). Andere in Laßbergs Liederſaal 2, 256. 321 auf eine Gräfin von Kärnthen und Tirol und auf Graf Wernher von Homberg (um 1360).

namhafte Geſtorbene irgend einer perſonificirten Tugend die Klage in den Mund gelegt wird. Andere Allegorien verbreiten ſich dann über die beſonderſten und allgemeinſten Gegenſtände. In dem Sleigertüchlein[514]), das einen ſchwäbiſchen Dichter zum Verfaſſer hat, der in Tirol, am Bodenſee und in der Pfalz gleich bekannt ſcheint, findet der Poet im Walde einen klagenden Jüngling, der ihm ſein Leid vertrauen will, wenn er auf ſein „Sleigerlein", ein Tüchlein, das er als ein Heiligthum in einer Lade bei ſich trägt, ſchwören wolle, ſein Geheimniß zu bewahren. Seine Geliebte hatte das Tuch mit ihrem Blut getränkt, als der Jüngling eine Kreuzfahrt antrat. Er erzählt nun ſeine Abenteuer, beſchreibt einen Sturm, den er erlitten und den ſeine Reliquie habe zertheilen helfen, (wobei der Dichter ſeinen Unglauben ausläßt) und dann folgt eine langweilige Erzählung ſeiner begebenheitsloſen Fahrt, nach deren Verlauf er bei der Rückkehr ſeine Geliebte todt findet. Die vielfachen Beziehungen auf Parzival und Titurel, auf Alexander und Wigalois ſtellen auch dies Werk neben die früher erwähnten Stücke, die in dieſen Zeiten den reineren Rittergeſchmack zurückführen wollen, ohne daß es gelänge. Wir halten den Dichter dieſes Werkchens auch für den des Spiegels[515]) (Spiegels Abenteuer), und zwar eben der gleichen Manier und Beleſenheit, der gleichen Anklänge an alte Romane wegen, beſonders an den Titurel und Parzival, in deren Nachahmung manch kühnes und großes Bild, mancherlei Gelehrſamkeit und einige ſchöne Schilderungen einfließen. In einem köſtlichen Walde unter Vogelgeſang und dem Murmeln der Quellen findet der Dichter ein klagendes Weib; es iſt die Treue. Sie iſt von ihrer Kaiſerin ausgeſandt um Liebestreue zu finden. Der Dichter rühmt ſeine eigene: das Bild ſeines Weibes habe ſich feſt wie ein Siegel in ſein Herz gedrückt, und er könne mit ſeiner Treue ein

514) Gedruckt in Meiſter Altſwert, hrsgb. v. Holland und Keller. Stuttg. 1850.

515) Cod. Pal. 313. f. 75. Gedruckt in Meiſter Altſwert, von Holland und Keller.

ganzes Land übergülden. Sie ſagte ihm, ihre Kaiſerin ſei Frau Abenteuer, ihre Schweſter, die dort des Hofes pflege, Frau Minne; und ſie nennt ihm die anderen Schweſtertugenden, die dort in Amt und Dienſt ſtehen. Es kommt ein Zwerg gefahren, der die Treue zurückruft; der Ritter geht mit. Der Zwerg trägt auf der Bruſt einen Spiegel, in dem man alle lebenden Weiber zwiſchen 12—40 Jahren erblickt; ſobald der Dichter hineinblickt, wird er von einer dieſer Schönheiten gefangen, über der er ſogleich ſeine Geliebte vergißt. Wie er das gegen die Treue äußert, ruft ſie entſetzt „Nummer dumen Jeſu Chriſt", kreuzt ſich und will ihn ertränken, der Zwerg will ihn (p. 161) zum Hofnarren machen; und es findet ſich in einem Buche, das an der Kaiſerin Hof gehalten wird, daß er ſein Herz trotz ſeiner Liebe zu ſeinem Eheweibe an eine unſtäte Buhlerin gehängt habe. In dieſem Buche lieſt er dann, daß auch ſeine neue Erkorene ein untreues Weib ſei und dies bringt ihn zurück. Sein Prozeß wird geführt, er wird begnadigt und von einem Greifen heimgebracht. Ganz verwandt mit dieſem Stücke iſt die Mohrin[516] von Hermann von Sachſenheim (um 1450), dem Verfaſſer eines ſchwülſtigen Mariengeſanges, der goldene Tempel, den der ſteinalt gewordene Mann († 1458) im 90. Jahre (1454) gedichtet hat. Der Dichter begegnet auf ſeinem Gange einem Alten und einem Zwerge, die ihn binden und zum Berg der Frau Venus bringen, wo er von einer Mohrin übel empfangen und vor Gericht geladen, in den Stock gelegt, mit Schimpfreden überhäuft, endlich in komiſcher Proceſſion vor die Königin gebracht wird. Er iſt ſeiner Treuloſigkeit wegen verklagt und ſein Prozeß wird nun geführt. Der alte Eckart vertheidigt ihn, der König Tanhäuſer iſt der Vorſitzer des Gerichts, die ganze Verhandlung iſt ins Parodiſche gezogen, der Untreue werden ironiſche Lobreden gehalten, der Oberrichter iſt ſich ſelbſt in dem fraglichen Punkte nicht des

516) In alten Drucken; zuerſt Straßburg 1512. Nach dem Wormſer von 1538 ausgezogen in Reichard's Romanenbibl. Bd. 7. Keller u. Gödeke wollen ihm auch die beiden vorher beſprochenen Dichtungen zuſchreiben.

beſten Beiſpiels bewußt, die Frau Venus iſt eine Heidin, und das Ganze berührt ſich vielfach mit dem Volksliede vom treuen Eckart, wo die Frau Minne eine Teufelin iſt. Wir müſſen beachten, wie in dieſen Erzählungen und in manchen Eigenthümlichkeiten der Sprache, auch in einzelnen überraſchend wahren Zügen und Schilderungen, beſonders im Spiegel, bald das Derbe der Nithart oder Tanhäuſer, bald das neu Empfindſame im Volkslied des 15. und 16. Jhs. hervortrit. Denn auch dieſer Zweig des Minneliedes und jene grob idylliſchen Spottlieder finden jetzt ihre erweiterte Form. So in einem Selbſtbekenntniß eines alten Minners (Cod. Pal. 313. f. 454), der ſich einführt mit einem komiſchen Selbſtlobe: er gehe lieber auf den Füßen als auf dem Kopf, er nehme im Spiele lieber 11 als 7 u. dgl. Einmal hätte er ſeine Zuverſicht auf eine Dirne geſtellt, die den Kälbern gut Gras zu ſtreuen gewußt; er traf ſie jüngſt im Klee und grüßte ſie im feierlichen Minneſtyl: ſie lachte ihn an und wußte nicht, ſollte ſie ihn ihrzen oder duzen, für Mann oder für ein Vieh halten. Nun wechſelt das Geſpräch unter ihnen, Er im Schwulſt des Verliebten, ſie im derben Bauernton, und in den größten Zoten endigt die Begegnung. Damit muß man denn ſolche Stücke wie die Graſerin [516a]) in Verbindung bringen, wo der Dichter, der die Ritterdamenkreiſe verſchmäht, ſeine Sommerfreuden mit einer Mäherin, ſeine Winterfreuden mit einer Stubenheizerin beſingt; und dann die ironiſchen Stücke, wo ſich Liebe und Schlemmerei um ihre Vorzüge ſtreiten (ebd. f. 225); wo der Pabſt ein Gebot zu Buhlerei ausgehen läßt, das der Dichter mit dem Segen begleitet: „dazu helf uns der geile Geiſt“ [517]), oder wo der Beichtvater ſich überzeugen läßt, daß buhleriſche Liebe erlaubt ſei (Cod. Pal. 313 f. 466) u. dgl. Doch ſind im Allgemeinen die allegoriſchen Stücke gegen dieſe ſündhafte, unflätige neue Liebe gerichtet, gegen die Ehemacherei die auf Reichthum ausgeht, und gegen

516a) Cod. Pal. N. 4. Keller, altdeutſche Gedichte 1, 4.

517) Altd. Wälder Bd. 3.

die Käuflichkeit der Liebe. Ueberall ſprechen aus dieſem reinen Sinne die verſchiedenen Stücke dieſer Gattung bei dem Suchenwirt. Wo ſonſt einen verirrten oder wandernden Dichter der Minne Orden und Regel (Cod. 313 f. 44) gelehrt wird, da ſind es die alten edlen Vorſchriften des wahren Minnedienſtes; wo ihr Weſen zu ergründen geſucht wird, iſt es das der ächten ritterlichen Liebe. Sogar wo ein Meiſter Altſwert, der eine Reihe ſolcher Allegorien gemacht hat[518]), jene bäueriſche Art der Liebeswerbung ſelbſt aufs Bäuriſchſte ſchildert und die gemeinſten Ausdrücke dabei nicht ſcheut, da iſt doch die Geſinnung auf das Edlere und Beſſere gerichtet; und hierin berühren ſich dieſes rohen Poeten Gedichte mit denen, die ſich noch einmal auf den hohen Kothurn des Titurel zu ſtellen ſtreben und bis zum Unſinn den Schwulſt eines Meiſter Egen von Bamberg nachahmen, der grade nur (aus einigen Stücken im Cod. Monac. 714) ſo weit bekannt iſt, daß er unter die verſtiegenſten Chorführer des bombaſtiſchen Geſchmacks frauenlobiſcher Schule zählt. Dahin gehört das Gedicht von der Minne Burg[519]), eine Grundſuppe voll von dem ſeltſamſten Schwulſte, den übertriebenſten Wolfram'ſchen Uebertreibungen und von Exclamationen, die an unſinniger und falſcherhabener Manier, an Miſchung des Sonderbarſten mit dem Platteſten kaum ihres Gleichen hat. Wir heben zum Schluſſe noch Einen Dichter heraus, der uns zu der Geſtalt dieſer Gattung in der Reformationszeit überführt, und am beſten zeigt, wie die Allegorie die nebelhafte Manier und den alten Stil ablegt, zu größerer volksmäßiger Verſtändlichkeit ſich herabläßt und klar und hell wird. Der Verfaſſer nennt ſich einen armen elenden Knaben[520]), und hat alſo wohl der Volksklaſſe angehört; er macht den ſchönſten Uebergang zu den ähnlichen Allegorien

518) Ausg. v. Holland und Keller. Stuttg. 1850. Keller hält den Namen des elſaſſiſchen Dichters für angenommen, um ihn als einen Altgedienten unter der Fahne der Minne zu bezeichnen.

519) Cod. Pal. N. 385.

520) Cod. Pal. N. 341.

bei Hans Sachs, die einen ſtrengen Bezug auf die Gegenwart haben und den minniglichen Inhalt nur gelegentlich noch behaupten. Von den verſchiedenen Stücken dieſes elenden Knaben (ſein Zuname ſei Schabab, ſagt er) laſſen wir der Minne Gericht (1549), der Liebe Leid und Freud u. A. bei Seite und geben nur noch den Inhalt von der Liebe und dem Pfennig an (fol. 34), weil dies Werkchen, ein Lieblingsſtück des Jahrhunderts, viel verändert und mehrmals (ſo in Frankf. von Joh. Spieß 1580) gedruckt ward. Es behandelt einen Gegenſtand, der uns ſchon oft unter tauſend Veränderungen vorgeführt war: daß das ſittige innerliche Leben der alten Zeit mit dem äußeren rohen Erwerbstrieb der neuen vertauſcht ward, daß, wie Roſenblüt in ſeinen Priameln ſagt, die Liebe, welche die Menſchen zu den Menſchen, zur Gerechtigkeit, zu Gott haben ſollten, nun einzig und allein auf den Pfennig gefallen war. Die Verſinnlichung dieſes Satzes in dieſem einfachen volksverſtändlichen Bilde war bei dem Teichner, bei Suchenwirt, bei Roſenblüt u. A. ſchon langeher vorbereitet und verbreitet. Hier ſtreiten ſich Liebe und Pfennig, und der letztere vertheidigt ſeine Sache mit großer Beredſamkeit. Er iſt der Abgott der Welt, Alles was geſchieht, geſchieht durch ihn, wer ihn hat, der hat auch Liebe, Niemand kann ſich gegen ſeinen Willen ſetzen, nie war ſeine Gewalt ſo groß wie jetzt und nie die der Liebe ſo klein. Zu gutem Ende ſtößt der Pfennig die Liebe von einem Steige in den Bach, der Dichter aber rettet ſie. Sie führt ihn zu ihrem Gezelte, wo die Tugenden nacheinander den Pfennig verklagen. Heftige Ausfälle gegen die Geiſtlichkeit, den Adel, die Ritterſchaft, die ſich auf das Spiel der Juden legt, mahnen entweder an die Suchenwirt oder an die reformatoriſchen Poeten; die Geſinnung iſt überall wie die eines Brant oder Hans Sachs.

Wie ſehr das allegoriſche Princip gerade in den unpoetiſchſten Zeiten die Poeſie durchdrang, und wie man gleichſam die dichteriſche Blöße mit dieſem Gewande der bildlichen Erfindung deckte, ſieht man am nachdrücklichſten in dem berühmten Buche, das an der äußerſten

Stätte den Ausgang des Epos und die Verflüchtigung der epiſchen Elemente bezeichnet, dem Theuerdank[521]). Er entſtand 1517, gerade in der Zeit, als Deutſchland von der gewaltigen Bewegung erfaßt ward, die in Religion, in Leben und Wiſſenſchaft eine gründliche Umwälzung ankündigte, die alle Dichtung in der nächſten Zeit in den gemeinnützigen Dienſt der öffentlichen Verhältniſſe zwang. Er hat es mit vielerlei Dichtungen der Zeit gemein, daß er die gemeine Wirklichkeit und die unpoetiſchſten Stoffe behandelt; was ihn grade unterſcheidet, iſt eben dies, daß während ſonſt in dieſem Jahrhunderte die Dichtung nur noch im Verſe und Reime, nicht weiter im Reiz der Sprache und im Schwung der Bilder und Gedanken geſucht wird, hier die Allegorie als das weſentlich Poetiſche gilt, was ſehr deutlich in der dem Theuerdank beigefügten Erklärung der Figuren liegt, wo bei den entſchiedenſten allegoriſchen Stellen angemerkt wird, die Handlungen ſeien hier poetiſch, ſeien poetiſch geſtellt. Dies Gedicht ſteht am Schluſſe jener Reihe von altritterlichen Dichtungen, die wir vorhin noch ſo ſpät im 15. Jh. an den Höfen von Baiern und Oeſterreich gepflegt fanden, denn es will die Thaten Kaiſer Maximilian's nach der Weiſe der alten Heldenbücher beſingen und zwingt ſich dazu in einen Ton, der hier und da an den Stil der Ritterromane noch ſchwach erinnert, im Allgemeinen aber in den der Meiſterſängerei herabfällt. Einen inneren Werth hat dieſes allegoriſche Epos gar nicht, ſo großen Ruf es, ſelbſt bis ins Ausland, erlangte. Die Ehre, die man ihm anthat, bezog ſich auch am ſeltenſten auf den Inhalt. Die königliche Entſtehung des Buches erwarb und verdiente ihm das Anſehen eines Königs unter den Erſtlingen der Druckerkunſt. In der Zeit ſelbſt, wo der Theuerdank gedichtet ward, unterſchied man das innere Verdienſt und den äußeren Glanz des Buches wohl nicht. Der kleingroße Kaiſer, der an aller Art von Kunſt und Wiſſenſchaft

521) Erſte Ausgabe Nürnberg 1517. Die Umarbeitung des Burkard Waldis. Frankf. 1553 u. ff. Die von Mathäus Schultes von 1679.

Antheil nahm, zu deſſen Zeit und zum guten Theil auf deſſen Betrieb, eine förmliche gelehrte Bewegung und die Sammlung deutſcher Geſchichtsquellen im Gange war, erzählt in dem Gedichte, deſſen Einkleidung und Erfindung er ſelber angab, das er von ſeinem Geheimſchreiber Melchior Pfinzing ausführen ließ, die Abenteuer, die er auf Jagden und Fahrten, in Kämpfen und Streiten gehabt hatte, in einer einförmigen Reihe und knüpft ſie an den bedeutendſten Moment ſeiner Jugendgeſchichte, die Werbung um Maria von Burgund, an eine Begebenheit, die auch von anderen Sängern lateiniſch, deutſch und ſelbſt ſpaniſch behandelt ward. Das proſaiſche Seitenſtück dazu iſt der gleichfalls von dem Kaiſer entworfene Weißkunig, (gedruckt erſt 1775, Wien.), die Geſchichte der Vermählung und Krönung Friedrichs III und die Jugend- und Regierungsgeſchichte Maximilians (des jungen Weißkunigs) bis zum Ende des Venetianiſchen Krieges. So vornehm und dürftig die Allegorie im Theuerdank iſt, die das Werk dem Verſtändniſſe der Menge entziehen ſollte, ſo trocken, eintönig und wiederholend der Vortrag, ſo durfte das Buch unter dem damaligen Geſchlechte doch auf manchen geduldigen Leſer rechnen. Man arbeitete es ſpäter (Joh. Albrecht Jormann noch im Jahr 1680 frei in Alexandrinern) um und Burkard Waldis gab (1553) mehrere tauſend Verſe und allerhand Sittenregeln zu, die von manchen Literaten, welche das Original nicht gekannt haben müſſen, als eine Haupteigenſchaft des Theuerdank aufgezählt wurden. Es fanden ſich Leute, die ſich damit beſchäftigten, das Buch in Auszüge zu bringen, oder es in lateiniſche Verſe und fremde Sprachen zu überſetzen. Später ſchrieb man Bücher darüber, die zahlreiche Auflagen erlebten [522]). Ergötzte man ſich doch bald an unzähligen Gedichten über

522) Koeleri disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdanck. 1714. ed. auct. 1737. Dann vermehrt und mit Noten und Gloſſen verſehen von Fr. Hummel 1790. Vgl. Jäck und Heller's Beiträge 2. S. 87; Haltaus' Ausgabe des Theuerdank (Quedl. 1836), wo noch einmal der Antheil Pfinzing's an dieſem Gedichte und Treitzſauerwein's an dem Weißkunig gründlich erörtert wird.

Schützenfeſte und fürſtliche Hochzeiten, warum ſollte man nicht die wichtig behandelten Unfälle des guten Kaiſers gern leſen, der wirklich als der beſte Jäger und Springer, Soldat und Schiffmann galt, der ſo bürgerlich war und ſo ritterlich ſein wollte, ſo viel Anlage hatte zu ſtiller Thätigkeit und ſo viel Glänz um ſich breiten mochte, und in einer eigenen Miſchung der kleinlichen Natur ſeines Vaters und der ſtolzen ſeiner Mutter das Große unternahm, aber auch das Kleine als Großes behandelte, der ein trefflicher Fürſt für einen friedlichen Volksſtamm geweſen wäre, aber von Cäſar und Karl dem Großen zu träumen liebte, ſo wie ſein Erbland für ein abgeſchloſſenes Gedeihen in Gemüthlichkeit und Behagen gemacht war, aber von jenen Zeiten an durch den drohenden Anwachs des osmaniſchen Reichs in Europa ganz unnatürlich zu einem Weltreich anſchwoll. Von einem ſolchen Manne nun iſt es erklärlich, daß er die ſchale Reimerei, die er mit ſeinem Geheimſchreiber mühſam und langſam zu Stande brachte, auch in einer koſtbaren Ausſtattung verewigen wollte. Der Augsburger Buchdrucker Johann Schönſperger, der zugleich Schriftgießer und Papiermüller war, ward für das Werk auserſehen, und nachdem er an Maximilians Gebetbuch eine befriedigende Probe gemacht hatte, vollendete er es wirklich 1517 in Nürnberg, wo der Mittelpunct aller künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen und gewerblichen Thätigkeit war. So ward dies poetiſche Werk ein Denkmal des Erfindungsgeiſtes der damaligen Zeit und ihrer mechaniſchen Fertigkeit. Als ſolches mußte es die Schriftſteller über Kunſt- oder Buchdruckergeſchichte immer ſo ſehr intereſſiren, als es uns gleichgültig bleiben darf.

Nie hat das allegoriſche Gedicht in Deutſchland Glück gemacht, ſo wenig wie in Griechenland. Alle dieſe ſchwachen Verſuche, zuſammen mit dem, was wir gelegentlich von Perſonificationen der Tugenden kennen lernten, und was man weiterhin im 17. Jh. noch als epiſche Allegorie beifügen kann, ſteht gegen das, was Franzoſen und Engländer hier geleiſtet haben, weit zurück. Lange galt bei nicht Wenigen der in zahlloſen Abſchriften verbreitete, auf der Pariſer Bi-

bliothek allein in 67 Exemplaren vorhandene Roman von der Roſe für den Triumph der altfranzöſiſchen Poeſie, und von der Zeit ſeiner Entſtehung und von noch früheren Zeiten her iſt faſt kein namhafter Dichter bis auf Rouſſeau und Voltaire, der ſich nicht mit der Allegorie beſchäftigt hätte; ſo rechnen auch die Engländer manche anſpruchsvolle Gedichte dieſer Art zu ihren vorzüglichſten Erzeugniſſen. Unter den Italienern hat Dante in ſeinem unſterblichen Gedichte das offenbarende Werk an die Spitze dieſer Gattung geſtellt, und was das 14. Jh. dort von ähnlichen Dichtungen wie unſere letztbeſprochenen aufweiſt, das trägt gern die Farbe ſeiner Comödie. Wir haben zum Beweiſe den Traum des Aeneas Sylvius, der ihn ins Reich der Fortuna führt, und den wir hier auch darum erwähnen, weil er von Niclas Wyle 1468 überſetzt iſt und den Uebergang auch dieſer Gattung in Proſa zeigt. Die Einkleidung, die Waldſcenen, die Prachtſchilderungen, die Edelſteinbeſchreibung und alles, was in eine ſolche Allegorie gehörte, iſt ganz im gewöhnlichen Geſchmack; die Einmiſchung geſchichtlicher Perſonen aber, denen der Erzähler in ſeiner Viſion begegnet, erinnert an Dante und giebt viel größere Lebendigkeit, als man in den körperloſen deutſchen Originalen findet.

---

10. Meiſtergeſang.

Wenn die Lieder der Montfort und Wolkenſtein alle Merkmale der Altersſchwäche des Minnegeſanges an ſich tragen, ſo trägt die didaktiſch gnomiſche Dichtung in ihren Uebergängen zu dem eigentlichen Meiſtergeſang der Handwerkszünfte die peinlichen Zeichen des Ueberlebens der glänzenden Spruchdichtung des 13. Jhs. Daß dieſe lehrhafte Kunſt, die Vorliebe der mittleren Stände, nachdem ſie im 15. Jh. ihr letztes Glück an den Höfen geſucht und verſcherzt hatte, ſich in den Bürgerſtand der wohllebigen Städte hinziehen werde, konnte man lange vorausſehen. Wer nur in den Zeiten ſelbſt den

befremdenden Unterſchied zwiſchen der Stellung und Dichtung eines Beheim und Roſenblüt beachtete, der konnte in ſeinem Urtheile nicht wohl ſchwanken, wo nun das ſichere Aſyl der Kunſt zu finden wäre. Die Anziehungskraft der Höfe war unwiederbringlich verloren. Ganz ſpät im 17. Jh. begegnet noch einmal ein Pritſchmeiſter und Spruchſprecher bürgerlichen Standes, Chriſtian Hofner, der den Kopenhagener Hof mit einer abgerichteten Amſel beſuchte und noch an die alten wandernden Sänger zurückerinnerte: ſelbſt Er wollte, obwohl aufgefordert, ſeinen Aufenthalt unter ſeines Gleichen nicht auf die Länge mit dem glänzenderen tauſchen. Daß auch gerade die Handwerkszünfte, die ſich aufblühend im 15. Jh. feſter zuſammenſchloſſen, die Kunſt in ihre beſondere Pflege nehmen würden, war von ſo langen Zeiten her vorbereitet, in welchen wir neben den ritterlichen Sängern einen Meiſter Teſchler, neben dem Doctor Frauenlob den Schmied Regenbogen, auf den Ferſen des gelehrten Mügeln den Weber Beheim haben dichten ſehen.

In den äußeren Verhältniſſen der Poeten, die dieſem Dichtungszweige fortwährend oblagen, wie in der Beſchaffenheit ihrer Poeſien gingen in der ganzen Zwiſchenzeit von den Anfängen des 14. bis zu Ende des 15. Jhs. keine weſentlichen Veränderungen vor, außer in den formalen Dingen, in Sprach- und Verskunſt und, worüber wir ſo gut wie ohne alle Unterrichtung ſind, in Muſik. Eine innere Fort- oder auch nur Umbildung in den Geſchlechtern der Nachmeiſter, wie wir Beheim ſich und ſeines Gleichen benennen hörten, haben wir, von den Frauenlob-Regenbogen an bis zu den Mügeln-Muscatblüt, ſchon bisher und werden ſie auch bis zuletzt nicht entdecken können. Die Meiſter des 14. Jhs., die wir meiſt nur aus ſpärlichen Proben in den Liederbüchern kennen, die Peter von Reichenbach, Meffrid, Peter Zwinger, Anker, Suchenſinn, Konrad Harder aus Würzburg u. A., theilen ſich wie in zwei Schulen von Verehrern Frauenlobs und Regenbogens. Klagt Einer in Frauenlobs langem Tone, daß dieſer Ton verwaiſet ſei und wünſcht dabei des Meiſters Kunſt und Lob vor

Gott „geimmert", ſo rühmt ein Anderer: Geſang ſei am beſten geweſen da der weiſe Regenbogen lebte. Bald an formalen, bald an mehr innerlichen Richtungen erkennen ſich Beider Anhänger: erpicht ſich einer auf die Nachahmung der vielerlei und ſchwierigen Töne Frauenlobs, der ſchwört zu deſſen Fahne; lobt einer Geſang vor dem Saitenſpiel, der ſpricht einen Grundſatz von Regenbogen nach. Die geſuchte Dunkelheit und überſchwengliche Verſtiegenheit in den Leichen Peters von Reichenbach verräth ſogleich die Frauenlobiſchen Sympathien. Doch iſt dies Unterſcheidungszeichen trüglich, da es zum Theil den Materien, und dann auch Regenbogens eigenen Dichtungen anklebt. In einem Lobgedicht auf Maria von Harder[523], einem ausdrücklichen Verehrer Regenbogens, findet der Schwulſt ſchon nicht mehr Gewicht genug in der deutſchen Sprache, ſondern greift zu lateiniſchen Brocken, um die Feierlichkeit zu erhöhen; das aber warf die ſpätere Meiſterſängerkunſt auch Regenbogen ſelber vor, er habe gemeint, Fremdwörter aus den Kirchenſprachen in ſein Deutſch einmiſchen zu müſſen, als ob ihnen eine ſonderliche Kraft einwohne. Wir ſagten früher, daß die alten einſtrophigen Sprüche bei Frauenlob begannen, ſich zu mehreren, immer ungleichzahligen Strophen auszudehnen; dies hatte die Folge, daß in ſeine, wie in Regenbogens ächte und urſprünglich einſtrophige Sprüche die Nachahmer ihre Zudichtungen einſchoben: darin zeigt ſich am greiflichſten, wie ſclaviſch ſich dieſe ihren Vormeiſtern an- und einhingen. Selten unterſcheidet ſich noch, wie bei den Muscatblüt und Roſenblüt, eine beſtimmte Eigenart von Charakter und Geſinnung; am eheſten noch bei dem Suchenſinn, einem fahrenden Zeitgenoſſen des Suchenwirt, von dem auch eine größere Anzahl von Dichtungen vorliegt[524]; er iſt ähnlich wie Meffrid in ſeinen Formen wohlthuend ſchlicht und eben und ſchien einen beſonderen Beruf darin zu ſuchen, in altritterlicher Weiſe von

523) Cod. Pal. 356. fol. 77 und Cod. 392.
524) In Fichards Frankf. Archiv. 3, 322—48.

Frauenzucht und -Ehre zu ſingen und den Preis dieſer Stifterinnen menſchlichen Glücks zu verkünden. Unter ſo vielen Späteren, deren zerſtreuten Namen wir begegnen, dem Lieber, Gernſpek, Fritz Ketner (einem der Gründer der Nürnberger Singſchule), Leſch, Hülzing, Schondoch[525]), Kaltenbach, Stephan Vohburg, Joh. Duro, dem Regensburger, Jörg Schilcher u. A. wären dergleichen Unterſcheidungen, ſelbſt wenn ein größeres Material bekannt wäre, ſchwerlich zu treffen, weil je ſpäter je mehr das formale Prinzip in der Dichtung das Vorwiegende war.

Von Frauenlobs Zeit und Anſehen her blieb der Hauptſitz der gelehrten und halbgelehrten meiſterlichen Kunſt dieſer Art im Weſten, am Rheine, in Mainz, und der Hauptruhm haftete auf den Sängern dieſer Gegenden bis um die Mitte des 15. Jhs.; wir gaben oben (S. 156) an, daß die Sage den Frauenlob als den Gründer der erſten Meiſterſängerſchule in Mainz nannte. An eigentliche Schulen übrigens und an geſchriebene Geſetze iſt vor Mitte oder Ende des 15. Jhs. nicht zu denken; wenigſtens erlaubt es die Gewiſſenhaftigkeit des Geſchichtſchreibers nicht, ohne ausdrückliche Urkunden und ſelbſt ohne deutliche Winke dergleichen vor der älteſten Tabulatur, von der wir wiſſen[526]), anzunehmen. Nichts läßt in den zahlreichen Gedichten Beheim's auf das Daſein von Schulen ſchließen; keine ſtädtiſche Urkunde in Nürnberg erwähnt ſie vor dem 16. Jh.; bei Roſenblüt iſt nirgends, ſelbſt nicht in der weitläufigen Erwähnung der Künſtler und Kunſtliebe der Nürnberger, einer Schule gedacht. Wir finden die Sänger des 15. Jhs. auf Reiſen, wie die des 14., klagend über die Höfe, die ihnen keinen Aufenthalt und keine Nahrung mehr gewähren, wie damals. Dieſe Wanderpoeten trieben ihre Kunſt nicht wie die ſpä-

525) Eine Erzählung von ihm, an deren Schluß er ſich nennt, eine Sage von der Taufe eines littauiſchen Königs in Thorn, hat Laßberg (Conſtanz 1526) auf den Namen Hugo von Langenſtein's herausgegeben: Wie ein heidniſcher König, genannt der Littower, bekehrt ward u. ſ.

526) Die Straßburger von 1493. ſ. Schilter, Thes. t. 3 p. 88.

teren Handwerksmeiſter als unterhaltendes Beiwerk, ſondern als einen Beruf und Nahrungszweig; die Zeugniſſe ſind nicht ſelten bei ihnen, daß Armuth ſie drückte, daß „Herr Habenichts" ſie zum Wandern nach ihrem Brode trieb; und um des Brodes willen auch zum Wandern nach Ruhm unter ihres Gleichen an alle Orte trieb, wo die Kunſt eine bekannte Wohnſtätte hatte. Denn wohl gab es geſellſchaftliche Sängervereine, Zuſammenkünfte, Saugwetten um einen Kampfpreis, die vielleicht an Schulen einer inneren, nicht einer äußeren ſtatutariſchen Natur geknüpft waren. Die Tenzonen machen daher gleichſam die Seele dieſer Schul- und Meiſterverhältniſſe in dieſen Zeiten aus. Bei Beheim fangen ſolche Streitgedichte an eine blos vorgegebene Form zu werden; im 14. Jh. waren ſie in lebendigem Brauch. Sie wurden von fremden Meiſtern gehalten und keine Schule oder Geſellſchaft ſetzte die Preiſe aus, ſondern der Ausforderer ſelbſt [527], ob dieſer nun der ankommende Gaſt war, oder einer der einheimiſchen Sänger, der dem fremden mit einem Liedlein „einſchenkte" und ehrenden Willkomm bot. Will einer ein Gawan ſein, vermißt ſich wohl der Ausforderer, ſo ſoll er ſeinen Parzival an ihm finden. Der Gral, um den es gilt, der Preis, beſtand in einem künſtlichen Kranze [528]. Wo

527) Cod. Pal. 680. f. 63. German. 3, 326.
Frœlich will ichs heben an mit meim gesang auff dieser pan;
in meiner hant für ich ein van, daran vint man getziret stan
ein krantz von rosen wol getan, wer mir den abgewinnen kan,
mit schallen und mit singen,
ich hab ein krentzlein ausgehenkt, wie schön es an der stangen schwenkt,
wer sich nach seiner plumen lenkt, der wirt an kunsten unbekrenkt,
und ob er die rechten mas vordenkt, dem wird das krentzlein hie geschenkt,
ich wil ims selber pringen.

528) Ibid. fol. 42.
— singt er sein gsank, nit z'kurtz nit z'lank,
gibt im recht wort und wise, er mus der kunst ein krentzel habn,
von edel rosen sibn, die pletter sind von goldbuchstabn
gar meisterlich geschribn.

immer von Schule und Merkern die Rede iſt, ſind die Begriffe in den älteren Zeiten ganz vag[529]. Die Schule iſt nur von dem Sangestag, von der Singſchule der Späteren, von dem Orte der Aufführung verſtanden; die Merker ſind in einem freieren Geſchäfte willkürlicher thätig (obgleich allgemein von Silben- und Zahlmeſſen ſchon im 14. Jh. geredet wird) und ſtatt in der Achtung der ſpäteren Merker erſcheinen ſie vielmehr angefochten und bedroht. Schulgeſänge über die Dichtkunſt, Straflieder gegen kunſtloſe anmaßende Poeten ſind daher ſehr gewöhnliche Gegenſtände der Sprüche dieſer Zeiten. In zwei Stücken der Kolmarer Handſchrift[530] werden acht Geſangkünſte unterſchieden: Hofweiſen, Zugweiſen und Reihen, Schall-, Baraut- und Nachtweiſen, Tänze und Leiche; wer Eine von jeder der fünf letzteren Weiſen, von den drei erſteren aber je drei vollbracht hat, heißt ein Singermeiſter, der der Meiſter Kunſt beſitzt; ein Singermeiſtermeiſter iſt, wer zweimal ſoviel geliefert hat; ein Singermeiſtermeiſtermeiſter aber muß, „wenn er an rechter Kunſt nicht ſchilch werden will," dreimal ſo viele verfertigt haben. Dies iſt ganz verſchieden von den ſpäteren Unterſcheidungen der Mitglieder der Zunftſchulen in Schüler, Singer, Dichter und Meiſter; da ein Meiſter erſt hieß, wer neue Töne zu erfinden verſtand. In der Rheiniſchen Schule des 15. Jhs. dagegen erkannte man den Meiſter vorzugsweiſe in der Nachbildung der Töne der bewährten Alten, (die bis Mitte des 13. Jhs. ganz verpönt geweſen war,) während die Erfindung neuer Töne geringgeſchätzt wurde. Dieſen Brauch erſchütterte um die Mitte des 13. Jhs. ein Anderer in Worms, Hans Folz, indem er ſich in einem „unbekannten Tone", den

529) Cod Pal. 392. f. 38, German. 3, 317.

Nun hört, warumb gieng ich ze schuol: das ich wol sehe, wie man hielt
der meister stuol:
da tet sich fast die gerechtigkeit verkeren, wen ich hort merkes also vil,
das mich des sehr verdriesset, ich wolt das in der welte wer,
das man die falschen merker strafet also schwer,
das wer mein sin, damit wil ichs beschliessen.

530) Bei Bartſch l. l. N. 66. 70.

der Schreiber der Kolmarer Liederhandſchrift, Neſtler von Speier, erfunden hatte, gegen dieſe Verknöcherung des Meiſtergeſanges am Rhein erhob, indem er für den Vorzug der neuerfundenen Töne eintrat[531]). Dieſer Handel gab ſcheints den Anſtoß zu folgereichen örtlichen Veränderungen. Hans Folz ſiedelte nach Nürnberg über, wo ihn ſpäter Hans Sachs unter den 12 Meiſtern, welche die dortige Singſchule zur Blüte gebracht, als einen „durchleuchtigen deutſchen Poeten" auszeichnete. Noch etwas früher mag die Singſchule in Augsburg gegründet worden ſein, die dort um 1450 beſtand, von einem reichſtädtiſch bürgerlichen Selbſtgefühle beſeelt[532]). Seit dieſer erſten Wanderung breitete ſich die bisher im Weſten heimiſche Kunſt im 16. Jh., indem ſie ſich überall in Zunftſchulen abſchloß, nach Oſten und Nordoſten, nach Regensburg, Ulm, München, Steiermark, Mähren, Breslau, Görlitz bis Danzig aus[533]).

Wie in ihren Tönen und Weiſen, ſo war dieſe verſtand- und lehrhafte, und doch ganz auf Geſang berechnete Kunſt auch ihrem Stoffe nach durchaus auf das Ueberkommene zurückgewandt. Da ſie mehr und mehr in den formalen Dingen ganz unterging, ſo war ihr der Inhalt an ſich gleichgültig, daher im Ganzen jeder Inhalt gleich recht. Auch gibt es kaum eine Materie, die ſie nicht, wie widerſtrebend ſie war, in ihr ſtrophiſches Prokuſtesbett gezwängt hätte. Wenn ſie keine langen

---

531) Vgl. Gödeke, Zur Geſchichte des Meiſtergeſangs. Germ. 15, 197.

532) Ein Ulrich Wieſt (Uhlands Volkslieder 1. 426. bei v. Liliencron N. 89.) erwähnt ſie 1449, in einem gegen den weltlichen Uebermuth der geiſtlichen Stände gekehrten Gedichte; in einem gleichzeitigen gegen das Wieſtiſche gerichteten Gedichte (von 1450) wider den Uebermuth der Städte heißt es (ebd. p. 430. bei v. Liliencron N. 90):

Augspurg hat ain weisen rat,
das pruft man an ir kecken tat
mit singen, dichten und klaffen;
sie hand gemachet ain singschul,
und setzen oben auf den stul,
wer übel redt von pfaffen.

533) J. Grimm über den Meiſtergeſang p. 129.

Romane und Reimchroniken in ihre Töne brachte, ſo war es nur, weil doch irgendwo ein Maaß und Ziel geſtellt ſein mußte. Daß trotzdem ſehr große hiſtoriſche Spruchgedichte auch zum Geſang beſtimmt waren, haben wir oben ſchon (S. 395) erfahren. Im Übrigen giebt es unter den althergebrachten kleineren Gattungen der Dichtung Nichts, was dieſe Meiſter in ihrer Weiſe ſich anzueignen nicht unternommen hätten[533a]). Sie ſangen alle Ritterſagen oder alte Geſchichtsſagen von Helena und von Lucretia und neue italieniſche Novellen, wirre Zaubergeſchichten von „Herrn Filius" und von Albertus Magnus, und die gefälligeren Stoffe der Volksbücher; tiefgelehrte Stücke von den ſieben Künſten, von des Himmels und der Planeten Lauf und dergleichen „Erperſer" (ſagt Cyriacus Spangenberg), davon ſie doch wenig Verſtand gehabt, das aber köſtlich Ding in der gemeinen Schätzung war. Sie ſangen Schwänke der altbeliebten Art, ſchnurrige Ehehändel, Hiſtörchen von Liſt und Verſchlagenheit, dreiſte und muthwillige Beichten und Buhlergeſchichten, Beiſpiele mit Nutzanwendungen aller Art, von den abenteuerlichſten Mährchen bis zur einfachen äſopiſchen Fabel; es werden minnigliche, moraliſche, pſychologiſche Fragen von der Welt Stand und Lauf verhandelt; es ſind Streite, Wortkriege, Räthſel, Klagen über den Verfall der Sitte, des Landes, der Frömmigkeit; ethiſche Lehrſprüche in priamelartiger Faſſung; ſinnbildliche Deutungen der Blumen und der Farben, mit welchen die unterſten Schichten der Volksliedſänger bald ganz vertraut waren; ärztliche und andere gemeinnützige Lehren; Lob und Tadel der Stände und Geſchlechter; im Geſpräche der Vögel bei der Wahl ihres Königs Rede und Widerrede, ernſte und ironiſche Rathſchläge. Nur eigentlich ſittenwidrige und niedrig ſchmutzige Stücke ſind ſelten; in der früheren Zeit des noch freieren Geſanges kommen ſie vereinzelt vor; unter Beheim's zahlreichen Dichtungen ſind die Buhllieder, wie er ſie nennt, ſpärlich; die eigent-

533a) Ein Verzeichniß von handſchriftlichen Meiſterliederſammlungen des 16. Jhs. ſ. bei Gödeke, Grundriß p. 226 und von einzelnen Stücken p. 229 ff.

lichen Meiſterſchulen verpönten die Schand- und Gaſſenlieder ganz. Nach der Reformation waren bei den öffentlichen Singſchulen, bei den feierlichen Begehungen der Meiſter, ſelbſt ehrbare weltliche Begebenheiten nur unter dem einleitenden Freiſingen zu ſingen erlaubt; in dem Hauptſingen aber ward nichts mehr geduldet, als was aus der heil. Schrift genommen war[534]). So arg beſchränkt war der Meiſtergeſang im 15. Jh. noch nicht, doch iſt auch hier der religiöſe Stoff bei weitem das Ueberwiegende, und unter dieſem wieder war auch der ſtreng bibliſche Stoff von ſehr großem Umfang. Doch ſteht er in dieſen Zeiten, bis zu den Anfängen der Reformation hin, unter der fortdauernden Liebhaberei an der Speculation der Myſtiker und der Gelehrſamkeit der Scholaſtiker ſehr im Hintergrunde gegen die „Figuren", die Deutungen und Auslegungen der Schrift, gegen die dunklen dogmatiſchen Räthſel, die johanneiſchen Viſionen und Träume, die Legenden, die kosmologiſchen und mythiſchen Sinnbildnereien, die Weiſſagungen vom jüngſten Gericht und die Streitfragen von Gottes Aufenthalt vor Erſchaffung der Welt, von der Dreifaltigkeit und von allen Geheimniſſen und Herrlichkeiten der Jungfrau Maria. Dergleichen iſt, der großen Maſſe nach, die Hauptmaterie, mit der ſich die Meiſter des 15. Jhs. zu befaſſen liebten.

Man würde ſchwer begreifen, wie die Poeten gerade auf dieſen Stoff mit ſolcher Leidenſchaft verfielen, wenn man nicht ſähe, daß ihnen die ganze Zeit nichts anderes darbot. Selbſt ſchaffen konnten die ehrlichen Handwerker nichts: wer hätte ihnen Kenntniß und Muße dazu gegeben? Sie mußten aufnehmen, was ihnen ihre Umgebung bot; ihre ganz nur empfangende, aufnehmende Kunſt iſt daher auf dieſem Gebiete nur ein Spiegelbild, und oft ein häßliches Zerrbild der allgemeinen Volksbildung und der populären geiſtlichen Literatur. Der erſte Gebrauch der Buchdruckerei hat nichts in ſolcher Menge an den Tag gebracht, als Werke, die den finſter abergläubiſchen und my-

534) Wagenſeil de civ. Norib. comm. p. 543.

ſteriöſen Hang des Zeitalters verriethen. Die Marienliteratur ſtand darunter obenan. Unter den Theologen hatten im 15. Jh. die alten Streitigkeiten über die Empfängniß mit der alten Bigotterie von Neuem begonnen. In der Predigt erſchien ein Uebermaaß von Unſinn in dem Mariale von Bernardin von Buſti, und ſo in den gelehrten lateiniſchen Schriften von dem Abt von Brodenberg († 1486), dem Karthäuſermönch Dominicus (1470) und Anderen, darin Alles ſtrotzte von hyperboliſchen Beſchreibungen, Deutungen, Gleichniſſen und Geſchichten der Jungfrau. Mit ihrer ſteigenden Verehrung in vermehrten Feſten ſteigerte ſich ihr poetiſcher Preis. Bis kurz vor Luther's Zeit ſetzte ſich die Dichtung in dem alten Tone der überſpannten Marienliebe fort[535]). Man ſuchte die alte Legende des Bruder Philipp hervor und überſetzte ſie ins Niederdeutſche[536]). Der Kreuziger[537]) des Johanniterritters Bruder Johannes' von Frankenſtein in Wien (von 1300) ward am Ende des 15. Jhs. mehrmals gedruckt und wahrſcheinlich auch ins Niederdeutſche (Lübeck 1482) überſetzt, wie damals faſt mit allen Erbauungsbüchern in Proſa und Verſen geſchah. Der Unfug der Legendenlectüre kehrte im ganzen Umfange wieder: das älteſte, wie ein Barlaam[538]) oder der ungenähte Rock Chriſti (1512), der Brandan und die Hiſtorie des heiligen Biſchoffs Gregorii auf dem Steine[539]), ward neben das neueſte, neben die Heiligen Rochus, Meinart und ſo viele andere gerückt, das Albernſte zu dem Sinnigen, die Offenbarungen der h. Brigitte in Schweden († 1373) und des Methodius zu den Prophezeihungen des alten Teſtaments. Wir haben oben (S. 207) geſehen, daß im Anfang des 16. Jhs. ganze Reihen von älteren Legenden in volksthümlicher Kürzung erneut und von Köln aus verbreitet wurden. Die bekannte Legendenſammlung Sommer-

535) Schiffart von diſſem elenden jammerthal. Fr. 1515. u. A.
536) Kinderling im deutſchen Muſ. 1788. Oct.
537) S. Hoffmann's Handſchriften zu Wien. 163 ff.
538) In Proſa aufgelöſt; Augsb. bei Ant. Sorg. o. J.
539) Drucke des 16. Jhs. in Köln bei Chr. Everaerts.

und Wintertheil, welche die Leben der Heiligen nach dem Vorgang Jacobs von Voragine in zwei Theilen in Kalenderordnung erzählt und wohl ſchon im 14. Jh.[540]) exiſtirte, ward mit unter den erſten Werken der Buchdruckerkunſt ausgegeben und begierig geleſen. Die erſten Kinderbücher, von denen man unter uns weiß, machten auf eine leichte, einprägliche Weiſe die Jugend mit den Heiligen des Jahres und mit den Wetterregeln, die ſich an ihre Tage knüpfen, bekannt; dieſe Bedeutung ſcheint wenigſtens der Reimkalender Konrad's von Dangolsheim (1435) zu haben[541]). Dieſe Dinge gingen zum Theil in Volksbücher über, wie denn das Buch von der Kindheit Chriſti, über deſſen Stoff ſich Luther ſo ereiferte[542]), eine gemeinſame Quelle mit Bruder Philipps Gedicht hat. Das Volksbuch von Bruder Rauſch[543]) reicht in dem niederſächſiſchen um 1500 gedruckten Texte in das 15. Jh. zurück und erinnert an die Zeiten, wo in Niederdeutſchland die Verdorbenheit der Klöſter durch eine Reformation abzuſtellen geſucht ward. Mit der Freude an dieſer Legendenlectüre hängt dann aufs innigſte die Neigung zum Verleugnen der äußern Welt, zum Abſterben von allem Leiblichen zuſammen, die von den Myſtikern gepredigt worden war. Man druckte die Schriften des Nikolaus von Lyra (ſeine Pſalmenauslegung Speyer 1504), des Niclas von Dinkelſpühl, Otto von Paſſau (die 24 Alten, Augsb. 1480), Suſo, Tauler und Thomas a Kempis. Der Baſeler Karthäuſermönch Ludwig Moſer überſetzte um das Ende des 15. Jhs. eine ganze Reihe älterer ascetiſcher Schriften von Bonaventura, Bernhard, Auguſtin, Thomas von Aquino u. A. Alles was von Proſabüchern dieſen Sinn fördern konnte, das Buch der Weisheit, die deutſche Bearbeitung der vitae patrum (der Ein-

540) Cod. Pal. 144 vom Jahr 1419.

541) Strobels Beitr. zu der Lit. u. der Literaturgeſch. 1827. S. 107 ff.

542) In der Kirchenpoſtille üb. das Evang. am Sonntag nach dem Chriſttag.

543) Aus dem alten Drucke Straßb. 1515 von Welff und Endlicher erneut. Abdruck in Scheible's Kloſter Bd. 11. Ausgabe von O. Schade im Weimar. Jahrbuch 5, 357. Von dem niederſächſiſchen Druck iſt ein einziges Ex. (in Berlin) erhalten. Der friar Rush iſt auch in England im 16. Jh. eine wohlbekannte Figur.

ſiedler), und ſo vieles Aehnliche füllt in den Jahrbüchern der älteſten Druckerei die breiteſten Stellen. Beheim's größere Werke des ähnlichen Stils, von der Liebhabung Gottes (Cod. Pal. 351), von dem Fall der Engel, an den eine Geſchichte von Maria und Jeſu geknüpft iſt (Cod. Pal. 375), von den ſieben Todſünden u. dgl., die zwar nie gedruckt wurden, berühren ſich mit proſaiſchen Büchern verwandten Inhalts; denn auch in dieſen Gattungen löſt ſich Alles in Proſa auf. Jene Gebete von den ſieben Leiden Chriſts, die früher von Hartwig vom Hage (von den ſieben Tageszeiten)[544] poetiſch behandelt wurden, von den ſieben Freuden Mariä, die noch Suchenwirt dichteriſch bearbeitet hatte, erſcheinen jetzt verändert und verkürzt in Proſa; ſeltener erhalten ſich die ähnlichen Gegenſtände noch in Reimen[545]. Deſto häufiger ſind die gedruckten proſaiſchen Paternoſter, Beichtbücher, die ſieben Bußpſalmen, die ſieben Pforten, die ſieben Leiden oder Freuden, das goldene Krongebet der Maria u. A. So ſind die proſaiſchen Paſſionale ſehr häufig, während kaum Ein poetiſches mehr erſcheint[546]. Manches überaus beliebte Buch dieſer Art, wie Belial's Prozeß gegen Chriſtus (Augsb. 1472) exiſtirt nicht in Verſen, und in den Drucken des Schachzabelſpiels kehrte man zur Ueberſetzung der lateiniſchen Proſa zurück. Eines der verbreitetſten Werke dieſer Art, das ſich gleichfalls aus Verſen in Proſa auflöſte, war der Spiegel menſchlicher Behaltniß[547] (speculum humanae salvationis), dieſes typographiſch merkwürdige Buch, das von Heinrich von Laufenberg (Domdekan in Freiburg, ſpäter im Johanniterkloſter zu Straßburg)

544) Altd. Muſ. 2, 265.

545) Siehe Bragur VI. 2. 144. Dann Bruns Beiträge ꝛc. S. 103. über das Bock van der Bedroeffniſſe unde Herteleyde der hoggeloveden königinnen Marien; Lübeck 1498.

546) Das Leiden Jeſu Chriſti unſeres Erlöſers. Augsb. 1515. Von Wolfgang von Män, einem Kaplan K. Maximilian's.

547) Ueber das Literariſche ſiehe Engelhardt in der Einleitung zu ſeinem Ritter von Staufenberg, und Maßmann im Anzeiger für Kunde des deutſchen Mittelalters von Freih. v. Aufſeß 1832. Sp. 41—48. Zerſtreutes bei Panzer, Bruns, Nyerup u. A.

1425 aus dem Lateiniſchen (in etwa 15000 Verſen) übertragen ward. Dieſem Buch zur Seite hat der fruchtbare Autor, der auch eine Sammlung von Predigten gemacht, eine Anzahl bekannter Volkslieder in geiſtliche umgedichtet, das regimen sanitatis bearbeitet hat, noch ein Buch der Figuren poetiſch in mehr als 25000 Verſen behandelt, das ſich mit dem Inhalte des Spiegels des Heils berührt. Es enthält die ganze Folge der Geſchichten des alten Teſtaments von der Schöpfung an, alle als Figuren und Symbole zu Ehren der h. Jungfrau betrachtet; und ſo iſt auch der Spiegel des Heils eine Fortſetzung, Zuſammenfaſſung und Erklärung der ſymboliſchen Deutung der uralten, ſeit den Kirchenvätern auf Maria angewandten Bilder. Hinter jeder Erzählung aus dem Leben Maria's und Chriſti folgen drei Figuren, Ereigniſſe aus dem alten Teſtamente oder auch weltliche Geſchichten als Vorbedeutungen der vorausgegangenen Erzählung aus dem neuen Teſtamente. Wie eingewurzelt mußte die Liebe für dieſe Vorbildungen, die auch alle geiſtlichen Schauſpiele des 15. Jhs. durchziehen, in dieſen Zeiten geweſen ſein, da bekanntlich jene Deutung des Engels im 14. Kap. des Johannes auf Luther, die Stiefel aufbrachte, ſo lange hin unter den Reformatoren ſelbſt noch Beifall fand. Der Spiegel der Behaltniß, gleich bei Erfindung der Druckkunſt ungemein häufig gedruckt, wurde nachher in Proſa umgeſetzt, und durch Zugabe von Evangelien, Legenden und Gloſſen oder durch Einſchaltung des speculum St. Mariae ungemein erweitert. Das Buch war ganz für die Laien und auf große Ausbreitung berechnet, und berührt ſich mit den Armenbibeln, die ſchon im Anfang des 15. Jhs., zuerſt lateiniſch, dann auch überſetzt erſchienen: auszügliche Stellen und Geſchichten der Teſtamente voll der alten Vorliebe für Maria. Man hob auch hier die Stellen von dem jüngſten Gerichte und von den Schreckniſſen der Hölle heraus, mehr um zu ſchrecken als zu erbauen. Und wie ſehr eben auf dieſen Zweck damals alle Predigt abzielte, davon ſind die früher ſchon erwähnten Predigtmärchen aus dieſen Zeiten das ſprechendſte Zeugniß. Maſſen von ſolchen Erbauungsbüchern, die zur

Tugend mit der Furcht vor der Hölle anhielten, hatten ſich, wie man aus Joh. Buſch's Buche von der Reformation der ſächſiſchen Klöſter (1473) weiß, in der Laienwelt ohne Widerſpruch der Geiſtlichen verbreitet. Je ſchärfer man aber auf der Einen Seite dieſe Einſchreckungsmittel anwandte, deſto greller war dann wieder der Rückfall von der Strenge des Weltrichters zu der freundlichen Mittlerin Maria. Eine Reihe von Verbrüderungen machte aus dem gedankenloſen Marienbienſte, aus dem Plärren ihres Ave ein förmliches Geſchäft. Im Jahre 1474, als Herzog Karl von Burgund die Stadt Neuß belagerte, ſtiftete der Dominicaner Jakob Sprenger, um die gleiche Gefahr von Köln abzuhalten und mit dem erwünſchteſten Erfolge, den berühmten Roſenkranzorden, deſſen Mitglieder ſich zu nichts als zu einigen Geldbeiträgen und zum Herſagen einer Zahl von Ave's und Paternoſters verpflichteten; in ihren Ordnungen hieß es geradezu: daß der Menſch allezeit auf die Worte ſeiner Gebete Acht habe oder daß ſein Herz immer in wirklicher Andacht ſtehe, ſei gar nicht nothwendig. Ungefähr gleichzeitig erneute ſich damals die Brüderſchaft der St. Urſula, deren Angehörige jährlich zu Ehren der 11000 Jungfrauen 11000 Vaterunſer und Ave Maria beten mußten. Anderswo wurden zu Gottes und ſeiner Mutter Lobe Ritterorden geſtiftet, und noch zu Luther's Zeiten entſtand die Secte der Kreuzträger. Ein Sirtus Buchsbaum, der 1500 einen „Pſalter unſer lieben Frauen" in Augsburg drucken ließ (in Herzog Ernſtes Weiſe zu ſingen) verſpricht jedem, der ihn bete, daß er in Maria's Brüderſchaft gezählt werde, das wolle ſie gegen Gott vertreten. Noch in der Reformationszeit wurde Bonaventura's Marienpſalter überſetzt, worin was von Gott ausgeſagt war auf Maria übertragen iſt. So war denn das geiſtliche Lied faſt ausſchließlich der Mutter Gottes gewidmet; und Luther ſagte, daß ſie weit ſchöneren Geſang damals gehabt und mehr, denn ihr Kind Jeſus. „Vom Herrn Chriſto, ſagte Nicol. Hermann, wußte Niemand zu ſingen oder zu ſagen; er ward für einen geſtrengen Richter, bei dem man ſich keiner Gnade, ſondern eitel Zorn und Strafe zu verſehen, gehalten

und ausgegeben. Darum mußte man die Jungfrau Maria und die lieben Heiligen zu Vorbittern haben.“ Der Fürſt Georg von Anhalt meinte, es wäre kein Wunder geweſen, wenn Gott die Singer dieſer abgöttiſchen Lieder mit Feuer, Donner und Blitz zwanzig Ellen tief in die Erde, ja in den Abgrund der Hölle hineingeſchlagen hätte. Dieſe bequeme Frömmigkeit hat ein Großes dazu beigetragen, den Eifer der Reformatoren wachzurufen, die mit Recht zürnten, daß alle Andacht zur Formel geworden war, daß man die Maria als Heilandin einſchob, daß man faſtete und mummelte und die Roſenkränze und den Mantel Mariä und die Heiligengebete herſagte, da man doch nicht viel plappern ſollte, wie die Heiden. Und wie gegen die Erbauungsſchriften dieſer Gattung, ſo kehrte ſich auch gegen die eng damit verknüpften Spitzfindigkeiten ſcholaſtiſcher Streitfragen der erſte Eifer Luthers, der nach der Religion ſuchte, die den Kern der Nuß, das Mark des Waizens trug, und daher gegen Sophiſtereien und Scotiſtereien der Theologen ſchon in ſeinem vorreformatoriſchen Wirken ankämpfte, noch ehe das verhängnißvolle Ablaßreimchen gepredigt ward. Auch die Poeſie weiß von dem berüchtigten Streite der Dominicaner über die unbefleckte Empfängniß der Maria[548], der bekanntlich gegen Wigand und Vincenz die Tritheim, Johann von Gauda, Rutger Sicamber, Philipp Alberti von Ruſſia, Theoder Greſemund u. A. in die Waffen rief; der Scandal, der in Bern (1507) dadurch veranlaßt ward, ward von den Gegnern der Dominicaner in großem Triumphe benutzt, beſchrieben, ausgebreitet und dabei zum erſtenmale die Marienlieder zum Geſpötte gemacht. Es diente den Reformatoren vortrefflich, daß man ſchon in dem berühmten Buche der Natur[549], einer Ueberſetzung des Werkes de natura rerum von Thomas von Cantimpré, von Konrad von Megenberg (1349), das

548) Johann von Soeſt dichtete über dieſen Gegenſtand 1502.

549) Ed. Fr. Pfeiffer. Stuttg. 1861. Der Ueberſetzer hatte zuvor auch ſchon die sphaera mundi von Joh. von Sacro Bosco (Holywood) überſetzt. Vgl. Diemer in den Sitz. Berichten der Wiener Akademie 7, 74.

1475 gedruckt erſchien, die Maria mit dem Monde verglichen hatte; weil ſie die Mittlerin zwiſchen uns und Gott iſt, ſo lag die Vergleichung mit dem nächſten Sterne nicht weit; man beſchuldigte aber hernach die Verehrer, daß ſie die Jungfrau wie die Alten die Diana angebetet hätten.

Mit der ſchlaffen Frömmigkeit des Mariendienſtes und mit dem Gegenſatze der finſteren Einſchreckungsſyſteme, was Beides durch Ueberſpannung und Mißbrauch die Erſchütterung dieſer ganzen Denkweiſen herbeiführte, hing der dunkle Aberglaube zuſammen, der die ganzen Volksmaſſen um dieſe Zeiten durchdrang. Alle die vielerlei bigotten Einſchüchterungsbücher wurden von Weibern und Männern dazu benutzt, daß man ſie unter den Altardecken barg, die Meſſe darüber leſen ließ und dann ſie zu Zaubereien und Wahrſagereien gebrauchte. Jahrhunderte lang hatten ſich nun die Völker mit den Vorbedeutungen und Weiſſagungen des alten Teſtaments, mit den Gedichten vom Antichriſt, von den Sibyllenweiſſagungen, von den Zeichen des jüngſten Gerichtes gequält. Und in düſteren Zeiten, wie dieſe, wo Alles in einem wüſten wirren Beſtreben durcheinander wühlte, konnten ſich dieſe gewohnten Vorſtellungen leicht zu dem Fanatismus ſteigern, mit dem dann ſelbſt reformiſtiſche Prediger und ſonſt ganz verſtändige Männer aus den bibliſchen Prophezeihungen den Tag und die Stunde berechneten und mit ihrer Gemeinde verſammelt erwarteten, an denen der Weltuntergang erfolgen ſollte. Nachdem man jetzt dieſe ſibylliniſchen und prophetiſchen Bücher wieder im Drucke vermehrt verbreitete, die Wirklichkeit des Teufels und ſeine Verfolgung der Menſchen predigte, und die Strafen der Verdammten zur Einſchreckung aller Sünder im Bild und in der Schrift mit den ſcheußlichſten Farben malte, ſo mochten es wohl hernach alle geſunden Köpfe und Herzen wie eine Erlöſung empfinden, als die Reformatoren, was ſchon Wiclef gelehrt, wieder lehrten: das Reich der Finſterniß ſei Rom, der Antichriſt ſei der Pabſt, und mit der Vernichtung ſeiner Macht durch Luther ſeien die ſchreckenden Weiſſagungen auf einmal alle zum fröhlichen Ausgang vollendet.

So wurde die Gierde, mit der man die Praktiken und Wetter- und Wahrſagerkalender und die Thorheiten der Aſtrologen aufnahm und verſchlang, unterbrochen durch den Eifer hellerer Köpfe und durch die ſatiriſchen ewigen Kalender, die man dazwiſchen ſchleuderte. Das Schickſal in Loosbüchern zu befragen, war eine alte Sitte die nach dem deutſchen Cato ſchon im 13. Jh., und vor nicht lange noch unter unſeren Handwerksburſchen Statt hatte; es gab deren, wie das Buch des Glücklaufs von 1492 (Cod. Pal. 552.), worin der gläubigſte aſtrologiſche Ernſt herrſchte, in anderen aber (ebd.) ward der ganze Gebrauch in ſcherzhafte Unterhaltung gezogen und der finſtere Aberglaube gekreuzt, indem man das Heilige in den Reimſprüchen mit dem derbſten Scherze untermiſchte; dieſe Gegenſätze werden wir unten bis in Fiſchart's Zeiten fortdauern ſehen[550]). Verfehlten nicht auch die Todtentänze in ähnlicher Weiſe ganz ihre Wirkung, wenn auch ſie unter den Schreckmitteln gebraucht werden ſollten, mit denen man die Seelen von den Freuden dieſer Welt abwenden wollte? Wie bald mußten die geplagten und emporſtrebenden unteren Klaſſen erkennen, daß für ſie in dem ſtrengen Geſetze der Nothwendigkeit der Troſt lag, daß ihre Unterdrücker gleicher Art mit ihnen ſeien, daß die Regel der Natur über die Ordnungen der Ritter und der Klöſter gehe, über die Beweisführung der Gelehrten und die Berufungen der Juriſten; und daß dem Siechen und Armen, der ſich zu dem endlichen allgemeinen Tanze hinſchleppt, der auffordernde Tod der Freund ſei, den er im mühſeligen Leben vergebens geſucht hatte. Und darin lag eben die Aufmunterung, dies mühſelige Leben deſto bereiter zu tragen.

Wir faſſen den kurzen Sinn der langen Abſchweifung zuſammen und ſagen: es war nichts natürlicher, als daß die bürgerlichen Sänger, die ganz paſſiv den Stoff ihrer Geſänge von dem Zeitgeſchmacke empfingen, in ihrer ſchlichten Einfalt der eigenthümlichen Erbauungsweiſe der Zeiten vor der Reformation eben ſo huldigten, wie ſie

---

550) Sotzmann, die Loosbücher des Mittelalters. Im Serapeum 1850. u. f.

nachher bei dem Eintrit der Reformation plötzlich alles dies fallen ließen und zur einfachen Dichtung einfacher Bibelterte überſprangen. Die Uebertreibungen des Reiligionseifers, die myſtiſchen Grübeleien, die abgeſchmackten und oft läſterlichen Gleichniſſe, die froſtige Andächtelei, das Haſchen nach Gelehrſamkeit, der prophetiſche und tiefſtrebende Hang, die Wortgefechte der Scholaſtiker, die Scheinweisheit der Aſtrologen, Alles findet ſich in den Meiſtergeſängen des 15. Jhs. wieder. Nur ging das Selbſtverdammen und die innere Zerknirſchung nicht ganz in dem Stile, in den die Geiſtlichen darauf hinarbeiteten, in die Reime der wackeren Handwerker über. Man konnte ſich doch hier ſchwerer von dem völligen Unwerthe des Menſchen, des Ebenbildes Gottes, überzeugen, den man von den Asceten ſogar unter die willenloſe todte Natur herabſetzen hörte. Man vertraute hier noch dem Triebe der Natur, und ließ ſich nicht als Sünde einreden, was ſie zu üben gebot; man beſann ſich, daß der freie Wille, wenn er auch des Menſchen größter Verführer, doch auch ſeine höchſte Zierde iſt. Betrachtet man die Poeſien der Meiſterſänger, ſo lange ſie in den alten Vorſtellungen befangen waren, *als ſolche*, ſo iſt es traurig zu ſehen, bis zu welcher Tiefe die Geſchmackloſigkeit, bis zu welcher Stumpfheit die Andachtsübung herabſinken konnte: denn über den verknöcherten Formen und den gedehnten Erörterungen ganz hirnloſer und ſeelenloſer Probleme konnte man ſich nicht wohl erbauen, ohne zugleich ganz zu verdummen. Wer würde ſich dies erklären, wenn man nicht eben ſähe, wie dieſe Gegenſtände nun mehrere hundert Jahre lang ſchon in unzähligen Gedichten ſo erſchöpft waren, daß die Formeln der ſcholaſtiſchen Dogmatik ſtehend geworden und ſelbſt dem Handwerker bekannt waren; daß ſie zum mechaniſchen Gebrauche dienten, wie jedes vielgeſprochene Gebet auch; daß bei den duldſamen Begriffen von der Unnöthigkeit innerlicher Andacht am Ende auf die Materie gar nichts mehr ankam; daß nur Alles daran gelegen war, die alten Gegenſtände in neuen Tönen vorzuführen, die alte gekünſtelte Vers- und Reimart in Künſtelei noch zu überbieten, in der Stellung der Worte geheimniß-

volle Bedeutungen zu ſuchen, die lächerlichſten Spielereien, mit dem andächtigſten Eifer zu verfolgen. So kam man dahin, daß die erſchwerteſten Maße und die gehäufteſten Reime das Bewundertſte wurden, daß man als ein Meiſterwerk der Dichtung die möglichſt reimüberladenen Töne anſah[551]). Daher ſind in Wagenſeil's Tonverzeichniß die Töne von ſieben bis acht Reimen ſehr ſelten, die 20reimigen viel häufiger und man ſteigerte die Reimzahl der Töne bis zu 120 und mehr. So hören wir alſo hier die ſpitzfindigſten Gegenſtände in der barbariſchſten Sprache, in der überkünſteltſten Form behandelt, die uns unter der gewandteſten Darſtellung der feinen höfiſchen Dichter ſchon anwiderte. Und ſelbſt als hernach die Bibel bis zu dem Maße der Nüchternheit im Meiſtergeſang erſchien, daß man die dürrſten Genealogien hinreimte, ſelbſt dann, wo man dem ſchmuckloſen Vortrage der Bibel möglichſt treu zu bleiben ſuchte, ſteht der gezwungene Geſang, der ſelten einmal den fromm vergnüglichen Charakter des ehrbaren Poeten durch die ſteife Hülle erkennen läßt, unendlich weit unter den alten Reimchroniken oder Evangelienharmonien, die den gleichen Stoff behandelten.

Aber vielleicht thun wir auch Unrecht, dieſe Geſänge überhaupt von poetiſcher Seite zu betrachten. Für die Geſchichte genügt es gezeigt zu haben, daß die dichteriſchen Texte derſelben den äußerſten Verfall der alten Dichtung bezeichnen. Dieſe Geſänge waren nicht für die Oeffentlichkeit, geſchweige für die Unſterblichkeit berechnet;

---

551) Folgendes iſt z. B. Beheim's hohe goldne Weiſe:

Kung—her der hersten mersten reiche,
ich Mich—el Pehen flehen wol sol dich,
pis mein ein tichtens richtens—helffer,
hüng—rein, mein tugend mugend—leiche
dir zir treist, deinen reinen geist leist mir
dis dein' clein' schnöden plöden—welffer
Gelffer tumen, umen—leucht feucht, heile
du nu lib mynne, synne gib, schib zu,
mis, meng, spreng under, sunder meile.

ſie ſind auch immer ungedruckt in ihrem Dunkel begraben geblieben und die Geſchichte ſelbſt wird wohl thun, ſie ihrer Maſſe nach da ruhen zu laſſen. Den Meiſtergeſang vollſtändig zu charakteriſiren wäre unſtreitig die Sache des Geſchichtſchreibers der Muſik, wenn uns überall die Muſik dazu erhalten wäre. Die Meiſterſänger ließen ſich in der Zeit, wo ſie eigentliche Singſchulen errichtet hatten, nicht anders als ſingend hören; die längſt fortgepflanzte, die Ulmer Singſchule ging (erſt 1839) in eine Liedertafel über. Bei ihren Geſängen war wie auch bei den franzöſiſchen und niederländiſchen Rhetorikern[552], das Höchſte die Erfindung eines neuen Tons; bei ihren Tönen aber war die Melodie die Hauptſache. Auf den Text kam wenig an; denſelben Text in anderen Tönen wiederzubringen war erlaubt; nur in der Melodie waren ſie erfinderiſch; ſie durfte nicht in den Ton anderer Meiſter eingreifen, ſo weit ſich vier Silben erſtrecken, Melodie und Blumen ſollten ganz neu erfunden ſein. Und ſo ward bei der Prüfung ſolcher neuer Töne auf den muſikaliſchen Vortrag ſehr viel Werth gelegt; dreimal ſingt der Meiſter mit verändertem Tone und darf, wo er Alters wegen eine matte Stimme hat, einen anderen für den Vortrag wählen. Wird nun gefunden, daß die Melodie in keinen anderen Ton um vier Silben eingreift, dann wird er anerkannt, und der Vater läßt ihn taufen und bittet die Gevattern dazu. Den Gedanken, die Bibel zu reimen, die große Hauptarbeit des Meiſtergeſanges nach der Reformation, gab nichts Anderes an die Hand, als der Wunſch, dem Singluſtigen die Bibel geſangsweiſe zu übergeben[553]. Auch der Minnegeſang war eben ſo nothwendig mit Muſik verbunden; und zeigt der Meiſtergeſang auch hierin den letzten Ausgang unſerer alten Lyrik an, ſo ſteht er zugleich als der entfernteſte Anfang der Singſpiele

552) Ueber den ganz ähnlichen Verhalt der Dinge in den puis de palinods und den Kammern der Rederyker unter den Franzoſen und Niederländern ſiehe F. Wolf über die Lais. 1841. p. 137 ff.

553) So heißt es ausdrücklich in Cod. Pal. 110., einer Bibel in auszüglichen Reimſprüchen.

und Oratorien da, welche die nächsten Jahrhunderte pflegten. Dem einfacheren Gesang des volksthümlichen Kirchenliedes gegenüber waren die Meistergesänge zu Prachtstücken und künstlerischer Aufführung berechnet. Wie uns ferner bei dem Minnegesang sein Verhältniß zu der sittlichen Bildung des Volkes weit bedeutender schien, als zu ihrer ästhetischen, so auch beim Meistergesang. Wir hatten dort gefunden, daß die Rohheit und Gewaltthat der Ritterschaft zu brechen, der gemüthvolle Gesang mit wunderbarer Gewalt mitwirkte. In diesem 15. und 16. Jh. gährte es in allen unteren Ständen; ein Rennen und Treiben nach Ansehn, Erwerb und Geltung ergriff auch den Geringen, und wir haben es durch so viele Sittenrichter so langeher erfahren und werden es wieder und wieder hören müssen, wie Misgunst, Anfeindung und Verfolgung unter den Ständen und unter den verschiedenen Handwerkern die bürgerliche Gesellschaft damals entstellte. Bei all der Heftigkeit des Zunftneides, bei all der Derbheit dieses Schlags von Menschen setzt es welch eine Tüchtigkeit, welch eine gute Natur voraus, daß man sich wieder in die Gesammtzunft der Sänger vereinte und verschloß, daß man ein gemeinsames Band um die Bürgerschaft zog, sie zu einer rührenden Hingebung für einen Zweck stimmte, den kein Eigennutz berührte, der von Gemeinheit und Niedrigkeit fern hielt, und nur Freundschaft und gutes Vertrauen begründen konnte. Wenn auch immer die Masse der Gewerbsleute nach vollendetem Geschäfte dem Bierhause nachging, so war es in einer Zeit, wo die physischen Laster ohnehin so ungeheuer im Schwunge waren, desto heilsamer, daß wenigstens eine Anzahl von wackeren Meistern ihre Feierstunden und Feiertage zu etwas Würdigerem anwendeten, die alte Kunst der Höfe in ihren Kreis herabnahmen und ihr Theilnehmer zu erhalten suchten; hatte doch Hans Sachs die holdselige Kunst so in Aufnahme gebracht, daß um ihn drittehalbhundert Meister in Nürnberg waren. Die nun saßen nach der Last ihrer Tagesarbeit hin und dichteten ihre Lieder, sannen über neuen Tönen und übten die alten, schrieben Alles in große Bücher zusammen, und

freuten ſich, für ihre Nachkommen zu bewahren, was ſie von ihren Vorfahren mit Liebe und Dankbarkeit überkommen hatten. Die Würde der Sitte und die Uneigennützigkeit dieſer Meiſter entſchädigt für ihre ſteife Kunſt. Bisher hatte ſich die Poeſie an den Höfen herumgebettelt, und ſelbſt in ihrer blühendſten Zeit den paraſitiſchen Ton gegen Mäcene und Gönner nicht abgelegt, aber der Meiſtergeſang iſt auch darin die Grundlage unſerer neueren unabhängigen Dichtung, daß er lehrte, wie in der herzlichen Uebung eines ſchönen Geſchäftes auch bei geringerem Erfolge eine Seligkeit an ſich iſt, die des Lohnes nicht weiter bedarf. Mit welcher Selbſtverleugnung gaben ſich die guten Meiſter dazu her, ihre Lehrlinge und Schüler ohne allen Entgelt in den ſchweren Tönen zu unterrichten, ſich Ruhe und Schlaf abzubrechen, um Muße zu behalten, ihrer theuren Kunſt neue Pfleger ſogar zu werben und zu erziehen, da ja der Tag ihre Berufsarbeit hinnahm. Und mit welcher Liebe hing dann der Schüler an dem Lehrer! Wie erfüllt von ſeiner Kunſt ſchrieb ein Schüler Hans Sachſens, Georg Hager, in ſeinem 82ten Jahre, daß er ſeine Söhne zum Geſange angehalten habe, der Kunſt zu Ehren und Gott zum Lobe, und daß er hoffe, ſie werden darauf halten und einſt mit ihm in der ewigen Seligkeit ſingen. Und welche rührende Ehrfurcht gegen ſeinen Meiſter ſpricht nicht aus jeder Zeile Puſchmann's, eines anderen Schülers von Hans Sachs, und vorzugsweiſe aus ſeinem bekannten Gedichte, wo er im Traum den ehrwürdigen Greis im Garten findet, wo im Luſthäuslein, im marmorgepflaſterten und ausgezierten Saale, am runden grüngedeckten Tiſche der Alte ſaß, grau und weiß, wie eine Taube, mit großem Barte und leſend in einem ſchönen Buche, das mit Gold beſchlagen war und auf einem Pulte vor ihm lag, um ihn her auf Bänken viel große Bücher aufgeſchlagen, — und wenn Jemand kam und ihn von fern grüßte, den ſah er an, ſagte nichts, ſondern neigte mit Schweigen ſein Haupt ſchwach gegen ihn, denn ſeine Rede und Gehör begann ihm abzugehen.

Daß die Frömmigkeit und geſunde Tüchtigkeit dieſes Geſchlechts

in der neuen evangeliſchen Lehre den Hauptſtoff für ihre ferneren Geſänge fand, nichts war natürlicher als dies. Die Gelehrſamkeit ging ohnehin unter ihnen aus, je ſeltener die Uebung der Dichtung in dem alten Geſchmacke außerhalb ihres Kreiſes geübt ward; ihr geſunder Sinn ließ ſie bald mit größerem Wohlgefallen auf den einfachen bibliſchen Geſchichten haften. Und in dem erſten heiligen Eifer begreift es ſich wohl, daß man die weltlichen Gegenſtände, die man in meiſterlicher Kunſtform vorher und nachher doch immer nebenbei dichtete, zeitweilig hintanſetzte und aus dem Hauptſingen für immer verbannte. Die evangeliſche Lehre ward der Mittelpunct ihres Geſanges. Bei ihren Hauptſingen ſaßen die Merker oder Sangsrichter in dem verhängten Gemerke am Tiſch vor einem Pulte, und der älteſte hatte Luther's Bibel auf dem Pulte vor ſich, ſchlug die von dem Sänger behandelte Stelle auf, und gab fleißig Acht, ob das Lied ſowohl mit dem Inhalte der Schrift als auch mit Luther's reiner Sprache übereinkomme[554]). In Puſchmann's Manuſcript, wo er als falſche Meinungen alle abergläubigen, ſchwärmeriſchen Menſchenlehren bezeichnet, entſchlüpfte ihm noch das Wort papiſtiſch[555]). Die Verhältniſſe des Meiſtergeſanges zur Reformation haben unſtreitig dem bekannten Spruche von dem Urſprung der Kunſt unter Otto dem Großen[556]), zu deſſen Zeit die zwölf erſten Meiſter, weil ſie das läſterliche Leben der Geiſtlichkeit gegeißelt, gleich apoſtoliſchen Märtyrern als Ketzer verfolgt werden, dann aber bei Kaiſer und Pabſt zu Ehren gekommen ſein ſollten, erſt die Geſtalt gegeben in der er erhalten iſt; in einem älteren Geſange des 14. Jhs.[557]) findet ſich, daß die damaligen Meiſter die mythiſchen Anfänge ihrer Kunſt auf Heinrich I zurückführten. Wenn Wagenſeil die Reformation als die Herſtellerin der Kunſt anſah, weil er von einem anderen als bibliſchen Stoffe

554) Wagenſeil a. a. O. S. 544.
555) Samml. f. altd. Lit. u. Kunſt S. 183.
556) Bei Wagenſeil S. 504.
557) Bei Bartſch l. l. N. 66.

kaum mehr etwas wußte, ſie in den Zeiten alſo, wo die Lectüre der Bibel verboten war, in nothwendigem Verfalle denken mußte, und ihren Hauptnutzen demgemäß auch darein ſetzte, daß durch ſie die Ehre Gottes und der emſige Fleiß, die heilige Schrift zu leſen, vermehrt ward, ſo müſſen wir dieſer Anſicht beiſtimmen. Denn durch die Reformation kam ein neues Leben in dieſe Kunſt mit ihren neuen Geſängen. Sie half den Schulen erſt dazu, den Charakter anzunehmen, mit dem wir ſie in einem Verhältniſſe zu unſerer neuen kirchlich-muſikaliſchen Kunſt ſehen dürfen, und ohne dieſes würden wir dieſe Vereine der Meiſter als ſolche poetiſche Akademien und Singgeſellſchaften anſehen müſſen, wie ſie in den romaniſchen Landen den Ausgang der alten Kunſt bezeichnen, von denen ſie jetzt weſentlich unterſchieden ſind. Den Meiſtergeſang zugleich als das Ende einer alten und den Anfang einer neuen Kunſtbeſtrebung anzuſehen, mag widerſprechend ſcheinen, es hat aber ſeine Rechtfertigung in ſich ſelbſt, denn im Gange der menſchlichen Dinge laufen Anfänge und Enden überall in einander über. Die Muſik iſt die Vorläuferin der Dichtung überall; Lied, Epos und Schauſpiel beginnt unter dem Vorherrſchen oder der nothwendigen Begleitung von Muſik. Ehe unſere neueren großen Dichter waren, waren die Häupter unſerer Tonkunſt. Und ſo war auch in Nürnberg, ehe dort die Meiſterſchule entſtand, der Organiſt von St. Sebald, Konrad Baumann († 1473), der blindgeboren die umfangreichſten Gattungen der kirchlichen und weltlichen Muſik auswendig wußte und im Spiele aller Inſtrumente erfahren war, ein weitberühmter Muſicus, der Italien durch ſein Orgelſpiel entzückte und von Kaiſer und Fürſten ausgezeichnet war. Um eben dieſe folgereiche Zeit der Mitte des 15. Jhs. begann in Deutſchland auch ſchon, gleichzeitig wenn nicht früher als in Belgien, die Wirkſamkeit der berühmten Vocaliſten H. Finck und H. Iſaac, welcher letztere am florentiner Hofe Kapellmeiſter war lange bevor Josquin als ein unbekannter Sänger in die päbſtliche Kapelle trat. Daß der Geſang in Deutſchland ſchon im 14. Jh. einen lebhaften Aufſchwung ge-

nommen hatte, dafür hat man die Zeugniſſe der Zeitbücher; daß in dem Strophen- und Melodienbau das volksthümlich einfache und gelehrt complicirte Prinzip von da an mit einander ſtritt, bewährt das Locheimer Geſangbuch, deſſen thematiſch ausgeführte Compoſitionen ſchon in der erſten Hälfte des 15. Jhs. eine heimiſche deutſche Tonkunſtſchule ausweiſen, noch ehe die italieniſchen Canzonen, Villanellen und Madrigale und die Werke der belgiſchen Meiſter herüberwirkten. Ohne etwas Näheres über das Verhältniß des muſikaliſchen Theils des Meiſtergeſanges zu dieſen Bewegungen innerhalb der deutſchen Tonkunſt zu wiſſen, iſt ein Schlußurtheil eigentlich nicht zu fällen. Obwohl es wahrſcheinlich iſt, daß zwiſchen ihrer muſikaliſchen und poetiſchen Technik ein genaueſtes Verhältniß wird beſtanden haben. Die altdeutſche Dichtung war in ihrem epiſchen Theile — der großen Maſſe nach — weſentlich in der Materie befangen; die Lyrik dagegen begünſtigte von Anfang an das formale Prinzip, und dieſe Bevorzugung ward im Laufe der Zeiten zur Alleinbeachtung getrieben. In den muſikaliſchen Schöpfungen der Meiſterſänger herrſchte eben dieſes Prinzip ohne Zweifel ganz allein vor. Ein inneres Band zwiſchen Text und Melodie war gewiß noch viel weniger vorhanden als zwiſchen Stoff und Strophenform. Der ängſtlich bildende Fleiß der Meiſterſänger ging ganz nur auf die formalen Dinge. Grade in der äußerſten Ueberſpannung dieſer Richtung glauben wir den Uebergang in eine neue Kunſtweiſe angedeutet. Die ganze neuere Dichtung charakteriſirt mehr das Beſtreben nach einer kunſtgerechten Form, oder nach jenem Verhältniſſe zwiſchen Stoff und Form, das wir bei den beſten deutſchen Gedichten des Mittelalters mangelnd fanden, das in dem ſtrophiſchen Meiſtergeſang bis in das äußerſte ſeines Gegentheils verzerrt iſt. Dieſen Mangel aufzudecken, war nichts geeigneter, als die ſchwachen Verſuche zu einer Poetik, welche die Meiſterſänger zu eben der Zeit machten, als man überall anfing, zu den wenigen aber weiten Urformen der antiken Dichtung zurückzukehren, wo einfache in naturgemäße Formen gebundene Gattungen, das Schauſpiel, die

äſopiſche Fabel, die lucianiſche Satire zum erſtenmal Eingang in Deutſchland fanden. Die Tabulaturen der Meiſterſänger (eine höchſt bezeichnende, von den Anweiſungen zum Inſtrumentenſpiel entnommene Benennung,) ſtellen eine ſolche nothwendig mangelhafte Poetik dar, deren Schwäche gegen die antike ſogleich erkannt wurde, indem die Meiſterſänger beſonders darum mit ihren Geſetzen ſo geheim thaten, weil ſie von jedem in der neuen Poeſie und Muſik Bewanderten, der ſich darnach erkundigte, vorausſetzten, er thue es um ſie zu verſpotten, und weil wirklich die neuen gelehrten Verskünſtler jene alte Kunſt tief unter ſich ſahen. Wir wollen die Geſetze dieſer Tabulaturen hier nicht wiederholen, die aus den Originalwerken von Puſchmann und Wagenſeil ſo oft ausgezogen und mitgetheilt ſind[558], und nur im Vorbeigehen darauf aufmerkſam machen, daß man ſelbſt innerhalb dieſer Formalitäten den ſteigenden Verfall beobachten muß. Puſchmann legt ausdrücklich die Nürnberger Tabulatur als Muſter zu Grunde, in welcher die Hauptgeſetze von den ſpäter entſtandenen ſogenannten Schärfſtrafen geſchieden ſind. Jene urſprünglichen, vornehmeren Regeln bezogen ſich doch noch vielfach auf Reinheit der Sprache und klebten nicht ganz an dem Aeußerlichſten. Mit der Zeit aber fand man, ſcheint es, ſelbſt das zu beſchwerlich, auf die „falſchen Meinungen“ und die Grammatik des lutheriſchen Bibeltextes zu achten. Man fing an, dieſe allgemeineren Geſetze zu vernachläſſigen und behielt nur die Schärfſtrafen, die urſprünglich zur Erſchwerung angenommen waren, „wenn man zum vierten male um eine Gabe gleichen ſollte, daß man fleißige Singer im Vergleichen von einander bringen konnte,“ und die ſich natürlich auf noch größere Kleinigkeiten bezogen, über denen dann ſpäter dieſe Scharfſinger die alten Hauptregeln ganz vergaßen, um deſto leichter aus guten kurzen Texten lange und weitläufige Lieder dichten zu können. Um bei der ſtets mehr verfallenden Kunſt und entarteten Regel

558) Von Büſching in der ſchon citirten Sammlung für altd. Lit. und Kunſt; von Häßlein in Bragur 3. u. f.

die Urſprünglichkeit beider ins Gedächtniß zurückzurufen, ſchrieb dann der Breslauer Schuſter Adam Puſchmann (aus Görlitz 1532—1600) ſeinen gründlichen Bericht des deutſchen Meiſtergeſanges (1571), und wünſchte, daß man der Kunſt einerlei Tabulatur zu Grunde legte, wie die Alten einerlei Proſodie. Hier erklärt er auch ausdrücklich, daß dieſe Gedichte in der alten deutſchen Singkunſt von adligen Leuten auch eine deutſche Poeterei genannt würden, wie denn der mehrere Theil der Regeln derſelben auch mit den Regeln der Proſodie übereintreffe. Und ſein Verſuch, die deutſche Proſodie im Zuſammenhang darzuſtellen, fiel nicht weit von der Periode, wo Weckherlin aufſtand und das Signal zu der Aufnahme der alten lyriſchen Formen gab. Das geſchah denn freilich in Zeiten, wo man langehin mit dieſen neuen Formen auch Alles zu haben glaubte, und wo man nach dem Beiſpiele der Franzoſen anfing, alle Dichtungsgattungen, Epen, Satiren, Epiſteln und Dramen um die Wette zu machen nach gegebenen Regeln. Da war es denn gut, daß ſich neben dem Meiſtergeſange ſeit dem 14. Jh. eine ganz gegenſätzliche Art von lyriſcher Kunſt geltend gemacht hatte, in der das formale Prinzip, poetiſch und muſikaliſch, zu einer möglichſt untergeordneten Bedeutung herabgedrückt war. In dem Volksgeſange erſt ſind die eigentlichen Anfänge einer ganz neuen Zeit zu erkennen.

VII.

Aufnahme der volksthümlichen Dichtung.

1. Volksgesang.

Alles Einzelne, was wir in dem letzten Abschnitte betrachteten, führte uns allmählich aus den oberen Regionen der Hof- und Ritterwelt herab unter Handwerker und Leute der niederen Klassen des Volks. Wir sahen dabei meist nur den Verfall der alten Kunst: jetzt wollen wir das Aufkommen der neuen verfolgen, indem wir uns mehr unter die unteren Stände selber mischen die wir bisher nur aus der Ferne sahen, und umgekehrt die höhere Gesellschaft aus den Augen verlieren die uns bisher noch festhielt. Wie wir früher von der Dichtung des Volks zu der der Geistlichen und dann der Ritterschaft vorgingen, so kehren wir jetzt von der höfischen Poesie zu der bürgerlichen und volksmäßigen Dichtung zurück; und die Zeiten vor der ritterlichen Kunst tragen vielfache Kennzeichen mit diesen Zeiten nach derselben gemeinschaftlich. Wie damals das innere Deutschland durch die Völkerwanderung und die Kämpfe mit dem alten Rom auf Jahrhunderte erschöpft war, so in den Jahrhunderten vor der Reformation durch die Züge nach Italien und die Kämpfe mit dem neuen Rom. Es geschah daher, sahen wir, innerhalb des Reiches nichts, was des epischen Gesanges werth gewesen wäre. Nur an den Grenzen blieben damals wie jetzt die Thaten zu Hause. Das alte Volksepos stellte gleichsam den Untergang der Heldenzeit und das Aufleben der Ritterwelt dar;

die ſchweizeriſchen und dithmarſiſchen Kampflieder bezeichnen jetzt ebenſo den Untergang der Ritterwelt und das Emporkommen der untern Stände. Was wir damals aus der Völkerwanderung für Deutſchland Wohlthätiges werden ſahen, war die Einführung des Chriſtenthums. Jetzt aber ward das entſtellte papiſtiſche Chriſtenthum erſchüttert und geſtürzt, und jene Einführung wie dieſe Reinigung der chriſtlichen Lehre geſchah auf eine gleich volksthümliche Weiſe. Damals ſympathiſirten die Geiſtlichen vielfach mit dem Volke, und jetzt die Bürger vielfach mit den neuen Geiſtlichen, die wieder in weltliche Gemeinſchaft mit ihnen traten, wie vor der Einführung des Cölibats. Das univerſale Chriſtenthum verdrängte damals die verſchiedenen heidniſchen Dienſte in Deutſchland, jetzt aber drängte das beſondere Bedürfniß der kräftigeren und geſündereu Stämme und Klaſſen die allgemeine, die katholiſche Kirche hinweg. Das Unverſalreich Karl's des Großen, mit dieſer univerſalen Kirche Hand in Hand, geſtützt auf die Maſſen der kräftigſten deutſchen Stämme, in glorreichem Anſehen gegen die heidniſche Welt im Oſten und Süden konnte im Religiöſen und Politiſchen ſeines Sieges auch über ſo tüchtige Stämme wie die Sachſen ſicher ſein; das Univerſalreich Karl's V aber, mit der katholiſchen Kirche vielfach zerfallen, mit der proteſtantiſchen im Kampfe, geſtützt blos auf die verſchiedenartigſten Theile ſeiner ungeheuren Beſitzungen, dazu in vielfach zweifelhaftem Kampf mit den Türken, dieſes Reich ward, was das innere Deutſchland angeht, im Religiöſen und Politiſchen von eben den Gegenden aus umgeworfen, welche einſt den Kampf gegen Karl den Großen erfolglos verſucht. An den Höfen von Oeſterreich und Baiern ſuchte man damals die Ritterwelt und ihre Bildung wieder ſo zu beleben, wie an Karl's des Großen Hofe die alte Welt, und die ſpielend ſteife, poetiſch-proſaiſche Art, wie dies geſchieht, ſieht ſich ſehr einander ähnlich; dabei pflegt man beidemale nebenbei dort das Antike, hier das Altdeutſche. Die gleichzeitige Aufnahme der beiden, volksthümlichen und antiken, Bildungselemente gemahnt uns namentlich in der Ottonenzeit ſchon als ein Vorbild der

geistigen Bewegungen zur Reformationszeit; und jetzt erinnern uns diese um so lebhafter an die damaligen Erscheinungen zurück. Wie zu Otto's Zeiten die handwerkskundigen Mönche in ihren Klöstern die Bibel reimten, dem Volkslied entgegenwirkten und die geschichtlichen Lieder pflegten, so geschah es auch jetzt, daß umgekehrt die schriftkundigen Handwerker, wie in klösterliche Abgeschlossenheit zurückgezogen, ebenso die Bibel paraphrasirten, ebenso das Gassenlied verfolgten, ebenso die öffentlichen Zustände geißelten, ebenso historische Lieder, Sagen und Romanzen verfertigten.

Es war eine wunderbare Zeit, in der jetzt unsere Literatur einen neuen Aufflug nehmen sollte. Wie in früheren Jahrhunderten so manchesmal, so griffen auch jetzt wieder Kriegsstand und idyllischer Friede in einander über und neben mannichfacher äußerer Thätigkeit war die Nation doch in ihrem Gesammtstande von einer gründlichen inneren Versenkung ergriffen und zwar bis in ihre untersten Klassen hinab. Welche ungeheure Bewegungen gingen damals in der Welt vor, die wir in Deutschland vorübergehen ließen, ohne lebhaften äußeren Antheil daran zu nehmen, nicht ohne den wesentlichsten inneren Nutzen davon zu ziehen. So hatten wir zur Zeit der ritterlichen Dichtung den Kreuzzügen mehr als ruhige Beobachter zugesehen: aber wenn wir recht bemerkten, so gaben sie den Walther und Freidank den ersten Anstoß zu jenen praktischen Lehrgedichten voll Lebenskenntniß. welche seitdem sich in immer weiterem Umfange fortbildend der Mittelpunct der nationalen Dichtung und ein Hauptmittel zur Sittenverbesserung des Volkes wurden. Nicht anders hatte damals unter der Gefährdung des heiligen Grabes die Widersetzlichkeit gegen Kirche und Pabst begonnen, als sie jetzt unter der Türkengefahr wieder aufgenommen ward. Sorglos sah man den Fortschritten der Türken zu, sorglos ließ man ungeheure Massen von Ländern als Bollwerk gegen sie im Südosten in Ein Reich zusammenfallen, während im heiligen römischen Reiche Alles bis ins Unzählige zertheilt und zwiespältig war. Wie zuletzt Karl V, nachdem ihm in Spanien, Italien und

den Niederlanden ſein Unternehmen gelungen war, mit Deutſchlands Unterwerfung ſein Werk zu krönen dachte, war es nicht die Einigkeit und Macht der Fürſten oder die Waffen der Reichsſtädte die ſeine Plane vereitelten, ſondern die neuen Begriffe von Regierung und Regierten, die durch die Reformation in Fürſt und Volk aufgekommen waren, und die öffentliche Meinung. Man verſchmerzte den Fall des griechiſchen Reichs, und arbeitete unterdeſſen mit Eifer und Wärme, das klaſſiſche Alterthum zu erneuen, die lateiniſche Sprache, die alte Literatur und Humanität ins Leben zu rufen. Amerika ward entdeckt, Alles wandte ſeine Thätigkeit nach Weſten, was damals rüſtig war: indeſſen bildeten wir die Buchdruckerkunſt aus und ſicherten uns die geiſtigen Schätze der alten Welt, ohne zu viel Gierde nach dem Golde der neuen. Und da Alles in materieller Betriebſamkeit unruhig und thätig war in den Ausſichten, welche die Entdeckung dieſer neuen Erdräume für Erwerb und Gewinn eröffnete, ſorgten wir in frommer Angſt um den Untergang der alten Erdhälfte ſelbſt. Der geſtörte Handel im Oſten und der aufblühende im Weſten traf Deutſchland weder mit zu plötzlichem Verluſte noch mit zu plötzlichem Vortheil: Nürnberg, Augsburg und andere mittlere Städte waren getheilt zwiſchen Nord und Süd, zwiſchen Oſt und Weſt; die Quelle, die ſich hier verſtopfte, öffnete ſich dort, und Nürnberg hatte ſeinen Reichthum, wie Roſenblüt rühmt, im 15. Jh. aus Völkern von ſiebenerlei Sprachen, von Ungarn, Slaven, Türken, Arabern, Franzoſen, Engländern und Niederdeutſchen. Und dieſe Bürger, deren Paläſte die Wohnungen der ſchottiſchen Könige übertrafen, dieſe Gemeinden, von denen es eine große Zahl an Reichthum mit den weltberühmten italiſchen Städten aufnahm, in welcher beſcheidenen Dunkelheit blieben ſie nicht! Wie edel wandte Nürnberg ſeine Einkünfte auf Kranken- und Armenhäuſer, wie großmüthig gebrauchten ſich die Fugger ihrer Reichthümer, und die Peutinger und Pirkheimer ihres Anſehens! Wie unendlich verpflichtet ſind wir dieſen Städtern für das Gedeihen der Reformation; denn ihr geſunder Verſtand, ſo über-

laden er kurz zuvor mit scholastischen Spitzfindigkeiten war, griff mit um so größerer Liebe nach den neuen Lehren Luther's und nach der neu gebotenen Schrift, und selbst die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der die Kirchenverbesserung zum Theile bei ihnen eingeführt ward, schadete der Gründlichkeit der Einführung im Ganzen selten. Dieser tüchtige Schlag von Menschen! Sie ließen sich vom Priester und vom Versmacher in Predigt und Gedicht ihrer Habsucht und ihres Geizes aufs unmäßigste anklagen, und die Sittenprediger eiferten gegen das Ueberheben der unteren Klassen und geben uns einen Zustand der Gesellschaft an, wie in Sodom und Gomorrha; und doch rühmt Machiavelli in derselben Zeit, daß diese Republiken reich waren als Gemeinden, im Privatleben aber ihre Bürger arm lebten, unbekümmert um das was sie entbehrten, und nur besorgt für das, was ihnen Noth that. Luxus und Modesucht warfen sie sich unter einander selbst vor, und der Italiener sagt, sie seien zufrieden gewesen mit reichlichem Brod und Fleisch und ihrem Ofen im Winter, und jeder lebte nach seinem Stande, vergnügt mit den Erzeugnissen seines Landes und mit weit geringern Bedürfnissen als seine Italiener. Wer hätte es zu derselben Zeit, wo das Faustrecht auf dem höchsten Gipfel war, gemuthmaßt, daß der schwäbische Bund in eben den Gegenden, wo sich auch mit der erste neue Aufschwung zur literarischen Thätigkeit zeigte, einen Zustand des Friedens wirksam zurückführen würde, so daß Herzog Eberhard von Würtemberg die Sicherheit seines Landes rühmen konnte mit Ausdrücken, die alte Chronisten von den goldenen Zeiten der gerechtesten Regenten brauchten, und daß dreißig Jahre nachher die ganze Nation an der Herstellung des reinen Christenthums arbeiten und Hutten den Sickingen mit Erfolg in die Bücher einführen würde! Den Kaiser Maximilian rieb die Ungeduld auf um Hülfe in Italien, während sich seine Reichstage mit den Kleider-, Trink- und Hofnarren abgaben und die Sittencensur betrieben.

Wenn diese innerliche, geistig-sittliche Natur die große Bewegung unseres Volkes in der Zeit der Reformation und ihrer Vorbereitungen

eigenthümlich charakterisirt, so muß dies in dem Volksgesange, dem unterscheidendsten Bildungszweige des Zeitalters, vollends anschaulich werden. Wir können die ganze volle Masse der volksthümlichen Lyrik, weil sie zu vielseitig in zu viele verschiedene Richtungen des Volkslebens verzweigt ist, hier nicht an Einer Stelle zusammenfassen, sonst würde eben dieses ihr Hauptgepräge weit schärfer in das Auge fallen. Wir haben die öffentliche Seite des Volksgesanges, die Lieder historischen Inhalts, oben (S. 394) von den reiner poetischen, privaten, persönlichen Liedern ausgeschieden und vorweg allein betrachtet. Wir haben dort aber nur Einen Theil des dem Gemeinleben der Nation entwachsenen Volksgesanges verfolgt, der den äußeren Ereignissen der Geschichte zugekehrt war; grade ihn aber haben wir im innern Deutschland verhältnißmäßig geringfügig, und nur da von größerer Bedeutung gefunden, wo er wie in der Schweiz das Symbol des Ueberganges der höheren staatlichen Geltung von dem Ritter- zum Bürgerstande war. Auf die ganz innerliche Gegenseite des gemeinheitlichen Volksgesanges, des geistlichen Kirchenliedes, können wir erst später zurückkommen: dies ist die unmittelbarste poetische Verkörperung der großen religiösen Umwälzung, die das deutsche Volksleben damals ausmachte und gestaltete, auf der die ganze Zukunft der Nation beruhte. Zwischen diesen beiden Hauptästen des öffentlichen Volksgesanges zweigt sich dann das üppige verschlungene Gestrüpp des individuellen Liedes ab, mit dem wir uns hier allein beschäftigen. Auch in ihm schlägt die innere, seelische Natur ganz entschieden vor, wie es in seiner Zeit und Art auch in dem ritterlichen Minnegesange der Fall gewesen war, aus dem wir das volksthümliche Liebeslied sich stufenweise haben ablösen sehen, an den es in vielen wesentlichen Beziehungen fortwährend angelehnt erscheint.

Wir wissen, daß es Volkslieder grade dieser erotischen Gattung vor und neben, wie jetzt nach dem Minnegesange gegeben: die wir wohl als den dauernden Grundstock des Volksgesanges ansehen dürfen, die aber grade des besonderen, verinnerlichten Charakterzeichens entbehrten,

das wir dem Minneliede und jetzt wieder dem Volksliebesliede in den Uebergangszeiten vom 15. zum 16. Jh. eigen finden. Es bezeichnet die mehr äußerliche Natur dieser gleichartiger-andauernden Klasse von Liebesgesängen, daß sich ihre Entstehung noch an äußerliche Begebenheiten, ihr Vortrag an öffentliche Begehungen, an gemeinsame Tänze namentlich anheftet. Die Winelieder, die in den ältesten Zeiten schon im Volke verbreitet waren, und trotz aller kirchlichen Verfolgung sogar bis in die Klöster drangen, waren Tanzgesänge, die unter diesem Namen noch zu Nithart's Zeit bekannt waren. Die sogenannten Kranzlieder, die von den Burschen gesungen wurden um bei dem Abendreihn von der Liebsten ein Kränzlein zu erhalten, ziehen sich von dem 14. bis zum 16. Jh. hin, wiewohl sie verpönt waren, weil hinter dem öffentlichen Preise ein geheimer Hohn lauerte. Von dem fernsten Norden bis zum fernsten Süden reichten die minniglichen und unminniglichen Tanzgesänge, die an öffentliche oder heimliche, bekannte oder neu bekannt gemachte Begebenheiten angeknüpft waren. Von den Dithmarsen erzählt es ihr Geschichtschreiber Neocorus (ed. Dahlmann 1,176), daß ihre Tanzlieder nicht nur auf Schlachten, Abenteuer und Schwänke, sondern auch auf Buhlschaften gewisser Personen gedichtet seien. Und so sagt uns denn auch gelegentlich dies oder jenes unserer mittel- und oberdeutschen Liebeslieder selbst, daß sein Inhalt „zu Kemnitz auf dem Pflastersteine," oder sonst wo erlebt und gesungen ist; oder man findet in einer Liederhandschrift (Col. Pal. 343. fol. 100) neben einer Liebesromanze am Rande die Personen genannt, auf die sich der Inhalt bezieht, den man ohne dies für Erdichtung hätte nehmen mögen. Von allen oberdeutschen Bergbewohnern ohne Ausnahme weiß man, daß ihre Tanz- und Gesellschaftslieder bis auf den heutigen Tag gar gewöhnlich auf äußere Ereignisse muthwilligen Bezug nehmen, merkwürdige Vorfälle, komische Auftritte und Schwänke von einer Gesellschaft munterer Bursche gesammelt, in Reime zusammengestoppelt, und dann bei einer feiertäglichen Zusammenkunft im Wirthshause, bei abendlichen Haingarten, Rockengesellschaften und andern Gelegenheiten

unvermuthet abgesungen werden, und daß dabei oft eine ganze Gemeinde, besonders das schöne Geschlecht jämmerlich hergenommen, ihre körperlichen Mängel und Gebrechen durchgezogen und geheime Liebesverständnisse verrathen werden[559]). Wir erinnern uns, daß auf dem Liederwesen eben dieser oberländischen Gegenden dieser öffentliche, äußerliche, derbere Charakter zu allen Zeiten gleichmäßig festhaftete, im Minneliede nicht anders als jetzt im Volksliede wieder. Das Minnelied, das eine früheste Hauptanregung in den Rheingegenden erhalten hatte, wie jetzt (nach den bloßen Mittheilungen der Limburger Chronik zu urtheilen) das Volkslied wieder, hatte sich von dort, ganz ähnlich wie jetzt das Volkslied auch, nach Oberdeutschland, in die Schweiz, nach Schwaben und Franken, unter geringen Abzweigungen, meist in Uebertragungen nach Niederdeutschland ausgebreitet, und in diesen Gebieten überall, wie jetzt das Volkslied wieder, einen allgemeineren, minder besonderheitlichen Charakter behauptet, der die örtlichen Unterschiede nicht so leicht erkennbar macht: wogegen wir in Baiern und Tirol, in Oesterreich und der österreichischen Schweiz das Minnelied frühe die eigenthümlichen localen Züge des Idyllischen, Bäurischen, Komischen, Carikirten haben annehmen sehen, wie jetzt die dortigen Volkslieder wieder: als um die Mitte des 16. Jhs. der Wiener Wolfgang Schmelzel seine (sehr selten gewordenen,) besonders in Oesterreich gesammelten „guten seltsamen und kunstreichen deutschen Gesänge" (Nürnb. 1544) herausgab, waren es meist burleske Quodlibets, Schnurren, Trinklieder, die auch im Tonsatz auf komische Wirkung abzielen; und so sind ja auch noch heute die Volkslieder jener Gegenden nach Musik und Inhalt an dergleichen Zügen leicht unterscheidbar.

Ein völliges Gegenstück zu diesen, neben dem Rügelied in die öffentliche Gegenwart verwachsenen Liebesliedern sind die erzählenden Liebesromanzen, sofern sie auf Ueberlieferung alter Sagen beruhten

559) Sammler für Tirol. II. 1, 58.

und dann zuweilen an historische oder epische Namen geknüpft sind. Was von solchen, dem Gesange nahe gebrachten Ueberlieferungen und Sagen unminniglichen Stoffes war, das ließ das Volk in den dürren meistersängerlichen Auszügen in die Stube zurücktreten; und was sich wie in den Sagen von dem Tanhäuser oder dem Bremberger, von dem Möringer oder Heinrich dem Löwen den neuen Liebesempfindungen näherte, das ward und blieb auch im Volke vielgesungen. An solchen Lieblingsstücken tilgte man dann aber alle Züge, die sie der Gegenwart unverständlich machten und verwischte auch an den liebstgewordenen Stücken die fremdgewordenen Namen. So begegnen uns denn altbekannte Erkennungsgeschichten verlorener Kinder und Rettungen Gefährdeter in einer ganz neuen Weise lyrisch aufgefaßt; aber alles Alterthümliche ist verbannt und mit dem herzlichsten Ausdruck sang man die Geschichten von Pyramus und Thisbe (vom Grafen und der Königstochter), und von Hero und Leander (zwei Königskinder) in der ächtesten Volksform, als ob man theilnehmend die Unfälle von Zeitgenossen besänge, wie das so oft in neuen mit Tagesereignissen entstandenen Liebesromanzen des 15. und 16. Jhs. der Fall ist. In diesen Stücken ist dann nicht am wenigsten charakteristisch, wie oft darin die neue leidenschaftliche Sinnenliebe, die die Freude des Volksliedes ist, die Ständeunterschiede nivellirt. Wie uns zuletzt in dem prosaischen Romane die Vermischung der Stände (hier in den Erdichtungen stets zu glücklichem Ausgange) auffiel, so auch in diesen Liebesromanzen die ungleichen Liebschaften, die aber in diesen Nachklängen von Ereignissen des wirklichen Lebens meist ein tragisches Ende nehmen. Wie manchen Fehltritt eines armen betrogenen Mädchens mit einem glänzenden Rittersmann oder Grafensohn, wie manche Geschichte von des Markgrafs Töchterlein oder der Frau Markgräfin freundlichem Kusse den sie dem Zimmergesellen gab, sang man bald warnend oder schreckend, bald rührend und nachsichtsvoll verzeihend! Sind jene althergebrachten und stets fortgepflanzten Liebeslieder eines mehr gemeinheitlichen öffentlichen

Charakters frei von der eigenthümlichen Empfindungsweise des eingezogeneren, persönlicheren Liebesliedes des 15/16. Jhs., das wir auf das Minnelied zurückbeziehen, so sind dagegen diese Liebesromanzen eben dieser Zeiten ganz darin untergetaucht.

Die genauere Periode, da das erotische Volkslied, nach so langer Mischung der altritterlichen und der neu volksthümlichen Elemente, der wir wiederholt haben zusehen können, die Scheidung von dem Minneliede bestimmter vollzog, ist die zweite Hälfte des 15. Jhs. In dieser Zeit, bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jhs., liegt die eigentliche Blüte des Volksgesanges, (die man nicht bis ins 14. Jh., wo seine Anfänge liegen, hinaufrücken, und nicht in die späteren Jahrzehnte des 16. Jhs. zurückschieben darf, wo das Volkslied in doppeltem Sinne zu gemein ward, um sich in der ersten Jugendfrische erhalten zu können); in jener Zeit, da sich im großen Ganzen der Sieg der Volksbildung entschied; da der Ton der Volksschriften alles Schriftthum beherrschte; da die Volkslieder aller Art in Schrift und Druck, in Büchlein und fliegenden Blättern, aus diesen in jene gesammelt, aus jenen in diese zerstreut, in einer gewissen Fülle gesammelt erschienen; da — was das entscheidende ist — die Macht der Empfindung, und daher die schöpferische Kraft der Tonkunst, unter der Regsamkeit der H. Isaac, Fink, Mahu, Stolzer, Ducis und so vieler Anderer auf ihrer Höhe war; was sich Alles seit den Zeiten des Interims zum Schlimmen verkehrte. Wenn man in den gedruckten und geschriebenen Liedersammlungen aus den Anfängen des 16. Jhs., die noch Stücke des 15. Jhs. enthalten, oder in fliegenden Blättern und anderen Quellen die Lieder aus jenen Zeiten des absinkenden 15. Jhs. aufsucht, so stößt man überall noch auf den Uebergangscharakter der nächst voraufgegangenen Lyrik[560], wie wir ihn früher

560) In der früher (Note 496) erwähnten Ebenreutterschen Hs. von 1530 berühren sich die letzten Stücke N. 138—53 vielfach mit den „75 neuen Liedern", die durch Arnt von Aich in Köln 1519 gedruckt sind. In diesem und einigen anderen Drucken aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jhs., wie in den wahrscheinlich durch Kunegunde Hergotin (Nürnberg um 1528—39) gedruckten „Bergreien"(treuer

(S. 422) angaben; nur mit dem Unterschiede, daß sich die Stücke in demselben Maße mehr dem Volksliede zuneigen, wie jene älteren dem Minneliede. Dies drückt sich wesentlich darin aus, daß der höfische Anstrich darin weicht, weil sie nun offenbar häufiger aus den unteren Kreisen der Gesellschaft stammen, daß sie zwar noch oft die gekünstelten Töne und den geschrobenen Stil des Minnegesanges festhalten, der Mehrzahl nach sich aber kurz in einfachen Tönen bewegen, und auch nach Inhalt und Sprache einfacher, klarer, naiver, humoristischer und neckischer, traulich inniger, mehr sinnlich empfindungsvoll als sinnig gedankenvoll werden, daß sie mehr innerlich gesungen als geschrieben und studirt sind. Selten ist in diesen älteren Liedern ein Verfasser angedeutet, auch nur dem Stande nach, während uns die Volksgesänge des 16. Jhs. fast immer ihrem Charakter nach und sehr oft in ausdrücklichen Angaben sagen, ob sie von Landsknechten oder Jägern, von Buchdruckern oder Buchbindern, von Bergknappen oder Reitersknaben, von ehrbaren Secklern und Färbern, oder von wüsten Schlemmern und lockeren Schülern stammen. Wie in unseren alten Epen der größere Reiz der Naivetät und Unschuld auf den Anfängen lag, in dem volleren Gehalt, in der gedrungeneren Gestalt der Werke des 12. Jhs., so ziehen uns auch die Erstlinge des Volksliedes stärker an, wenn es darin auch seine freieste und flüssigste Form noch nicht erreicht hat. Oft gemahnt es in den reiner gehaltenen Stücken darunter, als strebe das volksthümliche Liebeslied, das zwar weiterhin, und bald genug, eine Freude daran hatte in Schlüpfrigkeit und Derbheit herabzusinken, die ideale Weise des ritterlichen Minneliedes zu bewahren, um das sittenreinigende Element in der Auffassung der Geschlechtsliebe von Seiten des ritterlichen Standes auch in den Volkskreisen nicht verloren gehen zu lassen. Fortwährend hören in Form und Inhalt die Berührungen und die inneren Verwandtschaften

---

Abdruck durch O. Schade. Weimar 1854) kann man diesen Uebergang auf seinen letzten Stufen am besten verfolgen.

mit dem Minneliede ſelbſt dann nicht auf, wenn man ſchon zu dem vollen Umfang der Volksliederſchätze in dem 16. Jh. voranſchreitet[561]). So verbreitete und vielbeliebte Lieder wie „Ach Jupiter hättſt Du Gewalt“ und „Roſina wo war dein' Geſtalt“ ſchlingen ſchon in ihren vielfachen Beziehungen auf die verſchiedenſten Figuren der Ritterromane gleichſam ein Band zwiſchen dem Volkslied dieſer Zeiten und der ritterlichen Lyrik. Wie uns ferner die Tage- und Wächterlieder, die Freude an der Natur, an Sommer- und Herbſtzeit, die ſich im Minnelied ausſprach, die Quelle andeutete aus der es floß, ſo leiten uns die ſehr ähnlichen Tagelieder, Sommergeſänge und Tanzlieder des 16. Jhs., die vielleicht zum Theile aus ſehr alten Zeiten überliefert fortdauerten und ſtets „von neuem geſungen“ wurden, wieder auf das Volkslied zurück. Noch iſt die liebe Sommerzeit, der Mai, die Vögel, der Wald, der Anger, die Blumen und der Thau ein Lieblingsthema auch dieſer Lyrik; noch ſingen die armen Reitersknaben, die „reiten, rauben und wie die Diebe ſtehlen müſſen“, daß ſie um ſchöner Jungfrauen willen Speere zerſtochen und Schilde zerhauen, als ob die gute alte Ritterzeit noch dauere; noch ſcheut man ſich der Geliebten Namen zu nennen und bezeichnet ihn höchſtens mit dem Anfangsbuchſtaben; noch benennt man ſie mit dem vornehmen Schmeichelnamen einer Kaiſerin; noch klagt man über verlorenen Dienſt und über die Klaffer, wie einſt über die falſchen Merker.

Nur freilich konnten dieſe alten Anklänge nicht ſehr in die Augen

561) Die ächteſten Quellen zur Kenntniß des großen Geſammtkörpers unſers Volksliedes ſind die einzelnen Flugblätter des 15. und 16. Jhs., die hier natürlich nicht angeführt werden können. Zugänglich gemachte Sammlungen des 16. Jhs. ſind das Ambraſer Liederbuch von 1582. Ausg. von Bergmann. 1845. Verzeichniſſe alter Sammeldrucke des 16. Jhs. ſ. bei O. Schade l. l. und Gödeke Grundriß p. 123 ff. Unter den neueren Auswahlen ſind Uhlands Volkslieder (1844) das kanoniſche Werk, zu dem nun auch Abhandlungen und Anmerkungen (Schriften Bd. 3 u. 4) vorliegen. Dazu empfehlen ſich Hoffmanns deutſche Geſellſchaftslieder aus dem 16. u. 17. Jh. 2. Aufl. Leipzig 1860, und deutſche Dichter des 16. Jhs. von Gödeke und Tittmann. I. Liederbuch aus dem 16. Jh. Leipzig 1867.

fallen in der Dichtung einer Zeit, die unter ganz neuen Verhältnissen von ganz verschiedenen Menschen ausging. Es war ja nicht eine einzige Klasse von einerlei Thätigkeit und Geistesrichtung, wie in der Ritterzeit, sondern wie wir in den ältesten Zeiten schon unsern Volksgesang als ein Allgemeingut, nicht als Gewerb und Besitz einer standesmäßigen Sängerklasse glaubten ansehen zu müssen, so geben sich auch jetzt in diesen Zeiten Menschen aus allen Ständen, von allen Farben, von jedem denkbaren Gewerbe nach Trieb und Vermögen der Liederdichtung hin. Wie sich der Laie damals, als die Reformationslehre plötzlich in den Gemüthern der Masse zündete, zu Predigt und geistlichem Amte anfing fähig zu halten, so war auch jeder noch viel mehr zu einem Liede berufen; und wer jung und frei war, ohnehin. Die Edlen des 13. Jhs. waren gewöhnt, ihre Blicke in den dunkeln Fernen der Romansagen, Abenteuer mehr lesend, als ausführend, umschweifen zu lassen, ihr sinniger Hang aber fesselte sie an die Heimat, die Gesellschaft, die Frau ihres Herzens: dies Gedankenleben gab auch ihrem Liede seinen eintönigen Klang. Aber die Abenteurer dieser Zeit, welch ein anderer Schlag Menschen war das! Zum Theil fesselte sie nicht einmal eine Heimat, wie sollte sie ein einziger Gegenstand der Liebe, oder gar eine im Stillen angebetete Herrin ihre Gedanken gefesselt haben. Wie beschwerte den edlen Rittersmann Pflicht und Gewissen, der seine Sache auf Ehre und Ruhm, auf stete Treue und Zucht, auf seine „Frau" und seinen Fürsten gestellt hatte — wie leicht aber wards den tausend Freigeistern dieser Zeit, sich durch die Welt zu schlagen, die ihre Sache von Anfang auf Nichts gestellt hatten. Ein armer Bettler, der nichts zu verlieren hat; ein flotter Reiter, der den Tag genießen will, da er nicht weiß, ob ihn morgen der kühle Rasen nicht deckt; ein armer „Schwartenhals", der für eine böse Nacht in der Wirthsscheune sich morgens an der Tasche eines reichen Kaufmannssohns auf der Heerstraße erholt; ein wilder Landsknecht, der die Welt durchfährt und, wie furchtlos er sei, doch gegen die Kugeln der Feinde keine Wehr hat; ein Handwerksbursche, der heute liegt und morgen

wandert, heute liebt und morgen eine andere; ein Jäger, der kindlich im Glücke und blutig in der Leidenschaft sein kann; ein armes Mönchlein, das sich heraus nimmt, ein Buhllied zu singen; ein fahrender Schüler, der über den Teufel Gewalt hat und der damals der Glücksritter ist, wie einst der abenteuernde Ritter, und heute sein Abendbrod bei der Bauerfrau und morgen sein Heil bei der Königin sucht, — wie andere Lieder mußten die singen, als die Rittersleute! wie andere Liebeslieder, schon darum, weil sie auch andere Lieder zu singen hatten! Alles war bei ihnen Leben, Alles Lebendigkeit und Sinnlichkeit. Sie waren selbst in aller Fremde herumgefahren, in die Heimat zog sie höchstens ein faßlicher Gegenstand der Neigung zurück, der in der Ferne die Leidenschaft nährte und spannte. Stets riß sie die Welt und die Wirklichkeit hin, und Wirklichkeit mußte haben, was auch in der Ferne ihre träumende Einbildungskraft beschäftigen sollte. Sie konnten ihr Seelenleben nicht in Muße und Einsamkeit pflegen, sondern sie trugen ihre Empfindungen mit in den Strudel einer mannichfach und gewaltig bewegten Welt. Erwerbsucht, Krieg und Wißbegierde erregten damals eine ungemeine Wanderlust, die fahrige Unruhe einer Revolutionszeit riß selbst die größten Männer in die rastloseste Unstetigkeit; Verhältnisse und Schicksale trieben die Gelehrten und Geistlichen von Ort zu Ort, und die heftigste Leidenschaft gährte in den körperlich und geistig kraftvollen Naturen dieser Zeit. Was nun mitten in dieser Erregung Dichterisches entstehen konnte, mußte die Farbe der Wirklichkeit tragen, während was aus dem Traumleben der Ritter hervorging, sogleich einen ideellen Anstrich hatte. Wir werden nun in immer neuen Sphären erfahren, wie im schärfsten Gegensatze zu der Ritterpoesie die Dichtung dieser Zeit, so wie sie umfassender wird, statt der übertriebenen Idealität der früheren Dichtung vielmehr eine übertriebene Wahrheit bis zur Carricatur an sich trägt, und daß sie an Mangel des Ideellen so leidet, wie die Ritterpoesie an Mangel des Wahren und Wirklichen. Nur wer in jener Ritterzeit ausnahmsweise neben der phantastischen Welt den Blick auf die wirkliche Welt

gerichtet hatte, wie Walther, den sahen wir bedeutsam weiter bis auf diese Zeit in der Dichtung fortwirken; und so hat auch in dieser Zeit der Reformation nur das eine bedeutende Wirksamkeit für die Zukunft behalten, was außer der platten Wirklichkeit ein Ideelleres im Auge behielt. Und dies ist eben das Volkslied und die kleine Erzählung in Fabel oder Schwank, die den Volkston an sich trägt. Vom Stricker bis auf die Zeitgenossen Gellert's, vom ersten Minnesänger bis auf Göthe ist in dem erzählenden moralischen Gedichte und in der Lyrik Deutschlands ein einziger ununterbrochener Zusammenhang; und diese Periode, in der wir stehen, ist die Durchgangs- und Umgestaltungszeit, die das Aeltere für den neueren Geschmack erst brauchbar vor- oder zubereiten mußte. Unsere größten Dichter verschmähten nicht, die Volksromanze und das Volkslied zu benutzen, sich davon anregen zu lassen, auf seine Eigenthümlichkeit und sein Wesen zurückzugehen; und es ist interessant im Fortgang zu beobachten, bis zu welchem Grade der Reinheit die verschiedenen Lyriker der neueren Zeit auf das Volkslied zurückgingen. Der größte von allen erkannte am meisten die große poetische Anlage, welche die reinsten Volkslieder trotz manchem Unbeholfenen und Kindischen an sich tragen. Man darf es wohl sagen, die Volkslieder der besten Zeit behandeln vielleicht niemals einen unpoetischen Gegenstand; und die Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt, die Mischung von individueller Wahrheit und ideeller Allgemeinheit ist meist so glücklich, daß man sich wohl erklärt, warum man immer, mit Verstand und Unverstand, so großen Werth darauf gelegt hat.

Gewiß trug zu diesen Eigenschaften des Volksliedes sein Entstehen in den bezeichneten Klassen nicht wenig bei. Was die Dichtung im Kloster, in der Frauengesellschaft, in der Stube nicht hatte erlangen können, das fiel ihr in der Ungebundenheit unter den Klassen des niederen Volkes von selber zu. Die Freiheit, die Zwanglosigkeit, ja selbst die Zügellosigkeit schlug ihr im ersten Augenblick dieser großen Revolution zur Zierde an; was ihr die Heiligkeit des geistlichen Standes

und die Sinnigkeit des ritterlichen und der Ernſt des bürgerlichen nicht hatte geben können, das gab ihr der Leichtſinn, die Sinnlichkeit, die Derbheit und der unverwüſtliche Humor der untern Stände. Das glänzende, an äußerer Pracht reiche, an innerem Werthe arme Leben der Ritter hatten dieſe mit Anſtrengung in ein poetiſches Licht zu rücken verſucht; das wirkliche poetiſche, an Mannichfaltigkeit und Bewegung ſo reiche Leben dieſer unteren Klaſſen aber konnte nicht leicht überſchätzt werden, da ſich die beſcheidenen Menſchen dieſer Zeit in Wirklichkeit mehr herabſetzten, ſtatt ſich hinaufzuſchrauben. In dem erzählenden Gedichte eines Hans Sachs geht uns dieſes mannichfaltige Leben in allem Reichthum auf, und je gegenſtändlicher ſich der Dichter dabei hält, je mehr er ſeinen moraliſchen Eifer zurückhält und ſeiner Laune Lauf läßt, deſto vortrefflicher iſt die Wirkung: in dem lyriſchen Gedichte aber liegt dieſes bewegte und poetiſche Leben, auch wo es ſich noch ſo ſehr auf bloße Empfindung bezieht, überall zu Grunde. Der Rittersmann dagegen hatte in ſeine epiſche Erzählung ſeine lyriſchen Ergießungen eingemiſcht und in ſeinem lyriſchen Gedichte eigentlich ſtets von ſeinem Zuſtande und ſeiner Empfindung mehr erzählt, als ihn aus einzelnen Momenten in dem ſtoßweiſen Gange des ächt lyriſchen Gedichtes verſinnlicht; ſeine Lyrik war von einem gewiſſen epiſchen Elemente beherrſcht, Leidenſchaft und Gefühl ward nur zart und leiſe und wie aus der Ferne berührt. Aber in dieſen Zeiten des Umſturzes der epiſchen Poeſie begünſtigte das Leben und die Stimmung der Nation die größte ſinnliche Lebendigkeit und Bewegung in dem Liede, ſo wie ſeine Eigenthümlichkeit und Urſprünglichkeit. In ſeiner Lyrik iſt jedes Volk eigenthümlich; wenigſtens hat jedes Volk neben ſeiner erborgten Lyrik auch eine eigene; gerade damals aber behauptete Deutſchland in allen Zweigen eine beſonders ſcharfe Eigenthümlichkeit, und dies konnte nur wohlthätig auf das Lied einwirken, in dem man, ſelbſt wenn man aus ſeiner älteren Geſtaltung in der Minnezeit Form oder Inhalt entlehnte, oder die Reinheit und Zartheit der Empfindung bewahrte, doch der Selbſtändigkeit in keiner Weiſe etwas vergab.

Denn die Art wie sich diese Empfindung jetzt ausspricht, ist rein entgegengesetzt. Dort sprach der Dichter mit Beschaulichkeit von seiner Empfindung, hier aber spricht sie aus dem Dichter; sie ist von ihrem Gegenstande ganz erfüllt, heftig oder tief davon bewegt; in dieser Heftigkeit spannt sie sich an und ab, dauert nur auf Augenblicke, springt von Einem Aeußersten zum Anderen; und so wirkt auch auf den Leser das Lied selbst; es regt ihm die entsprechende Empfindung ruckweise an mit Einer Wendung, Einem Anstoß und bringt auf diese Weise Rührung oder Erschütterung hervor. Dies ist das ächteste Merkmal jeder lyrischen Poesie; und sei es, daß unser Volkslied diese Eigenschaft nur in ferner Anlage oder vielleicht eher in einem übertriebenen Grade besitzt, so gibt sie ihm auch so einen wirklichen und dauernden Werth. Das Volkslied und besonders das Liebeslied eröffnet damals unsere gesammte neuere Dichtkunst; wie bei jeder Reform und Revolution der Ausbruch rein und edel zu sein pflegt, so war es hier. Bei den ersten Anfängen einer neuen Richtung trifft der Instinkt gewöhnlich mit weit mehr Sicherheit, wenn auch meist noch mit Unbeholfenheit, das Aechte, als die Kunst und Ueberlegung in der Zeit vorgerückterer Bildung. So hat es Leibnitz anerkannt, daß Witz und Scharfsinn nirgends wirksamer waren, als in den Spielen, die gewiß erfunden waren, ehe man mathematische Systeme hatte; und so ist die Unmittelbarkeit und Wahrheit der Volksmelodie von wenigen theoretischen Meistern, die entfernter von der Zeit der Volksmusik lebten, erreicht worden, so wie der lyrische Geist des Volksliedes selten in die Texte der neueren Dichter einging; obgleich damit nun nicht die neuere Dichtung und Musik gegen das Volkslied oder die Newton und Kepler gegen die Erfinder der Spiele zurückgesetzt sein sollen. Daher haben denn unsere kühneren Dichter und Kritiker zur Zeit der Wiedergeburt unserer Dichtung im vorigen Jahrhundert den „kecken Wurf" des Volksliedes so sehr erstrebt und vertheidigt. Mit diesem kecken Wurfe bezeichneten sie, was wir als das Eigenthümliche jeder ächten Lyrik angaben, was man als das

Charakteriſtiſche an der Romanze und an jedem Volkslied aller Nationen angeſehen hat. Alles darin iſt voll Lücken und Sprüngen, Alles knapp und wie zum Nachhelfen und zum Ausfüllen auffordernd; eine Reihe von Eindrücken für die Einbildungskraft, die der Nachhülfe des Verſtandes nicht bedürfen, der ſchönſte innere Zuſammenhang ohne genaue logiſche Verknüpfung. Das Beſte, was der vortrefflichſte muſikaliſche Text leiſten kann, leiſtet das Volkslied, man möchte ſagen, vollkommner als es je ein künſtlich gefertigter gethan hat. Es bedarf nur des Anſtoßes der Empfindung in den Worten, die Texte laſſen der Muſik den ganzen breiten Raum, den ſie nothwendig braucht; und die Muſik ihrerſeits benutzte meiſterhaft die Texte, um ihnen den tiefen Nachdruck zu geben, den das vorüberrauſchende Wort nicht hat, „um die Gedanken bei dem Worte ſtill ſtehen zu machen“[562]. Daß dieſe Lieder das Anſpruchvolle des Minneliedes, ſeine Kunſtfülle, ſein Beſtreben die Muſik gleichſam ſchon in Reim und Vers zu geben, recht wie abſichtlich verläugnen, auf Gedanken, Witz, Inhalt, Schilderei ſo gar keinen, aber allen möglichen Werth auf den inneren Ton der Empfindung legen, das gibt ihnen ihren großen lyriſchen Reiz für den Leſer, und mehr für den Hörer. Dies kann ja auch nur ihre langanhaltende Dauer und Fortpflanzung erklären, und hoffentlich wird dieſe einfältige unſchuldvolle Kunſt auch durch alle Verderbniſſe des Zeitgeſchmacks hindurch in dem Volke fortdauernde Liebe behalten. Das Lückenhafte und Springende in ihrem Texte wird, wenn es nicht durch die Muſik geſchieht, durch die ſinnliche Anſchaulichkeit der Behandlung erklärt. Wir ſtehen unter einem Geſchlechte von Naturſöhnen, von Wanderern, Jägern und Kriegsleuten, die nichts mit dem Buch, nichts mit dem Gedanken zu thun hatten, die was ſie beſangen nicht gehört und geleſen, ſondern geſehen hatten, die mit unverdorbenen ſcharfen Sinnen die Geheimniſſe der Natur und der Menſchen ſicher

562) Mit dieſen treffenden Worten charakteriſirt die Vorrede des Buchführers Joh. Ott zu den von ihm geſammelten „115 guter newer Liedlein“ (Nürnberg 1541.) die Toſätzne der guten Meiſter jener Zeiten, der Iſaac, Josquin und Senfl.

durchdringen oder errathen. Je mehr die Sinnigkeit der Minnesänger und nachher die Beschaulichkeit der mystischen und frommen Dichter die Sinnlichkeit in der ganzen Nation unnatürlich zurückgedrängt hatte, desto stürmischer machte sie sich nun Luft. Der alten Volkspoesie und des alten Volkslebens Bilder und Sprüchwörter und der Reichthum an anschaulichen Benennungen, bezeichnenden Ausdrücken, Alles was seit Urzeiten dem Volke eigenthümlich und lieb war, darf nun wieder freier in die Poesie treten. Alles wird in diesen naturwüchsigen Gesängen voller Lebendigkeit: mit den Vögeln, diesen großen Naturlehrern alles Gesangs, verkehren die Sänger wie mit ihres Gleichen, mit der Nachtigall, der Vertrauten und Botin der Liebe, vor Allen; die Bäume sprechen und warnen; die Blumen sind persönlich und wandern sogar. Die Anschaulichkeit der Bilder verführt bis zur Keckheit und man tauscht Raum und Zeit, man legt einen Ort zwischen Weihnachten und Pfingsten, man schweigt einen Arm lang stille. Die Eigenheiten der ursprünglichsten Poesie, Refrains, alliterirende Anfänge, wiederholte oder ähnlich klingende Verse, assonirende oder reimende Worte in Verbindung, ein ewiges Entlehnen von poetischen Formen und altüberlieferten Wendungen, Gleichnissen und sinnbildlichen Vorstellungen, Versen und ganzen Strophen, Alles kehrt im Volksliede wieder [563]; jene elidirende, apostrophirende Manier herrscht in der Erzählung, in den Gedanken, im Bild, in der Sprache. Es ist hier alles Gesicht, was in dem Minnelied mehr Erinnerung ist, alles Gegenwart und Nähe, was dort Ferne und Vergangenheit. Da ist nichts von Schule, nichts von Gedankenwerk, nichts von Gefühls-Künstelei oder Spielerei, sondern unmittelbarer Ausdruck des Lebens und der Erfahrung. Wir leben mit, wir gewahren Alles, was braucht man uns erst Alles zu sagen! Wir sehen erschütternde Erfolge, wozu bedarfs der langen Erzählung der nothwendig vorausgegangenen Handlungen!

563) Uhland hat diesen Wurzeln im Volksliede weiter nachgegraben; eine Aufgabe, die, da sie von dem Gestalteten zum Ungestalten zurückführt, der Literargeschichte nicht zukommt.

Wir empfinden ſchon unter der Erzählung, wozu ſollte der Sänger ſeine eigenen Empfindungen erſt herzählen! Der vorſichtige logiſche Gang des Minneliedes ſtieß unſere größten Dichter bekanntlich ſo ſehr ab, aber in dieſen Liedern, wo ſie auch arm und leer ſind, entſchädigt oft Ein Wort, Ein Bild für alles Entbehrte: der ſichere Entwurf wirkt hier weit beſſer, als die glänzendſte Farbengebung der Minneſänger bei unſicherer Zeichnung: die üppige Fülle des überfließenden Inhalts entſchädigt für die Gleichgültigkeit gegen alle Form, gegen wohl gemeſſene Verſe, ſaubere Reime oder ihren regelmäßigen Wechſel. Der Dichter beherrſcht hier ſeine Empfindung und ſpringt kühn mit ihr um; das Gefühl der Liebe war auch in den Menſchen jetzt nicht mehr ſo allein herrſchend; Alles fällt hier von ſelbſt zu, was der Minneſänger mühſelig ſuchte und künſtelte. Die Minnelieder konnten in unſerer neueren Zeit daher nur überſetzt und umgeſetzt werden, aber das Volkslied bezeugte ſeine Kraft und ſeine Natur, indem es ſich neben der ſchleſiſchen Kunſtlyrik behauptete, das Kirchenlied belebte, zu der letzten Revolution in unſerer Dichtungsgeſchichte unendlich viel beitrug, zur Bearbeitung, Nachahmung, Sammlung begeiſterte, kurz, zur freieren oder engeren Fortpflanzung, für die es uranfänglich geſchaffen war. Auch dies bedingte ſeine ſkizzenhafte Geſtalt, und bringt ſie wieder hervor. Das Lied ging von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr; aber das Ohr iſt, wie man will, ein übler und ein guter Leiter der Poeſie. Von der Muſik will das Ohr nicht beleidigt ſeln; ſie ſetzt ſich daher ſicherer und unangefochtener fort; der gleichgültigere Text leidet unmerkliche, ſelten vortheilhafte Veränderung. Daher rühren ſo vielfache Bearbeitungen, oft ſo unſinnige Variationen von Einerlei Text zu Einerlei Melodie; ſeltner iſt die das Local charakteriſirende Veränderung in Text und Muſik zugleich [564].

564) Es iſt merkwürdig, wie die bekannteſten deutſchen Volkslieder in allen germaniſchen Stämmen und ſelbſt über andere Völker verbreitet waren. Darüber iſt neben Uhland beſonders fruchtbar auch: Hoffmanns' und Richter's ſchleſiſche Volkslieder. 1842 ff.

Dieselbe Sicherheit wie in der formellen Behandlung verräth das erotische Volkslied in unmittelbarer Kenntniß der schlichten Natur des Menschen. Wie anders lebte hier der Liebende in der Natur, als dort. Die Naturfreude im Minneliede steht wie ein todter Schmuck neben der Freude an den Frauen; die beschreibende Manier bringt entweder diese minder lebendige Stimmung oder diese vielleicht jene hervor. Aber hier versenkt sich ein gedankenvolles Mädchen bis in die lebende Unterredung mit der Haselstaude; hier blüht treue Liebe im Vergißmeinnicht; hier reden die Blumen eine Sprache aus alter ächter Ueberlieferung im Volke; es gibt keine Kräuter mehr mit gefabelten Kräften, sondern lieber gleich ein gefabeltes Kraut Schabab, in dem die Verschmähung wächst. Der geliebte Gegenstand selbst auch kältet in Reif und Schauer, und thaut bei günstigem Wetter wieder auf. Die Seligkeit der Liebe könnte sich hier gar nicht mehr so nachdenklich mit der Sommerfreude vergleichen, sondern sie vergißt über den Einen alle Menschen, über den Einen alle Welt, und abgestoßen von den Menschen sucht sie die Natur, die das Glück des Menschen nie stört, immer erhöht. Sie brauchen es nicht zu sagen, diese Dichter, daß die schöne Natur sie beglückt, aber man begreifts und siehts. So brauchen sie auch nicht, wie noch alle meistersängerlichen Liebeslieder eines Muscatblut u. A. thun, die Schönheit der Geliebten nach ihrer Länge und Breite, Röthe und Weiße, Glätte und Zärte zu beschreiben, sondern, wenn der Dichter das rothe Mündchen vermißt oder besitzt, und wenn ihm die schneeweiße Hand gereicht oder geweigert wird, so ermißt man leicht aus seiner Freude oder seinem Leide, wie werth und wie schön ihm beides ist. Die Frauen sind auch hier spärlich mit ihrer Gunst, und die Liebenden quälen sich im langen Dienste, allein sie klagen weit weniger als sie hoffen, und reden weit minder, als sie handeln. Geheimniß und Zweifel ist auch hier mit der Liebe gepaart, aber die Leidenschaft selbst ist immer das Herrschende, und das Beiwerk darf nie so laut werden. Auch hier gewinnt nicht immer der Liebende, was er sucht; bald ist ihm gelungen, bald wird er verdrungen; es ist

aber nicht ewig (wie im Minneliede) die Grille der Dame, die ihm wehrt; ſondern er hat mit einem glücklichen Nebenbuhler zu thun, oder er muß fort, er hat auch andere Pflichten, als die ihm die Liebe auflegt; Krieg und Wandrung zwingt ihn weg und Angſt und Eifer, ſucht miſcht ſich in den Schmerz der Trennung. Er möchte ſo gern ſein fröhliches Leben fortführen in leichtem Muthe, ſo will es die Zeit nicht fügen; es muß geſchieden ſein, der Mann ſoll die Fremde bauen; ſie ſegnen ſich mit Gott von ganzer Seele; Er kleidet ſich in der Liebſten Tracht, das iſt der Treue Zeichen; gutmüthig wünſcht er dem einen böſen Tag, der das Scheiden und Meiden erdacht und trabt auf aſchgrauem Roß über die Haide; und ſie hätte lieber Vater und Mutter fahren laſſen, um den Herzliebſten zu behalten, und vergrämt ſich fortan durch die ſchwer langweilige Trennungszeit in trauernder Pein und läſtigen Gedanken. Aber ſo ſehr ſie auch heimliches Leiden in jungen Herzen üben, ſo hoffen ſie doch, wie es menſchlich iſt, auf die Zeit die Roſen bringt, tröſten ſich damit, daß lange Zeit nicht ewig iſt und verwundern ſich über die Fröhlichkeit, die ihr Leid unterbricht. Ob wohl etwas Wehmüthigeres, Rührenderes und tiefer Empfundenes in der Welt exiſtirt, als dieſe Scheidelieder und ihre Melodien? Die Gebildeteren der Zeit bewunderten ſie ſchon und Bebel ahmte das zahllos verbreitete Muſterſtück „Ich ſtund an einem Morgen“ in lateiniſcher Sprache nach. Wir haben leider Geſchmack und Sinn durch zu häufige Wiederholung und gemeinen Vortrag an vielen ſolcher Lieder verloren, aber ich glaube nicht, daß an Wahrheit und Natur dieſe Dinge in ihrer Art übertroffen werden; rein erhielt ſich der Text dieſer Lieder von jeder läppiſchen Empfindſamkeit und jedem Streben nach falſcher pathetiſcher Wirkung. Wie viel geſünder als das einſtige Minnelied mußte das Liebeslied dieſer Zeit nicht ſchon durch den Einen Unterſchied werden, daß hier natürliche Verhältniſſe wiedergekehrt ſind und daß nicht Ehebruch und Verbindungen mit verheiratheten Frauen die Grundlage aller Liebesbeziehungen ſind wie in der Ritterzeit.

Die schmucklose Wahrheit dieser Lieder litt nicht, daß sich irgend etwas Grillenhaftes in ihnen ansetzte, wie in der Ritterpoesie so oft. Die Liebenden sind hier nicht zu kriegerischem Auszug, zu gesteigerter Tapferkeit durch ihre Liebe gestimmt; die Liebe macht ja nicht immer Helden, sondern sie lähmt vielmehr die Kraft auch des Samson und des Alkiden. Die Liebenden sind auch hier nicht alle Einer Art, nicht alle Tugendhelden, nicht alle so treu, daß der Gewandeste nach sieben Jahren seine Liebste treu wiederfindet und selbst im Glauben an seine Treulosigkeit noch wohlwollend gegen ihn; (es sah eine Linde ins tiefe Thal.) Ein Andrer meints auch nicht so redlich; die leichten Reitersjungen brechen so gern einen Anlaß vom Zaun nnd lassen ihr Mädchen fahren; die Schlimmsten legen es darauf an, die Leichtgläubige „nach Ungerland" zu führen und verstoßen dann die Verführte. Dergleichen Leute, die noch einige Beziehung mit dem Ritterwesen haben, wie Reiter und Studenten, sind auch wohl am häufigsten die Dichter dieser Lieder, und ihre Verhältnisse sprechen sich oft darin aus: daher wird auch jede Unnatur so arg verspottet, jeder Alte der ein junges Weib und jeder Junge der ein altes genommen, jeder grobe Bauer und jeder pedantische Schreiber, der sich an das Liebeswerk wagt. Und diese fahrenden Leute ändern sich dann mit Wetter und Wind, und das machte auch die Weiber damals so unstät und ihre Herzen so „flandrisch", daß wo nun ein Betrogener seine Genossen die Finger aufheben hieß, man viel Finger und wenige Treue sah. Ist nun dergleichen die Ursache der Trennung, so bricht sich wohl ein armer Getäuschter einmal das Herz, aber ein anderer tröstet sich bald und dichtet dem schnippischen Ding, das ihn hat gehen lassen, eine lange Nase und einen durstigen Gaumen an; ein Andrer klagt in Einem Athem, daß Seufzer seine Tage verzehren, flucht das höllische Feuer hinein und wünscht der Treulosen zuletzt doch gutmüthig ein freundliches Lachen und Alles was ihr Herz begehrt; und ein dritter sagt der Verabschiedenden sein Ade zur guten Nacht und sein Trauern hat mit seiner Liebe ein Ende. So neckt sich hier die Liebe zwischen dem

Trauern und die Sehnſuchtslieder ſind von den ſchelmiſchſten unterbrochen, und die reinſten von den ſchlüpfrigſten. Und dieſe letztern ſind in ihrer Art oft unvergleichlich in dem Scharfſinn, mit denen ſie aus allem Geſchaffenen Gleichniſſe herholen für Dinge, die man nicht unverhüllt ſagt, man weiß nicht, ob originaler in ihrer Grobheit oder in ihrer Feinheit, in der Derbheit, in der ſie ſich manchmal bloßſtellen, oder in der dreiſten Naivetät, mit der ſie Unſchuld heucheln. Die Lyrik dieſer Zeit iſt eine männliche Kunſt; man darf daher ſelbſt dieſe und ähnliche Seiten derſelben nicht verſchweigen, wenn ſie ihr auch nicht zur Ehre angerechnet werden ſollen. Die Lieder dieſer Zeit drehen ſich daher auch nicht allein um die Liebe; auch das Mägdlein im hölzernen Reifrock findet jetzt Anbeter, die es zur Auserwählten erküren; Mars und Bachus fangen an neben Frau Venus die Welt zu regieren, und St. Urban findet ſeine Verehrer, die ihn um Abwehr von Niederlagen und Schutz vor ſeiner Plage (Podagra) anrufen. Auch in dem Weinliede herrſcht der ungemeine Reichthum an Bildern, mit denen man den Wein bald als lieben Buhlen umfaßt, bald ihn als Redetheil declinirt, bald ſich arm-bürgerlich über ſein vornehmes Ritterthum und altadliges Geblüte beſchwert, bald ihn als wackern Geſellen zum Willkomm oder Abſchied grüßt, bald als den Feind der Weiſen oder den Freund der Bekümmerten oder den Ablaß der Sündigen darſtellt. Der Arme, der vom Zufall lebt, hat ſeinen Bund mit ihm noch enger als der Reiche; er legt ſein Geld am liebſten auf „naſſe Waare"; er achtet freien Muth höher als Gut und Habe; Raum auf und Halt nichts iſt ſeine Begierde; kein Geld ſoll bei ihm vor Alter ſchimmeln, und hätt' er das Kaiſerthum und der Zoll am Rhein und Venedig wäre ſein, das würde er Alles verſchlemmen. Gleich gilt dem Sorgloſen das römiſche Reich, es ſterb' gleich heut oder morgen. In einer Welt voll Erwerbſucht und Brodſorgen gewinnt ſo leicht die fröhliche Verſchwendung, in einer Welt voll ängſtlichen unſicheren Reichthums die Dürftigkeit der fahrenden Leute, die voll fröhlichen Reichthums iſt, der leichte Erwerb von Dieben, Bett-

lern und Bänkelſängern etwas Poetiſches. Wie vergnügte Lieder machten ſi nicht damals von dem Hausrath der Armut, aber der gute Humor gerade iſt ein ſelbſtverſtandenes Stück, das dabei nicht aufgezählt wird! Leichter Sinn bei dem wenigen Beſitze, leichter Troſt bei dem Nichtbeſitze, beim Wein ein luſtiges Verſetzen aus der jammervollen Umgebung in eine glückliche Ideenwelt, ein Lügenmärchen, das ſich die Phantaſie vorgaukelt, das ward in vortrefflichen Liedern beſungen, ſammt dem Glücke der Armut, die nicht Steuer und Zehnten gibt, nicht Diebe und Räuber ſcheut, das ganze Jahr über nicht baut und doch nicht durch die Wände ſieht. Von dem Gedichte vom fahrenden Schüler von Johann von Nürnberg[565] an (14. Jahrh.) bis zu dem von den Handwerkern des Roſenblüt[566] und den Liedern dieſer Art aus dem 16. Jahrh. iſt der Uebergang von der epiſchen zu dem lyriſchen Vortrage höchſt anziehend zu beobachten. Auch in der Geſchichte des Weinliedes ſind die hiſtoriſchen Veränderungen ſehr deutlich, wie in der des Weintrinkens; man geht von dem nüchternen Schlaftrunk des Rittersmanns bis in das abendliche Zechgelag der Schlemmer über. Wer ſich des Weinſchwelgs erinnert und dann die Weingrüße und Weinſegen des Hans Roſenblüt[567] daneben hält, wo in die Anrede des einſamen Trinkers ſchon weit mehr Lebendigkeit und volksmäßige Luſtigkeit eingeht, und wer dann aus Fiſchart's Gargantua das Kapitel von der trunkenen Litanei hinzuthut, wo eine Menge der trefflichſten Volkstrinklieder der Zeit angegeben ſind, der überſieht die innere und äußere Veränderung auf einmal. In dieſer „Geſangzeche" ſind zwiſchen die Geſpräche und Trinkwitze der Zechenden halbe oder ganze Lieder gemiſcht, die das beſte Schatzkäſtlein für dieſen Zweig des Volksgeſanges abgeben; es iſt eine Stufenfolge in dem Uebermuth des Weins, der darin mit der Erleuchtung der Schlemmer

565) In Grimm's Altd. Wäldern 2, 49 ff.

566) Im Dresdener Codex N. 19. S. 149.

567) Altd. Blätter 1, 401 ff. Einige ſind im 16. Jahrh. in Rebbeußlin's Segen o. O. u. J., und auch im deutſch. Muſeum 1780. 2. gedruckt.

wächst, in der Ausgelassenheit und Tollheit, in dem Unsinn, der sich unter sinnvolle Worte, in dem Sinn, der sich in unsinnige Wendungen kleidet, in dem Groben und Schweinischen, mit dem das Ganze endet. Man darf im Allgemeinen annehmen, daß in dem Maße, wie in den Zoten- und Lotterliedern die Gemeinheit und Plumpheit und wie in dem Trinkliede hier die Rohheit steigt, das Alter der Lieder im Allgemeinen sinkt. Bei weitem die Mehrzahl der Lieder, denen man ihr bestimmtes Alter im 15. oder 16. Jh. anweisen kann, sind in ihrem Inhalte keuscher und reiner, und wo sie schmutzig sind, sind sie es mit jenem naiven Anstande, man möchte sagen, mit der Unschuld, mit denen die Völker einer urzeitlichen Bildung dergleichen ansehen. Die größere Rohheit zog in das Volkslied erst in den Zeiten der Verwilderung im 16. Jh. ein und dauerte bis zu deren Ende im 17ten; so ists gerade mit der Heftigkeit in dem historischen Liede. Die Vorsicht hier gleicht der Züchtigkeit dort, und beides schwindet ungefähr gleichzeitig. Nicht daß Rohheit und Schmutz im 15. Jh. nicht dagewesen seien, allein sie waren mehr in andern Gattungen heimisch, als in dem Liede; im Fastnachtspiele sind Rosenblüt und Hans Folz so schmutzig wie möglich, denn zur Fastnachtzeit war diese Freiheit einmal gestattet und selbst ein so züchtiger zarter Mensch wie der Teichner fand das gut, daß der Mensch einmal im Jahre den Narren anlegte. Später änderte sich dies. Man kann genau sehen, daß stufenmäßig das Bewußtsein von den bäurischen Sitten und ihr Tadel in der Nation von Rosenblüt's bis zu Brant's, Murner's, Dedekind's und Fischart's Zeiten wächst in demselben Verhältnisse, wie sie in der Wirklichkeit wachsen; daß die Derbheit in der Poesie in eben dem Maße sich in mehrere Gattungen ausbreitet, wie die Pflege derselben in mehrere und tiefere Klassen des Volks herabsteigt; daß der Werth der Poesie überhaupt sinkt, in dem Grade, wie sie sich aus dem freieren Gelegenheitsgedichte in das engere zieht, wie also das allgemeine Kirchenlied sich anfängt auf Dogmen und bestimmte Feste, das allgemeine Festlied gerade auf dieses Fest zu beziehen, wie das historische Lied zur

Zeitungsnachricht herabsinkt und die Lieder der allgemeineren Stände, der Jäger, Bettler, Krieger, von denen der besonderen Handwerker, und unter diesen die Wanderlieder von den Zunft- und Ehrenliedern anfangen verdrängt zu werden, kurz, wie das Ideellere stets mehr dem platten Wirklichen weichen muß.

In den Zeiten jenes bezeichneten Ueberganges, wo das Volkslied noch von dem Adel unserer alten Lyrik etwas bewahrt hat, steht dasselbe in einer ganz poetischen Welt, gleich entfernt von dem Zwang und der Unnatur des Minnelieds, wie von der gemeinen Natur und Wahrheit der Satiren und der Narrenschwänke, im Gegensatze also gegen Beides, gegen die Don Quirote der früheren und die Sancho Pansa der damaligen Zeit. Das Liebeslied des Volkes macht einen rein idyllischen Eindruck gegen die idyllischen Caricaturen, die wir bald betrachten werden; einzelne kleine Parodien der Legenden von Herodes und Peter, des Mönch- und Klosterlebens, der Schöpfungsgeschichten und all der hochheiligen Verkehrtheiten sind im Volkslied weit werthvoller, als die kunstlosen großen Satiren gegen Clerus und Stände; so wie der Volkszwang immer besser wird, je weiter er sich von der Zeit und Wirklichkeit entfernt, wie in den Legenden des Hans Sachs. So wie die Poesie aber mit dem Leben ganz zusammenfällt, dies fanden wir schon mehrmals, so entdeckt man nichts Großes in ihr, und wenn das Leben noch so poetisch ist. Unsere kirchlichen und weltlichen Feste im Mittelalter waren gewiß alles poetischen Lebens, aller gehobenen Freude voll: wer soll die Zeit nicht darum beneiden? Wie anders wirkte damals auf das gesellige Leben diese öffentliche laute Lust, die barocken geistlichen Feste, die tollen Bacchanale, Prozessionen, Maskeraden und Schönbartläufe, die Armbrustschießen, die Fastnachtspiele, die Narren- und Geckenorden, die ländlichen Tänze, die Wettrennen, die Umgänge der Handwerker, die Frühlingsfeier, die Kinderfeste, die Weihnachtsfreuden und die Polterabende und Klopfnächte, als jetzt unsere Theevergnügen, unsere Kartentische, unsere belletristischen Gespräche, unsere Kannegießereien am nüchternen Weintisch,

und höchstens unsere Bühne! Man muß alles Mark verloren haben, wenn man diese unsere Freuden jenen alten mit ihren Unzukömmlichkeiten vorziehen will. Die Kirche gestattete damals zu Zeiten eine Verspottung des Heiligen, die ehrenvesten Bürger jede Ausgelassenheit bei Fastnacht, Städtestatute an gewissen Tagen das sonst verbotene Glücksspiel, denn es war ja klüger, der menschlichen Thorheit zweimal im Jahr einen fröhlichen Ausbruch zu gestatten, als jede Leidenschaft unterdrücken zu wollen. Die Alten hatten in ihren Vergnügungen kein objektives Maß, sie waren im Genuß der Freude nicht geizig, sie trauten auf das Maß ihrer Natur selbst. Was sie erlangen konnten mit ihren äußeren Mitteln, was sie aushalten konnten mit ihren physischen Kräften, das wußten sie auch zu verantworten vor ihrem moralischen Gewissen. Aber heute dürfen wir ja ohne Erlaubniß nicht eine Nachtmusik mehr auf der Straße bringen, und nur hinter der Maske eine erträgliche Rolle zu spielen, haben wir — Dank sei es den aufgeklärten Zeiten — verlernt. Und es war ein so vortreffliches Mittel, dieses Rollenspielen, um lärmende Freude zu schaffen; es war ein Hauptmittel unter denen, „die unsere Vorfahren so gesund, so hungrig, so aufgelegt zur Freude machten," wie der alte Möser sagte, der so einzig darin war, daß er bei dem vortrefflichsten Charakter dem Menschen sein Toben und seine Thorheit gönnte, der Jugend ihre Untugend, dem Lurus seinen Lauf so lang es gehen und stehen konnte, der Leidenschaft ihre Gährung und dem Feste seine Lust, und der es an hundert Beispielen predigte: gebe man politisch und moralisch das Unausweichliche unverholen zu und richte man seine Bekämpfungen im positiven und im Sittengesetz nicht gegen dieses Unvermeidliche, sondern gegen die Ausartung. Wo man im 15. und 16. Jh. sich auf fürstlichen Hochzeiten, auf bürgerlichen Festen oder auf Kirchweihen umsieht, welch eine ungetrübte „Freude und Heiligkeit," wie es die Frankenbergische Chronik nennt, blickt nicht überall hervor! Aber so herzlich man dies Leben und Weben selbst poetisch finden kann, so wenig wird einer erwarten, daß die Reimzettel, mit denen die Schön-

bartläufer behängt waren, oder die Reimpredigten, welche der Knaben-Bischoff am Gregoriusfeste hielt, oder die Devisen und epigrammatischen oder satirischen Gedichte bei fürstlichen Hochzeiten, oder die Sprüche der Spruchsprecher, oder die Niclas-, Ruprechts-, Martins- und heiligen Dreikönigslieder der Kinder, oder die Prozessionsgesänge und Bohnenlieder poetischen Werth hätten. Das Gelegenheitslied wird leicht zum Vortrefflichsten; nur muß die Gelegenheit keine Gewohnheit sein, oder die Gewohnheit müßte freien Spielraum in den Gegenständen lassen. So waren die Tanzlieder der Dithmarsen, wie die der Kärnthner, Tiroler und Schwaben, Volkslieder von mannichfacher Art und Inhalt, und doch sieht man an dem späteren Gebrauche der Schleiferliedchen oder einzelner dazu benutzter Strophen aus anderen Volksliedern, daß auch diese Tanzpoesien aus ihrer ursprünglichen Neuheit und Mannichfaltigkeit arm und stationär wurden. Was bei Poesien dieser Art, die sich an bestimmten feststehenden Feierlichkeiten, Volksgebräuchen, Lebenssitten und Standesgewohnheiten mündlich fortpflanzten, noch das Anziehende und Schätzenswerthe ist, ist das hohe Alter, auf welches dergleichen möglicherweise zurückleitet. Märchen, Räthsel, die Spiellieder und Ringelreihen der Kinder, ihre Abzählverse, ihre Thierreime und Festlieder, die Gebete, die Wiegen- und Reiterliedchen, die Vater, Mutter oder Amme singen oder sagen, gehören hierher; wie vieles ist darunter uralte Ueberlieferung, wie vieles spricht noch aufs frischeste das reinste Volks- und Naturleben, die Beobachtung der Dinge aus den schärfsten Sinnen aus! Wie manches hat aber auch die lückenhafte Ueberlieferung bis zum Unsinn entstellt, so daß man uns mit Unrecht zumuthen würde, das Alles in der schriftlichen Aufzeichnung zu bewundern, was in der lebendigen Anwendung, in dem Munde des bedachtlosen Kindes, in dem sorglichen Gesang der gedankenvollen Mutter das Allerreizendste sein kann. Was nur für das Leben selbst geschaffen ist, muß man nicht davon abtrennen wollen, denn es liegt sogleich wie ein Leichnam starr da. Wie arm ist ein muthwilliges Spinnerliedchen oder ein Tiroler Gaßlied,

voll Beziehungen in der lebendigen Umgebung für die es gemacht ist, für uns, wenn wir ihm seine Heimat nehmen, die wir diese Beziehungen nicht verstehen. Man kann es bedauern, daß heute Niemand mehr einen Leberreim zu machen versteht, aber man würde es einem schlecht danken, wenn er gute Leberreime in Bücher sammeln wollte; so wie es überhaupt mit Allem der Fall ist, was mit dem Improviso eine Aehnlichkeit hat. Und so sinken alle die besonderen Arten von Standes- und Berufsliedern an innerem Werthe weit herab, „in welchen die Liederbildung noch halbfertig und ungelöst von ihren Anlässen im Volksleben aufgewiesen werden kann, wie sie aus mancherlei Beschäftigungen und Bedürfnissen, aus sinnbildlichen Handlungen, Festlichkeiten, Spielen und andern öffentlichen oder häuslichen Vorkommnissen erst nur formelartig, spruchartig und rufsweise auftaucht." (Uhland.) So ist die Jäger-, die Hirten-, die Räubersprache voll poetischer Elemente; voll poetischer Elemente daher z. B. die Waidsprüche und Jägerschreie[568], die aus Urzeiten her Ausrufe, Bezeichnungen und eine sinnliche Wortfülle, die auf der sichersten Naturbeobachtung ruht, erhalten haben. Sollte es aber Jemanden möglich sein, diese Waidsprüche mit poetischem Genuß zu lesen, wenn er nicht ein außerhalb gelegenes Vergnügen damit verwechseln will, wenn er nicht ein Jäger von Gewerbe ist? Mit diesen Waidsprüchen, in denen die Jäger unter einander „zur Aufmunterung, Aufregung, Fortsetzung und Beendigung, vor, bei, in und nach der Jagd reimweise gesprochen[569]", haben die Fragen und Antworten der wandernden Handwerksgesellen eine unläugbare Grundähnlichkeit. An weiser, kluger, verständiger Rede und Gegenrede erkennt ein Gast den anderen, sieht, daß er seines Gleichen und ihm zu trauen sei. Wie die alten Jöten, Zwerge und Helden Rede wechseln und sich sichere Zeichen abfragen, so haben sich

568) Grimm's Altd. Wälder 3. und die dort angegebenen Quellen. Einige in Jacob Ayrer's Stücken. Im Weimarischen Jahrbuche 3, 329, von R. Köhler. Jägerbrevier, Dresden 1857.

569) Döbel's Jägerpractik 3, 475.

auch die Wandergesellen und Waidmänner die ganze fröhliche und poetische Seite ihrer Lebensart in bestimmten, belehrenden und ergötzlichen, zuweilen spottenden Formeln aufgestellt, deren ernsthafter Tiefsinn durch Gemüthlichkeit und Erinnerung irdischer Freuden erheitert wird" [570]). Auch in diesen Zunftgewohnheiten und den Grüßen der Gesellen, in dem ganzen Treiben dieses Restes unserer alten fahrenden Leute, wird sich Niemand wehren, poetische Reize anzuerkennen, so wie in den Handwerksgrüßen [571]) selbst gleichfalls die Spuren sehr alter Volkspoesie zu finden. Allein so weit die Aussicht auf den freien, vergnügten, witzigen Verkehr dieser Volksklassen durch einen Blick auf die unmittelbarsten Abdrücke ihres Verkehrs geöffnet wird, so scheint die Belehrung, die da zu holen ist, weit unmittelbarer selbst aus den ganz kleinen Resten, die davon im Leben geblieben sind, zu gewinnen, und in jedem Falle die Aufschlüsse, die man daher für eine Geschichte des poetischen Lebens entnehmen kann, selbst für die nächst angrenzende Gattung von selbständigeren, an keine Standesverhältnisse geknüpften Poesien unbedeutend. Man kann aus den Jagd- und Handwerksliedern auf das freie Naturleben der Einen, auf die eckigeren und steiferen Verhältnisse der anderen zurückschließen, aus den Waid- und Zunftsprüchen aber nicht auf jene Lieder. Es gibt Jägerromanzen und Liebeslieder, aber nicht viele, die älter sein mögen und die nur so allgemein, als es gerade wohlthätig ist, von den Einflüssen dieses Standes berührt, und in nichts wesentlich verschieden sind von allen übrigen oben charakterisirten Volksliedern. Ganz anders ist schon eine zweite Gattung, die sich schon manchmal im Inhalt auf das Geschäft und den Stand unmittelbar bezieht, in der Form und Musik aber den Aufenthalt des Standes, Wald, Berg und Echo verräth, und sogleich eine strengere Aehnlichkeit mit den Jagdschreien erhält, die voll natür-

570) Grimm's Altd. Wälder 3, 102.

571) In Grimm's Altd. Wäldern 1., im Wunderhorn 2, 70; in Bragur 3, 216 sind deren gedruckt. Vgl. dazu Schade im Weim. Jahrb. 4, 241—344.

licher, nachahmender Schallworte ſind. Dieſe ſind ſchon nicht mehr aus den Zeiten, die wir eigentlich hier beſonders betrachten. Das ſpäte 16. und 17. Jh. (das auch überhaupt das Jagdweſen zu neuen Ehren bei uns brachte) fing an, ſich an allem Naturlaut, an allem Onomatopoetiſchen zu ergötzen. Die Trommel- und Trompetenſtücke der Soldaten, viele lateiniſche Lieder beſonders, die Trinklieder, die das Gurgeln und Plodern der Weinſchlücke nachahmen, die Schmiedelieder, die Refrains der Weberlieder u. A. ſind dieſer Art und ſie ſind in redender Muſik oder Rhythmus gewöhnlich ſo vortrefflich, wie an Inhalt unbedeutend. Die Jäger-, die Studenten- und Handwerksslieder liegen uns der Zeit nach näher; ſie ſind auch noch mehr unter uns lebendig geblieben.[572] Grade die eigentlich bezeichnenden darunter ſind nicht viel älter, als die Zeiten, wo das Jäger- und Handwerkerleben auch in den dramatiſchen Dichtungen erſcheint, und wo die verſchiedenen proſaiſchen und poetiſchen Handwerksbücher ihren erſten Urſprung haben. Was man im 16. Jh. als Jäger- und Studentenlieder bezeichnet findet, iſt meiſt von einem allgemeineren, den Stand nur von weitem berührenden Charakter. Auch unter den Handwerksliedern ſind die allgemeinſten, die Wanderlieder, die älteren und die beſten. Von den Ruhm-, Ehr- und Preisliedern hat man mit Recht bemerkt, daß ſie ſehr nach dem Leiſten ſchmecken, und im Ganzen auf Einen Schlag gemacht ſind. „Jede Zunft hat ihr eigenes Ruhm- und Preislied. Man findet der Weißgerber Ruhmlied, der Rothgerber Preislied, das Loblied aller Schmiede, der Barbiere und Bader, der Hafner Loblied, der Bäcker Ehrenlied, der Metzger, Weber, Küffner, Wagner und Schneider Ruhmlied, ja ſogar die Bauern haben ein ſolches Ehrenlied ihres Standes. — Jedes dieſer Lieder fängt mit einer Art von Aufruf an, geht dann in das Lob, die Geſchäfte und die widerfahrenen Ehren des Standes über und ſchließt mit einem allgemeinen Segen, für die Zunft oder den Stand, worin „die Wohl-

572) Eine Sammlung der Handwerkslieder gab O. Schade. Leipz. 1865.

fahrt in diesem Leben, Gesundheit alle Stund, jedem die schönste Frau auf der Welt, die tausend Gulden hat, und wenn er das Leben satt ist, das Himmelreich im Sternenzelt angewünscht wird“[573]). Innerhalb ihrer Sphäre mag man dann darin so manchen ruhmredigen Witz von dem königlichen Erfinder des Brauerhandwerks, von dem göttlichen des Weins und des Küfergewerks, von Gott Vater dem ersten Schneider oder Kürschner, von Elias' Wagenfahrt nach dem Himmel schön und erbaulich finden, und ebenso manches in den Spott- und Hohnliedern, in denen im Gegensatz zu diesen Preisgesängen die Kniffe und Pfiffe der einzelnen Gewerbe und die natürlichen Schwächen einzelner Handwerkerklassen persiflirt werden, wobei denn die armen Schneider immer am übelsten weg kommen. In Volksliedersammlungen, mit denen man unsern verwöhnten Geschmack wieder der einfachen Natur gewinnen wollte, hätte man dergleichen platte und ungelenke Dinge niemals aufnehmen sollen, wenn man seinen Vortheil recht verstanden hätte.

Eine Art von Sammlung aus unsern Volksliedern, die literarhistorisch die wichtigste wäre, bliebe noch zu veranstalten: in Zeitordnung eine Zusammenstellung der Stücke, die abgesehen von unserm heutigen Geschmacke im 15. und 16. Jh. die beliebtesten und verbreitetsten waren und daher Geschmack und Bildung der Zeit am besten charakterisiren. Noch dringender aber ist das Bedürfniß, daß wir mit der Musik und der musikalischen Geschichte unserer Volkslieder bekannt gemacht werden. Wozu kaum ein erster Anfang gemacht ist[574]).

Durch das ganze 16. Jh. bis zum Anfang des 17. zieht sich eine lange Reihe von Liederbüchern mit mehrstimmigen Sätzen, aus denen die musikalische Geschichte unsers Volksliedes zu entwickeln wäre, und die zugleich unsere Textsammlungen begleiten und vervollständigen, ja sie um die Mitte des Jahrhunderts mehr ablösen und fast allein

573) Gräter in Bragur S. 219 ff.

574) Von F. W. Arnold in der früher angeführten Abhandlung in Chrysanders Jahrbüchern für mus. Wissenschaft II.

das Material liefern, die Geſchichte des lyriſchen Liedes in ſeinen Uebergängen zu der gelehrten Kunſt des 17. Jhs. zu verfolgen.

Es iſt bekannt, daß im 15. Jh. von den Niederländern die neuere Tonkunſt ausgegangen iſt; deutſche Meiſter machen ihnen nach neueren Unterſuchungen den Ruhm der Priorität ſtreitig. Neben den Gründer der erſten niederländiſchen Schule, Dufay, ſtellt ſich der Mönch Adam von Fulda[575]) als Zeitgenoſſe, und gleichaltrig iſt auch jener Konrad Baumann, denn wir als Roſenblüt's Landsmann oben nannten. Dem berühmteſten der Niederländer aus der 2. Hälfte des 15. Jhs., Josquin de Prez, ſtellen ſich die berühmten deutſchen Meiſter H. Iſaac, H. Finck, Stephan Mahn, Th. Stoltzer, L. Senfl u. A., die den contrapunctiſchen Stil ſofort auf das deutſche Volkslied anwandten, zum Theile als gleichaltrige, zum Theile ſelbſt als ältere zur Seite. Von H. Iſaac (Kapellmeiſter bei Kaiſer Max) kennt man das Lied „Innsbruck ich muß dich laſſen" und jetzt auch (aus der in Note [574]) erwähnten Halberſtädter Handſchrift) neben anderen Compoſitionen einen vierſtimmigen Satz des Wallfahrerlieds: „In Gottes Namen fahren wir" aus dem 13. Jh.; von H. Finck, der um 1480 im Dienſte König Alexander's von Polen war, iſt eines der älteſten, nur in Einem Exemplar erhaltenen Liederbücher (Neue auserleſene Lieder H. Finckens. Nürnberg 1536). Unter der contrapunctiſchen Verflechtung der Stimmen aber, die dieſer Kunſt und dieſen Künſtlern eigen war, ging die leitende Grundmelodie unter den Begleitſtimmen verloren; die ſchlichte, einfältige, dem Ohr leicht ergreifliche Weiſe, die das Volk zu ſeinen Liedern gefunden und geſungen hatte, kam uns

574) Sein „chriſtlich Büchlein", ein kurzer Begriff des chriſtlichen Dogma's und Mythus, in dichteriſcher Form, iſt kurz vor der Reformation von Magiſter Wolf Cyclop von Zwickau (Wittenb. 1512) herausgegeben. Als Muſiker kannte man ihn früher nur aus einem muſikaliſchen Tractat 1490; daß er das Lied: Ach hilf mich Leid (bei Arnt von Aich) geiſtlich umgedichtet habe, war ein Irrthum; dies geſchah von Adam Kraft aus Fulda (1493—1558). Neuerdings hat Dehn in einer Halberſtädter Hſ. neben vielen anderen deutſchen Muſikſtücken des 15. Jahrhs. mehrere größere Compoſitionen von ihm entdeckt.

dadurch abhanden, und bis jetzt ist uns nur Eine Quelle erschlossen, aus der wir zu der kleinen Ausbeute aus dem Locheimer Liederbuche eigentliche Volksmelodien jener Zeit kennen lernen. In einer vielgenannten niederländischen Sammlung (Souter Liedekens. Antw. bei Simon Cock 1540 und später) sind Davidische Psalmen den Melodien vlämischer Volkslieder untergelegt, deren Anfänge angegeben sind. Viele dieser weltlichen Lieder sind in dem Antwerpener Liederbuch von Jan Roulans (1544; Abdruck durch Hoffmann 1855.) erhalten, einer Sammlung, deren jüngere Stücke rein vlämischen Ursprungs, von gebildeteren Dichtern ausgegangen und durch den häufigen Gebrauch französischer Worte kenntlich sind, während die älteren, wie unsere deutschen, aus den untern Ständen kommen, in Inhalt, Tönen und Sprache meist deutschen Ursprung verrathen und hier und da Uebersetzungen erhaltener hochdeutscher Originale sind. Wir dürfen daher glauben, unter den 150 Souter Liedekens die ächte Quelle von zum Theil auch deutschen Volksmelodien zu haben. Denn ihre Melodien in dem Cock'schen Liederbuche sind lauter einstimmige Volksweisen; und in der neulich erst hervorgezogenen, von Tielmann Susato in Antwerpen besorgten Ausgabe von 1556, die sich durch Pracht und Correctheit auszeichnet, sind in einer kunstlosen dreistimmigen Bearbeitung die Grundmelodien in der Mittelstimme erhalten. Diese Sammlung ist uns neuerdings zugänglich gemacht worden[576].

An diese einfach volksthümlichen Compositionen reihen sich dann in Deutschland zunächst die Liederbücher aus der ersten Hälfte des 16. Jhs. an, in welchen die mannichfaltigsten Texte, leider oft nur in Anfangsstrophen, bewahrt sind. Die musikalisch besten und ächtesten Sammlungen von Originalcompositionen, besonders von Senfl, sind von Joh. Ott in Nürnberg besorgt[577]. Im Mittelpuncte der

576) Collectio operum musicorum Batavorum saeculi XVI. ed. Fr. Commer. Berol. 1857.

577) Der erste Theil „121 newe lieder" Nürnb. 1534. Dann 115 guter newer liedlein ib. 1541. (neben deutschen Liedern auch französische, welsche und lateinische).

zahllosen Liederbücher mit nachgedruckten Stücken steht der „Ausbund (oder Auszug) schöner deutscher Liedlein", in dem Georg Forster eine Auswahl vierstimmiger Lieder der verschiedensten Meister (1539—56 in fünf Theilen) herausgegeben hat. Forster hatte sich viel in der Welt, auch im Kriege umgetrieben und war daher mit dem Volksgesang aus der Quelle bekannt. Er war daher ein Gegner der „vermeinten Kunst", die die schlichte „liederische Art" aufgab, d. h. der künstlich componirten Sachen von Josquin, und er hat im ausdrücklichen Gegensatze zu den „neueren ungereimten Compositionen" lauter alte „schlechte" einfache Lieder gewählt. Doch sind auch diese Melodien schon der Art, daß sie kunstgeübte Sänger zur Ausführung bedürfen und die ganze Richtung Forster's ist schon darauf aus, das Volkslied der Straße und ihrem herabziehenden Einflusse zu entreißen. Zwar verschmäht seine Sammlung nicht, Lieder von derber Fröhlichkeit und drolliger Zweideutigkeit aufzunehmen, doch hat er zu vielen alten Melodien die ächten Texte nicht auftreiben können und viele alberne Texte hat er mit selbstgemachten vertauscht. Sein Zweck war schon, „viel unnütz Geschwätz und Zutrinken" durch die musikalische Beschäftigung zu verbannen und, wie Joh. Ott sagt, eine erudita voluptas zu begründen. Denn diese Melodien konnten nur in abgeschlossenen Gesellschaften, in Liederkränzchen gesungen werden, die sich damals schon unter diesem Namen bildeten[578].

Sobald auf diese Weise die Kunst sich von dem Volke und seinen einfachen Bedürfnissen und Fähigkeiten trennte, nöthigte sie sich selbst in die vornehmere Gesellschaft hinauf, und bald sehen wir daher die Musik an allen Höfen heimisch und zahlreiche Liederbücher fürstlichen

578) Dehn (in der Cäcilie Bd. 25. Heft 99) theilt eine Stelle mit aus Beckmanni notitia univ. Frankf. (1707), wo in der Lebensbeschreibung von Jodocus Willichius († 1552) angegeben ist, daß dieser in Frankfurt a. O. ein solches „philosophisch-musikalisches Kränzchen" gestiftet; die Gesellschaft versammelte sich reihum, der Hausherr trug einen Kranz (davon der Name), den er am Schlusse dem nächsten Bewirther abtrat.

Personen gewidmet und für ihre Unterhaltung bestimmt. Dies will nichts geringeres sagen, als daß schon mitten auf der Höhe unserer Volksdichtung und mitten in dem Zweige der sie am besten vertritt, sich alsobald die Erscheinung einstellte, daß unsere Lyrik wieder dem Volke entzogen und in die höheren Kreise der Gesellschaft zurückgetragen ward. G. Forster war ein Schüler von Laur. Lemlin, der in Heidelberg vor Johann Knöfel bei Kurfürst Ludwig V. (1508—44) Kapellmeister war; neben ihm bildeten sich in Lemlin's Singschule auch Stephan Zieler, Caspar Othmayer und Jodocus vom Braud. Ueber nicht lange waren aber gebildete Tonkünstler als fürstliche Kapellmeister, die noch am Anfang des Jahrhunderts nur in der Pfalz und am Kaiserhofe begegnen, an allen Höfen Deutschlands verbreitet, und deutsche Organisten kamen bis Polen, Liefland und Dänemark. Die österreichischen Erzherzoge, die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. hatten ihre Utenthal und Sartorius, ihre Chr. Holland und Jac. Regnart; die Herzoge von Würtemberg ihren Leonh. Lechner, die Churfürsten von Sachsen ihre Scandello und Pinelli, die Herzoge von Lüneburg ihren Mancinus, die Bischöfe von Lüttich und Osnabrück ihre Gaßwin und Harnisch, die Herzoge von Baiern ihre Ivo de Vento und Orl. di Lasso. Von ihnen Allen gibt es eine Unzahl Liederbücher, die nicht mehr wie jene von Forster Sammlungen von verschiedenen, sondern Werke von einzelnen Componisten sind. Als ihr Mittelpunct (für die Zeit des dritten Viertels des 16. Jhs.) stehen die Liederwerke von O. di Lasso (zusammen Nürnberg 1583), dem Haupte der niederländischen Schule. In diesem Zeitraume nimmt die Künstlichkeit der Compositionen fortwährend zu in dem Maße, wie die Texte, die man dazu wählt, roher und ungeschlachter werden. Sinnlose Quodlibets aus Liedcranfängen und gemischten Sprachbrocken zusammengesetzt, zotige Schnurren in Liederform, Neidharde die das rohe Bauernwesen verspotten, Ehrenlieder auf Hochzeiten und Gastungen, Acrostichen und Mottos, grobe Buhl- und Weinlieder treten jetzt an die Stelle jener sehnsüchtigen Lieb- und Scheidelieder

voll Schmelz, und ſtatt der ſchlichten Naturkunſt, die die Freude eines Forſter war, componirte jetzt der Uebermuth der geſtiegenen Künſtelei. So iſt es bei Laſſo ein abſichtliches Beſtreben, „die Recreation" im Verſchiedenen zu ſuchen, und zwiſchen den erhabenſten und niedrigſten Texten zu wechſeln; dieſe Eigenheit fiel ſo an ihm auf, daß man mehrfach ſeinen kirchlichen Compoſitionen parodiſche lateiniſche Texte unterlegte. Der öſterreichiſch-bairiſche Geſchmack überwiegt daher in dieſen Liederbüchern der Laſſo, Ivo di Vento, Schmeltzel, Scandello, Melchior Francke u. A., die in dieſen Gegenden lebten oder von da ausgingen.

Dieſer Geſchmack ſollte übrigens bald, ſeit dem letzten Viertel des 16. Jhs., von einem fremden Geſchmacke verdrängt werden. Die Liedercompoſitionen dieſer Zeit ſind auch in dieſer Beziehung Vorläufer unſerer unter fremden Einflüſſen geſtalteten Lyrik des 17. Jhs., daß ſie Texte in allen neueren Sprachen aufſuchten. Deutſche Componiſten ſetzten franzöſiſche, italieniſche, engliſche, niederländiſche, lateiniſche Liedertexte ſo gut wie deutſche. Schon um die Mitte des Jahrhunderts aber fing der welſche Madrigal- und Villanellen-Geſchmack an, alle übrigen Liedercompoſitionen in Schatten zu ſtellen. Ihr Mittelpunct war Venedig, von wo aus die Sammlungen der Bottegari und Gardano die Werke einer Unmaſſe von italieniſchen Componiſten in die Welt ſandten. Herausgeber und Künſtler erſcheinen mit den bairiſchen Herzogen Wilhelm und Albrecht, den Gönnern Orlando's, durch ihre Widmungen in Beziehung. Nun wurden München und Nürnberg immer mehr die Mittelpuncte deutſcher Muſik, das letztere um ſo entſchiedener, als es ſchon ſeit Baumann nicht aufgehört hatte dieſe Kunſt zu pflegen. Faſt alle die Liederbücher, die nun Compoſitionen und Texte „nach Art der welſchen Madrigale oder der neapolitaniſchen Villanelle" brachten, (die Sachen von Brechtel, Demantius, Widmann, Regnart, Turini, Harniſch u. A.) ſind in Nürnberg erſchienen; faſt alle ihre Componiſten ſtehen zu Nürnberg in irgend einer Beziehung. Haßler und Haußmann,

P. Sartorius und Joh. Staden, Haiden, Hase, Autumnus, Jeep, Melchior Francke, Alle sind aus Nürnberg oder nennen sich von da ausgegangen, Noribergae a musicis. Diese Männer[579] haben zum Theil italienische Dichtungen dieses Geschmackes übersetzt und mit den Originalmelodien herausgegeben, wie Haußmann die Villanellen, Canzonette und Baietti der Marentius, Gastoldi, Vecchi, Gemignani und Morlei, zum Theil haben sie den Stil der Texte und Tonsätze nachgeahmt und die Texte wohl selbst gefertigt. So Hans Leo Haßler, Organist der Freiherren von Fugger-Kirchberg, in seinen „Neuen deutschen Gesängen" nach Art der welschen Madrigalien (Augsb. 1596) Valentin Haußmann in seinem Erstlingswerke, den Neuen deutschen weltlichen Liedern (Nürnb. 1592) u. A. Beide bilden so den Kern dieser Periode, wie Lasso und Forster den der vorhergegangenen. In Melodien und Texten treten wir hier aus der deutschen Empfindungsweise in die romanische über. Die Liedertexte werden glätter und logischer, sie verlassen den abspringenden phantasievollen Vortrag des Volksliedes; der mythologische Kanzleistil der südlichen Lyrik tritt herein; Vers und Sprache wird über der Nachahmung der italischen Kunst gebildeter; das „Höfliche", die Vermeidung gemeiner Volksausdrücke wird gesucht; es finden sich bei Haußmann kleine Stücke, die man heute noch ohne sprachlichen Anstoß lies't; die Accentregel ist nicht absichtlich beobachtet, aber selten verfehlt; die Eleganz der schlesischen Zeit ist hier zuerst vorbereitet vor Weckherlin und Opitz. Auf der Spitze schlug dieser Geschmack aber zu Spielereien und Sprachmengerei über, Eigenheiten die noch näher in Opitz' Zeit überführen. Diese Spitze bezeichnet der Leipziger Musikdirector Hermann Schein († 1631). Seine Waldliedlein (Leipz. 1621 und später) und seine Hirtenluſt (1624), von ihm gesetzt und gedichtet, waren sehr beliebt

579) Wer die Titel der einzelnen Werke dieser u. a. Meister kennen lernen will, findet sie in Hoffmann d. Gesellschaftsliedern angeführt, der die Meusebach'schen Schätze benutzen konnte und nichts darin unbenutzt gelassen hat.

und verbreitet. Hier ist der Ernst der Villanellendichtung kindischer Tändelei und possirlicher Sprachmischung schon ganz gewichen. Er singt von Phillis und Amarillis, von dem Tausendschälklein Amor und seinen Streichen schön florirte und gezierte Reimliedlein, in denen zwischen das deutsch Volksmäßige so viele italienische Ausdrücke der Reimnoth wegen eingehen, daß wir hier zuerst auf jene buntscheckige Mischpoesie stoßen[580], die im 17. Jh. so sehr mit Satyre verfolgt ward.

2. Schwänke und Volksbücher.

Wir wollen uns jetzt den Sprung von der ideellen Ritterdichtung zu der caricaturartigen dieser Zeiten, zwischen welchen beide wir das Volkslied in die Mitte schoben, näher erklären; wir wollen also noch greller den Uebergang von Unnatur zu Natur, von metaphysischer und mystischer Speculation zum geraden Verstande angeben, und dies wieder, indem wir von dem Stande des Adels durch den der Gelehrten in den des gemeinen Volkes herabgehen. Wir haben dazu eine Reihe von Dichtungen zur Hand, die uns in Leben und Kunst zugleich diese Veränderungen angeben, und diesen wollen wir ganz einfach nachgehen; sie führen uns ihrer Entstehungszeit und ihrem Charakter nach stufenmäßig von jener höheren Dichtung zu dieser allerniedrigsten herab.

Wir haben früher gefunden, daß in Zeiten, wo die unteren Klassen noch in Abhängigkeit schmachteten, sie doch schon im Besitz einer

580) Nur eine Probe aus dem 2. Theile der musica boscareccia p. XI.

Nun hat sichs Blättlein umbgewendt, ihr Wälder, Myrtensträuch,
ihr Bäumlein grün allegrement, o frewt euch all zugleich,
den filli zart und hoch geziert, sich heute wieder praesentirt,
logiret ein bei euch.

Im Jahr 1644 hat ein „Liebhaber der Musik" dieser Sammlung geistliche Texte untergelegt und in Erfurt herausgegeben.

Dichtung waren, welche einen natürlichen Gegensatz gegen die Poesie des Ritterthums bildete. Wir hatten das Thierepos als eine Gattung bezeichnet, in der gleichsam die Zustände der dienenden Menschenklasse, die unter ihrem menschlichen Werthe gehalten wurde, geschildert und die thierische Natur des Menschen seiner göttlichen oder heroischen entgegengehalten ward. Mit der Zeit, als die unteren Klassen anfingen, sich dieser Gegensätze bewußt zu werden, bildete man, sahen wir, zuerst unter den Geistlichen, dann unter den Laien, diese Thierpoesie stets mehr zu Satiren gegen die höheren Stände aus. Dies haben wir so weit verfolgt, bis im 13. Jh. zuerst die untere Geistlichkeit in den neuen Mönchsorden und dann die Zünfte in den Städten anfingen, einen wirklichen Kampf gegen Geistlichkeit und Adel zu beginnen; nun traten zugleich Dichtungen ins Leben, welche an einzelnen Individuen aus den niederen Ständen diesen Kampf versinnlichten. Das allgemeine Merkmal der Verschiedenheit dieser Zeiten, wo die ganze Volksmasse in der Geschichte thätig wird und handelnd erscheint, hatten wir bereits beim Renner Gelegenheit zu erkennen: statt des Einen Standes der Ritter regen sich jetzt Hunderte in verschiedener Richtung; der mehr friedliche frühere Zustand schlug in eine ungemeine Rührigkeit und verworrene Bestrebsamkeit um; die Pflege des Besitzes ward verdrängt von dem Jagen nach Erwerb, und die unruhige Vielgeschäftigkeit des Volkes und der Armen, die empor wollten und Alles an ihr Emporkommen setzten, ward nun der Mittelpunct des ganzen Verkehrs. In dieser Thätigkeit lernte das Volk seine Kräfte kennen, seine derbe Natur achten, seinen gesunden Verstand schätzen, und je feiner und vornehmer der Adel sich gebährdete, je dünkelhafter die Gelehrten mit ihrer verschrobenen Weisheit erschienen, desto mehr lernte man im Volk auf Einfalt und rohe Natürlichkeit pochen, und je mehr die oberen Stände in der Dauer des Kampfes in Nachtheil geriethen, desto komischere Wirkung machte der Erfolg bei scheinbar geringeren Kräften. Der Gewalt und Macht gegenüber, die noch immer in der Hand der höheren Klassen war, hielt man die einzige Waffe der List

und des Betrugs für erlaubt, und aus dieſer Anſicht den Triumph, den dieſe feierten, für um ſo ergötzlicher; der Feinheit der höheren Kreiſe gegenüber machte man ſich aus der groben Ungeſchlachtheit des Volksverkehrs einen rechten Stolz; der geiſtigen Ueberlegenheit der Gelehrten gegenüber bildete man die natürliche Schlauheit und den Mutterwitz deſto gründlicher aus und verſteckte ihn verſchmitzt hinter Einfalt und Naivetät, hinter den Schein von Dummheit oder Thorheit. Wenn wir dieſe Geſichtspuncte feſthalten, ſo werden wir leicht verſtehen, wie die Schwänke und Dichtungen, die wir zunächſt beſprechen, im Volke entſtehen, ſich iangehin eines großen Beifalls erfreuen, und wie im Leben ſelbſt die Erſcheinungen mit dieſen Dichtungen ſo zuſammenfallen konnten, daß einige der Helden dieſer Dichtungen wirkliche hiſtoriſche Perſonen ſind.

Der „Pfaffe Amis“ vom Stricker, der Held jenes Gedichtes, das wir ſchon oben (S. 34) im Vorbeigehen nannten, iſt, wie der Dichter ſagt, der erſte Mann geweſen, der die ſchönen ritterlich-höfiſchen Zeiten unterbrach, wo Freude vor Sorge, Ehre vor Schande, Treue vor Untreue, Frommheit vor Bosheit, Wahrheit vor Lüge zing, und welcher zuerſt mit gutem Glücke Lügen und Trügen anfing[581]. In Oeſterreich alſo, wo die erſten Spuren der volksthümlichen Dichtung ſich unter die ritterliche miſchten, entſtand auch dieſe Erzällung; der Held aber iſt ein engliſcher Pfaffe. Er war ein weiſer freijebiger Mann und mußte um ſeiner Tugenden willen den Neid und Druck ſeines Oberen erfahren. Sein Biſchof nahm einen Theil ſeins überflüſſigen Gutes in Anſpruch, und weil Amis ihm das weigert, ſo droht er ihm, ſeine Pfründe zu nehmen, geht aber darauf an, dem Pfaffen nachzuſehen, wenn er eine Prüfung beſtehe. Nun leit er ihm jene Fragen vor, über die auch Eulenſpiegel disputirt, wie viel des

581) In Benecke's Beiträgen 2. S. 500. V. 39.
Nu saget uns der Strickære, wer der êrste man wære,
der liegen und triegen ane vienc, unt wie sîn wille vür sich gienc,
daz er niht widersatzes vant.

Meeres ſei, wie viel Tage ſeit Adam verfloſſen ſeien, wo der Mittelpunct der Erde ſei u. ſ. w.; er gibt ihm auch jene Aufgabe, einen Eſel leſen zu lehren, die der Pfaffe auch ſo löſt, wie Eulenſpiegel, in den überhaupt die ganze erſte Hälfte des Amis ſogar mit vielen Einzelheiten eingegangen iſt. Die Geſchicklichkeit, mit der ſich der Liſtige in dieſer Lage half, verſchaffte ihm noch viel weiteren Ruhm und viel mehr Gäſte, die ihm am Ende ſeinen Hausſtand zerrütten, und ſo wie die Lalenburger aus allzugroßer Weisheit in Narrheit übergehen, ſo unſer Amis von allzugroßer Freigebigkeit und Tugend in Habſucht und Bosheit. Er hat ſeine Klugheit kennen gelernt, nun will er auch Vortheil davon ziehen, da er von ſeiner Tugend Nachtheil geerndtet hatte. Er wird nun aus einem anſäſſigen ruhigen Manne ein fahrender, bald ein Reliquienkrämer, bald ein Maler (lauter Stücke, die in den Eulenſpiegel eingegangen ſind), bald ein Heiliger, bald ein Kaufmann, und er übt in der ganzen Welt, von England bis Konſtantinopel ſeine betrügeriſchen und ſchalkhaften Streiche an Mächtigen und Niedrigen, am Aberglauben und an der Frömmigkeit, an der Einfalt und Ueberklugheit aus. Man muß zwiſchen Freude und Schadenfreude noch nicht recht zu ſcheiden wiſſen, wenn man dieſe Streiche alle luſtig finden ſoll; allein wir ſehen das auch in der älteren Thierſage, daß ſelbſt ein grauſamer Spaß für ein roheres Volk immer Spaß bleibt und es iſt von Reiſenden ſo oft an uncultivirten Völkern bemerkt worden, wie ſie ſich über einen Betrug namentlich an Fremden kindiſch erfreuen. Am Ende ſeines Lebens geht übrigens Amis reuig in ein Kloſter, dient fleißig Gott und verdient ſich damit das ewige Leben.

In Oeſterreich, wo dieſe Erzählung gedichtet iſt, zeigt ſich denn zunächſt auch die luſtige leichte Stimmung, die wir lange im Gedicht beobachtet haben, im Leben. Selbſt jener ernſthafte Rudolph I., der zuerſt die Hofſänger von ſich entfernt hatte, iſt einer der erſten deutſchen Fürſten, in deſſen Umgebung man einen eigentlichen Hofnarren findet. Seitdem hörte dieſes Amt wohl nicht mehr auf; wir

finden Narren bei Albrecht und bei Leopold, der Blume der Ritterschaft. Besonders ist aber Otto der Fröhliche († 1339) seiner lustigen Gesellschaft wegen berühmt, und um der freudigen Fastnächte, Veilchenfeste und Weinlesen willen, die man um ihn feierte; aus eben diesem vergnügten Verkehre gingen auch die nächsten Dichtungen hervor, die sich an den Pfaffen Amis anschließen, und die sich schon um die Geschichte eigentlicher Hofnarren drehen. So gut wie die Hofnarren persönlich der Existenz der Hofdichter gefährlich wurden, so gut helfen die Poesien, in die man ihre Schalksstreiche brachte, die Ritterdichtung weiter zu untergraben. Auch hier also treffen wir wieder auf jene Grenzlande, auf Oesterreich und die Niederlande, wo wir Alles, was die Ritterpoesie untergrub, vorzugsweise heimisch finden. Das Thierepos war in den Niederlanden aufgegangen, die Narrenpoesie in Oesterreich; Till Eulenspiegel ist wieder in Niederdeutschland zu Hause und hat dort noch seine weiteste Verbreitung; die Kunst aller Caricatur überhaupt hat in dem germanischen Norden ihren eigentlichen Sitz. Die Lust des Lebens ist auch in beiden Gegenden von je zu Hause: in seinen vernünftigen Gedanken von der Narrheit sagt es Morgenstern, also ein Urtheilsbefugter, daß es den Oesterreichern kein so großer Ernst ist, Franzosen und Türken zusammenzuhauen, als alle Tage Fastnacht zu halten; von den Brabantern und Holländern führt Erasmus von Rotterdam, also ein Landsmann, an, daß sie sich selbst im Sprichwort Narren nennen, am geneigtesten unter allen Völkern zum fröhlichen Verkehr seien und unter Allen allein je älter je thörichter würden. Unter jenem Otto dem Freudigen also ersteht der alte Nithart wieder als Ritter Neidhart Fuchs, dessen „wunderbarliche Gedichte und Historien" in einer Handschrift mit 131 Liedern und Schwänken und in einem alten Drucke von 1566 (beide früher in Von der Hagens Besitze) existiren [582]). Seine eulenspiegelische Ein-

582) Ueber eine andere ähnliche Handschrift in Hamburg vgl. Lappenberg in den Wiener Jahrb. 1828. Bd. 42. Anz.-Bl. p. 17.

falt bringt den meißniſchen Ritter an Otto's Hof, wo ihn ein Bauer Engelmayer am Veilchenfeſte (das im Augarten als Maifeſt fortdauerte) foppt, wofür er nun mit Schmähreden und Schalkſtreichen als Hofſänger uud Narr ſeine Rache die Bauern fühlen läßt. Wie in den Eulenſpiegel die Streiche des Amis, in den Fauſt viele ältere Zaubereien eingingen, ſo wurden auf dieſen Neidhard die Lieder des älteren Nithart übertragen, beide von den ſpäteren Zuſammenſetzern vermiſcht und für Eine Perſon genommen und ſo auch Nithart's Fürſt Friedrich mit Neidhard's Otto zuſammengerückt; ganze Lieder des älteren erkennen ſich nun in dem ſehr loſe verbundenen erzählenden, aber durchaus ſtrophiſchen, liedermäßigen, ſpäteren Gedichte wieder. Das Verhältniß beider Dichtungen und Perſonen iſt noch immer nicht genau unterſucht. — Noch ins Ende des 14. Jhs. gehört das Gedicht von dem Pfaffen von Kalenberg, Weigand von Dewin (Theben bei Wien), das zwar zuerſt von Seb. Brant zu Ende des 15. Jhs. erwähnt wird. Das Werkchen, durch Von der Hagen zugänglich gemacht [583]), iſt in mehreren alten Drucken erhalten, und muß in verſchiedenen Bearbeitungen exiſtirt haben, da ſich Fugger im Ehrenſpiegel des Hauſes Oeſterreich auf Einen Schwank deſſelben bezieht, der in unſeren Texten nicht geleſen wird. Wie vieles aber ſich unter das Hiſtoriſche hineingetragenes einmiſchte iſt ſchwer auszumachen. Gleich die einleitende Geſchichte erinnert an eine ähnliche Anekdote von Naſurreddin's Gurkengeſchenk an Tamerlan. Ein Student bringt dem Herzog Otto einen großen Fiſch zum Geſchenke, der Thürhüter aber läßt ihn nur unter der Bedingung ein, daß er mit ihm das, was er zum Gegengeſchenk erhalte, theilen wolle; der Student erbittet ſich alſo eine Tracht Prügel zur Belohnung, die denn auch der Thürhüter theilen muß; jener aber verdient ſich die Pfarrei vom Kalenberg mit ſeinem Scherze. Hier nun treibt er mit den Bauern ſeine Schnurren: er betrügt die Gemeinde, da ſie ihn zu überliſten

583) In ſeinem Narrenbuch. In dem älteſten Druck (o. O. u. J.) wird der Verfaſſer Philipp Franck Furter zu Wien genannt. Vgl. Lappenberg l. l. p. 19 ff.

meint, er prellt seine Tagelöhner, die ihn prellen wollen, er entweiht in derber Rohheit seinen Altar, er weiß seinen kauichten Wein an Mann zu bringen, er disputirt siegreich mit einem benachbarten Pfarrherrn, er ist ganz ein cynischer Volksredner, der hier ansässiger Prediger geworden ist. Verirte er so seine Untergebenen und seines Gleichen, so verirt er auch seine Oberen, und hier wird aufs ärgste das Geistliche und die Geistlichen herabgewürdigt. Wie er erhitzt von einem wunderthuenden Weine die hölzernen Apostelbilder in den Ofen schiebt und damit einheizt, läßt sich noch erzählen, aber wie er seinen halbblinden Bischof durch ein säuberliches Mädchen doppelt sehend macht, und wie er dessen Befehle, all seinen Kirchweihen beizuwohnen, nachkommt, das muß man an Ort und Stelle nachlesen lassen. Nachher kommt er ganz an Otto's Hofe neben dem Neidhart, der auch erwähnt wird[584]), als förmlicher Hofnarr vor, foppt die Bauern, die dahin kommen und erinnert an das Fastnachtspiel von des Hoflebens kurzem Begriff bei Ayrer, wo der Narr der Bühne als Hofmann mit Bauern ähnliche Späße treibt. Nicht allein aber die Bauern und Knechte, sondern auch seinen Fürsten selbst äfft und foppt der Kalenberger so unflätig, wie nur Markolph immer den Salomon.

Von dem Gedichte vom Kalenberger angeregt reimte ein Achilles Jason Widmann die Geschichte des Peter Leu von Hall, den er selbst den anderen Kalenberger nennt, zur Ergötzung und Freude schwerer Gemüther; Fischart in seinem gereimten Eulenspiegel rühmt das Buch und die ganze Gattung der ähnlichen Schwänke, die Niemand hasse, es seien denn solche, die größere Gecken seien, als die, die in den Büchern stecken. Die älteste datirte Ausgabe des Gedichtes ist der Druck von Neuber, Nürnberg 1560[585]); der Held soll aber

584) Narrenbuch S. 307.

Der fürst lachte mit ganzer kraft und von seinem ganzen herzen.
Er trieb mit ihm freud und scherzen, darum hielt er die zween mann,
den Nithart und den Kapellan.

585) Ein älterer Druck. Frankf. o. J. Weygandt Han. In Von der Hagens Narrenbuch; wo es in der Vorrede p. 357 heißt:

1496 geſtorben ſein. Dort ſahen wir es einen Studenten ſchnell zum Pfaffen bringen, hier haben wir einen, der es allmählich vom Blockträger zum Rothgerber, und dann zum Büchſenmeiſter im Zuge gegen die Armagnaken (1444), im 30. Jahr noch zum Schüler und endlich auch zum Prieſter bringt; wir ſteigen alſo tiefer in die Volksklaſſe herab. Der Erzähler iſt erſt aus dem 16. Jh., er ahmt einiges dem ältern Kalenberger nach, wie die Antrittspredigt in Fichberg. Inhalt und Manier aber iſt ganz ſelbſtändig. Die letztere erinnert namentlich in der Erzählung von Peter's Schulgang an eine ähnliche berühmte von dem Spruchſprecher Wilhelm Weber, wie denn auch die Vorträge dieſer Spruchſprecher und Pritſchenmeiſter, die ſelbſt die Luſtigmacher ſpielten, vielfach den Ton dieſer Schwänke tragen. Wie alſo Peter Leu im Dorfe Rinden in großer Armut, wochenlang ohne einen warmen Biſſen lebte, nahm ihn der Pfarrherr von Weſtein zum Helfer, hielt ihn aber auch auf magere Koſt. Peter aber wußte ſich Rath zu ſchaffen, betrog den Pfarrer bald um dies bald um jenes, und was er bei ſeinen Streichen gefährliches einbrockte, das mußten denn auch oft die armen Bauern ausfreſſen. Erſt wie er ſich mit der Köchin gehörig verſtändigt hatte, ſchmelzte ſie ihm die Rüben etwas beſſer. Seine erſten Streiche floſſen überall aus Noth; ſeine Dürftigkeit zwang ihn dazu. Nun ſteigt er etwas höher. Er verhöhnt den Aberglauben, wie andere dieſer Figuren den Aberwitz der Zeit, er beſpottet das Heilige, wie andere die gedunſene Weisheit. Er weiß ſich als einen Heiligen geltend zu machen; er benutzt die Dreidonnerstagnächte, wo ſich Mägde und Knechte in dem Kunkelhauſe verſammeln und viel Aberglauben von Berchthold und dem wüthenden Heere vorbringen, um dann als Geſpenſt zu erſcheinen, und mit dieſem und anderen Schwänken weiß er ſich neben dem Spaße auch ein Stück Geld zu

denn dieweil ich höre, dass vor zeit der Kalenberger, ein pfaff ohn mass sei nicht gestellet in vergass, sein leben im druck ausgangen, darob niemand empfangen beschwerde, doch ergetzlichkeit, verhoff, mit mir's auch solchen hescheid soll haben . . . u. ſ. w.

Neue Ausg. von O. Schade im Weim. Jahrb. 6, 417 ff.

machen. Unwiſſenheit und Schlauheit gaben ihm die Unverſchämtheit, mit den knappen Predigten ſeinen Bauern ein Auge zuzudrücken, und da er ſich endlich Brod geſchafft hatte, auch ſich Linnen und Betten zu ſchaffen; denn da ſich einmal ein Nebel mit Schwefelgeruch auf Berg und Thal gelegt hatte, ſo verſichert er ſeiner Gemeinde, dies rühre von einem Loche her, das die Hölle bekommen und dies müſſe verſtopft werden; nun bringen ſie ihm Leinwand und Tuch, weil auch er einer der Verordneten war, dergleichen zu empfangen. Seine Scherze ſind bis auf wenige nicht ſo wehethuend, ſondern ärmer und unſchuldiger, als die des Amis und des Kalenbergers.

Der tiefere Sinn, den dieſe Erzählungen verbergen können, lag nur ſelten im Bewußtſein der Dichter oder Leſer jener Zeiten. Sie ſollen nur unterhalten; es ſind verbundene Schwänke, wie es deren unzählige einzelne gab. In ähnlichen älteren Gedichten aber, die ſich in dieſen Zeiten erneuten und begierig geſucht wurden, rückt man dieſer verborgenen Bedeutung ſchon etwas näher. So begegnen wir dem Gedichte von Salomon und Markolph in dieſen Zeiten in verſchiedener Weiſe wieder. In der Geſtalt, in der wir es früher beſprachen, iſt der Roman ohne das Spruchgedicht zu Ende des 15. Jhs. (Straßb. 1499) gedruckt. Um 1450 ward es von Gregor von Hayden zu Ehren des Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg umgedichtet, nachher aus dem Latein in deutſche Proſa überſetzt [586], ſpäter abweichend von dieſer Proſa in ein Volksbuch gebracht und Hans Sachs und Folz machten Faſtnachtsſpiele daraus. In dem alten deutſchen Romane, der ſich an die Reden und Widerreden angereiht hat, war das Hauptkennzeichen von Morolfs Unhöflichkeit, daß er den Frauen übel ſpricht. Die alte Zeit blickte noch unwillig auf das Verkehren der weiſen Sprüche Salomo's; Gregor hebt dagegen ausdrücklich ſchon das Vermögen des Mutterwitzes in einem einfältigen Bauer gegen

586) Ein niederdeutſcher Druck o. O. u. J. ſcheint der älteſte zu ſein. Der frühеſte oberdeutſche iſt der von Ayrer. Nürnberg 1487.

die Weisheit eines Salomo hervor[587] und die Lehre ist gezogen, daß einfache Wahrheit bei dem jetzigen Weltlaufe nichts mehr verfange, da nur der Klaffer und seine List bei den Fürsten beliebt sei, daß sich die Wahrheit also ins Gewand der Thorheit kleiden müsse. Die Armut, die Noth gibt auch dem Markolph Fröhlichkeit und dreisten Humor, gibt ihm Schamlosigkeit, Erfahrenheit und Schlauheit; „der Humor verkehrt bei ihm den Sinn" der Befehle seines Herrn; und dies ist was auch die Witze des Eulenspiegels charakterisirt. Er persiflirt daher jeden bildlichen Ausdruck, wie er jeden übersichtigen Ausspruch der Weisheit parodirt. Wenn man in dem Buche der Weisheit in die ernste Lehre der Juden versetzt wird, so hat man im Markolph zugleich die Gegenseite dazu: nicht allein die schön friedliche und sanfte Weise einer Urzeit führte man damals der Nation vor, die für alles dergleichen und darum auch für die Bibel so viele Vorliebe zeigte, sondern auch die derb natürliche und rohe Seite derselben. Daß dieser Markolph, der erste Hofnarr, mit dessen Namen auch dies Amt bezeichnet ward, für die Rolle der lustigen Person auf dem Theater nicht benutzt ward, hat Docen gewundert; es ist aber fast kein Zweifel, daß dem Jakob Ayrer die Figur desselben bei seinem Jahn vorgeschwebt[588].

Die Aehnlichkeit dieses Markolph mit dem erneuten Aesop dieser Zeiten ist schon früher aufgefallen. Noch im 18. Jh. nannte man den Bertoldo in deutschen Uebersetzungen den italienischen Aesop. Fischart schon sagte, im Markolphischen Aesop könne sich auch ein Salomo verbergen; dies ist ein Lobspruch auf die Aesopischen Fabeln, die mit Aesop's fabelhaftem Leben, mit Fabeln des Rimicius, Avienus und Petrus Alfonsi und verschiedenen Facetien des Poggio aus dem Lateinischen von dem verdienten Dr. Steinhöwel zum Lobe des Herzogs Sigmund von Oesterreich übersetzt wurden[589]. Sie sind in

587) Docen Altd. Mus. 2, 270.

588) Man sehe wie sich in seinem Servius Tullius der Spaßmacher einführt, der hier Jodel, sonst gewöhnlich Jahn heißt (opus Theatricum f. 53c).

589) Aesopi vitae et fabulae etc. lat. et germanae. Ulm. Zeiner. (vor 1480.)

Prosa, ausdrücklich um die vielen zugelegten Worte der früheren Reimfabeln zu sparen[590]; sie nehmen sich tüchtig aus, obgleich die Schreibart weit unter der Prosa Pauli's u. A. bleibt, sind eines der beliebtesten Bücher jener Zeit geworden und wurden später mit den Stücken aus Seb. Brant vermehrt herausgegeben. Dies Buch empfahl sich aber auch von zwiefacher Seite. Der Uebersetzer legte wohl allen Werth auf die moralische Lehre: der Leser soll wie die Biene nicht die Farbe der Blume, sondern den Honig, nicht die Erzählung, sondern die Moral suchen zur Nahrung des Gemüths; denn wer die Fabeln der Erzählungen wegen lese, der bringe nicht mehr davon, als der Hahn, dem ein Gerstenkorn lieber war als ein Edelstein. Den damaligen Leser aber mochte vor Allem das einleitende Leben des Aesop anziehen, auf das wir hier auch allein weitere Rücksicht nehmen. Aesop war ein einfältiger Sclave. Der Meier dem er diente sandte einst seinem Herrn Erstlingsfeigen, welche dessen Diener aufaßen und nachher den guten Aesop der That beschuldigten. Dem ehrlichen Einfältigen mangelte die Gabe, sich mit der Rede zu verantworten, er ließ aber sich und allen Dienern laues Wasser eingeben, und so brachen die Andern ihre Schuld heraus. Für eine Wohlthat, die er hernach einem Priester der Isis erweist, begabt ihn denn die Göttin mit Weisheit und Schärfe der Zunge; umgekehrt also wie in den Lalenbürgern die Weisheit zur Thorheit wird, wird hier die Einfalt erleuchtet, der „schalkhaftige Knecht fängt an klärlich zu reden," und die Dinge zu erkennen, und aus dem ungestalten Körper spricht eine schöne Seele. Es fügt sich später, daß Aesop an einen Ephesier Kaufmann verhan-

590) Zwei niederdeutsche, in einer Wolfenbüttler und einer Magdeburger Handschrift erhaltene, Aesope aus dem 14. Jh. (der Eine von Gerard Dechant zu Minden), die beide zu einem früheren Bearbeiter in Beziehung zu stehen scheinen und auch in der weitspurigen, zum Theil schreckhaften Erzählungsweise des 13—14. Jhs. behandelt sind, begnügen wir uns erwähnt zu haben unter Verweisung auf Hoffmann Niederdeutscher Aesopus (Berlin 1870), der aus der Wolfenbüttler Handschrift 20 Stücke und p. 7 auch Proben aus Gerard mittheilt. Ueber diesen vgl. Wiggert, Scherflein 2, 28—70.

delt wird, dem er ſelbſt anrieth ihn zum Zuchtmeiſter und Faſtnachtsbutzen ſeiner Kinder zu kaufen. Wie ſein neuer Herr mit ihm und ſeinen andern Sclaven nach Epheſus aufbricht, wählt ſich Aeſop einen mächtigen Brodkorb zu ſeiner Tracht und hat klüglich bedacht, daß ſeine Bürde unterwegs immer leichter gegeſſen wird. In Samos kauft ihn dann wieder ein Philoſoph Namens Xanthus, ſeiner natürlich ſchönen Reden wegen. Dieſem gegenüber erſcheint dann Aeſop wie Markolph neben Salomon; er bezahlt ihn mit treffenden Reden; er ſpottet ſeiner Philoſophie, indem er ihm Fragen über Naturgegenſtände vorlegt, die ihm jener nicht beantworten kann, und die er ihm dann mit beſtechenden Bildern und Gleichniſſen löſt. Dann folgt eine Reihe von Eulenſpiegeleien, von wortgetreuer Befolgung der Befehle des Xanthus; wie ein Hofnarr bringt er ſeinem Herrn Ungelegenheiten mit Gäſten, mit ſeiner Hausfrau, mit ſeinen Schülern, und weiß ſeine thörichten Handlungen zu entſchuldigen mit verblüffenden Ausreden und Antworten. Wie Salomo an Markolph, ſucht auch Xanthus etwas an Aeſop, allein dieſer macht ihm alle Anſchläge zu nichte; er ſpielt ſeiner Frau die ärgſten und zotigſten Streiche, dafür hilft er ihm ein andermal aus Verlegenheiten, in die ſich der Philoſoph in trunkenem Muthe geſtürzt. Xanthus weiß gewiſſe öffentliche Zeichen nicht zu deuten, aber Aeſop; die gemeine Weisheit ſiegt alſo auch hier. Ganz wie die alten Philoſophen, wie ein Periander, erſcheint er als Ordner des Staats und Erhalter der Freiheit; Cröſus wird erſt von einer Unternehmung auf Samos wegen Aeſop's Weisheit gewarnt, ſpäter durch Aeſop ſelbſt davon abgehalten. Hier ſiegt ſeine Weisheit über politiſche Gefährdung; in Babylon ſeine ſchlichte Lehre über moraliſche Bosheit, in Aegypten ſein einfältiger Witz über die Räthſelweisheit der hohen Meiſter; nur in Delphi „dem Haupt der Geiſtlichkeit," deren Schwächen er aufdeckt, deren Preis er erſchüttert, geht er am Ende unter Nachſtellungen unter; nach ſeinem Tode aber wird ihm ein Tempel erbaut. So iſt in dieſem Romane Handlung und Rede voll Sinn und Bedeutung. Wie auffallend tritt hier

wieder die enge Beziehung zwiſchen Fabel und Volksſprichwort ein! So unabhängig von einander erſcheinen im Markolph und Aeſop die Vertreter von beiden perſonificirt und ſehen ſich ſo ähnlich! Sie ſtehen mit ihrer allgemein gültigen einfältigen Weisheit gegen Dogma, Gelehrſamkeit, Sophiſtik und Religionsſatzung; und ſo ſind es Sprichwörter, mit denen Sancho Panſa ſeinem Herrn die ſublimen Gedanken ſtört und ihn faſt zur Verzweiflung bringt. Man erkennt denn auch ſogleich das Verhältniß, das zwiſchen unſerm komiſchen Volks- und Hofnarren und den alten cyniſchen Philoſophen Statt hat. Man erinnert ſich des Diogenes, des komiſchen Gehäuſes des ſatiriſchen Sokrates und ſeiner inneren Schönheit, wovon Rabelais und Fiſchart ſo gefällig Gebrauch machen, um die Weisheit im komiſchen Gewande zu entſchuldigen; man erinnert ſich, daß Zeno den Sokrates einen attiſchen Harlekin und daß Cradelius umgekehrt einen pommerſchen Hofnarren einen natürlichen Weiſen nannte, womit man immer einen alten Philoſophen bezeichnet. Man erkannte in den beliebten Anekdoten von dieſen eben jene Allgemeingültigkeit der Moral, die man auch in der Fabel fand. Man kannte dieſe Anekdoten, und wir wiſſen, ſchon länger her; man hatte den Diogenes Laertius 1490 überſetzt und den ſchon früher überſetzten Burläus gedruckt [591]; Albrecht Eyb's Spiegel der Sitten (Augsb. 1511) und ſo manches andere an Beiſpielen reiche Werk fuhr fort, dieſe Anekdoten auszubreiten. Die „Hiſtori von aller Lehr und Leben Diogenis" und die Sprüche und Lehren Socratis und Ariſtippi" erſchienen, (neben den Anekdoten von Philipp, Alexander und Antigonus von Macedonien) 1550 in Einerlei Verlag [592], Bücher die auch für den ungelehrten Mann kurzweilig ſind, obgleich ſie dem poſſenhaften Geſchmack der Zeit nicht huldigen, ſondern in einer gerade entgegengeſetzten inneren und äußeren Eleganz

591) Auch das lat. Original ward Cöln bei W. Zell o. O. u. J., ſpäteſtens 1472 gedruckt.

592) Zürich, bei Rud. Wyſſenbach.

auftreten. Viel früher, schon im 15. Jh., hatte man den angeblichen Brief des Hippokrates an Damagetus über den lachenden Demokrit übersetzt[593]) und es war auch für diese Zeit so viel Stoff in diesem Briefe zu denken. Das widersinnige und widersprechende Treiben der Menschen, für das damals alle Sinne aller Menschen so offen waren, hatte ja auch den Demokrit zu seinem Gelächter bewogen, daß er die Menschen heute verfolgen sah, was sie morgen schmähten, nach Gewinn haschen mit gleichzeitigem Verluste, daß sie heute die Seefahrt schelten und morgen zu Schiff gehen, das Alter zu erreichen streben und das erreichte schimpfen, mit Leid ein Kind begraben und bald andere zeugen, und daß sie, selbst trunken, des Nüchternen lachen.

An Cynismus freilich nimmt es unsere Volksweisheit damals mit den alten Philosophen auf; an innerem Gehalt aber ist unser Eulenspiegel[594]) selbst gegen den Aesop gar ärmlich. Und doch ist dieser Nationalnarr ein Liebling des Volks geworden, wie nicht leicht etwas anderes. Sein Grab in Möllen wurde von je und wird noch so hoch gehalten, wie das irgend eines Nationalhelden; das Volksbuch in verschiedenen reineren oder schmutzigeren, katholisch oder protestantisch gefärbten Ausgaben, ist verbreiteter als irgend eines; die einzelnen Anekdoten leben in der Ueberlieferung fort. Gleichzeitig mit dem ältesten niederdeutschen Drucke erschien ein verkürzter Vlämischer

---

593) Von dem Leben und Gelächter Democriti, kurzweilig und fast nützlich zu lesen. o. O. u. J.

594) Lappenberg, Thom. Murners Ulenspiegel. Leipz. 1854. Den ältest bekannten Druck von Eulenspiegel (Straßb. Joh. Grieninger 1519) (der nicht der erste sein kann, weil Zeilen darin ausgefallen sind die sich in späteren Drucken finden) hält Lappenberg für ein Werk Murners, dem er in wenig späteren Spottschriften zugeschrieben wird. Dies könnte sich doch nur auf eine Uebertragung des in Niedersachsen heimischen Stoffes nach Oberdeutschland beziehen, wie denn in späteren Drucken von 1539 ausdrücklich das Buch als Uebersetzung eines niedersächsischen Textes vom Jahre 1483 angegeben wird. Den alten niederdeutschen Druck ayn kurtzwylich lesen van Tyel Vlenspiegel. (Servais Kruffter. Cöln) setzt Lappenberg erst um 1520—30. Ueber die späteren Ausgaben und die Uebersetzungen vgl. dessen Einleitung.

(Antwerpen. Mich. von Hoochſtraten.), der das Buch in dem Vaterland aller Genre-Kunſt faſt noch heimiſcher als in Deutſchland machte. Eine Reihe von ſpäteren vlämiſchen und holländiſchen Drucken, die lateiniſche Ueberſetzung von Joh. Nemius 1558 und die älteſten Uebertragungen ins Engliſche und Franzöſiſche lehnen ſich an den Antwerpener Text an; eine andere lateiniſche Uebertragung in elegiſche Verſe von Aug. Periander (1567), und eine andere Kette franzöſiſcher Ueberſetzungen folgen der Erfurter Ausgabe von 1532; allein von franzöſiſchen Drucken ſind etwa 30 nachgewieſen. Unermüdlich iſt das Buch bei uns Deutſchen nachgeahmt, gereinigt, verbeſſert worden. Fiſchart hat es in Reime gebracht und, ſcharf ſcheidend zwiſchen des Helden Thaten und des Buches Abſicht, das ſie ſchildert, hatte er ſeine Freude an dem neuen Diogenes, der der hochprächtigen Welt, die ſich ſo gern im Pfauenſpiegel ſehe, den Eulenſpiegel vorhält und dem Schalk, den ſie nachſichtig einen Kautz nennt, ſein wahres Bild zeigt. Der Eulenſpiegel iſt der perſonificirte Schwank, das komiſche Beiſpiel unſerer Alten. Er iſt im Fache Vertreter unſerer fahrenden Leute. Er iſt daher Alles aus dieſem Fache zugleich: Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienſtmann, Maler, Reliquienhändler, Scholaſticus und er arbeitet in jedem Handwerke. Mit dieſer letzten Seite gehört er uns Deutſchen ganz an. Wenn er hier jenen Kern ſeiner Späſſe ewig wiederholt, „ſtets nach den Worten und nicht nach dem Sinn die Befehle ſeiner Meiſter befolgt, Alles thut was man ihn heißt und es Niemanden recht macht", (woran man ausdrücklich den Eulenſpiegel erkennt), ſo iſt das freilich in der zuſammenhängenden Lectüre eintönig und arm; man darf es aber nur von einander getrennt und lebendig hören, man muß Schneidergeſellen einander den Spaß erzählen hören, wie er die Aermel an den Rock wirft u. ſ. w., und man wird doch begreifen, daß dies immer belachenswerthe Späſſe ſind. Und ſo iſts mit einer andern Seite ſeiner Schwänke, mit denen er der ganzen Welt zugleich angehört, denn dieſe ſind Allgemeingut. Im Pfaffen Amis ſahen wir ſchon die Stücke vorkommen, die einge-

ſtändlich in den Eulenſpiegel „zugelegt“ wurden; von des Kalenberger's Streichen führt er einige mit Variationen aus; wie er auf einem Karren die fremde Erde auf das ihm verbotene Gebiet führt, wird von Pape Theun, von Gonella und andern Hofnarren erzählt; wie er die für unehelich Geborne unſichtbaren Gemälde malt, hat Cervantes in eine Komödie gebracht; die Beſchenkung der blinden Bettler ſieht man auf San Carlino in Neapel aufführen; in Pauli's Schimpf und Ernſt wird eine Reihe von ſeinen Streichen von andern Perſonen erzählt, und wieder ſind Streiche anderer Perſonen bei Pauli in den ſpäteren Ausgaben des Eulenſpiegels auf dieſen übertragen. So findet unter dieſem Volksgute jeder leicht etwas für ſeinen Geſchmack, Alles für Alle möchte weniger paſſen. Eulenſpiegel iſt der geborne Silbenſtecher; man weiß welcher beliebte Spaß dies iſt; man weiß daß wir mit Erzählungen dieſer Art von den Krähwinklern Aug und Ohr noch gerne beſchäftigen; zu lange anhalten muß es nicht. Indem Eulenſpiegel ſo die Aufträge, beſonders auch die Sprichwörter beim Worte nimmt, ſieht man ſeine Beziehung zu den andern aufgeführten Charakteren aus dem Leben und der Literatur; er parodirt aber gleichſam das Sprichwort; dennoch iſt die Wahrheit zu reden, wie er der Wirthin in Nigeſtetten ſagt, ſein Gewerb; dies Gewerb berechtigt ihn zu ſeiner Grobheit, giebt ihm die Dreiſtigkeit im Handeln und Disputiren, die von keiner Verblüfftheit weiß, und läßt ihn den geraden Verſtand zu jener caricaturartigen Anwendung gebrauchen; dabei iſt es ſehr gut, daß er manchmal ſelbſt wieder in Metaphern und Sophiſtereien übergleitet und dem entſprechend auch hier und da für ſeinen pünktlichen Gehorſam mit gleicher Münze bezahlt wird.

Die Unterſuchungen Lappenbergs, die den hiſtoriſchen Wurzeln des Lebens unſeres Helden nachgingen, haben nachgewieſen, daß Namen und Oertlichkeiten in den originalen, nicht übertragenen Geſchichten von Eulenſpiegel auf feſten Grund in dem Magdeburger und Braunſchweiger Lande, der Geburtsort Kneitlingen in die Nähe von Schöp-

penſtedt auf ächt klaſſiſchen Schwankboden führt, daß ſich der Familienname Ulenſpeygel in Braunſchweig im 14. Jh. vorfindet und ebenſo der des Pathen Thyl in Utzen (Uttesen), des Burgherrn von Ampleuen (Amtleben), daß ebenſo auch alle irgend deutbaren Namen auf Perſonen aus der erſten Hälfte des 14. Jhs. leiten, was zu dem traditionellen Todesjahre Eulenſpiegels (1350) vollkommen ſtimmt. Unſere Mythologen, die ſich an dem bedeutungsvollen Namen ſtoßen (wie an dem des Fauſtus = Fortunatus) und den Eulenſpiegel mit allen ähnlichen Volksgeſtalten für mythiſche Weſen halten, vergeſſen, daß dies ein Zeitalter der abenteuerlichen Narrheit, der närriſchen Abenteurer war. Was damals die Schwänke und Faſtnachtſpiele noch ſo Groteskes darſtellten, es ſpiegelt nur den Grundton des Volkslebens ſelber ab. Der Geiſt Eulenſpiegels ruhte über dem Geſchlechte, die verrückte und verkehrte Welt war im Leben wie in der Poeſie, ſie war in der Poeſie des wirklichen und des gefabelten Lebens. Im Himmel, im Volke der Thiere wie unter dem Menſchenvolke nahm Alles dieſe Wendung, daß der Untere hinaufſtrebte, der Obere herunterrückte. Man kennt ja Agrippa's Lob des Eſels, und die von Luther erzählte Fabel, wie der Eſel, ein unerwarteter Emporkömmling, im Reiche der Thiere König wird; bald werden wir ſehen, wie die Thierpoeſie alle möglichen herabgewürdigten Geſchöpfe zu Ehren bringt. Im Himmel erſcheint ſchon ſeit jenen Zeiten, wo die Günſtlingin Maria den Hof tyranniſirte, der Teufel mit ſeinem geſunden Menſchenverſtand, der ihn gegen die Ungerechtigkeiten empörte die ihm widerfuhren, ganz als der Hofnarr, der aber ſtets wie der Verirte erſcheint, bis zu dem Bruder Rauſch hin, wo es noch einem ſcheußlichen Pfaffen gelingen kann, ihn in Bande zu legen; von da an erſcheint er ſtets mächtiger, läßt ſich vom Hofnarren zum Volksnarren herab, er verirt und läßt ſich veriren wie jeder Luſtigmacher, er wandelt unter den Menſchen, und bei Pauli begegnen wir ihm mit allerhand fahrenden Leuten in Gemeinſchaft; auch unſer Eulenſpiegel kennt ihn und beide gehen da verträglich nebeneinander her wie ihres

Gleichen. Im menſchlichen Reiche war dies die letzte, aber goldene Zeit der Hofnarren; die Gonella, Brusquet, Triboulet lebten damals, in Deutſchland Kunz von der Roſen und Claus Narr. Die Geſchichten und Witze dieſes letzteren füllen alle Schwankſammlungen des 16. Jhs. aus; ſo wären auch von Landgraf Philipp's Narren Peter Bernhaut, nach dem Wendunmuth, ganze Bücher zu ſchreiben geweſen. Beide waren aber ſchon mehr Volksnarren als Hofnarren, ihre Narrheit weniger eine künſtleriſch ausgebildete als eine natürliche; ſie waren Männer von einer „angeborenen Stolidität", und aus dieſem Schlage nahm man freilich öfter Blödſinnige, Verrückte, aberwitzige Gelehrte auch zum Gegenſtande höfiſcher Beluſtigung, wovon der Brandenburgiſche Hof eine ganze Chronik darbietet [595]. Die kluge Thorheit war damals eine Seuche, die die Einzelnen und die Verſammelten ergriff. Die Facetien von Bebel kennen einen Paul Wuſt unter Eberhard dem Bärtigen, einen Hans Narr von Zwiefalten, und noch Eyring einen Linle von Schweinfurt, als Beiſpiele ſolcher „weiſer närriſcher Leute" aus dem Volke; Pauli rühmt einen Kölner Abenteurer derſelben Art, von dem viel zu ſchreiben wäre, und er ſelber kannte den Bauer Hans Werner, der faſt die ganze Bibel auswendig wußte, mit Prieſtern ſtritt und im Winter auszog, mit den Weiſen der Höfe zu disputiren und ſie mit witzigen Fragen zu fangen. Die ſchlaurohen Meßpfaffen zählten unter dieſen Schlag Menſchen; von einem Prieſter Fiſilinus erzählt Bebel Stücke, die dem Eulenſpiegel Ehre machen würden und die beweiſen, daß die Pfaffen vom Kalenberg noch nicht ausgeſtorben waren. Beſondere Geſchichten gab es wieder von einem Propheten Joßhart; Andere machten ſich als Auf-

595) Flögel's Geſchichte der Hofnarren S. 218 ff. Sehr eulenſpiegeliſch klingen noch „Hans Clawerts werckliche Hiſtorien" durch Barthol. Krüger von Spernbergk, Stadtſchreiber zu Trebin. Berlin 1587. Der Held war mehr ein „wohlbedachter" Narr, ein Schwankmacher, der in Trebbin Kaufmannſchaft trieb, und von Kurfürſt Joachim in Brandenburg gern geſehen war. Das Buch iſt auch ins Niederdeutſche überſetzt. S. Lappenberg l. l. p. 383.

ſchneider durch Lügenſchnurren einen Namen, wie der ſogenannte Lügenſchmid von Kannſtadt und noch eine weitere Klaſſe bildeten die Zauberer, wie der Pfaffe Schrammhans in Salzburg, von denen man ſolche Zauberſchwänke umtrug, wie ſie nachher in die Fauſtſage eingingen. Seit der Veröffentlichung der Zimmernſchen Chronik[596]) hat dieſe Seite der Lachluſt des damaligen Zeitalters neue lebenvolle Illuſtrationen erhalten, die in abſichtlicher Syſtematik als komiſche Zwiſchenſpiele zur Ergötzlichkeit eingeſtreuten Allotria ſind in den früheren Partien der Chronik vorzugsweiſe alte Sagen, in den letztern mehr Geſpenſter-, Spuck- und Teufelsgeſchichten, in den mittlern aber, die in dieſen Anfängen des 16. Jhs. ſpielen, ſind es Schwänke und ſchimpfliche Hiſtorien, die ſich zumeiſt anknüpfen an profeſſionirte Narren und „kurzweilige Räthe", die mit Witzreden, Poſſenreißen und Schalkſtreichen ſich mit aller Welt, wie alle Welt mit ihnen, zu foppen ſuchen. Jeder kleine Herr der ſchwäbiſch-alemanniſchen Lande hält ſich da ſolch einen „guten Fatzmann", um der Neigung zu dem ſchimpflichen, an den Höfen gebräuchlichen Fatzwerke, das gemeinhin von dem Geiſt und Witze der Herren und ihrer Clowns kein gerade glänzendes Zeugniß iſt, ſtete Nahrung zu ſchaffen. — Derſelbe ſchwankhafte Geiſt ergriff dann ganze Gemeinſchaften, der Geiſt vorgegebener oder wirklicher Thorheit. Man erinnert ſich, wie vor dem Ausbruche der Bauernaufſtände die Landleute ihren Witz mit ihrer Armut nährten. Im Amt Schorndorf hatten ſie ſich einen Staat gebildet, einen Hauptmann geſetzt, unterhielten ſich von den Gütern, die ſie auf dem Hungerberg und in Nirgendheim beſaßen, und nannten ſich den armen Konrad (Kein-Rath). Auf andre Gemeinden häufte dann der Volkswitz die albernſten Thorheiten. Bald ſingt ein Volkslied von dem Kriegszug der Villgrattner und Kaltenſteiner Bauern, auf dem ſie einen todten Raben erlegen, bald erzählt der Schwank die Geſchichte von den neun oder ſieben Schwaben; von den Bauern von Mundingen, von Gansloſen, von

596) Ausg. von Barack. Bibl. des lit. Vereins Nr. 91—94. Stuttg. 1869.

Wittershauſen u. A. wurden Albernheiten erzählt, die zum Theil in das Lalenbuch eingegangen ſind, wie von dieſem Buche aus wieder die Thaten der Schildbürger in lebendiger Ueberlieferung nach Nord und Süd, in Nieder- und Oberſachſen auf Schöppenſtedt und Krähwinkel, in andern Stämmen und Landen auf andere Orte übertragen wurden.

Wir ſehen, was hier im wirklichen Leben und rhapſodiſch umgetragen im Volke erſcheint, das bildete ſich allmählich aus zu den burlesken Epen in unſeren Volksbüchern, zum Eulenſpiegel, zum Lalenbuch, zum Finkenritter, zum Fauſt, zum Gans- und Eſelkönig. Wir werden dieſe Werke allmählich an uns vorübergehen ſehen; die rhapſodiſchen Anfänge aber, aus denen ſie entſtanden, ſind in zerſtreuten Einzelheiten mitgetheilt in einer Reihe von Schwänkeſammlungen des 16. Jhs., die für den ganzen Anſtrich und Zuſchnitt der Volksbildung jener Zeiten außerordentlich charakteriſtiſch ſind. In ihnen, wo die Derbheit der Roſenblüt und Folz in Proſa auftrit, ſpiegelt ſich der Volkshumor dieſes lachluſtigen Jahrhunderts am grellſten ab. Gegen die in jenen Zeiten gedruckten Geſten, gegen die Schwänke die in einer Dresdener Handſchrift von Nikolaus im Grunde 1490 geſchrieben ſind, gegen die lehrhaften Fabeln, Belſpiele und Hiſtorien die Brant ſammelte, gegen ſo vieles andere dieſer Art ſtehen dieſe Beiſpiele in einem eben ſo charakteriſtiſchen Gegenſatze, wie gegen die Anekdotenſammlungen des 17. Jhs., die durch Zinkgreff vertreten ſind. Ihr Ausgangspunkt und Vorbild ſind die lateiniſchen Facetien von Heinrich Bebel (deutſch: die Geſchwenck H. Bebelii. o. O. 1558), die 1506 u. ff. zur Badekurzweil zuſammengeſtellt und bald darauf (Opuscula nova. Straßb. 1508) gedruckt wurden. Der Verfaſſer, gekrönter Poet und Doctor in Tübingen, war ein Bauernſohn von fröhlicher Gemüthsart und wohlthätig über ſein Vermögen, daher zum Volksfreund und zum verſtändigen Beobachter der Volksnatur geboren. Seine Schwänke drehen ſich faſt nur im Kreiſe der untern Klaſſen, unter Bauern, Faſtenpredigern, fahrenden Schülern, Landsknechten

und Bettlern herum; sie sind überall der täglichen Erfahrung entnommen, selbst erlebt oder, wie bei den späteren Sammlern Schumann und Kirchhof, von lebenden, genannten Zeugen erzählt; sie scheuen nicht, das Nackteste der grobianischen Volkssitte zu berichten; und am schonungslosesten nehmen sie die rohen Meßpfaffen mit. Der Ablaß, die Käuflichkeit der Pfründen, die Dummheit der Landgeistlichen, das wüste Leben in Rom ist hier schon in so furchtbarer Schärfe gegeißelt, wie es kaum nach Luther ärger geschah; es sind Geschichten darin erzählt, die selbst heute von Vielen gotteslästerlich gefunden werden würden. Diese lateinische Sammlung fand weiterhin, ehe und nachdem die Sammlung von Luther's Tischreden der ganzen Gattung freieren Laufpaß gab, viele lateinische Nachfolger, den Benedictiner O. Nachtigall (Luscinius, joci 1524 und seria jocique 1529, die 1605 von Huldrich Therander oder Joh. Sommer im emplastruum Cornelianum in Verdeutschung viel benutzt wurden), den Baseler Geistlichen Joh. Gast (Tischreden), den Otto Melander (jocoseria 1604. deutsch 1605) u. A. Im Deutschen fanden sie schnell nach ihrer ersten Erscheinung einen gewachsenen Mitbewerber in Pauli's Schimpf und Ernst[597]). Er war von jüdischen Eltern 1455 geboren († nach 1530), trat frühe bekehrt in den Franziscaner-Orden, predigte schon 1479 in Thann im Kloster seines Ordens, war dann 1506—10 Guardian im Barfüßerkloster in Straßburg, wo er Geiler's Predigten aufzeichnete, die er als Lesemeister in Schlettstadt in drei Sammlungen herausgab[598]). Seit 1518 war er wieder Lesemeister in Thann, in welchem Jahre er die Sammlung seiner Schnurren in Schimpf und Ernst anlegte und 1519 vollendete, gleich nachher auch Geiler's Predigten über Brants Narrenschiff, bis dahin nur in der

597) Aeltester Druck: „Schimpf und Ernst findestu in disem Buch". Straßb. Joh. Grieninger 1522. Abdruck durch H. Oesterley. In der Bibl. des lit. Vereins Nr. 85. Stuttg. 1866. Vgl. K. Veith, über den Barfüßer Pauli und das Volksbuch Schimpf und Ernst. Wien 1839.

598) Das Evangelibuch. Straßb. 1515. Die Emeis. ib. 1516 und die Brosämlein. ib. 1517.

lateiniſchen Ueberſetzung von Jul. Otger bekannt, ins Deutſche (Straßb. 1520) rücküberſetzte. Es war hergebrachte Sitte der Prediger auf den Oſtermontag nach der Predigt einen guten lächerlichen Schwank zu ſagen; dieſem Brauche ſteuerten Pauli's Arbeiten Materie zu. Er machte ſeine Auszüge aus Geiler's Predigten zu keinem andern Zweck, als um die beluſtigende und derbe Quinteſſenz daraus zuſammenzuſtellen, wofür er dann von Geiler's Schweſterſohn Peter Wickram hart mitgenommen wurde. Und ſo ſind die Schwänke in Schimpf und Ernſt geſammelt, um den geiſtlichen und weltlichen Sündern in Klöſtern, Schlöſſern und Burgen ſchimpfliche und kurzweilige Exempel zur Erluſtigung von der Strenge ihres Lebens zu geben und den Prädicanten, „um die ſchläfrigen Menſchen zu erwecken, auch daß ſie Oſterſpiele haben zu Oſtern.“ „Und iſt nichts hergeſetzt, fügt er zu, „denn das mit Ehren wohl mag geprediget werden;“ was denn ein unmäßig weiter Begriff damals war! Wenn dieſer Mann hätte die Eulenſpiegeleien ſammeln und beſchreiben müſſen! Wie fein wußte der zu wählen, welche vortreffliche, naive Proſa ſchrieb er nicht! Wie ſteht man unter ſeinen Erzählungen mitten in jener Welt unter lauter Leben und Bewegung! wie localiſirt er Alles was er Aelteres aufnimmt! wie iſt alles voll gegenwärtiger, lebendiger Laune! Wie viel eindringlicher iſt dieſe ironiſche, manchmal ſcharfe Moral gegen die tiefſinnige und myſtiſche oder gravitätiſche in andern Sammlungen von Beiſpielen. Das Lob der Wahrheit die ſich hinter Narrheit verbirgt, die Freude an der natürlichen Einſicht der Einfältigen, an dem Takte der Naturkinder und dem Treiben der niederen Stände ſteht überall hervor; Mönche, Nonnen, Edelleute, Aerzte, Gelehrte werden auf's ſtärkſte mitgenommen. Die Baretleinsleute, die von nutzloſer Gelehrſamkeit ſtrotzenden Narren (denn „Kunſt und Narrheit ſtat wohl bei einander, aber Weisheyt und Narrheyt ſtat nit wohl bei einander“), dann die Richter und Rechtsgelehrten, die Zungenkrämer, Alle geißelt der praktiſchſte Spott in der trefflichſten Kunſt der Erzählung.

Die Sammlungen Bebel's und Pauli's veranlaßten eine ganze Flut von Nachahmungen. Von Pauli's Schimpf und Ernſt ſind gegen 50 verſchiedene, von ihm und Anderen vermehrte Ausgaben nachgewieſen; in die Egenolf'ſche Ausgabe (Fr. 1550) „Scherz mit der Wahrheit" ſind größere Stücke aus R. Fuchs und Boccaz, aus Volksbüchern und Romanen eingegangen, einer ſpätern (Fr. 1583) ſind die Cento Novelle ganz angehängt und Auszüge aus ſpäteren Schwänkeſammlungen, in denen ſchon der feine Sinn Pauli's ganz verloren war. Bei ihm war Scherz und Ernſt in weiſer Abſicht wechſelnd gemiſcht, der große Gegenſatz des geſunden Menſchenverſtandes gegen alle Verbildung war der durchdringende Geiſt der Alles beſeelte; Scherz und Witz waren die Würze, die Lehre war das Subſtantielle der gebotenen Speiſe, in ſolcher Verdichtung, daß ſie nicht überfüllte und nicht widerſtand. Hiergegen verſahen es alle ſpäteren Sammlungen nach zwei verſchiedenen Seiten hin. Ein Leipziger Schriftgießer Valtin Schumann ſchrieb ſein „Nachtbüchlein" (o. O. u. J.), „zur Nacht nach dem Eſſen oder auf Weg und Straßen zu leſen", um 1559, noch in Pauli's ernſterem Geiſte, aber er moraliſirt zu breit und ſchiebt größere, romantiſche Erzählungen ein. Aehnlich iſt es mit Hans Wilh. Kirchhof's „Wendunmuth"[599]. Auch Er miſcht im zweiten Theile ſeines Buchs fremdſtehende hiſtoriſche Anekdoten ein und andere vom geiſtlichen Stand und vom römiſchen Unweſen in der evangeliſch polemiſchen Abſicht, in der die Apologe von Ochini geſchrieben ſind. Bebel's Facetien ſind Anlaß und Unterlage von Kirchhof's Sammlung; er vermied aber alles zu Schmutzige und „Unhübſche", aus den geiſtlichen Stücken beſonders ließ er Alles weg, was „zu ſpöttiſch und gar ärgerlich von Gott und ſeinen Werken" redete; jeder Anekdote iſt dann eine gereimte Moral angehängt. Aehnlich ſind die „627 Hiſtorien von Claus Narren" (Eisl. 1572) behandelt, die von Mag. Wolfgang Büttner, Pfarrer in Wolfferſtädt in der

599) Neue Ausg. in der Bibl. des lit. Vereins. Nr. 95—99.

Grafſchaft Mansfeld, geſammelt ſind[600]). Claus Narr war in der Umgebung der edlen Herzoge Friedrich und Johann von Sachſen, und dieſe reinere Geſellſchaft merkt man trotz der unterlaufenden Rohheiten ſeinen Späßen an; der Diener hielt wie die Herren ſelber auf proteſtantiſche Zucht. Aber auch der Sammler wird manche Zoten und Aergerniſſe getilgt haben; er wollte etwas Sittlicheres liefern, als die „Eulenſpiegeliſchen Schanden", und verſah jede einzelne Geſchichte mit einer langweiligen Moral, die in ſpäteren Ausgaben weggelaſſen wurde. Das Zweckhafte und Abſichtliche nun nimmt dieſen Sammlungen die harmloſe Naivetät hinweg, obwohl der züchtig ehrbare Charakter und der vorwiegende Ernſt bei allem Scherze namentlich den Wendunmuth zu einem beliebten Hauptbuche der Gattung machte. Ganz entgegengeſetzt verfuhr eine andere Reihe von Nachahmungen, die alle Lehre und allen Ernſt ganz fahren ließen und nur das Scherzhafte und Schmutzige zur Unterhaltung ſuchten. Dieſer Art iſt der Rollwagen von Jörg Wickram[601]), dem wahrſcheinlichen Gründer der Meiſterſchule in Kolmar, zu dem hernach der Stadtſchreiber Jacob Frey zu Mauersmünſter einen zweiten Theil, unter dem Titel der Gartengeſellſchaft, und Martin Montanus einen dritten, den Wegkürtzer, hinzugefügt. In dieſen Sammlungen von Geſchichten, beſtimmt in Schiffen und auf dem Rollwagen, in Scheerhäuſern und Badſtuben erzählt zu werden, wird zwar in den Vorreden über die Zoten geſchimpft, es wird verſprochen, daß nichts, was vor Jungfrauen ungebührlich zu reden wäre, erzählt werden ſolle, es wird feierlich Weh gerufen über die, durch welche Aergerniß kommt; aber wenn nun dieſe hier erzählten Schwänke nicht voll Zoten, Aergerniß und

600) Die Oratio autoris am Schluſſe gibt den Namen des Sammlers im Acroſtichon. Nach Koch 2, 320 gibt es eine ältere Ausgabe o. O. 1565., die ich nicht kenne. Vgl. Gödeke, Grundriß S. 421.

601) Alle drei ſind in ſpäteren Ausgaben Fr. 1565 u. f. zuſammengedruckt. Die älteſte Ausgabe des Rollwagens iſt O. O. 1555. Neu edirt von H. Kurz in deſſen deutſcher Bibliothek. Bd. 7. Leipz. 1865.

Ungebühr ſein ſollen, ſo muß jenes Zeitalter hierüber ſo gigantiſche Begriffe gehabt haben, daß wir mit unſern Begriffen nicht nachkommen können. Den Gipfel dieſer „Fatzbüchlein" erſteigt dann der Katziporus und das Raſtbüchlein (beide 1558. o. O.) von Mich. Lindner, der in den Kreis der Wickram und Frey gehört, und ſelbſt wie alle dieſe, wie er auch von einem Amtsvorfahr Wickram's, einem Stadtſchreiber in Burkheim, rühmt, ein guter Geſelle und „freier Knabe" war. Dieſer findet das moraliſirende Brimborium nicht weiter nöthig; er iſt um ſeine „Zoten" von ſeinen guten Freunden, „bunten runden Schnudelbutzen, die man auf welſch Katzipori nennt", angegangen worden, und er gibt ſie ohne alle Schminke. Wenn man ſehen will, was der ſittliche Geiſt und der Witz des Kopfes bei einem Geſchäfte dieſer Art ſelbſt nur in der Erzählung thut, ſo muß man dieſe Sammlungen unmittelbar neben Pauli leſen, oder wo die Vergleichung noch greller iſt, man muß Bebel neben einer kleinen Sammlung leſen, die den Gipfel der Zoten im Katziporus noch übergipfelt: dem „Maynhinkler [602]) Sack" (o. O. 1612) durch Agricolam Tabeum von Weinſtein in Lappenland. Es ſind dies lauter veneriſche Schwänke aus Bebel ſelbſt ausgezogen, in keinem andern Zwecke als der Freude am Schmutz; es wird hier ekel und widerlich, was dort voll feinen Reizes war.

Wir kehren aus dieſen rhapſodiſchen Sammelplätzen unſerer Schwänke zu den eigentlichen Volksbüchern zurück, deren uns noch einige zu beſprechen blieben, die das Gemeinſame unter ſich haben, daß ſie alle die Behandlung gelehrter Abfaſſer verrathen. Dahin gehören zuerſt die Schildbürger [603]) oder das Lalenbuch. Der Orient

602) Maynhinkler ſind die Fuhrleute in Sachſenhauſen am Main.

603) Die Schildbürger. Wunderſeltzame Abendtheuerliche unerhörte und bißher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten obgemelter Schildbürger in Misnopotamia hinter Utopia gelegen. Durch M. Aleph Beth Gimmel ꝛc. ꝛc. 1598. Die ſpäteren Ausgaben ſetzen ſtatt der Schildbürger die Lalen zu Lalenburg: Lalenbuch, Gedruckt zu Lalenburg. 1599. 1614. ff.

und der Occident, das Alterthum und die neue Zeit haben ihre Sivri-Hiſſar, ihre Abdera und Schilda, und wie jede größere Stadt gewöhnlich ihren Volksnarren hat, ſo hat ſie auch irgend einen Nachbarort, der die Zielſcheibe ihrer Witze iſt. Auch dieſe Scherze alſo leben in unſern Krähwinkeleien in neueren Bearbeitungen, in Bild und in der Anekdote, wie das Pfahlbürgerthum ſelbſt, ewig fort. Dies Fortleben iſt in jedem Falle wichtiger, als das Buch. Man hat es in ſeiner Art vollendet genannt wie den Cervantes! was hat man nicht Alles bei uns ſchon urtheilen dürfen! Das Büchlein verräth, wie die mehrtheiligen Fortſetzungen davon im ‚Grillenvertreiber[604]', eine gelehrte Hand. Die humoriſtiſche Sprachgewandtheit hat das ganze Jahrhundert voraus; dies Werkchen verſpricht im Anfang etwas Tieferes, hält aber nicht Wort. Die Lalenbürger ſtammen von einem der ſieben weiſen Meiſter; der Ruf ihrer Weisheit machte ehedem, daß man ſie in alle Welt an Höfe und Regierungen berief. Darüber litt zuletzt ihr eignes Gemeinweſen, das den Weibern überlaſſen blieb, Noth. Die Männer werden ſämmtlich heimbeſchieden und finden als Frucht ihrer Weisheit die Zerrüttung ihres eignen Hauſes. Contrariorum contraria sequentia. Sie legen ſich auf die Thorheit. Es ſollte nun gezeigt werden, wie ſich die Weisheit allmählich abſchliff zur Thorheit, allein mit dem erſten Verſuche ſind die Schildbürger auch gleich vollendete Narren, die nun jene hundert Streiche ausüben, die auch hier nur geſammelt ſind und in den genannten Schwänkeſammlungen zum Theil ſchon einzeln erzählt waren. Sie legen Hand an gemeine Werke, greifen Alles aufs närriſchſte an, und gewinnen nichts dabei, als daß jedesmal eins auf allgemeine Koſten getrunken und ein Loch ins öffentliche Gut gefreſſen wird. Unter ihnen iſt ihr Schultheiß wieder eine Figur, der den Zuſammenhang

604) Grillenvertreiber, d. h. newere wunderbarliche Hiſtorien, ſelzame abentheuerliche Geſchichten u. ſ. w. durch Conradum Agyrtam von Bellemont. Frankf. 1605. Wir halten uns dabei nicht auf; eine Vergleichung des Inhalts mit dem Lalenbuch und Analyſe der Fortſetzungen gibt v. d. Hagen im Narrenbuch.

mit den Eulenſpiegeln an die Hand gibt, auf den auch darin Bezug genommen wird, ſo wie auch eine Predigt im Lalenbuch an den Peter Leu erinnert. Es ſcheint manchmal als ob die Behandlung geſchickte Steigerungen anbringe, z. B. in den erſten Streichen den Uebergang von dem Vergeſſen der Erfahrung auf falſche Anwendung der Erfahrung angeben, als ob ſie veranſchaulichen wolle, wie ſich Art und Natur forterbt, Gewohnheit aber zur andern Natur wird, allein man legt das mehr hinein, als daß es darin läge.

Die Uebertreibungen der Albernheiten im Lalenbuch ſind noch überboten durch die Uebertreibungen der Aufſchneidereien im Finkenritter[605]). Der Kern auch dieſes Volksbuches iſt unter uns in den Münchhauſiſchen Lügen lebendig geblieben, und es muß doch in dergleichen verkehrten Welten ein ungemeiner Reiz liegen, da ſie die alte Welt wie die neue kannte und liebte. Nicht lange nach der Entſtehung des Finkenritters (der von Nigrinus um 1588 erwähnt wird) hat Gabriel Rollenhagen in ſeinen „indianiſchen Reiſen“ (Mgd. 1603.) die Wunderreiſen Lucians und St. Brandans und andere Lügen des Alterthums überſetzt. Wie auf den Schwänken der Eulenſpiegel, auf den Zaubererzählungen der Fauſt, ſo baute ſich der Finkenritter auf den Lügenmärchen und den Poeſien des Unſinns auf, die wir ſeit den gnomiſchen Dichtern bei Suchenwirt, Beheim, Hans Sachs, zu jeder Zeit wieder finden. Der Ritter erzählt geographiſche, hiſtoriſche Unmöglichkeiten, Anachronismen und jederlei Gattung von Vernunftwidrigkeit. Er kommt förmlich ins Schlaraffenland und in die verkehrte Welt, wo die ſteinernen Birnbäume ſtehen, der Bach brennt und die Bauern mit Stroh löſchen. Aber Verdienſt iſt gar nicht in dem Buche. Es muß ſich Sinn unter ſcheinbaren Unſinn, Unſinn unter

---

605) Der Finken-Ritter. Hiſtory vnd Legend von dem treffenlichen vnd weiterfarnen Ritter Herrn Polycarpen von Kirrlariſſa, genannt der Finken Ritter. Straßb. auf dem Kornmarkt. o. J. (um 1560) Später iſt der Finkenritter mit dem „Monſieur Hanns Guck in die Welt“, einer kleinen Sammlung von Scherzreden und Anekdoten, und andern albernen Zuthaten vermehrt worden.

ſcheinbaren Sinn bergen, wenn dergleichen angenehm ſein ſoll; und wenigſtens muß ſich der übertriebene Spaß nicht ſo häufen, wie hier. Von dem Lügenſchmiede zu Kannſtadt ſind viel geſchickter erfundene Lügenſchwänke einzeln im Umlauf geweſen, wie auch die anderweitigen Schilderungen des Schlaraffenlandes vor, bei und nach Hans Sachs faſt alle beſſer ſind, als die im Finkenritter.

Die Freude an Wunderreiſen ſpielt auch in die Sagen von Fauſt[606]) und Wagner hinein, wo Höllen-, Luft- und Erdfahrten in der alten und neuen Welt eine breite Stelle einnehmen. Gleich dies verräth auch hier die gelehrte Aufzeichnung, obgleich die Grundlage der Fauſtſage volksmäßig iſt. Die eigentlich volksthümlichen Beſtandtheile darin ſind die Zauberſpäße, die das Buch von Fauſt ganz in die Reihe unſerer Schwänkeſammlungen ſtellen. Seit der Einführung der Geſchichten von Virgilius hatte der Geſchmack an Zaubereien nicht mehr aufgehört. Im Malagis und Spiet ſahen wir gleichſam die Zauberer und Hofnarren oder Zwerge mit einander vereinigt; jetzt ſind ſie getrennt. Eulenſpiegel übt zauberähnliche Streiche, ohne die Magie zu verſtehen bis auf ein weniges; Fauſt macht den Hofnarren, nimmt alle Rollen an, kurz er treibt Eulenſpiegeleien ohne ſie aus ſich zu ſchöpfen, ſondern auf Aufforderung, mit Zauberkunſt, um Anderen gefällig zu ſein. Wie auf Eulenſpiegel die weltbekannten Schwänke, ſo ſind auf Fauſt alte und neue Kunſtſtücke gehäuft; und es iſt längſt und oft nachgewieſen, wie Geſchichten von Albert Magnus, von dem Abt Erlolf von Fulda, von Simon Magus und Johann Teutonius, von Scotus, dem Böhmen Zytho und Robert von der Normandie auf ihn übertragen ſind. Wir haben oben gezeigt, daß auch Zauberer anderen Namens im 16. Jh. ihr Spiel unter dem deutſchen Volke trieben, das ſich nach Erasmus damals im Lobe ſeiner magiſchen Weisheit ganz beſonders gefiel; an Fauſt's Namen hingen

606) Vgl. Düntzer, Sage von Dr. Fauſt in Scheible's Kloſter 5. Bd. Ueber die Literatur ſ. Franz Peter, die Lit. der Fauſtſage. Leipzig 1851. 2. Aufl.

ſich die Ueberlieferungen dieſer Art dann um ſo leichter an, je willkommener vielleicht die Erinnerung an den Erfinder der Buchdruckerkunſt war. Der Zauberer wird als eine zeitgenöſſiſche Figur von Mutianus Rufus in einem Briefe an Urbanus in Erfurt 1513 genannt; Georg Faſt (Sermon convival. Basil. 1548) wollte ihn in Baſel 1525 geſehen haben mit einem allfertigen Hunde und Pferde, die er für den Teufel hielt; nach H. Manlius (Locorum communium collectanea Basil. 1563. p. 43.) ſagte Melanchthon von ihm aus, er ſei in Kundlingen bei Bretten geboren; nach der Zimmernſchen Chronik (1, 555. 3, 604) wäre er in hohem Alter in dem Städtlein Staufen im Breisgau vom böſen Geiſte, den er nur ſeinen Schwager genannt hätte, umgebracht worden. Die Schwänke von ihm wurden nach Widmann's ausdrücklichem Zeugniſſe unter den Studenten heimlich umgetragen, wie es natürlich iſt; denn Fauſt iſt nichts anderes als ein fahrender Schüler, denen ſeit lange in der Sage die Kunſt der Teufelbeſchwörung beigelegt ward. In allen Bearbeitungen des Lebens von Fauſt beruft man ſich daher auf mündliche Quellen. Als im Jahr 1585 Auguſtin Lercheimer ſeine „Bedenken und Erinnerung von Zauberei" ſchrieb, erzählte er darin Zaubergeſchichten theils unter Fauſt's theils unter Anderer Namen, die gleich darauf in das Fauſtbuch z. Th. wörtlich eingegangen ſind. Damals mußte die Spannung, mit der man dieſe Geſchichten hörte, ſchon aufs Höchſte geſtiegen ſein. Denn als 2 Jahre ſpäter der Drucker Joh. Spieß, nach der Mittheilung eines Freundes aus Speyer, zuerſt die Hiſtorie von Joh. Fauſt (Frankf. 1587) herausgab, hatte dies Buch raſch die außerordentlichſten Erfolge[607]. Der Verfaſſer ſtellte eine lateiniſche Aus-

607) Die erſte Ausgabe des Buchs iſt uns in Einem Exemplar in Wien erhalten; wiedergedruckt durch A. Kühne, das älteſte Fauſtbuch. Zerbſt 1568. Die zweite Ausg. von 1587 nur in zwei Ex. in Wolfenbüttel und Ulm vorhanden, iſt in Scheible's Kloſter Bd. 2. erneuert. Gleich im ſelben Jahre wurde das Buch in trockne Reime verfaßt und in Tübingen 1588 bei Al. Hock gedruckt, eine Arbeit, die dem Drucker und den Verfaſſern eine Strafe zuzog. (Vgl. Serapeum 7, 333.) Dieſe Bearbeitung iſt aus dem einzigen erhaltenen Exemplar in Kopenhagen

gabe in Aussicht; dies bezeichnet ihn als einen Gelehrten, wie auch die bloße Eintheilung, die den Doctor systematisch erst in der metaphysischen, dann in der physicalischen Welt umtreibt und im dritten Theile die nigromantischen Abenteuer zusammenstellt. Der Lebensbeschreiber ist mit seinem Helden zerfallen und gibt seiner sittlichen Entrüstung über seine Kunst und sein Leben Ausdruck mitten im Texte. Sie ruht wesentlich auf protestantischen Antipathien. Die Sage, indem sie Jugend, Erziehung und Hauptthätigkeit Faust's nach Wittenberg legte, schien aus Luthers unmittelbarer Vorzeit diesem neuen Magus in dem älteren ein papistisches Gegenstück bereiten zu wollen. Die Zeitgenossen, darunter Fischart, beschuldigen gern das Pabstthum der Zauberei und führen einen Vorläufer Faust's, den Bruder Rausch, als Beispiel an; Widmann schiebt den Faust ausdrücklich dem Papismus zu und läßt ihn in Ingolstadt studiren, wovon die erste Abfassung der Sage nichts weiß. Doch schuldigt auch sie ihn innerlich desselben Geistes an: er habe die Schrift hinter die Thüre gelegt; er habe des unerschütterlichen Glaubens an Christus ermangelnd die Gnade Gottes für ein unmöglich Ding gehalten; weshalb er dann in den Versuchen zur Reue verzagte und in menschlicher Sicherheit und Werken verstrickt blieb. In Rom verhärtete er sich an dem schlechten Beispiele in seinen Sünden. Dort fand er im Pabste und seiner Umgebung seines Gleichen an Hochmuth und Ueppigkeit. Der ganze Geist der Sage ist

bei Scheible 11. Bd. abgedruckt. Die Prosa von 1587 ward 1588 schon wieder gedruckt und im selben Jahre ins Niederdeutsche (Lübeck), gleich darauf ins Blämische, ins Englische und Französische übersetzt. 1591 (Berlin) erschien eine oft wiederholte vermehrte Auflage; 1599 die geschmacklosen Historien von Faust durch G. R. Widmann. Ein anderer Theil, ein neues Volksbuch von Christoph Wagner, Fausts Famulus, (durch Friedericum Schotum Toletanum, o. O. u. J.) hing sich 1593 an, schwach wie alle Fortsetzungen und Nachahmungen; doch ward auch sie alsbald ins Engl. und Franz. übersetzt. Ihr wieder sollte das Leben Johannes von Luna folgen, des Scholaren Wagners, unter dessen Namen dann (1607) Fausts Gaukeltasche erschien, die das Samenkorn wurde, aus dem nach und nach die breiten dem Dr. Faust zugeschriebenen theoretisch-nigromantischen Werke, Fausts Höllenzwang u. s. w., aufwuchsen, die uns hier nicht angehen.

übrigens in dieser ersten Abfassung schon tief in den Grund gelegt. Der moralistische Widmann faßt den Helden nur als einen Epikureer, dem es um einen guten „Artus-Hof" und üppiges Leben zu thun sei; er ließ auch die beiden ersten Theile der älteren Darstellung, das eigentlich Poetische der Sage, fast ganz bei Seite. Aber jene erste Abfassung legt, schon ganz in dem Tiefsinn der späteren Entwicklung der Sage, neben den sinnlichen Hang der Lebenslust in Faust zugleich die Strebsucht nach erhöhter Einsicht des Geistes. Dort wird Faust in seiner Höllenfahrt forschend dargestellt nach den Geheimnissen der außerirdischen Höhen und Tiefen, und da er dort keine erfreulichen Antworten erhält, wirft er sich auf die äußere Natur, macht wie Alexander die Luftfahrt in die Sterne, strebt und kommt wie dieser zu dem Paradiese, zu dem ihm der Engel den Eingang wehrt. „Er nahm Adlersflügel, sagt das alte Buch, und wollte alle Gründe an Himmel und Erde erforschen", in der Vermessenheit der Titanen, „davon die Poeten dichten, daß sie die Berge zusammengetragen und wider Gott kriegen wollten". Und da er die Elemente ergründend nicht in sich und nicht in anderen Menschen die Geschicklichkeit gefunden, darum habe er sich dem Teufel übergeben, unter der Bedingung, daß ihm dieser nichts was er forschen würde vorenthalten und ihm nur Wahrhaftiges antworten sollte. Die Idee dieser Sage pflanzte sich dann, wie in jenen älteren epischen Sagen so oft geschah, in den Jahrhunderten fort, bis der Berufene erschien, der den rechten Punkt ergriff und ihn neu zu bebrüten wußte.

Noch zu einer andern Volkssage ging in jenen Zeiten von Niederdeutschland ein erneuter Anstoß aus, die aber weder damals noch später in solche berufene Hände fiel, die ihr den tiefen Inhalt gegeben hätten, dessen sie fähig war. Es ist die Sage von dem ewigen Juden[608]. Das älteste Zeugniß von ihm (Cartaphilus) ist schon bei Mathäus Paris († 1259). Im Jahre 1613 machte ein Chrysosto-

608) Gräße, die Sage vom ewigen Juden. Leipzig 1844.

mus Dudulâus Weſtphalus aus der Erzählung des Biſchofs Paul von Eitzen († 1598) in Schleswig einen Bericht von Ahasverus' Erſcheinung in Hamburg und andern Orten; ein etwas früher gedruckter Bericht war von Leyden ausgegangen. Wir führen dieſe Rudimente einer Sage, die keine Geſtalt angenommen hat, nur vorübergehend an, da ſie auch ihrem Inhalte nach ganz außerhalb der Reihe der humoriſtiſchen Volksbücher fällt, von denen hier eigentlich allein die Rede ſein ſollte.

Alle die Werkchen gerade der letztbezeichneten Art haben eine viel zu eindringende Wirkung auf die Nation gehabt, als daß man, ſo roh und unbeholfen ſie ausſehen, nicht eine tiefere Bedeutung dahinter ſuchen dürfte. Sie in den Erzählungen als ſolchen, als Kunſtwerken zu ſuchen, das würde den Geſchmack des Lalenburger Schultheißen verrathen. Allein wie es auch in andern Dingen, wie es bei dem alten nationalen Epos der Fall war, wir müſſen die Geſchichte zu Hülfe nehmen, wir müſſen dieſe Werke, die ſich durch zwei, drei Jahrhunderte hinſchlingen, in einem weiten Verhältniß zu der Vergangenheit betrachten, und ihre nationale Grundlage im Leben ſelbſt zu Hülfe nehmen, um uns ihre Entſtehung und ihre Wirkſamkeit zu erklären.

Die Uebertreibung des ceremoniellen Geſetzes und der Sitte, die auf Uebereinkunft ruht, in der ritterlichen Geſellſchaft rief im natürlichen Gegenſatze, wie denn jedes Uebermaß auf das Gegentheil überſpringt, an den Höfen des Mittelalters jene eigenthümliche Erſcheinung der Hofnarren hervor, die beſonders ſeit den Zeiten, da die Unterhaltung mit Geſang verfiel, ſehr ſchnelle Fortſchritte machen mußte, weil die ſteife Langweiligkeit des höfiſchen Verkehrs nothwendig ein Element forderte, das an die urſprüngliche Gleichheit der Menſchen erinnerte und einen Gegenſatz zu den herrſchenden Sitten bildete, die nicht anders als von unverwüſtlichem Lachſtoffe begleitet ſein konnte. Auf einer andern Seite hatte man ſich, wie hier im Verkehre, ſo auch im Religiöſen, in eine höchſt unnatürliche Höhe verſtiegen. Man

verlangte vom Volke Frömmigkeit und Glauben und machte ihm Ceremonien vor, man ſollte es lehren und predigte ihm lateiniſch allerhand durch die gelehrte Convenienz ausgeklügelte Dogmen. Auch hiergegen ſtanden im 13. Jh. die Bettelmönche und Faſtenprediger auf und ſpielten die nämliche Rolle der geiſtlichen Narren, in denen die ſcholaſtiſche Weisheit plötzlich auf die Verleugnung und Verſpottung alles Verſtandeswerks in der Religion überſprang. Wir haben ja oben geſehen, daß die Myſtiker predigten, man müſſe ſich vor der Welt zum Thoren machen; und Erasmus in ſeinem Geſpräche von den reichen Bettlern oder Franciscanern läßt den Wirth dort die Tracht dieſer Mönche bis auf die Eſelsohren und Schellen mit der der Narren vergleichen, und ſie antworten auch hierauf noch ganz in dieſem Sinn, ſie ſeien auch die Narren der Welt. Gegen die Unnatur und Convenienz alſo gehen dieſe grotesken Geſtalten in Literatur und Leben aus; ſie ſpotten aller Grübeleien der Gelehrten und treten jeden Anſtand mit Füßen; ſie gehen auf die große Revolution aus, des Menſchen Naturtrieb und urſprüngliche Rohheit wieder zu Ehren zu bringen, weil auch wirklich aus einer rohen Materie leichter etwas zu machen war als aus einer verdorbenen und überfeinerten. Man that dann dieſe Rückſchritte mit jenem caricaturmäßigen Anſtellen, mit dem man jede neue Richtung ergreift; man ſuchte ſich dann nur der Narrheit bewußt zu machen, weil es ein oft wiederholter Lehrſatz der Zeit war, der das eben ausgedrückte auch ausdrückt, daß der ſich als Narr erkenne ſchnell zum Weiſen gemacht ſei. Wirklich alſo haben dieſe ſonderbaren natürlichen Weiſen ein Verhältniß zu den alten Philoſophen, was die Zeit dunkel ſehr wohl ahnte. Allein in Griechenland mußte ſich dies nothwendig ganz anders geſtalten; und die Intenſivität des alten Lebens iſt auch hier der Grund jeder Unterſcheidung. Der geſellige Verkehr, der Staat, die Gelehrſamkeit, die Philoſophie, die Religion, das Alles waren im Alterthume gar nicht ſo unabhängige Dinge, wie bei uns, ſondern Eines griff in das Andere ein, und

ſo wurden die Diogenes und Ariſtipp, dieſe großen Volks- und Hofnarren der Griechen, Gründer oder Beförderer von Lebensphiloſophien und praktiſchen Richtungen, die in Glaube, Staat, Umgang und Weisheit zugleich aufs ungemeſſenſte eingriffen. Aber bei uns fiel das Alles auseinander, und das 16. Jh. unterſchied gelehrte Hofnarren und närriſche Gelehrte, natürlich-Blödſinnige, fantaſtiſche Religionsſchwärmer, Freigeiſter und Staatsmänner des Bauernſtandes, Prltſchenmeiſter und Spruchſprecher, die ſich der politiſchen Kritik annahmen. Ein einziger Gegenſatz bedingte auch dieſen großen Unterſchied. Die Ungleichheit und Rangmäßigkeit im Mittelalter machte, daß man zur Beluſtigung den Mann der untern Klaſſe den Herrn ſpielen ließ, wenn man ſich beluſtigen wollte, die Gleichheit der Geltung im Alterthum aber brachte zu Wege, daß ſich dort der Beluſtiger zum Paraſiten machte. Wenn ſich die Paraſiten hier und da eine Freiheit erlaubten, ſo war das wie eine ſeltene Rache für die Art wie ihnen mitgeſpielt ward; und ſo ſind es umgekehrt die Prügel, die die Hofnarren bisweilen trotz ihres Vorrechts für ihre Unverſchämtheit erhielten. Man fand es bei den Griechen aufzeichnenswerth, was für maßloſe Schmeicheleien die Paraſiten ſagten, wer würde bei uns ſo etwas auffallend finden, um es aufzuzeichnen! Gegen die tauſend Anekdoten der Freimüthigkeit, die wir aus dem Alterthum haben, müßten wir bloß die Witze unſerer Narren aufbieten und würden ſelbſt damit ſchwerlich ausreichen. Nur in den Zeiten, wo Rom unſerer Bildung nahe kam, erhielt der Scurra eine Bedeutung, wie unſre Hofnarren. Die Ungleichheit, der Deſpotismus rief überall dieſe Gegenſeite hervor; deshalb ſind die Hofnarren und Volksnarren in ihrer Blüte in der Zeit des aufkommenden Abſolutismus in Europa; deshalb ſind ſie im Oriente zu Hauſe. Wir haben oben gemeint, Fabel und Thiermärchen ſeien in Oſt und Weſt ein Ausdruck des gedrückten und wie das Thier dienenden Volkes. Die Narrenſchwänke ſind es eben ſo; man ſollte meinen, die thieriſchen Abzeichen des Narren, die Eſelsohren, der Hahnenkamm, der Fuchsſchwanz, die

Schelle [609]) müßte eine Beziehung darauf haben. Das Ringen der untern Klaſſen nach Freiheit iſt in der Stellung dieſer Narren, wie in den Geſchichten, die wir betrachtet haben, ſehr eigenthümlich ausgedrückt. Es iſt ein ſtetes Reiben, eine ſtete Wechſelwirkung. Es ſcheint ſo natürlich zu ſein, daß die Natur herrſche, und doch hat auch die Convenienz ihre natürlichen Rechte; es ſcheint ſo natürlich, daß das Volk herrſche, und doch hat es ſo große Misſtände. Man ſieht nun dieſem Wahrheitseifer, dieſer Derbheit, dieſem Cynismus der Narren an den Höfen nach und ſelbſt in dieſen Büchern, die wir beſprochen; man ergötzt ſich daran und doch mag man ſie wieder nicht, ſobald man ſich perſönlich verletzt fühlt; und wie die Polizei immer die Gaukler zugleich verfolgt und geduldet hat, ſo iſt's auch hier. Man bevorrechtet dieſe Narren und prügelt ſie; man will ſie nicht in der Theorie und freut ſich ihrer in der Praxis, oder man vertheidigt ſie in der Theorie bis man in der Wirklichkeit ſelbſt einmal von ihren Witzen oder Streichen gelitten hat. Dies ruft denn überall gegenſeitige Erbitterung hervor und man kann dem Eulenſpiegel ſelbſt ſeine boshaften Streiche nicht übel nehmen, er nimmt auch die ihm geſpielten nicht übel, aber rächt ſich. Alles iſt Gegenſeitigkeit; Ein Narr, ſagt daher das Sprichwort, macht zehn; es iſt des Narren Lieblingswitz, die Klugen ſelbſt zu Narren zu ſtempeln. Man lauft den Narren ſtets mit ſeinem eigenen Kolben, man entgegnet ſeinen Witz mit Schlägen, wo der eigne nicht ausreicht; und weil doch ein Narr mehr fragen kann, als zehn Weiſe beantworten, ſo hilft ſich der Weiſe oft vor ſeinen Fallſtricken mit Gegenfragen. Sie veriren und laſſen ſich

609) Auch Flögel, deſſen Werke ich nicht überall bei einzelnen Gelegenheiten citire, dem ich mich aber in dieſen Abſchnitten vielfach verbunden erkläre, vermuthete dies ſchon von einer andern Seite her. Was die Schelle angeht, ſo muß es eine häufige Beluſtigung der Ritterzeit geweſen ſein, Thieren Schellen an die Schwänze zu binden und ſich an ihren Gebehrden zu erfreuen. Im Thomaſin wird ſo die Unſtetigkeit mit einem Wolfe verglichen, dem man eine Schelle an den Schwanz gebunden. Der „ſchellec Haſe" im Eingang des Parzival iſt nichts anders als ein ſolcher Haſe mit einer Schelle.

veriren; ſie reden die Wahrheit und ſophiſtiſiren dabei; ſie betrügen und laſſen ſich betrügen, und wo im Leben auch dieſe Gegenſeitigkeit war, wie unter Strozzi und Brusquet[610], da iſt das Narrenweſen am ergötzlichſten, ſo derb, grob und unwohlthuend auch die Streiche ſind, die ſie ſich ſpielen; wo dieſe Gegenſeitigkeit wegfällt, iſt das ganze Verhältniß aufgelöſt; deshalb verträgt ſich Eulenſpiegel nicht mit Kindern, da Kinder und Narren die Wahrheit in ganz anderer Weiſe ſagen. Wer nicht das Studentenleben erträgt, wird dieſe unflätigen, thörichten, oft platten Späſſe und Prellereien der Narren auch nicht ertragen, denn von dieſem Leben gilt das gleiche. Man erträgt's und findet es natürlich, ſelbſt betroffen mag man nicht von der Unart werden. Wenn ſie an der Einfalt und Philiſterei, an Füchſen und Penalen ihren Muthwillen üben, ſchwankt man zwiſchen Lachen und Aerger. Die Gegenſeitigkeit unter ihnen ſelbſt, ihre Verſpottungen und Streiche, die ſie ſich ſelbſt ſpielen, verweiſt ihnen Niemand und ſie ſelbſt ſich auch nicht. Die Freude an Gemeinheiten und Unflätigkeiten iſt hier auch die beſte Würze; gewöhnlich tragen die natürlicheren, die allgemeiner menſchlich empfindenden Burſchen dieſen derben Gegenſatz des Cynismus gegen die äußerlich glatten Corps öffentlicher zur Schau, obwohl alle die Narrenkappe und Schärpe tragen. Dieſe Vergleichung iſt gar keine äußerliche, es iſt eigentlich gar keine Vergleichung, ſondern die Sache ſelbſt. Das öffentliche Leben in Deutſchland zur Reformationszeit iſt das wahre Studentenalter der Nation; das Heraustreten aus ſich ſelbſt, die Aufklärung in Religionsſachen, die erſte Bekanntſchaft mit dem öffentlichen Leben und der Wiſſenſchaft, theilt jeder Einzelne in ſeinen Studentenjahren mit der Nation in der Reformationszeit. Es iſt die Kehrſeite der Tölpeljahre, die ihre ſinnige und ſinnliche Seite haben, der wir hier begegnen. Es kann nichts liebenswürdigeres geben, als den gläubigen frommen Jüngling, ſo lang ihn Vater und Mutter noch in eini-

610) Flögel's Geſchichte der Hofnarren S. 350 ff.

ger Beſchränkung halten und regeln, und nichts Ungeſchickteres, wenn er nun plötzlich ſich ſelbſt überlaſſen in alle Zügelloſigkeit fällt. Die Inconvenienz iſt die Seele des Studenten- und Narrenlebens. Wir haben jetzt den reinen Gegenſatz zu der Ritterzeit erlebt; betrachten wir geſchichtlich die Poeſien dieſer Zeit gegen die der Ritterzeit, ſo ſtehen wir wirklich in einer verkehrten Welt. Wie Sancha Panſo zu Don Quixote, ſo ſind die Eulenſpiegel die Gegenſtücke zu Parzival, ja ſie ſind wie aus dieſem hervorgegangen. Trug er nicht gleich im Anfange die Narrenjacke und befolgte er nicht ebenſo wörtlich die Aufträge ſeiner Mutter, wie Eulenſpiegel immerhin? Wie tief wirkt doch die unmittelbare Natur in den Menſchen, daß ſo getrennte Beziehungen ſo ſcharf in einem genialen Gedichte können angezeigt ſein, noch ehe ſie im Leben vermittelt ſind. Die ritterlichen Abenteurer ſind nun Landſtreicher geworden, die Lieblingshelden der Nation aus höfiſchen Edlen zu groben Bauern. Natur ſoll die Unnatur erſetzen, das Thieriſche das Heroiſche, die Caricatur das Ideal, die tollſte Laune den übernatürlichen Ernſt, Wahrheit die Sophiſtik, Rohheit den Anſtand, Einfalt die Weisheit, Zügelloſigkeit die Convenienz, Vogelfreiheit das Recht, Kriegsſtand den Ruheſtand, Unterthan den Herrn, der Bauer den Fürſten, der Grobian den höfiſchen Rittersmann. Kein Stand, kein Rang, keine Obrigkeit und keine Polizei wird geachtet von dieſen eigentlichen Vertretern der Revolution und Anarchie; ſie ſpotten der Alltäglichkeit, der Gewohnheit, der Philiſterei und der Phantaſterei, des Aberglaubens und Aberwitzes, des Dünkels und der Macht, ſie wiſſen ſich vor ihrem Gewiſſen ſicher und gehen am Teufel vorbei und lachen des Rechts und Geſetzes. Sie ſind aller Welt Feind und kaum Freund mit ſich ſelber. Umzuſtürzen iſt ihre eigentliche Thätigkeit, aufzubauen haben ſie keinen Gedanken. Sie wollen alles *vereinfachen*, welches das große Ziel jeder Umwälzung iſt. Sie ſchneiden Alles ab, bis auf die bloße Natur, die der Menſch mit dem Thier theilt. Haben die verfeinerten ritterlichen Helden die körperlichen Bedürfniſſe gar nicht gehabt, ſo haben dieſe faſt keine anderen

als dieſe. Aber ſie ſorgen nicht einmal für den morgenden Tag, von Armut zu Reichthum, von Reichthum zu Armut, das iſt ihr Leben, und wie der Sperling auf dem Dache ſind ſie um Nahrung und Kleid unbekümmert. Reichthum und Jugend macht Erasmus in ſeinem Lobe der Narrheit (deutſch von Seb. Franck 1530), das ſo viele Aufſchlüſſe über dieſe Erſcheinungen für den Denkenden enthält, zu den Eltern der Narrheit; Sorgloſigkeit und Jugend hätte er beſſer geſagt. Wirklich verjüngte dieſe ganze eigenthümliche ſatiriſche Kraft, dieſer Muthwille und dieſe Ungebundenheit der Sitte die deutſche Nation, wirklich hatte die Narrheit alle jene Säfte, Quellen und Kräuter, mit denen ſie dem Volke die verlorene Freiheit des Geiſtes wiedergab und ſie aus dem Schlafe des Alters, der Beſchaulichkeit, der Abgeſchiedenheit weckte. Sie tilgte die Altklugheit der greiſenhaften Jugend, die eine ſtete Frucht der conventionellen Geſellſchaft iſt, ſie tilgte Scholaſtik und Papismus, ſie drängte ſelbſt die pathetiſchen Poeſien der Handwerker aus dem Leben, ſie ſetzte an die Stelle der 20—30jährigen Weisheitslehrer wie Thomaſin und Wirnt die lebensfrohen Greiſe, welche der Thorheit Panegyriken hielten, und jene jugendlichen Humaniſten, welchen der ciceroniſche Stil und die Beleſenheit in den Alten nicht das deutſche Herz verdarb, nicht den Sinn am Leben tödtete, und welchen die rüſtige Feder das Schwert nicht aus den Händen warf. Wie Schade, daß das Alles ſich ſelbſt überſtürzen mußte! Es war eine Zeit, wo ſich der männliche Theil der Nation wieder aufraffte, wo die Thätigkeit der Männer und ihre ernſte Beſchäftigung in großen Dingen eben jene ausſchließlich männlichen Erholungen, Wein und laute Luſtbarkeit, hervorriefen. So wie ſich aber wirklich die Dinge geſtalteten, muß man mit Erasmus ironiſch preiſen, was in unſern Tagen das junge Deutſchland, die Narren dieſes Jahrhunderts, ohne Schranken wieder predigten. Der Gebrauch des Lebens ward wieder an die Stelle der myſtiſchen Ascetik geſetzt, die Thorheit ſchaffte die Klugheit, die Verleugnung der Scham und Scheu, die dazu nothwendig war. Der Weiſe flieht zu den Büchern und lernt dort nichtsſagende Wort-

bedeutungen, der Narr ſtürzt ſich in Wagniß und Gefahr und ſammelt ſich mit Erfahrungen Klugheit. An die Stelle der alten Gefühlloſigkeit traten die Leidenſchaften wieder, die das Kennzeichen nicht der Weiſen, ſondern der Thoren ſind. Aber eben dieſe Leidenſchaften ſind wie Zuchtmeiſter für die, die nach der Weisheit ſtreben, mahnen zum Guten und ſpornen zu Uebung der Tugend. Denn wer dem Menſchen ſeine Leidenſchaft nimmt, läßt ein ſtarres Bild zurück, und wer würde, ſagt Erasmus, ſolch einen Menſchen nicht wie ein Geſpenſt fliehen und meiden, der ſtumpf wäre gegen alle Triebe der Natur, der nicht mehr als ein Stein von Leidenſchaft, von Liebe, von Mitleid bewegt würde, der Alles weiß, nie irrt, ſtets überlegt, Alles mit der Schnur mißt, nichts überſieht, nur mit ſich ſelbſt zufrieden iſt? Welche Stadt würde ein ſolches Geſchöpf, einen ſolchen abſolut Weiſen zum Magiſtrate, welches Heer ihn zum Feldherrn, welches Weib zum Gatten wählen? Wer vielmehr nicht jeden erſten beſten Narren aus der Hefe des Volkes vorziehen, der, ſelbſt ein Narr, Narren gehorchen oder befehlen könne, der ſeines Gleichen angenehm, gegen die Gattin lieb, bei Freunden heiter, ein guter Zechgenoſſe, ein munterer Geſelle iſt, und der nichts Menſchliches ſich fremd hält? So lebte jenes goldne Zeitalter in Einfalt nach dem Zuge und Triebe der Natur und bedurfte nicht der Lehre. Wozu war ihm die Grammatik nöthig, da alle Eine Zunge redeten und nichts wollten als einander verſtehen? Wozu die Dialektik, wo kein Streit widerſprechender Meinungen war? Wozu die Rhetorik, da keiner dem andern Verdrießlichkeiten machte? Wozu die Rechtsgelehrſamkeit, da es keine üblen Sitten gab? Die Menſchen waren zu fromm, als daß ſie mit gottloſer Wißbegierde die Geheimniſſe der Natur, die Entfernung, Bewegung, die Einflüſſe der Geſtirne, die verborgenen Gründe der Dinge erforſcht hätten, da ſie es für Sünde hielten, wenn der Menſch über ſeine Befähigung Einſicht ſuchte. So ſind denn weit am glücklichſten, die ſich fern halten von jeder Kunſt und Wiſſenſchaft, und allein die Natur zum Führer neh-

men, die nirgends in ſich mangelhaft iſt, wir müßten denn die Schranken der Menſchheit überſchreiten wollen. Die Natur haßt die Schminke und Alles gedeiht beſſer, was nicht durch Künſtelei entſtellt iſt. Was gäbe es glücklicheres als die Bienen, was ähnliches ihrem Bau, und ihrem Staate? Aber das Pferd gab ſich ſchon der menſchlichen Gemeinſchaft und damit dem menſchlichen Elende hin. Die alſo ſind unter den Menſchen am weiteſten fern vom Glücke, die nach Weisheit jagen, die, da ſie als Menſchen geboren ſind, doppelt thöricht ihren Stand vergeſſen, nach dem Leben der Götter ſtreben, und wie die Giganten mit dem Sturmzeug der Wiſſenſchaft und Lehre der Natur den Krieg ankündigen; und ſo ſind die am glücklichſten, die ſich am meiſten dem thieriſchen Inſtincte nähern und nichts Uebermenſchliches ſuchen. Gibt es daher eine glücklichere Menſchenklaſſe, als eben die man Narren, Hofnarren, Luſtigmacher nennt? Sie haben keine Todesfurcht, ſie haben kein Gewiſſen; ſie fürchten keine Geſpenſter, ſie haben nicht Furcht noch Hoffnung; ſie werden von keinen Sorgen gequält, ſie haben keine Scham, keine Scheu, keinen Ehrgeiz, keinen Neid, keine Liebe. Je mehr ſie ſich der thieriſchen Dummheit nähern, um ſo weniger ſind ſie der Sünde anrechnungsfähig, wie die Theologen bezeugen. Während der närriſche Weiſe ſich Tag und Nacht peinigt, ſo freuen ſie ſich beſtändig, ſpielen, ſingen, lachen, und machen auch Andere lachen, ſingen, und ſpielen, und heitern den traurigen Ernſt des Lebens auf. Dieſen allein verzeiht man Alles, was ſie ſagen und thun. Niemand will ihnen ſchaden, die Thiere ſelbſt hält ein natürlicher Inſtinct davon ab. Fürſten ſuchen ihre Geſellſchaft lieber, als die der närriſchen Weiſen; lieber als von dieſen ihre verdrießliche Gelehrſamkeit hören ſie die Wahrheit aus dem Munde der Einfalt. Und was wäre herrlicher, als die Wahrheit? Die, obzwar ſie auch des Weins und der Kinder Eigenthum heißt, doch hauptſächlich der Narrheit iſt. Denn was der Narr auf dem Herzen hat, das zeigt er auf ſeinem Geſicht, und in ſeinen Worten; aber die Weiſen reden mit dop-

pelter Zunge. Die verhaßte und verstoßene Wahrheit hat allein bei den Narren eine Zuflucht gefunden[611]).

3. Schauspiel.

Dies ist die allgemeine Physiognomie der Zeiten, in denen eine literarische Umwälzung in Deutschland vorging, die wohl nie ein anderes Volk entschiedener durchlebt hat. Wir mußten dabei bis ins 13. Jh. zurück und bis ins 17te vorschreiten, wozwischen eben die Zeiten liegen, in welchen diese Umwälzung Statt hatte, und welche eine ganz eigenthümliche Farbe gegen die früheren sowohl, wie gegen die späteren Jahrhunderte tragen; jetzt müssen wir wieder zu einem etwas strengeren chronologischen Gange zurückkehren.

Das Epos haben wir in dem Abschnitte über die Prosaromane bis in seine letzten Züge verfolgt, es hatte kaum je wieder in seiner reinen Gestalt seitdem einen Aufschwung und nur in seiner Ausartung, dem Romane, konnte es sich wieder einen gewissen Werth erwerben. Die Lyrik sahen wir einen großen Wendepunct erleben, und sich im Volksliede, das sich Hand in Hand mit der Musik bewegte, der neuen Zeit zuwenden. Wir gehen jetzt auf das Drama über, das, wie es überhaupt zu dem Epos den vollkommensten Gegensatz macht, sich eben in diesen Zeiten zuerst anfing auszubilden, wo die Epopöe unterging, und also auch in der Geschichte diesen Gegensatz sogleich bezeichnet.

Die Entstehung des Schauspiels[612]) in Deutschland böte einem Literarhistoriker die schönste Gelegenheit dar, eine große Summe von

611) Erasmi Encomium moriae, passim.

612) Specialwerke wie die von R. Prutz. Gesch. d. d. Theaters. Berlin 1847. und Ed. Devrient, Gesch. d. d. Schauspielkunst. Leipzig 1848. empfehlen wir zur Vergleichung und Vervollständigung unserer Darstellung ein für allemal. Ueber die geistlichen Anfänge des Schauspiels im besonderen vgl. H. Alt, Theater und

Gelehrſamkeit und Kenntniß geſchichtlicher Analogie auszulegen. Das Drama läßt ſich leichter als andere dichteriſche Gattungen in ſeiner Entwickelung aus Leben und Literatur verfolgen, da es erſt in helleren Zeiten auftaucht und ſich nicht wie das Epos in die Urgeſchichte mit ſeinen Anfängen verliert. Das Drama hat daher auch weit häufiger die Geſchichtſchreiber angezogen als die Epopöe, und mit Benutzung der Vorarbeiten über die Bühnengeſchichte anderer Völker ließe ſich eine gleich in ihren Anfängen ſehr breite Theatergeſchichte herausarbeiten. Wir ſuchen aber überall ein Verhältniß zwiſchen Verfahren und Stoff zu halten; und wenn wir bei der Geſchichte unſeres Nationalepos oder bei der Ritterepopöe, die wir aus der ganzen Welt entlehnten, die Blicke auch über die ganze Welt ſchweifen ließen, und wenn wir dies Verfahren bald mit ähnlichen Zeiten und Producten noch einmal werden wiederkehren laſſen, ſo liegt dies in der Sache ſelbſt, ſo gut wie das abſichtliche Vermeiden deſſelben in dieſen Zeiten, wo ſich Deutſchland mehr in in ſich ſelbſt verſchloß und mit ſich ſelbſt beſchäftigte. In dieſem Zeitraum der Abgeſchiedenheit der deutſchen Literatur bildeten ſich die Erſtlinge des deutſchen Dramas und dies geſchah unter ähnlichen Verhältniſſen und in ähnlicher Weiſe wie überall ſonſt, ſo daß man in großer Ausführlichkeit die Aehnlichkeiten der altgriechiſchen und der neuchriſtlichen Myſterien und Poſſenſpiele zuſammenſtellen könnte. Von ſeinem erſten Erſcheinen an wird das Drama ſo der Mittelpunct der neueren Dichtungsgeſchichte, wie die Epopöe der der älteren war; beide ſind die Pole aller Poeſie überhaupt und nur von ihnen fand es Ariſtoteles der Mühe werth, in ſeiner Poetik zu handeln.

Das Epos ruht auf dem Grunde der Vergangenheit, das Drama auf dem der Gegenwart. Jenes ſahen wir ſich in Zeiten ausbilden, wo

---

Kirche in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe hiſt. dargeſtellt. Berlin 1846. K. Haſe, das geiſtliche chauſpiel. Leipzig 1858. Reidt, das geiſtliche Schauſpiel des Mitelalters in Deutſchland. Frankfurt a. M. 1868.

die ganze Nation, zwar vergnüglich in ihrer Gegenwart befangen, doch allen Stoff ihrer Unterhaltung aus Ferne und Alterthum holte und in Form der Erzählung den lebendigeren Sinn des leichtgläubigen Ohres zu befriedigen suchte. Aber dieser Stoff war ausgegangen oder man war ihn müde geworden, man kehrte nun zu sich selbst zurück. Man betrachtete sich selbst, den Staat und die Kirche; man lernte stets genauer unterscheiden, und trennte die großen Stände von den kleinen, und schied jeden einzelnen wieder in sich; man forschte nach dem Aeußeren und Inneren, nach dem Kleide und nach der Sitte; der Sinn des Auges fing allein an thätig zu werden; das Subject war dazu nicht selten zugleich das Object; und es ist recht bezeichnend, daß vom Sachsenspiegel bis zum Spiegel der Tugend und der menschlichen Erlösung, ja bis zum Eulenspiegel nun eine große Reihe von Büchern stets unter dem Titel eines Spiegels erschienen. Alles in der Literatur tritt nun so sehr in Bezug auf ein schaulustiges Volk, wie vorher auf eine hörlustige Gesellschaft. Die plastische Kunst, mit der das Schauspiel eine wesentliche Verwandtschaft hat, trit ungefähr in gleicher Zeit und Weise ihre Ausbildung an. Beide beruhen auf der Ausbildung des Gesichtssinnes; Beide finden wir daher immer in einem geschichtlichen Verhältnisse. Der Orient, so weit er keine plastische Kunst kennt, kennt auch kein Drama; in Italien und England theilte sich Beides so, daß Eines überwiegend das Andere mehr ausschloß; in unserer neueren Zeit entstanden die Anfänge von Beiden gleichzeitig, und gleichzeitig Wiedergeburt und Ausbildung im 18. und 19. Jahrh.; in unserer Ritterzeit war Beides ganz im Hintergrunde. Erst nach dieser Zeit zerstreute sich und bildete sich das Auge immer mehr. Etwa seit Ulrich von Lichtenstein seine minnigliche Maskerade besungen hatte, hörten wir von neuaufkommendem Geschmacke an Wappenmalereien. Es gab den historischen Liedern zum Theile jene plastischere Lebendigkeit, daß sie statt ihrer Helden die Wappenthiere allegorisch besangen. Ein Sinn für das Plastische ging nun allmählich mit dem äußern Wohlstande wie in unsern Tagen in der ganzen Nation auf.

Die Freude an den in der Minnezeit verſchmähten Poſſen der Gaukler kehrte wieder, die Hofſänger wurden von den Hofnarren verdrängt, die Zaubereien gingen in die Romane ein und Virgil und Fauſt wurden Volkslieblinge. Seit dem 14. Jahrh. fing man an, die Bücherränder mit Figuren zu bemalen, und im 15. ward nicht leicht ein Buch abgeſchrieben, ohne daß zugleich mit Bildern für das Auge geſorgt ſein mußte. Im 15. Jahrh. war in Wien faſt jedes Haus bemalt. Die Bilder, hatte Thomaſin geſagt, ſind für den Bauer, der die Schrift nicht verſteht; je mehr ſich nun die Literatur in den Kreis der Bauern herabzog, je mehr ward das Bild eine Hauptſache in den Büchern. Aus dem innerſten Bedürfniſſe der Nation heraus ward daher die in dieſem Jahrhundert ſchnell fortſchreitende Formſchneidekunſt gefördert. Die xylographiſchen Werke, die Vorläufer der erſten Drucke, warfen ſich, wie nachher auch dieſe, zuerſt auf die myſtiſchen und frommen Werke[613], an denen das 15. Jahrh. ſo großes Wohlgefallen fand, auf die Apokalypſe, die Mariengeſchichten, auf Legenden, auf Wahrſagebücher, Kalender und Todtentänze. In dieſen Werken machen die Bilder den Kern aus. In der ars moriendi, in den Armenbibeln ſind die Holzſchnitte die Hauptſache; das speculum humanae salvationis ſchrumpfte dieſen Figuren zu gefallen zuſammen in kürzere Erklärungen; das defensorium inviolatae perpetuaeque virginitatis gibt zu ſeinen Holzſchnitten nichts als kurze Sprüche in lateiniſchen oder deutſchen Verſen; Steinhöwel's Ueberſetzung der berühmten Frauen des Boccaz ward ausgezogen oder eigentlich blos die Holzſchnitte daraus genommen, zuſammengeſetzt und mit oft ganz kurzen Erklärungen verſehen. Kein Werk der Belehrung oder der Erzählung konnte mehr ohne Bilder erſcheinen. Die Schrift bezog ſich häufig auf die beigemalten oder gedruckten Figuren. In Rothe's Gedichte von der Keuſchheit (vgl. oben S. 338) iſt Alles auf Abbildungen bezogen, Alles von Allegorien und Sinnbildern wimmelnd.

613) J. Heller, Geſchichte der Holzſchneidekunſt. Beilage 2.

Wir haben im Schachzabelbuch gesehen, wie gerne man nun alles Lehrhafte an etwas Faßliches anlehnt, alles Uebersinnliche versinnlicht. Diese Richtung brachte die Allegorien hervor; alle ethischen und dianoetischen Tugenden wurden jetzt personificirt, alle Leidenschaften und Laster. Noch hatte sich Thomasin mit einfachen Erklärungen seiner Tugenden und Laster begnügt, Hugo von Trimberg flatterte unsicher zwischen Erklärung und Sinnbild, jetzt tritt Alles nur noch im Bilde oder in Person auf. Das so im Bild Belebte war nicht lebendig genug; es sollte auch reden, und man hängte daher den gemalten Figuren beschriebene Zettel aus dem Munde.

Es war ganz natürlich, daß auch alle Festlichkeiten mit der Zeit diesen lebhafteren sinnlich bewegteren Charakter annehmen mußten. In den Ritterepen hörten wir vielfach von Mahlen und allerhand stummer Pracht in Burgen, Gemächern, Gärten und Geräthen. Bald aber wurden Aufführungen, Gaukeleien und dergleichen die Gegenstände, auf welche sich der Luxus warf; Puppenspiele scheinen sogar schon im 12. Jahrh. im Gebrauch gewesen zu sein; phantastische Allegorien waren nicht allein in der Literatur, sondern auch im Leben im Schwung. Je mehr man diese festlichen Aufführungen nun ausbildete, der todten Schau ein pantomimisches Spiel, der stummen Pantomime Gesang zufügte und den Gesang in Rede und Gespräch überleitete, desto näher kam man auch von dieser Seite der Ausbildung des eigentlichen Schauspiels. Die Aufführungen bei dem Eselsfeste [614], die von Wechselgesängen begleiteten Aufzüge der rückkehrenden Kreuzfahrer, die man so oft als die ersten Anfänge der Mysterien bezeichnet hat, alles Processionswesen überhaupt unter Geistlichen und Laien, die Lustbarkeiten der Zünfte an dem Festtage ihres Schutzheiligen, die jahrzeitlichen Volksfeste im Frühling und Herbste, beim Maibaumpflanzen und bei der Weinlese, der Streit des Sommers und Winters, der noch in vielen Gegenden Deutschlands von Kindern bei der Früh-

614) Du Cange s. v. festum Asin.

lings Tag- und Nachtgleiche, in Siebenbürgen noch heute unter dem Volke aufgeführt und, wie vor nicht lange auch noch in ſlaviſch deutſchen Landen, der Lauſitz und Schleſien, — in allem konnten Elemente zum Schauſpiel liegen, ſo wie wir unten ſehen werden, daß der Markt und das Gericht natürliche Vorbilder dramatiſcher Darſtellung wurden. Wie leicht ein Jahreszeitfeſt in ein Spiel übergehen kann, ſcheint der Schwank von Neidhard und dem Veilchen zu zeigen. Der Streit des Sommers und Winters iſt in Liedern des 14. Jhs. dialogiſirt worden, im Niederländiſchen iſt das Kampfgeſpräch der Streitenden zu einem förmlichen kleinen Schauſpiele[615]) ausgebildet worden. Die Todtentänze[616]), von denen in den Poeſien des 13. Jhs. nie die Rede iſt, kamen erſt mit den Schreckniſſen des ſchwarzen Todes im 14. Jh. auf; ſie wurden in den Kirchen anfangs als eine Beſchwörung, ſpäter zur Erinnerung aufgeführt, ehe ſie die plaſtiſche Kunſt im Dienſte der demokratiſchen Ideen zu den bildlichen Darſtellungen benutzten, die Allen bekannt ſind. Und ſo waren von Vorzeiten her vor allem in der Kirche Ceremonien und Vorträge in mimiſche Aufführungen und ſinnliche Schauſtellungen übergegangen, und es iſt nichts gewiſſer, als daß die erſten Schauſpielhäuſer Kirchen und Klöſter waren, die erſten Schauſpieler Geiſtliche, und die erſten Gegenſtände des Dramas der neueren Zeit fromme und chriſtliche. Aus der kirchlichen Liturgie iſt das chriſtliche Drama unmittelbar hervorgegangen. Die Meſſe war an ſich eine ſymboliſche Darſtellung der Paſſion: ſie ward ſeit Gregors des Großen Muſikinſtitutionen der Keim all unſerer kirchlich muſikaliſchen Aufführungen. Die Feier der Weihnacht, des Palmſonntags, beſonders der Grablegung und Auferſtehung führte ſehr frühe aus der bloßen Liturgie zu pantominiſchem oder Geſangſpiele, aus dem erzählenden Evangelium zu dramatiſcher Belebung über. Schon im 9.—10. Jh.

615) Horae. belg. 6, 125.

616) Wackernagel über den Todtentanz. In Haupt's Zeitſchrift 9, 302 ff. Maßmann, Literatur der Todtentänze. Stuttg. 1830. und die Baſeler Todtentänze. Stuttg. 1847. Schröer, Todtentanzſprüche. Germ. 12, 284.

wurde in deutſchen Klöſtern die Auferſtehungsfeier durch Prieſter mit vertheilten Rollen begangen: am Karfreitage wurde das Bild des Gekreuzigten unter dem Altar in eine Art Grab gelegt; in der Oſternacht beſuchen es die heiligen Frauen unter Geſang und finden die Engel, mit denen ſie Geſänge wechſeln, worauf der Erſtandene erſcheint. In einer Handſchrift des 12. Jhs. in Einſiedeln iſt der ſchon erweiterte Gebrauch geſchildert, in dem damals in den alemanniſchen Klöſtern dieſe Oſterſpiele prieſterlich begangen wurden. Eine halbdramatiſche Kirchenfeier der Paſſion hat bis heute in der römiſchen Kirche ausgedauert. In den Domkirchen wurden ehedem, und zum Theil jetzt wieder, in Rom wird in der Peterskirche am Karfreitage traditionell bis heute die Paſſionsgeſchichte am Karfreitag mit vertheilten Rollen geſungen: Eine Stimme lieſt ſingend die Evangelienerzählung, eine zweite ſingt Alles was Chriſtus ſpricht, eine dritte was überhaupt ſonſt geredet wird, und der Chor, was Mehrere oder die Maſſen zu ſagen haben. Von ſolchen einfachen Anfängen des Wechſelgeſanges aus hat man in der Kirche frühzeitig begonnen, den Vortrag beſonders der Leidensgeſchichte mit förmlicher Handlung zu begleiten, und von da aus auch andere Feſte Chriſts und der Heiligen mit Aufführungen zu ſchmücken, deren Beſtimmung anfangs durchaus heilig, deren Leitung den Geiſtlichen überlaſſen blieb, bis mit der Zeit die weiteren Schritte zur Ausbildung ſolcher Spiele Laienhülfe nöthig machten, und die Laien weltliche Zuthaten zu dem gottesdienſtlichen Stoffe hinzubrachten; im 15. Jh. waren auch in England ſchon die Aufführungen der Mirakelſpiele ganz in den Händen der Handwerker. Die liturgiſchen Spiele in lateiniſcher Sprache in der Kirche von Geiſtlichen aufgeführt, emancipirten ſich ſo, hier wie überall, zu Volksſpielen von Laien außerhalb der Kirche in Volksſprache dargeſtellt. Im 13. Jh. richten ſich wiederholte und ſcharfe Verbote der Kirchenverſammlungen, Päbſte und Biſchöfe gegen die Spiele in den Kirchen überhaupt, oder gegen die Theilnahme der Geiſtlichen daran, oder gegen den Misbrauch derſelben. In der Reihe und Art dieſer

Einſchreitungen glaubt man aber zu bemerken, daß im Laufe der Zeit die Oberen dem wachſenden Geſchmacke an dieſen Aufführungen immer mehr nachgeben mußten. Im 14. Jh., wo wir wiſſen, daß in Frankreich und den Niederlanden ſchon öffentlich geſpielt wurde, treten ſchon deutſche geiſtliche Schauſpiele in Deutſchland hervor, und ſie weiſen uns nach den verſchiedenſten Gegenden zugleich, nach dem Ober- und Mittelrhein, wie nach der Oſtſee, nach Schleſien und Böhmen, wohin Karl IV. zuerſt auch die plaſtiſche Kunſt der Italiener verpflanzte. Im 15. Jh. war alsdann die Darſtellung der Myſterien ſchon ganz unangefochten. Bald waren die Aufführungen Sache der Städte, des Volkes, armer Handwerker, der Schüler und Studenten geworden. Ausgebildet aber ward dieſe Gattung in Frankreich und in England unſtreitig mit weit größerem Eifer als in Deutſchland. Der Aufführung eines Spiels von St. Katharina in Dunſtayle ſchon ganz im Anfang des 12. Jhs., vor 1119, wird bei Matthäus Paris gedacht. In London erſcheinen die Aufführungen ſolcher Mirakelſpiele, dramatiſirter Heiligenlegenden, bald darauf ſchon ſtehend; an gewiſſen Feſttagen wiederkehrend; im 14. Jh. werden die Weihnacht-, die Oſtermyſterien und die Frohnleichnamſpiele in ganz England herumgetragen; im 15. waren ſie ganz allgemein in Stadt und Land und nicht mehr abhängig von beſtimmten Kirchenfeſten; und damals ſchienen die engliſchen Spieler in dieſen Aufführungen den Vorrang ſelbſt im Ausland anzuſprechen, wenn man dies daraus ſchließen darf, daß 1417 auf dem Concil von Conſtanz die engliſche Geiſtlichkeit ein Dreikönigſpiel von Chriſti Geburt mit koſtbarer Zurüſtung aufführen ließ[617]. Auch bei den Franzoſen ging das, was bei uns beſcheidene Sehluſt war, bis zur Schauwuth. Dort drängte ſich alles Glänzende zuſammen an den Hof, der in Deutſchland keine feſte Stätte hatte; ungemeine Pracht der Decoration und Mechanik ward auf die Myſterien und auf jene Mirakel verwendet, in denen zu Ehren der Jungfrau beſonders gern jene ernſtſchuur-

617) Mone, Schauſpiele des Mittelalters 1, 137.

rigen, christlich-heidnischen, fromm-gotteslästerlichen Legenden von der wunderbaren Hülfleistung Maria's dramatisirt waren; es wurden eigene Theater dafür gegründet, woran man in Deutschland für diese Gattung niemals dachte. Es ist mit unserem Schauspiel wie mit unseren Universitäten. Wir fingen klein und unbedeutend und an verschiedenen Orten zugleich an. Ehe daraus etwas Großes werden konnte, mußte sich in der Nation gleichmäßig ein ungeheurer Stock von Bildung gesammelt haben; geschah das, dann war aber auch nothwendig die langsam gereifte Frucht um so trefflicher; dann war ein allgemeiner Verfall so wenig schnell zu fürchten, wie vorher eine allgemeine Blüte nicht schnell zu hoffen war. Es ist viel besser, daß wir in Deutschland nichts von prächtigen Mysterien, aber auch nichts von den Ausartungen zu erzählen haben, denen in Paris die Mirakelspiele unter den Privilegien der Passionsbrüder, der Bazoche und der enfans sans souci ausgesetzt waren. Das Mysterium ward bei uns nicht ein Erwerbszweig der weltlichen Kunst, die es in Frankreich ganz von den kirchlichen Festtagen trennte und zu Hoffeierlichkeiten und ganz weltlichen Begehungen anwandte. Es ist auch hier in dem aufkommenden Schauspiel wie vorher in dem untergehenden Epos der gute Sinn der Nation sichtbar, der diesen unnatürlichen Zwitter-Gattungen nie eine größere Geltung erkünsteln wollte, als sie von Natur haben konnten.

Wenn nach dem Bisherigen zur Entstehung und Ausbildung des Schauspiels in neuerer Zeit die Ausbildung der plastischen Kunst, die öffentlichen und kirchlichen Feste, Feierlichkeiten und Gesänge mitgewirkt haben, so kommt ein Weiteres hinzu: der natürliche Uebergang aus epischen oder lyrischen Formen zum Dialog, wie wir ihn in jenen Allegorien und in so manchen anderen Stücken vorbereitet fanden; und die unmittelbare Ueberwirkung der schon vollendeten dramatischen Form aus dem Alterthume. Was den letztern Punct zuerst betrifft, so kann man, (allerdings nicht an blos deutschen Quellen oder Zeugnissen,) das Schauspiel der neuen Zeiten in vereinzelten Versuchen von Dramen eines christlichen Inhalts bis in den Anfang unserer Zeit-

rechnung ſo zurückverfolgen, daß faſt jedes Jahrhundert ſeinen Vertreter aufzuweiſen hat[618]), und ſo knüpfte ſich dieſe Form von ſelbſt an das Alterthum an. Das Schauſpiel, in den Augen der Kirche ein Sünden- und Teufelswerk, wurde dieſem Verdammungsurtheile durch die heiligen Gegenſtände die man ihm gab entzogen. Unter jenen vereinzelten Rudimenten der früheren Jahrhunderte ſind die ſechs lateiniſchen dramatiſirten Legenden der Gandersheimer Nonne Hroswitha (962—67), die auch fünf andere Legenden erzählend behandelte, für uns Deutſche das Nächſtliegende und Bedeutendſte. Ihre verſchiedenen Werke ſind als Zeugniſſe von dem Schwung der Kloſter- und Frauenbildung in der Ottonenzeit von großem Intereſſe; im übrigen war ſie ihrem Berufe nach nicht in der Lage, ihrer Natur oder ihrem Geſchlechte nach nicht von der Anlage, weder einem hiſtoriſchen Gegenſtande, wie ſie ihn in ihren gestis Odonis aufweiſt, noch einer dramatiſchen Aufgabe gerecht zu werden. Von einem großen Kenntnißdrange beſeelt, war ſie ſelbſt ſich doch auch ihrer Unbildung bewußt; ihre von Gott empfangenen Geiſtesgaben zu bethätigen, war ſie durch ein freudiges Pflichtgefühl getrieben, aber doch auch von der Furcht bewegt, ob ſie vielleicht auch nichtempfangene Gaben blos vorgebe;

618) Jubinal in der Vorrede zu ſeinen Mystères inédits, 1837. gibt eine ſolche Reihe an, die wir hier (nach Vergleichung von Fr. Dübner's Ausg. des Christus patiens etc. Paris 1847. etwas verändert) mittheilen wollen. Im 2. Jahrh. die Fragmente des chronikaliſchen Dramas des Juden Ezechiel von dem Auszug aus Egypten. Im 3. der Querulus, eine Art Miſanthrop wie in der Aulularia, und der ludus septem sapientium von Auſonius. Im 4. der leidende Chriſtus, der unter dem Namen Gregor's von Nazianz geht. Im 5. kirchliche Darſtellungen der Anbetung der Magier, der Hochzeit zu Cana u. a. Im 6.—9. der Oeipus, eine allegoriſche Komödie; das Urtheil des Vulcan; Fragmente einer Tragödie, Clytämneſtra; ein Dialog inter Terentium et delusorem. Der Fall Adam's von dem Grammatiker Ignaz. Im 10. Hroswitha. Im 11. ein Fragment von den klugen und thörichten Jungfrauen bei Raynouard poésies des Troub. II, 139; ein Spiel von Chriſti Geburt; vier von Monmerqué herausgegebene über die Magier, den Kindermord, die Auferſtehung und Erſcheinung in Emaus. Im 12. Sechs lat. Myſterien bei Monmerqué; der ludus paschalis vom Antichriſt bei Pez thes. II, 3 u. ff. Der anglonormanniſche Adam (ed. Luzarche. 1854), das älteſte Myſterium in Vulgarſprache.

wie einſt der Autor des *Χριστὸς πάσχων* die Paſſion in Euripideiſchen Verſen und Phraſen beſungen, ſo wollte ſie in den dramatiſchen Formen des Terenz deſſen lasciven Darſtellungen gegenüber die Keuſchheit heiliger Jungfrauen feiern, wußte aber wohl, wie weit ihre fehlerhafte Sprache, ihre knappe magere Proſa, in die ſie nach dem Hange der Zeit zum Schmucke Reime einreihte, von dem Vorbilde verſchieden ſei. Ihre dramatiſche Schulübung mit der epiſchen im Waltharius verglichen ſinkt außerordentlich tief herab. Im Waltharius iſt nichts gegen das Weſen alles Epos verfehlt, dort fehlt Alles was das Drama ausmacht. Hroswitha's ſechs Stücke ſind bloße Geſprächweiſen, in welchen alle Handlung aus Abſicht oder Unvermögen hinwegfällt. Im Gallicanus wird in ein paar Zeilen eine große Schlacht abgethan, dann aber wird dieſer Kern der Action im Geſpräche breit erzählt. Im Dulcitius, der drei heiligen Jungfrauen nachſtellend ſich verblendet auf rußige Küchengeſchirre wirft, iſt der Anlauf zu einer burlesken Scene gemacht, auch ſie wird nur hinter der Scene beobachtet und erzählt. Im Calimachus, der ein gottgeweihtes Weib im Leben und ſelbſt im Tode mit unlauterer Glut verfolgt und von einer Schlange getödtet, dann in auffälliger, nicht erklärter Gunſt von Chriſtus ſelbſt wiedererweckt wird, erzählt der Neubelebte Thatſachen, die in der vorgeſtellten Scene ſeines letzt beabſichtigten Verbrechens nicht geſehen, oder vielmehr nicht geleſen wurden; denn an eine Aufführung, die Magnin in ſeiner Ausgabe der Dramen Hroswitha's (1845) behauptete, iſt nicht zu denken. In den zwei verwandten Stücken Abraham und Paphnutius handelt es ſich darum, zwei verirrte Jungfrauen den Wolfszähnen zu entreißen. Hier wo das Bekehrungs- und Bußwerk ſelbſt die ganze Handlung iſt, fließt der Nonne die Rede am reichſten und natürlichſten. Dafür ſtoßen dann die legendariſchen Widerlichkeiten im Paphnutius um ſo greller ab: die Vorſtellung von dem Uebelgeruch, mit der die bekehrte Thaïs ihre dreijährige Zellenbuße antrit, wird dem Leſer ſelbſt durch das Wunder, das ihn in der Wirklichkeit austilgt, nicht verweht. Vollends die

„Schlachthauspoeſie“ in dem ſechſten Stücke von dem Foltertode der drei Töchter der Sapientia, vor den Augen ihrer Mutter, widert in einer Frauenſeder doppelt an. Wie anders ſind im Waltharius die feurigen Poetenblicke in das alte Heroenthum, als dieſe Märtyrerblicke in den Himmel! Die dürftige Erfindungskraft, die ſich beſonders im Paphnutius in den Wiederholungen aus Abraham blos ſtellt, und dann die, hier und in der Sapientia, in den ungehörigſten Excurſen ausgekramte Schulweisheit, „gelehrte Fäden oder Flocken, aus Lappen gezogen, die dem Kleide der Philoſophie abgeriſſen wurden,“ beweiſen hinlänglich, daß Hroswitha das perspicax ingenium, deſſen ſie ſich einmal rühmt, ein andermal nicht ohne Fug beſcheiden ein ingeniolum nennt. Wo im Paphnutius die Muſik «superficietenus» berührt und die Frage quid agit? aufgeworfen wird, ſcheint die Antwort disputat de sonis zu beweiſen, daß die Nonne ihren Kirchengeſang ganz gedanken- und empfindungslos mitgemacht hat. Wie denn ſelbſt die trockene Weiſe, in der ſie die verführeriſchen Laſter bis zu ihren unnatürlichſten Arten beſpricht, zu bewähren ſcheint, daß ihre Phantaſie nur wenig erregbar war. — Vereinzelt und ohne lebendigen Zuſammenhang mit dem Drama früherer oder ſpäterer Zeiten können die Komödien der Hroswitha kaum in Betracht für uns kommen; doch ſind auch ſie in der Ottonenzeit wie ein vorausgeworfenes Licht von Dingen, die ſich erſt nach einem halben Jahrtauſend vollziehen ſollten. Ihre verſchollenen Stücke wurden denn auch gleich in den erſten Zeiten der Wiedererweckung der antiken Literatur, die zugleich unſer Schauſpiel erſt in Aufnahme brachten, durch Celtes der Vergeſſenheit entriſſen[619]) und eines derſelben, der Abraham, auch von einem ſeiner Freunde, Adam Werner von Themar, ins Deutſche überſetzt[620]), der

619) Aus der neuerdings übermäßig angewachſenen Literatur begnügen wir uns zu verweiſen auf: Die Werke der Hrotsvitha. ed. Barack. Nürnb. 1858. Hrotsvithae Gandersh. comoedias sex ed. J. Bendixen. Lub. 1858. 1862. R. Köpke, Ottoniſche Studien. II. Berlin 1869.

620) Cod. Pal. N. 298.

in den erſten Jahren des 16. Jhs. an dem pfälziſchen Hof die Rolle eines Niclas von Wyle ſpielte, in Proſa horaziſche Satiren, virgiliſche Eclogen, den Hiero von Xenophon und anderes ins Deutſche übertrug.

Neben den unmittelbaren Ueberwirkungen des antiken Drama's gaben wir noch die unmittelbaren Uebergänge innerhalb der Dichtungen epiſcher und lyriſcher Gattung als eine der Vorbereitungen der dramatiſchen Formen an. Wir dürfen nur an einzelnes dieſer Art erinnern. Wie nahe lag es, daß man ſchon uralte Räthſelſpiele, daß man die Wettſtreite der Meiſterſänger, daß man die Tenzone vom Wartburgkrieg als einen dramatiſchen Embryo anſah, in dem die Erzählung den thatſächlichen Zuſammenhang zwiſchen den Geſprächen weiterführte. In der Legende von Theophilus[621], die ſchon oben erwähnt ward, iſt derſelbe dialogiſch-epiſche Gang mit knapper Angabe einiger Zwiſchenhandlungen. Wir haben oben (S. 306 f.) die Gedichte „der Minne Spiegel", und die minnende Seele kennen gelernt, wo in die dialogiſche Form ſchon förmliche Spielanweiſungen eingetragen waren. Erzählende und lehrhafte Gedichte von populärer Beliebtheit gingen, wie ſich in mehrfachen Beiſpielen zeigen läßt[622], in dialogiſche und dramatiſche Geſtalt über. Die warnende Lehre, die man aus der Tannhäuſer-Sage zog, ward in ein Geſpräch zwiſchen ihm und der Welt gebracht. Die Moralitäten, Spiele eines ſittlich lehrhaften Charakters, die einen Uebergang vom geiſtlichen zum weltlichen Drama bilden, hat man wohl „die in das Drama überſetzten epiſchen Allegorien des 13./14. Jhs." genannt.[623] In dem kirchlichen Drama ſind die

621) Theophilus, der Fauſt des Mittelalters, herausg. v. Ettmüller. 1849. und in Hoffmanns Theophilus. Hannov. 1854, S. 51.

622) So die Fabel von der Beſiegung des Adlers durch den Zaunkönig in Verbindung mit einem andern beliebten Gegenſtande, Vogelgeſpräch und Rath: Germ. 6, 80. So ein Spiel von den 7 Farben (bei Keller Faſtnachtſp. p. 774., das auf einem ältern Gedichte (in Laßbergs Liederſaal 1, 153) ruht: vgl. Bartſch in der Germ. 8, 38.

623) Ebert in ſeinem Jahrbuch für romaniſche und engl. Lit. 1, 166.

Marienklagen, die Reflexe des Leidens Jeſu in der Seele der mitleidenden Mutter, lyriſche, ſehr frühe — ſchon im 12. Jh. — dialogiſch geſtaltete Vorſpiele der Paſſionsſtücke, in welchen ſie ſtellenweiſe zum Theil aus ſehr alter Ueberlieferung aufgenommen wurden und fortgedauert haben. Schon in dem älteſten leidenden Chriſtus von Gregor von Nazianz iſt Maria und ihre begleitende Empfindung bei der Marter des Sohnes faſt die Hauptſache. Einzelne heilige Dramen aus ſpäter Zeit tragen die Uebergangsformen aus epiſcher in dramatiſche Dichtung noch in auffallender Weiſe an ſich. So nannte Mone ein Spiel von der Kindheit Jeſu[624], aus dem 14. Jh., das die heilige Geſchichte von der Vermählung Maria's bis zur Flucht nach Aegypten behandelt, mehr eine Erzählung in Geſprächsform, weil berichtende, nicht dialogiſche Bemerkungen die Handlung erzählend fortführen. So haben wir auch in den Niederlanden und in Frankreich einzelne rohe Stücke, die den Uebergang aus erzählender Form in dialogiſche Myſterien, und ihre Herkunft aus den contes devots ſehr deutlich verrathen. Der Lantsloot, den Hoffmann (horae belg. V.) mitgetheilt hat, iſt dramatiſche Erzählung oder epiſches Drama; in dem von Jubinal herausgegebenen Myſterium von der Auferſtehung wird in fortlaufenden Reimpaaren das Geſprochene, die Handlungen der Sprechenden und der Apparat zur Aufführung gleichmäßig fortgeführt.

Was wir in der Entwickelung des Dramas literar-hiſtoriſch als das merkwürdigſte hervorheben, iſt dies, daß dieſe Dichtungsgattung mit der ariſtokratiſch-ritterlichen Epoche unſerer Literatur durchaus nichts gemein hat. Das Drama iſt in ſeinen Anfängen durchaus gottesdienſtlicher Natur, an die hohen Feſttage angelehnt, der Kirche angehörig, in der kirchlichen Sprache von Geiſtlichen verfaßt und zuerſt für den Geſang beſtimmt; dann geht es, ſtufenmäßig Schritt

624) Schauſpiele des Mittelalters 1, 132.

haltend mit dem Emporſteigen der mittleren Stände, ſeit dem 14. Jh. unmittelbar in die Hände des Volkes über, ob ſich nun anfangs Geiſtliche dazu hergaben oder fahrende Spielleute ſich herzudrängten, die heiligen Stücke in die Vulgarſprache zu übertragen und mehr und mehr dem derben Geſchmack des Volks anzubequemen, bis im 15. Jh. die Volkspoeten meiſterſängerlichen Schlages die Sache ganz in die Hand nahmen. Wo wir aus den früheren Jahrhunderten von Spielen eine flüchtige Kunde erhalten, die uns verloren gegangen, ſind es Prieſter oder Mönche, die ſie verfaßt haben: ſo hören wir von dem heiligen Otto, von dem Scholaſticus Herbert[625], vielleicht dem Dichter des Trojaliedes, und von einem Spiel, das die deutſchen Herren 1204 in Riga aufführen ließen; ſo von dem allegoriſchen Stücke des Mönchs Konrad von Scheiern von 1240[626], von einer Komödie von Joſeph, die die Mönche in Hornsburg 1264 aufgeführt hätten. Das älteſte, was wir nächſt den unkirchlichen Schulübungen der Hroswitha haben, ſind zwei Freiſinger dem 9.—11. Jh. angehörige Dreikönigsſpiele[627], beide von höchſt einfacher dem Epiſchen nahe gebliebener Form und mit Neumen verſehen, lateiniſch, zu liturgiſcher Geſangsaufführung beſtimmt, wovon das ernſthaftere, Herodes sive magorum adoratio, älter und roher, das andere, Ordo Rachelis (die Klage Rahels über die erſchlagenen Kinder) ſchon gebildeter in Herametern und gereimten lyriſchen Stellen wechſelt. Die rein kirchliche Natur dieſer Stücke erklärt es, daß eine genaue Verwandtſchaft zwiſchen ihnen und zwei gleichſtoffigen Spielen des 12. Jhs. beſteht, die Monmerqué aus einer Handſchrift in Orleans herausgegeben hat.

Das erſte größere uns erhaltene unter den zur Aufführung beſtimmten lateiniſchen Dramen, das von Tegernſee ausging und früher dem Wernher, dem Dichter des Marienlebens, zugeſchrieben wurde, das Oſterſpiel ludus paschalis de adventu et interitu Anti-

625) Hoffmann's Fundgruben 2, 241.
626) Engelhard's Erlanger Oſterprogramm 1831, p. 23.
627) Weinhold, Weihnachtsſpiele und Lieder. Grätz 1856, p. 56—65.

christi[628]), iſt zugleich das merkwürdigſte wegen ſeines noch mehr patriotiſchen als kirchlichen Inhalts und ſeiner mehr gut kaiſerlichen als päbſtlichen Haltung: das perſonifizirte Heidenthum, Judenthum und Chriſtenthum eröffnen das Stück; der Kaiſer fordert alle Könige — die wie alle agirenden Perſonen nach einer langhin andauernden Sitte auf der Scene anweſend ſitzen und, wenn ihr Stichwort kommt, auf- und vortreten — zur Unterwerfung unter das römiſche Reich auf und erzwingt ſie von den widerſetzlichen Königen von Frankreich und Babylon mit Kriegsgewalt, ja widerſteht auch Anfangs ſiegreich dem Antichriſt und ſeinem Heere, der ſich ſchon alle Könige unterworfen hat, dann auch die Deutſchen wie alle übrige Welt zur Anbetung zwingt, bis zuletzt durch den verklärten Meſſias ſein Fall erfolgt und die Kirche Sieger bleibt. Es möchte ſich einer genaueren Unterſuchung lohnen, wie weit die geiſtlichen Vaganten, die zur Zeit der ſtaufiſchen Kaiſer den Unfug der kirchlichen Macht und Anſprüche ſo heftig befehdeten, ſich auch dieſer geiſtlichen Dramen bemächtigten und wie weit ſie ſie ihren Zwecken dienſtbar machten. Unter den Dichtungen von Abälards Schüler Hilarius, die Champollion-Figeac 1848 edirt hat, gibt es ſolche lateiniſche ludi; in unſerer Benedictbeuerer Handſchrift[629]) von Vagantendichtungen findet ſich ein ludus scenicus de nativitate domini, worin Stellen aus dem Tegernſeeer Antichriſt benutzt ſind; er iſt von weſentlich muſikaliſchem Charakter, obwohl einzelnes darin zu ſprechen war, wobei das ſtumme Spiel hier und da vorgeſchrieben iſt; dem Inhalt nach ein Weihnachtſpiel, in dem nicht blos einzelne Scenen, ſondern (nach einem prophetiſchen Vorſpiel) das Ganze der Geburt Chriſti, von der Verkündigung bis zur Flucht nach Aegypten in ganz ernſter Haltung behandelt iſt; den abbrechenden Schluß bildete ein Streitgeſpräch zwiſchen Synagoge und Kirche. In derſelben Sammlung (p. 95) findet ſich auch ein Paſſionsſpiel (ludus pa-

628) In Pez thes. anecd. 2, 3, 187. Vgl. Engelhardt a. a. O.
629) Carmina burana p. 80.

schalis de passione Christi), faſt nur angedeutete kurze Scenen des Lebens und Leidens Jeſu, mit knappen bibliſchen Worten im Dialog und einigen eingeſtreuten Geſängen, die den Charakter der ernſteren lateiniſchen Lyrik des 12. Jhs. tragen; mit der naiven Einfalt der Handlung ſteht dieſer anſpruchvolle poetiſche Stil in einem ſeltſamen Widerſpruch, den der Geſang freilich ausglich. Noch gibt es einige kleinere geſungene Stücke zur Oſterfeier aus dem 12. und 13. Jh. ſo liturgiſchen Charakters, daß ſie zwiſchen kirchlichem Wechſelgeſang und Drama eine Art Mitte halten[630]).

In dem öſterlichen Paſſionsſpiele, das wir ſo eben anführten, trit man ſchon aus dem Latein ein wenig heraus. Einzelnes von weltlichem Inhalte, was der Kaufmann oder Longinus zu ſagen hat, iſt deutſch, oder deutſch und lateiniſch zugleich; eben ſo auch einige weltliche Lieder, die ſich ſeltſam neben den ſtrengen Antiphonen ausnehmen, beſonders die minniglichen Geſänge der Maria Magdalena, deren weltlicher Wandel einer der Lieblingsgegenſtände in der Darſtellung der Paſſionsſpiele ward, in deſſen Behandlung ſie ſich gewöhnlich am freieſten bewegen. Die Faſſung in doppelter Sprache hatte den Zweck, den laiiſchen Zuhörern die lateiniſchen Texte in deutſcher Wiederholung zu erklären. So ſetzte man in der ähnlichen Abſicht ſpäter den lateiniſchen Schulkomödien des 16. Jhs. deutſche Prologe vor, oder gab, was heute in Schulzwecken lateiniſch aufgeführt war, morgen auch in deutſcher Ueberſetzung. Der Uebergang aus dieſen lateiniſchen Uebungen der Geiſtlichen in die deutſchen Spiele des 14. Jhs., an denen mehr und mehr die Laien mitwirkten, iſt zunächſt daran zu beobachten, daß die Bühnenweiſungen zwiſchen dem deutſchen Texte noch langhin lateiniſch lauten, und daß, wie man in jener lateiniſchen Paſſion an einzelnen Stellen aus dem Latein heraustrat, man noch lange in den Stücken in Volksſprachen ſtellenweiſe im Lateiniſchen feſthängen bleibt, daß kirchliche lateiniſche Geſänge darin eingeſchaltet

630) Mone, Schauſp. des Mittelalters 1, 10—27.

blieben, deren Inhalt dann gewöhnlich deutſch nachgeſprochen wurde. Schon in dem altfranzöſiſchen Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen aus dem 11. Jh.[631]) tritt dieſer Brauch zu Tage, wo was Chriſtus ſpricht und ſingt, lateiniſch, aber für das Verſtändniß der Laien in franzöſiſchen Verſen wiederholt iſt.

Auffallender Weiſe ſcheint ſich das älteſte in der Schweiz entſtandene deutſche Paſſionsſpiel, von dem wir leider nur dürftige Bruchſtücke haben[632]), bis auf die ſceniſchen Weiſungen ſchon ganz von der kirchlichen Sprache emancipirt gehabt zu haben. Das Spiel iſt auch darin eine ganz eigenthümliche Erſcheinung, daß es von einem Meiſter der höfiſchen Kunſt in den ſauberen Formen der klaſſiſchen Zeit zu Anfang des 13. Jhs. verfaßt iſt und auch eine durchaus gemeſſene Haltung in der ganzen Darſtellungsweiſe feſthält, die in den weltlichen Scenen, wo der Krämer ſeine Waaren ausbietet und ſeine Salben verkauft, und wo Pilatus die Wächter beſtellt, die von allem Anfang an in fortdauernder Tradition bis zuletzt in einer derben Naturaliſtik behandelt zu werden pflegen, nur von ferne einen Anlauf zu humoriſtiſcher Genrezeichnung nimmt.

Was wir noch dem 13. Jh. angehöriges beſitzen, iſt wieder dem liturgiſchen und muſikaliſchen Charakter näher gerückt. Halb lateiniſch iſt ein ludus de nocte Paschae, der Anhang zu einem Spiel von Marien Klage aus dem Kloſter Lichtenthal[633]), aus dem 13. Jh., eine Hauptquelle, aus der die ſpätern Paſſionsſpiele die Klageſcenen der Maria entlehnten. Die beweglichen, von großer Gefühlswärme durchzogenen Klageſtrophen ſind mit Noten verſehen, dem Geſange be-

631) Raynouard, choix 2, 139. Monmerqué-Michel p. 1.

632) Zuerſt herausgegeben von K. Öhler in den Beiträgen zur Geſch. und Lit. von Kurz und Weiſſenbach. Aarau 1846. 1, 223; dann vollſtändig von Bartſch, Germ. 8, 273.

633) Hoffmann's Fundgruben 2, 263. Vgl. Mone, Schauſp. des Mittelalters 1, 31. und A. Pichler, Drama des M.-Alters in Tirol. Innsbr. 1850. p. 30 ff.

ſtimmt und günſtig, und an dieſer beſonderen Gattung ſchien die litur-giſche Beſtimmung bis ganz ſpät zu haften, ſo in zwei zuſammenge-hörenden niederdeutſchen, durchweg auf älterer Ueberlieferung ruhen-den Stücken einer Wolfenbüttler Handſchrift des 15. Jh. [634]) die eine größere Anzahl von Perſonen, vorzugsweiſe aber doch die drei Marien in Bewegung ſetzen, und durchweg zwiſchen Lateiniſch und Deutſch, Sang und Rede wechſeln, ſo daß der Mercator ſeine Aus-rufe lateiniſch ſingt und deutſch ſpricht; ſo in der ebenſo ſehr von äl-teren abhängigen Bordesholmer Marienklage [635]), die nur von vier Prieſtern (Chriſtus, Johannes, Maria und Maria Magdalena) in der Kirche auf erhöhter Stelle vor dem Chor, oder bei gutem Wetter im Freien am Karfreitag, oder wenn ſie mit der Paſſion collidirte, am Montag der Karwoche aufzuführen war, deren Tracht, Spiel und Geſten aufs genaueſte vorgeſchrieben ſind. Das gefliſſentliche Ab-zielen auf überſpannte Rührung in dieſen Spätlingen ſteht mit dem üblichſten durch Häufung und Wiederholung mechaniſch gewordenen Phraſenwerk der Mariendichtungen in einem ſeltſamen Widerſpruch. Gleich handlungslos, aber von mehr rhetoriſchem Charakter iſt eine Klage Maria's mit den Propheten aus dem 15. Jh. [636]) Jenen äl-teren dramatiſchen Reſten aus dem 13. Jh. reiht ſich an Würde und tiefem Ernſt der Behandlung das berühmte Eiſenacher Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen [637]) an, das 1322 vor Landgraf Friedrich dem Freidigen (mit der gebiſſenen Wange) von

634) Der Sündenfall und Marienklage ed. Otto Schönemann. Hann. 1855.

635) Haupts Zſchr. 13, 288.

636) Bei Pichler a. a. O. p. 115.

637) Zuerſt herausgeg. von Fr. Stephan in Neue Stofflieferungen für die deutſche Geſchichte 2, 173. Mühlhauſen 1847. L. Bechſtein's Wartburgbibliothek I. Halle 1855. Aus einer zweiten Hdſchr. (in Bonn) in oberheſſiſcher Mundart v. J. 1428 edirt von M. Rieger in Germ. 10, 311. Vgl. Funkhänel, über das geiſtliche Spiel der zehn Jungfrauen. Weimar 1855. Reinh. Bechſtein, zum Spiel von den zehn Jungfrauen. Jena 1866 (aus Germ. 11, 129). Ueberſetzt von A. Freybe. Leipzig 1870.

den Predigermönchen in Eiſenach bei dem Schloß aufgeführt wurde. Die bekannte neuteſtamentliche Parabel iſt darin in kunſtloſer Weiſe mehr in dramatiſches Geſpräch als in Handlung gebracht; arm an Handlung iſt das Spiel auch in der Behandlung lyriſch gehalten und mit Geſängen reich durchwebt, die ſpäter in der Bonner Handſchrift weggelaſſen wurden. Gott ſchickt einen Engel an ſeine Diener aus, ſich zu ſeinem großen Feſte zu bereiten und mit der Angabe der rechten Bekenntniß zu erſcheinen; die weiſen Jungfrauen leiſten Folge, die thörichten ziehen vor, der frommen Tempeltreterinnen ſpottend, ſich mit Spielſteinen, Ballwerfen, Mährenerzählen noch zu erfreuen; wie dann der Bräutigam kommt, wird ihnen und bleibt ihnen trotz Maria's zweimaliger Fürbitte bei ihrem Sohne, dieſe jämmerliche Schaar ohne Urtheil zum Himmel fahren zu laſſen, das Himmelsthor verſchloſſen. Dann ſprechen ſie ihre zu ſpäte Reue und Warnung an die Lebenden aus, was ſich dann geſangweiſe in ſtrophiſcher Form der Nibelungen- und der Waltherſtrophe wiederholt, um den Schlußſatz, daß ſie ewiglich verloren ſind, deſto eindringlicher zu machen. Dieſer Ausgang macht auf den Landgrafen, den durch langes Waffenleben geſtählten, gewiß nicht zarten Mann, der jetzt aber allerdings ſchon ſeit zwei Jahren kränkelt, einen ſo tiefen Eindruck von Zweifel und Misмuth über die Eitelkeit des Chriſtenglaubens, daß er vom Schlage getroffen wird und die noch übrige Zeit ſeines Lebens hinfällig verlebt.[638] Gleichzeitig, möglichen Falls von demſelben Verfaſſer, gleichfalls von den Mönchen des Katharinenkloſters in Eiſenach aufgeführt iſt das Spiel von St. Katharina[639], in gleicher Weiſe durchſchoſſen mit lateiniſchen Geſängen, die Erzählung und Legende aufs mechaniſchſte in Geſprächsform gebracht, verſchiedene Botenbeſtellungen ähnlichen Inhalts werden in den gleichen Worten gemacht. Die Heilige bekehrt des Königs Julius Mutter und Gattin, aber von Beredſamkeit

638) Vgl. Wegele, Friedrich der Freidige. Nördlingen 1870.

639) Stephan a. a. O. 2, 149.

hat ſie dabei nichts aufzubieten. Der Ton des Ganzen iſt gleich anſtändig und durchweg tief ernſt, nur daß in dem Mitſpielen der Teufel und ihrem Hohoſchreien die Abſicht nach einer ſchreckhaft komiſchen Wirkung angedeutet iſt, aber auch nur das. Außer dieſen heiligen Spielen iſt uns gleichfalls in einer Handſchrift des 14. Jhs. auch ein Spiel von St. Dorothea erhalten[640], wahrſcheinlich eins und daſſelbe mit einem Stücke über dieſen Gegenſtand, von dem wir wiſſen, daß es 1412 in Bauzen aufgeführt ward. Es iſt geſprochen, aber ganz kurz, holzſchnittartig, die Reden ſo, als ſollten ſie nur Erklärungen zu Bildern abgeben. So iſt auch das Spiel einer St. Galler Handſchrift[641] von etwa 1380, das die Geſchichte Jeſu in ungelenkem Geſpräche mechaniſch fortführt, ganz wie eine Reihe von Gemälden mit kurzen dialogiſchen Unterſchriften. Das Stück ſchwankt noch zwiſchen Latein und Deutſch; die Scenen im Ganzen enthalten blos deutſches Geſpräch, einzelne Stellen aber ſind lateiniſch geſungen und zum Verſtändniß dann das Deutſche blos nachgeſprochen worden.[642] Wir reihen dieſem ein Spiel von Mariä Himmelfahrt an[643], in einer Handſchrift von 1391, das mit dem Abſchied der Apoſtel von Maria beginnt und mit der Zerſtörung von Jeruſalem endet: es iſt mit Predigten der Apoſtel, mit Bekehrungen, mit lateiniſchen Hymnen, welche die Jünger, mit deutſchen, welche die Heiden ſingen, durchflochten. Eben ſo roh iſt die Zurichtung eines Stückes aus derſelben Quelle von der Auferſtehung Chriſti.[644] Auch hier ſind noch alle ernſten, der

640) In Hoffmann's Fundgruben 2, 285.

641) N. 919. Gedruckt bei Mone a. a. O. 1, 72.

642) Mone, a. a. O. p. 82. Tunc Jesus respiciens mulierem cantet antiphonam: Nemo te condempnavit? et tunc respondet mulier: nemo. Dicat iterum Jhesus: nec ego te condempno. Tunc dicat Jhesus:

vrouwe, ist ieman hie, der dich versteine?
genade, lieber herre, nein.
vrouwe, ouch ich dich nit versteine u. ſ. w.

643) In Mone's Altd. Schauſpielen. 1841.

644) Ebenda.

Bibel nahebleibenden, oder lyriſcheren Stellen erſt lateiniſch geſungen und dann deutſch geſprochen, und mehrmals ſind die lateiniſchen Texte alter liturgiſcher Paſſionsſpiele ihrem ganzen Umfange nach eingeſchaltet. Eine neue Seite aber bietet dies Spiel darin, daß es durchgängig muthwilliger und komiſcher gehalten iſt, und ſich freier von dem Bibeltexte entfernt oder deſſen weltliche Theile breiter ausmalt; die in allen Paſſionen ſtehenden Zwiſchenſpiele von dem Kaufmann oder Apotheker, bei dem die klagenden Marien die Salbe kaufen, und dann das Teufelſpiel (diablerie) vor, während und nach Chriſti Höllenfahrt, ſind in ganz derber und burlesker Farbe, im Stile der Faſtnachtſpiele gehalten. Eben dieſer Ton bricht auch in einem anderen Oſterſpiele (1472)[645] von Beſuchung des Grabes und der Auferſtehung durch, ſogar in den Stellen, die Chriſtus als Gärtner zu den Frauen zu ſagen hat. Dieſer komiſche Zuſchnitt hängt mit der feſtlichen Gelegenheit dieſer Stücke eng zuſammen; das Luſtſpiel folgte bei dem frohen Feſte der Auferſtehung der großen chriſtlichen Tragödie von der Paſſion auf dem Fuße: in den Weihnachtſtücken ohnehin war Alles von den drolligen vordramatiſchen Hirten- und Dreikönigsliedern her aufs Luſtige angelegt, nur daß ſie grade ſchon der Jahreszeit wegen länger innerhalb der Kirche feſtgehalten blieben und daher den heiligen Charakter länger feſthielten, ſeltener in die Volksſprache übergegangen ſcheinen. Die geiſtlichen Spiele hatten ihren halbliturgiſchen gottesdienſtlichen Charakter noch nicht verloren, als ſich dieſer burleske Volkston ſchon über ganz Deutſchland hin in den gröbſten Contraſten darin einniſtete. Ein heſſiſches Weihnachtſpiel wohl noch aus dem 14. Jh.[646] iſt ein ſolches wie von einem Spielmann zugerichtetes komiſches Sangſpiel, worin der Inhalt der lateiniſchen Geſänge in

645) In Hoffmann's Fundgruben. Ueber die Berührung mit anderen Oſterſpielen in Tirol, s. Pichler p. 41 ff.

646) Ein Weihnachtſpiel aus einer Hdſchr. des 15. Jh. ed. K. W. Piderit. Parchim 1869. Ueberſetzt von A. Freybe ibid. Vgl. C. Schröder in der German. 15, 376.

deutſcher Rede wiederholt und inſofern der kirchliche Ton behauptet wird; ſonſt aber iſt das Ganze ein Gemiſch von komiſchen Poſſen und geiſtlichem Ernſt, von heiligem Sing- und ſchnurrigem Tanzſpiel. Das Kind iſt kaum geboren, ſo ſpringt Joſeph erſt allein, dann mit den Knechten um die Wiege, worauf Maria auf ſich ein Lobgedicht im Stile ihrer Verehrer in der Zeit des Spieles ſpricht; dann ſingen oder ſprechen wechſelnd Sänger und Mägde der Jungfrau dem Neugebornen, der Dreieinigkeit ihren Preis, in gleichem Stile, mit dem gleichen Refrain, der zum Springen und Wiegen auffordert; das Kind ſpricht das pia genuit virgo dazwiſchen, und wieder tanzen Joſeph und Knechte ſingend um den Knaben. Für die derberen Hirtenſcenen treten wieder Sänger und Mägde zum Tanz an, und den folgenden Schwank, wie die Mägde, die dem von Joſeph eingelullten Kinde den Brei kochen ſollen, den Alten und ſich unter einander ohrfeigen und prügeln, löſt wieder eine aus lateiniſchen und deutſchen Liedern beſtehende Geſangsſcene zwiſchen Engeln, Joſeph und Maria ab; nach dem nun folgenden Teufelsſpiel (vielleicht eingeſchwärzt, weil ſonſt im Weihnachtſpiel nicht üblich) ſchließt das Stück mit dem Auszug nach Aegypten, in dem Joſeph zunächſt zur Reiſe nach dem guten Biere ſchickt.

Im 15. Jahrhundert bildete ſich dies Genreartige und Holzſchnittmäßige in den geiſtlichen Dramen immer ſtärker aus. Das niederdeutſche Spiel van der upstandinge[647]), das 1464 auf dem Hof Redentin bei Wismar niedergeſchrieben und aufgeführt iſt, geht ſchon aus der einfachen evangeliſchen Ueberlieferung heraus und nimmt wie ein kurz vorher in Brüſſel aufgeführtes niederländiſches und wie die franzöſiſchen Myſterien de la nativité de N. S. Jésus Christ aus chriſtlicher Legende und Dichtung Handlung in ſich auf; das entſpricht dann recht der größeren Freiheit in Behandlung der weltlichen

647) In Mone's Schauſpielen des Mittelalters 2, 1. Ausgabe von Ettmüller. Quedlinb. 1851. Vgl. C. Schröder in der Germ. 14, 181.

Scenen, in welchen dieß Spiel denſelben humoriſtiſchen, nur nicht ganz ſo ausgelaſſenen Ton anſchlägt, wie die erwähnte heſſiſche Auferſtehung. Von der komiſchſten Wirkung iſt die Einmiſchung der Neckereien Wismars gegen Lübeck, und der Mecklenburgiſchen Oertlichkeiten (Vers 206—12.) in der Wachſcene an Chriſti Grab. In den Teufelſpielen beider Stücke erkennt man laiiſche Einwirkung daran, daß eine Reihe von Handwerkern wegen ihrer Gewerbſünden dem Lucifer vorgeführt werden[648], doch iſt in dem niederdeutſchen Stücke der geiſtliche Stand noch merklich bevorzugt, indem es der Pfaffe, der vom Satan eingebracht wird, noch über die Hölle gewinnt. Der humoriſtiſche, dem platten Dialekte eigene Anſtrich liegt auch über den Reden des gleichfalls niederdeutſchen Spieles von Theophilus[649], deſſen Handlungen zwar ganz ernſt ſind. Dies Stück ergänzt unſere Kenntniß von den deutſchen Dichtungen über dieſe ins 6. Jh. geſetzte Sage. Es gehört einer Trilogie an, wovon dieſer erhaltene Theil das Zerwürfniß des Theophilus mit ſeinem Biſchof (von Odenſe auf Fühnen) und ſein Bündniß mit dem Teufel behandelt, ein zweiter nach dem Epiloge ſeine Rache an dem Biſchof enthalten hat, und der dritte (nach dem Prologe und nach dem bekannten Inhalte der Sage) die Rettung des Helden durch Maria dargeſtellt haben muß, wie ſie der vorhin erwähnte dialogiſche, gleichfalls niederdeutſche Theophilus erzählt.[650] Mit dem Theophilus vielfach verwandt iſt das Spiel von Frau Jutten (1480) von dem Mühlhäuſer Kleriker Theodorich Schernbek[651].

---

648) So werden in einer in Hall aufgeführten Teufelskomödie (vgl. Pichler, Germ. 11, 96), die den Schluß eines großen Paſſionsſpieles bildet (in einer Hſch. von Hall 1514) die Sünder aus allen Ständen von den Teufeln eingefangen, wie in dem Gedichte von des Teufels Netz.

649) Theophilus. Niederd. Schauſp. aus einer Trierer Hſ. des 15. Jhs. hsg. v. Hoffmann. 1853.

650) Ein dritter Text bei Dasent, Theophilus in Icelandic. low German ꝛc. London 1845 und bei Hoffmann. Hannover 1854. S. 3—37.

651) In Kellers Faſtnachtſpielen. Stuttg. 1853. N. 111. Vgl. R. Bechſtein in dem deutſchen Muſeum für Geſchichte, Literatur, Kunſt u. Alterthumsforſchung. N.F. 1, 25.

Beide halten eine gewiſſe Mitte zwiſchen Mirakel und Faſtnachtſpiel; in beiden ſpielen die Teufeleien eine große Rolle; Frau Jutta (die Päbſtin Johanna) ergibt ſich unbewußt den Rathſchlägen des Teufels, wie Theophilus mit Bewußtſein thut, und ſie wird wie dieſer am Ende ihres gottloſen Wandels aus der Hölle durch Maria's Fürbitten, obwohl mit einiger Mühe, gerettet; das Stück war ſeinem Inhalte nach eine für die lutheriſche willkommene Waffe gegen die päpſtliche Kirche.

Wie dieſe letzteren Theile in ihrer Ablöſung von kirchlichen Beziehungen und lateiniſcher Sprache von ferne eine größere Selbſtändigkeit und Verweltlichung des Dramas ſchon ankünden, ſo auch ein ſchwäbiſches Spiel von St. Georg[652], das nach des Herausgebers Vermuthung bei Anweſenheit Kaiſer Friedrichs III. in Augsburg, des Stifters des St. Georgs-Orden, von Augsburgern aufgeführt und von Schüttenhelm verfaßt wäre, der den Kaiſer auch ſonſt nach Art der Perſewanten beſungen hat. Nach den undeutlichen, wie erzählenden, gleichſam in der Vergangenheit redenden Bühnenweiſungen klingt das Stück faſt mehr als ob es zunächſt zum Leſen beſtimmt geweſen wäre. Es iſt ohne äußere Abtheilung, nur nach innen von dramatiſcher Gliederung. Ein Drache verödet das Land Libia und wird mit jährlichen Thieropfern abgefunden; im Nu iſt alle Zeit verfloſſen, in der das Ungeheuer alles Vieh verzehrt hat, ſo daß nun das Loos über die zu opfernden Menſchen geworfen werden muß. Durchaus eigenthümlich iſt dem Spiele in der folgenden Reihe von Schreckſcenen das Abzielen auf ſeeliſche Wirkung. Vor der Kataſtrophe wird dieſe tragiſche Partie durch einen Schwank unterbrochen, in dem es aber dem Poeten in keiner Weiſe gelingt, aus ſeinem durchaus ernſten Tone herauszukommen: als das Loos des Königs Tochter Elva getroffen hat, will er ſtatt ihrer ein lahmes Kammerweib hingeben, eine alte Hexe, die aber im Augenblick der Botſchaft geſund und heil und dafür von dem Könige dem Teufel zugewünſcht wird, der

652) ed. Ben. Greiff in German. 1, 165. Kellers Faſtnachtſpiele, Nachleſe N. 126.

denn auch ſofort erſcheint und ſie dem Drachen, „des Teufels Hüter", hinwegſchnappt. Der Abſchied der Elya, ihr Geſpräch mit Ritter Georg, den ſie abmahnt von der nutzloſen Opferung ſeines Leibes iſt ein Ausnahmeſtück von großer Naivetät in dieſer Art Volksliteratur. Man erwartet ſonſt eine minnigliche Ritterthat; der Befreier aber übt eine chriſtliche und bekehrt das Volk zu Chriſtus, nachdem er den Wurm beſiegt und gebunden. Wenn man den Abſtich dieſer Arbeit recht inne werden will, muß man nur ein in ähnlicher Weiſe weltlich-trocken behandeltes Legendendrama, ein zweitheiliges Heilig-Kreuz-Spiel[653] (Conſtantin's Geſchichte und Auffindung des heil. Kreuzes) vergleichen; eine kalte mechaniſche Reimerei, von allem Ernſt und Humor völlig entblößt. Man ſieht an ſo ſpäten Stücken, wie oft das bloße Schauwerk, die fremdartigen Perſonen, ihre „Stationen", ein Aufzug mit Pfeiffen und Trompeten die Hauptſache war.

Die beiden ober- und niederdeutſchen Auferſtehungsſpiele, die wir vorhin anführten, zielten, wie wir fanden, ſchon auf die Ergötzung eines großen und gemiſchten Zuhörerkreiſes ab. Dieſer breitere Zuſchnitt, dieſe Berechnung auf die Sehluſt des Volkes, die Beſchäftigung großer Kreiſe von Mitwirkenden bei der Aufführung nimmt in den erhaltenen Paſſionsſpielen des 15. Jhs. fortan zu. Die kleineren einzelnen Scenen, wie deren die Sterzinger Handſchriften, die Pichler näher bekannt gemacht hat, mehrere enthalten, wie die Grablegung Chriſti[654] (1494, von Mathias Gundelfinger) iſt, oder die Declamation von dem jüngſten Tag[655], oder Spiele wie das von der Himmelfahrt Chriſti[656], aus dem 14. Jh., eine Art Epilog zu der Paſſion, dauerten zwar fort, mußten aber von den größeren Aufführungen, wie ſie um das Ende des Jahrhunderts in Frankfurt und

653) Kellers Faſtnachtſpiele, Nachleſe N. 125.
654) Mone, Schauſp. des Mittelalters, 2, 131.
655) Mone, Schauſp. des Mittelalters. 1, 273.
656) Ebd. 1, 254.

in anderen Gegenden vorkommen, nothwendig in Schatten geſtellt oder als bloße Theile darin verſchlungen werden. Das Paſſionsſpiel, das 1498 in Frankfurt gegeben ward, hat 265 Perſonen und iſt ſo ausgeführt worden, wie es eine Pergamentrolle des St. Bartholomäiſtifts in Frankfurt vorſchreibt [657]). Sehr ähnlich mit dieſem Ordnungsbuche iſt ein Friedbergiſches, für ein Paſſionsſpiel entworfen, das in etwas gedrängterer Form daſſelbe iſt, wie das Alsfelder, von dem Bruchſtücke (in Haupt's Zeitſchr. 3, 477 ff.) gedruckt geworden ſind. Die drei Nachbarorte hatten dieſe Spiele und Ordnungen, wie es ſcheint, gemeinſam. Charakter, Inhalt und Werth des Bekannten aus dieſen Stücken hat nichts, was ihnen hier eine beſondere Erwähnung verdiente; ſie ſtehen gegen die obigen Auferſtehungsſpiele ſchon zurück, verrathen überall die Gemeinſamkeit unter ſich und beruhen bald auf den lateiniſchen alten Grundlagen, bald auf deutſchen Vorläufern (wie im Alsfelder Paſſionsſpiel das Eiſenacher von den klugen und thörichten Jungfrauen benutzt iſt) und berühren ſich wohl ſelbſt, wie aus einzelnen Worten und Namen der Teufel hervorgeht, mit franzöſiſchen Myſterien. In Alsfeld war das Stück in drei Tage abgetheilt, (eine Sitte, von der die ſpaniſche Benennung der Akte, jornadas, herrührt); in Sterzingen ward 1496 eine zweitägige, in Botzen 1514 durch Vigil Raber [658]) eine ſiebentägige Paſſion gegeben, die zwiſchen Palmſonntag und Himmelfahrttag auf verſchiedene Feſte vertheilt war. Aus einem Paſſionsſpiele von zweitägigem Umfange, das Mone aus einer Donaueſchinger Handſchrift mitgetheilt [659]), lernt man einen Blick in die Aufführung thun. Der Bibeltext iſt hier vollſtändiger als ſonſt verarbeitet, mit Hereinziehung der Parabeln, mit Entfernung von unnützem Nebenwerke, aber mit genauer Ausführung der einſchlägigen weltlichen Scenen, wie der Bekehrung Magdalenens, und mit den nöthigen Andeutungen über

657) S. Fichard's Frankf. Archiv. 3.
658) Pichler a. a. O. p. 64.
659) Schauſp. des M. A. 2, 185.

Mimik und Spiel. Es iſt dabei alles Komiſche in den Worten vermieden, aber ſeltſamerweiſe iſt es in die Handlungen gelegt, und an einer Stelle, wo man es am wenigſten erwarten würde. Wir rechnen dahin nicht die Bühnenweiſungen, nach denen dem Judas ein ſchwarzer Vogel als Bild ſeines teufliſchen Inneren, und den zwei Schächern bei ihrem Tode Bildchen aus dem Munde hängen ſollen, die ihre Seelen bedeuten und von Engel und Teufel davon geführt werden; dieſe naiv drolligen Anordnungen waren ſo ernſt gemeint, wie der Untergang von Sonne und Mond, wozu bei Chriſti Tod Anſtalt getroffen war; dagegen ſind die Mishandlungen des Heilands mit ſo roher Breite und ekler Wiederholung ausgeführt, daß man ſieht, es zielte dies ebenſowohl auf Beluſtigung ab, wie die Prügelſcenen der Wächter auf Chriſti Grabe. Der gröbſte Faſtnachtgeſchmack bricht hier mitten in die tragiſchen Theile der Paſſion herein. Auch Judenhaß war dabei im Spiele, wie man aus dieſem Geiſte anderswo hebräiſche Geſänge zur Verſpottung der Juden einflocht. Dies war für den großen Haufen, der bei dieſen Aufführungen nicht abzuhalten war, die nicht mehr in der Kirche, ſondern im Freien, auf Meſſen und Märkten, oft vom Wetter geſtört, vorgingen, und wo ſich die Menge vor dem einfachen, wohl damals ſchon dreiſtöckigen Gerüſte, das Himmel, Erde und Hölle in ſeinen Abtheilungen darſtellte, neugierig lagerte. Wir haben nur noch Ein Paſſionsſpiel dieſer Art anzuführen, das gleichfalls in ſich die Art der Darſtellung vorſchreibt und an dem wir beſonders die Gleichungen des neuen mit vorbildlichen des alten Teſtaments hervorheben wollen, weil es uns zeigen kann, in wie ganz enger Verwandtſchaft die Myſterien mit den Evangelien und Figuren des Spiegels menſchlicher Erlöſung ſtehen. Es iſt bekannt, daß in Italien die Myſterien je nach ihrem neu- oder altteſtamentlichen Stoffe mit jenen beiden Namen der Evangelien und Figuren ſogar bezeichnet wurden. Wir haben nun ein ſolches Stück vor uns[660], das zu

660) Cod. Pal. 402. Hier hebet an das Regiſter oder Ordnung von den geſchichten der Marter und Leyden Jheſu Criſti u. ſ. w.

Anfang des 16. Jhs. von einem Wolfram Stück geschrieben, ohne Zweifel aber etwas älter ist. Es wird im Eingang vorgeschrieben, daß die sehr zahlreichen Personen des Spiels herrlich und ehrlich auf das Gerüste geführt und jeder in seinen Sessel gesetzt werde; dann hebt männiglich an zu singen veni sancte spiritus, und hierauf singen zwei Engel den Vers emitte spiritum. Der Ordner des Spiels ermahnt dann zur Stille. Ohne irgend eine Abtheilung geht nun, wie in allen diesen Stücken, die Geschichte Christi mit Johannes dem Täufer an; in schnell wechselnden kurzen Gesprächen, unter gelegentlichem Chorgesang des jüdischen Volks wird man durch das ganze Evangelium geführt, das ganze Personal, der Rabbi, der Kaiser und Gott Vater sitzen alle nebeneinander auf ihrem „Stand", und treten nur vor, wenn die Reihe an sie kommt. Diese Darstellung der neutestamentlichen Geschichten unterbricht dann von Zeit zu Zeit eine Perfiguration aus dem alten Testamente, die in einem vorbildlichen Bezuge auf die Stelle steht, wo das Evangelium abgebrochen ward. Zu diesen Zwischenspielen wurden meist kurzbeschlossene Gegenstände aus dem alten Testamente, Susanne, Goliath, David, gewählt, die in sich eine schlichte Einheit der Handlung trugen, daher näher zu einer klassischen Form leiteten: daher die Susanne, Haman, Esther, Samson frühe die Lieblingsstoffe der Bühnenstücke wurden. Von diesen Intermezzos der Mysterien her blieb es dann Sitte, daß man innerhalb der Bühne ein eingeschaltetes Schauspiel (schon bei Jakob Ayrer) darstellte und daß man dazu oft den Stoff eben aus diesen einfachen Bibelgeschichten, wie noch Göthe im Jahrmarkt von Plundersweiler, nahm, da man wenigstens immer im Gegensatze eine ganz einfache Anlage dazu wählte, wozu natürlich die Kürze schon zwang. Alttestamentliche Geschichten ferner blieben hauptsächlich die anfänglichen Gegenstände auch der regelmäßigen tragischen Stücke, und in Frankreich gaben eben diese Stoffe den Durchgang an zu eigentlich-weltlichen Mysterien.

Schon in diesen Passionsspielen bemerken wir den Hang nach

cycliſchen Erweiterungen, dem wir in dieſen Zeiten in andern Dichtungsgattungen wiederholt begegneten: in dem geiſtlichen Drama ſind die Frohnleichnamsſpiele ganz eigentlich collective cycliſche Stücke, die dieſer Zeit ein rieſiges Gefäß zum Ausfüllen entgegenbrachten. Das Frohnleichnamsſpiel wurde 1264 von Urban IV. eingeführt und erhielt ſeine volle Gründung durch Clemens V. 1311. Noch heute zeichnet es ſich in Rom vor allen durch ſeine pomphaften und maſſenhaften Proceſſionen, in denen alle Stände vertreten ſind, aus. In den Spielen, die ſich an dies Kirchenfeſt anknüpften, war eine freieſte Entfaltung ſo möglich wie geboten; ſie waren nicht wie die Weihnachts- und Oſterſpiele in den Rahmen einzelner Thatſachen gedrängt; die ganze chriſtliche Glaubenslehre, die große Geſchichte der Erlöſung ſollte durch ſie verſinnbildlicht werden, ſie gingen daher, Legende und Bibel zugleich umfaſſend, bis zum Sündenfall und Engelfall zurück und bis zum Antichriſt und jüngſten Gericht vorwärts, den ganzen mittleren Raum der neuteſtamentlichen Geſchichte und ihre altteſtamentlichen Vorbedeutungen in der Weiſe des letztbeſprochenen Paſſionsſpiels ausbeutend. In England wurden dieſe „Monſtermyſterien" ſeit dem 14., allgemein im 15. Jh. in Stadt und Land aufgeführt, und umfaßten wohl 30—40 Einzelſpiele, pageants, die jedes wahrſcheinlich von einer beſondern Zunft aufgeführt wurden. Der Bericht, der uns von einer Zerbſter von Handwerkern aufgeführten Frohnleichnamsprozeſſion vom Jahre 1507 aufbewahrt iſt[661], beweiſt, daß man dieſem Brauche auch in Deutſchland nachgegangen war. Aus früherer Zeit, dem Anfang des 14. Jhs., haben wir Bruchſtücke, in denen das Gedicht von der Erlöſung (oben S. 87), vielleicht die Original-Handſchrift benutzt iſt, die wohl einem Frohnleichnamsſpiel angehörten.[662]

661) Haupt's Zeitſchr. 2, 276.

662) S. was Von der Hagen im Neuen Jahrb. d. Berlin. Geſellſch. 7, 349 mittheilt aus J. C. Dieterich, Specim. antiquitatum biblicarum. Marp. 1642.

Von ähnlicher Anlage wie ein durch Mone[663]), aus einer Hſ. des 14. Jhs. gedrucktes Spiel de corpore Christi, das der Herausgeber ein dogmatiſches Geſpräch nennt, beſitzen wir von einem Arnold von Immeſſen (einem Dorfe bei Einbeck), in einer ſehr originellen Faſſung und nach niederdeutſcher Art geſunden nüchternen Darſtellungsweiſe ein niederdeutſches Spiel von der Erlöſung[664]), das ganz wie ein Frohnleichnamsſpiel beginnt, aber nur bis zu Mariä Geburt geht, durchaus noch in der naiven, aber ernſten Haltung der Spiele des 14. Jhs. und überall mit lateiniſchen Geſängen noch durchſchoſſen. Die Erzväter alle, die Propheten führen ſich mit ſchriftmäßigen Worten urkundlich ein: „Man nennt mich Gott von Himmelreich, ſo hat David von mir geredet" ſagt der liebe Gott ſelbſt noch ehe er Adam erſchaffen hat. Das Stück beginnt mit Lucifers Fall, deſſen Hochmuth das Licht auspuſtete, das er trug; die übrigen Engel, die „edlen Degen" ſtellt Gottes Gnade ſicher vor der Gefahr des freien Willens, den Lucifer mißbraucht, ſo daß ſie nicht ſündigen können, wente wat ein nicht en kan, dat môt he van nôt wesen lân. Es folgt die Schöpfung Adams und Evas und der Sündenfall; dann eine Benutzung der Legende von dem heiligen Holze und der Sendung Seths nach dem Oel der Barmherzigkeit, der in das Paradies lugend, den Baum der Erkenntniß entlaubt findet, auf ihm die Schlange und ganz oben auf dem Gipfel ein neugebornes weinendes Kind erſpäht. Durch die „Bedeutniſſe" der Geſchichte von Noah, Abraham, von Gottes Erſcheinung im brennenden Buſch, von Melchiſedeks Opfer gelangt der Poet zu der Berathung aller Propheten, die Hülfe finden wollen gegen die Verderbniß des Menſchen durch den Ungehorſam

---

p. 122. Ein anderes Buch, in dem die Rede von demſelben Stücke iſt, Fr. v. Stade, specimen lect. antiquarum francicarum. Stade 1708, p. 34, war mir nicht zugänglich. Vgl. Bartſch in Germ. 7, 35.

663) Altdeutſche Schauſpiele p. 145—164.

664) Von O. Schönemann l. l. herausgegeben.

Adams, deſſen Klage aus der Hölle David vernommen hat. David beruft erſt die großen Propheten zuſammen, mit denen er zu ſeinem Sohne Salomon zieht, der nun alle kleinen Propheten und Sibyllen zum Mahle zu ſich lädt, wo ſie denn ehe ſie Weisheit pflegen ſich gütlich thun, nach diätetiſcher Ordnung mit Eimbecker Bier beginnen, um auf Wein und Claret überzugehen. Wie in dem St. Georgsſpiel geht der Dichter mit Abſicht aber ohne jede Begabung dazu, auf ein komiſches Zwiſchenſpiel über, worin die Artigkeit des Frauenholden gegen die Königin von Saba eine Scene mit ſeiner Gattin veranlaßt. Dann folgt die ſchriftgelehrte Berathung, bei der jeder der Propheten die Hauptſtelle, die er „dem menſchlichen Geſchlechte zum Troſte ſchrieb", lateiniſch herſagt und verdeutſcht. Drei Abgeſandte, die erſcheinen, Gott von ſeinem „Ernſt und Frevel zu bekehren" werden ungnädig heimgeſchickt. Als dann die Zeit gekommen iſt, erſcheint David in der Audienz bei dem Schöpfer. Michael ſchärft ihm ein ſich kurz zu faſſen, da große Herren lange Reden nicht lieben; nach einem Hader zwiſchen Gottes Töchtern Gerechtigkeit und Barmherzigkeit wird David dann vorgeſtellt; belehrt über die Begnadung Anna's, die die Tröſterin der Welt Maria gebären ſoll, wird er ermächtigt zu verkünden, daß Gott Adams Schuld quittiren will. Er bringt die Botſchaft den Propheten: ihr Te deum hört Joachim über den ganzen Markt klingen, der zum Schluſſe kommt ſie zum Tempelgang einzuladen, wo ſie Maria darbringen wollen.

Ein ganz vollſtändiges Stück dieſer Gattung haben wir in dem mehrfach aufgeführten Künzelsauer Frohnleichnamsſpiel „zu Ehren des heil. Kreuzes"[665]. Der Gang iſt der gleiche; von dem Fall der Engel und Menſchen an durch die Präfigurationen des alten Teſtamentes durch bis zu den Zeugniſſen der Propheten, deren Eintritt vermittelt wird durch die litigatio sororum misericordie pacis

665) Auszüglich von H. Werner in der Germ. 4, 338. Der Anfang mitgetheilt von H. Bauer in der Zeitſchr. d. hiſt. Vereins f. d. wirtemberg. Franken. Bd. 6.

justicie et veritatis, mit genauer Benutzung des „Gespräches vor Gottes Throne", über diesen Gegenstand, das Bartsch in seiner Ausgabe der Erlösung mitgetheilt (oben S. 87). Der erste Theil geht bis auf Abraham, der zweite enthält die Vorzeichen der Erlösung in der Geschichte des jüdischen Volkes, der dritte reicht von Johannes dem Täufer bis auf das Weltgericht; die Höllenfahrt, die gewöhnlich (wohl der scenischen Zurüstung wegen) antidogmatisch hinter die Auferstehung gelegt war, geht hier voraus. Das Compilatorische der Zusammensetzung trit mehrfach in dieser Arbeit grell zu Tage: der Eintritt der Propheten wird durch Benutzung des erwähnten „Gespräches" eingeleitet, nach der Auferstehung ist zur Darlegung des Reiches Gottes in der sichtbaren Kirche das vorerwähnte von Mone mit der Aufschrift „Frohnleichnam" veröffentlichte Stück verwendet; unter alttestamentlichen Dingen ist ein Streitgespräch zwischen Leib und Seele eingeschaltet.

Von dem längsten dieser Riesenstücke, das in einer Hs. aus dem Ende des 15. Jhs. in Eger aufgefunden und das von Schülern auf dem Markte, drei Tage ausfüllend, aufgeführt wurde, hat Bartsch[666] Mittheilung gemacht. Es umfaßt 7—8000 Verse. Noch ist auch dieses Stück von lateinischen Gesängen durchwebt, die, wo es nicht Chöre sind, deutsch nachgesprochen werden; die weltlichen Scenen sind frei von den Derbheiten der sonstigen Spiele dieses Jhs., und wo komische Effecte beabsichtigt sind, beschränken sie sich höchstens auf die durch bloßen Klang oder lächerliche Bedeutung malerischen Namen der Nebenpersonen und Statisten, in denen die Erfindung und theilweise eine lebhafte Sprachphantasie geschäftig ist. Auf die mannichfachen Entlehnungen und Benutzung älterer Gesänge und verschiedener mundartlich abweichender Quellen des 14. Jhs. hat der Berichterstatter aufmerksam gemacht.

Wie tief gewurzelt das geistliche Drama in Volk und Kirche

666) Ueber ein geistliches Schauspiel des 15. Jhs. Germ. 3, 267.

war, hat ſich allein durch die zähe Ausdauer bewieſen, in der die Sitte ſeiner Aufführung ſich ſtellenweiſe in den von den großen Verkehrsſtraßen abgelegenen deutſchen Ländern bis heute erhalten hat. In einem hochſchätzbaren Beitrag zur Geſchichte dieſes Zweiges der Volksdichtung hat Weinhold[667] nachgewieſen, wie in Kärnthen, Steiermark und Schleſien die Weihnachtsſpiele als eigentliche Dramen oder als deren Rudimente ſich erhalten haben. Er theilt die zum Theil mundartlichen Wechſelgeſänge auf Weihnacht- und Dreikönige mit, von traullchem, zum Theil drolligem volksthümlichem Charakter, die einen uralten Brauch fortſetzend noch jetzt in Kärnthen und Steiermark mit vertheilten Stimmen in der Kirche geſungen oder auf der Straße umgetragen werden; aus Schleſien ein Schlaupitzer Chriſtkindelſpiel (p. 104), das dort gleichfalls noch fortgeſpielt wird, und ein verwandtes Spiel[668], das noch vor 20 Jahren in den Mückenhäuſern bei Habelſchwerdt (Grafſchaft Glaz) geſpielt wurde, ſo wie p. 122 ein Dreikönigsſpiel, das in Reichenbach von Knaben noch umgetragen wird, wie dergleichen Knabenſpiele auch in Tirol und Elſaß noch vorkommen. Aus Stelermark, der Gegend von Vordernberg, ein geiſtliches Weihnachtsſpiel, deſſen neuere Aufzeichnung doch (in einzelnen Theilen wenigſtens) auf eine alte Unterlage des 15. Jhs. zurückweiſt, und ein Paradiesſpiel, ein paraboliſches Weihnachtsſpiel, das gleichfalls noch von umziehenden Landleuten gegeben wird. Aus Baiern ſind vier Weihnachtsſpiele aus dem Anfang des 16. Jhs. (p. 175) mitgetheilt, die ſich im Inhalt und Behandlung überall mit den Stücken aus Oeſterreich berühren. Auch aus dem ſächſiſchen Erzgebirge hat man über die Fortdauer von zwei Arten von Weihnachtsſpielen Mittheilung gemacht, die dort noch bis vor Kurzem an verſchiedenen Orten geſpielt wurden[669]. Aus Oberufer (bei Presburg) ſind uns ebenſo

667) Weihnachtſpiele und Lieder. Gräz 1853.

668) p. 111. Zuvor ſchon in Haupt's Zeitſchr. 6, 341.

669) G. Moſen, Weihnachtſpiele im ſächſiſchen Erzgebirge. Zwickau 1861.

Spiele mitgetheilt worden, die unter den dort aus Oberöſterreich im 17. Jh. eingewanderten Haidbauern vor nicht langem nach einer längeren Unterbrechung wieder aufgenommen wurden, über deren Berührungen mit dem Vordernberger, und mit einem andern ſchon früher[670]) mitgetheilten deutſchen Weihnachtſpiel aus Kremnitz (Barſer Comitat) wir auf die Einleitung des Herausgebers[671]) verweiſen müſſen.

Ueberall ſieht man aus dieſen zu verſchiedenen Zeiten zwar neu umgegoſſenen Stücken auf die alte Ueberlieferung der Texte und die Weiſe der Aufführung hindurch, trotz der großen und kleinen Unterbrechungen, die ihre Fortpflanzung erlitt. Das Leiden des dreißigjährigen Krieges mag die Sitte eine Weile ganz vergeſſen gemacht haben. Dann tauchten ſie bald unter Begünſtigung der Geiſtlichen, bald trotz ihrem Widerſtreben da und dort wieder auf, meiſt in pauſenweiſer Aufführung. Das Paſſionsſpiel der Oberammergauer iſt nach und nach aller Welt bekannt geworden[672]); ſeine Wiederholung von zehn zu zehn Jahren wurde erſt 1633 zur Abwehr gegen die Peſt gelobt. So war es in Schiltach an der Kinzig alter Brauch geweſen, der nach den Störungen des dreißigjährigen Krieges aufgefriſcht wurde, (1654), „eine geiſtliche Comödien zu agieren“[673]), wie dieſe Sitte damals auch in andern katholiſchen Theilen des Schwarzwaldes wieder aufgenommen wurde. So wurde ſpäter in Trieben in Oberſteier alle 20 Jahre ein Paradiesſpiel aufgeführt.

Was ſich in Deutſchland aus dem Myſterium bildete, was ſich in dieſer Gattung oder was ſich in größerer Aehnlichkeit mit den Mo-

670) Weimar. Jahrbuch 3, 391.

671) K. J. Schröer, deutſche Weihnachtſpiele aus Ungarn. Wien 1862.

672) Devrient, das Paſſionsſpiel in Oberammergau. 1851. L. Clarus, das Paſſionsſpiel in Oberammergau. Ed. 2. München 1860. H. Holland, die Entwickelung des deutſchen Theaters im Mittelalter und das Ammergauer Paſſionsſpiel. München 1861 und das Ammergauer Paſſionsſpiel 1870. Lampert, das Paſſionsſpiel in Oberammergau. Würzburg 1870.

673) Vgl. Kauſler in der Germ. 12, 206.

ralitäten der Engländer und Franzoſen im 16. Jh. bei uns fortſetzte oder erneute, iſt gegen das Fremde ſo wenig der Rede werth, wie unſere Allegorien. Wie Arioſt auf der Höhe der künſtleriſchen Ritterepopöe, wie Cervantes auf der Spitze der proſaiſchen Ritterromane, wie Lope de Vega als Meiſter der eleganteren Volkskomödie, wie Holberg als Hauptvertreter des dramatiſirten bäueriſchen Schwanks und Shakeſpeare als Koryphäe der geſammten dramatiſchen Kunſt der neuen Zeit erſcheint, ſo ſteht als Vollender des Mirakels und Myſteriums Calderon in ſeinen zwiſchen Erhabenheit und Plattheit, zwiſchen myſtiſchem Scharfſinn und Unklarheit, zwiſchen Werth und Unwerth ſchwankenden Autos ſacramentales. Wir können in keiner Gattung, die ſich innerhalb dieſer Uebergangszeiten von der Ritterpoeſie zu unſerer neueſten hervorthat, mit dem Auslande wetteifern; wir haben faſt überall nur die erſten roheren Anfänge, wir laſſen ſie liegen, wir nehmen ſie, das Fremde nachahmend, mistrauiſch und furchtſam wieder auf, wir werfen dies endlich wieder in einem gewiſſen Grade ab und erreichen mit Benutzung Alles deſſen, was uns die ganze Welt als warnendes oder ermunterndes Beiſpiel hinterließ, das Vorzüglichſte, aber am ſpäteſten. So haben wir Myſterien vor faſt allen anderen Nationen aufzuweiſen, und ſollten wir nicht als ſolche bibliſche Stücke die Klopſtockiſchen, als die letzte Moralität Leſſing's Nathan betrachten dürfen, der ein unvergeßliches Denkmal unſerer Literatur bleiben wird? So haben wir auch Faſtnachtſpiele in ſchriftlicher Ueberlieferung früher als andere Nationen; die Ausbildung des Komiſchen freilich ſind wir uns noch ſchuldig geblieben. Was die grelle Miſchung des Burlesken und Heiligen in den Myſterien angeht, ſo bemerken wir aus der angeführten Reihe von Stücken, daß die des 14. Jhs. nur ungeſchickt behandelte und ſchüchterne Verſuche dazu machten und daß erſt im 15. Jh. bei der Ausbildung des geſonderten dramatiſchen Schwankes die Einmiſchung des Komiſchen häufiger wurde. Auch dieſe Begleitung oder Traveſtie des Heiligen durch und in die Burleske iſt geiſtlichen Urſprungs. In Frankreich war es eine Weih-

nachtsbeluſtigung, daß am Tage der unſchuldigen Kinder (28. Dez.), da die kirchlichen Functionen von Knaben verrichtet wurden, ein Kinder-Biſchof gewählt wurde, aus dem mit der Zeit ein Narrenbiſchof oder Pabſt wurde. Dort gab es auch dem Thiere zu Ehren, das in der Flucht nach Aegypten bei dem Einzug Chriſti in Jeruſalem ſeine Stelle in der heiligen Geſchichte hatte, ein wirkliches Feſt, bei dem ein Eſel[674]) in Chorrock und Mitra mit einer beſonderen liturgiſchen Feier vor den Altar geführt wurde. Schon zu Anfang des 13. Jhs. hatte die Kirche gegen dergleichen prieſterliche Saturnalien und Betheiligung der Geiſtlichen an unehrbaren Spielen und Faſtnachtslarven in der Kirche zu eifern, ohne durchgreifende Erfolge. Dieſe Dinge verbreiteten ſich in Deutſchland wohl nicht weit, aber ſie drangen doch herüber. Im Stift zu Wimpfen war es Anfang des 14. Jhs. Sitte, daß die Prieſter am Tage Johannes des Evangeliſten einen Biſchof aus ſich wählten, was mit der Zeit zu einem Muthwillen ward, indem von den Prieſtern in der Kirche Spiele und Maskeraden aufgeführt und außerhalb der Kirche Geſang und Tanzzüge durch die Straßen begangen wurden. Nach der Erzählung im Eulenſpiegel, wie dieſer als Küſter den Rector eines Faſtnachtsſpiels macht, und die Rollen des Engels und der Marien der Pfaffenköchin und den drei dümmſten Bauern zutheilt, trat da ein grobes Faſchingsſpiel an die Stelle der heiligen Functionen. Dergleichen zu erfinden mußte man doch dergleichen geſehen haben. Nach der Art von Naturaliſtik die die Signatur aller Kunſtfertigkeit jener Zeiten war, wurde in den Weihnachts- und Oſterſpielen alles Profane, was in die heilige Geſchichte hereinſpielt, im grellſten Contraſte zu den heiligen Gegenſtänden der Myſterien ausgebildet: wie denn ſelbſt in dem einfachſten Theil des Gottesdienſtes die Oſtermärchen der Prediger ein Ausdruck des ſchroffſten Gegenſatzbedürfniſſes waren, die in den ſaftigen Geſchlechtern jener Zeiten gegen die tragiſchen Eindrücke des Charfreitags reagirten. Die Teufels-Scenen

674) [Vielmehr wohl ein als Eſel verkleideter Geiſtlicher.]

gehörten zu dem Urſprünglichſten der noch ſcheuen Komik; die groteske Erſcheinung des Teufels, die Satyrmaske, die eine Miſchung von Grauen und Kitzel hervorrief, war die urſprünglichſte Geſtalt der neueren Caricatur, ehe ihm der Narr Concurrenz machte. Im Weihnachtsſpiel die Geſtalten der Hirten und der drei Könige mit dem Mohren darunter, im Oſterſpiele das Weltkind Maria Magdalena, der Salbenkrämer mit Weib und Knecht, der zum Marktſchreier geſtempelt ward, Judas und die Juden, Pilatus und die römiſchen Grabwächter, Petrus und ſein Schwadronir-Hieb auf Malchus' Ohr, das Alles ward mit Begierde in dem Stil des Poſſenſpiels dargeſtellt, darin Prügeleien und Schimpfereien gewöhnlich die beſte Würze waren, und ſelbſt die Mishandlung und Geiſſelung Chriſti ward gleichfalls wie in dem Egerer Frohnleichnamsſpiel (oben S. 586), wo die Juden mit Chriſtus Putzbirn und Kopf auf ins Licht (Bartraufen mit verbundenen Augen) ſpielen, in einer Weiſe dargeſtellt, die auf komiſche Wirkung zielt.

So floſſen in bunter Miſchung Heilig-Ernſtes und Schwankhaft-Luſtiges in dieſen Dramen in einander: denn jedes Feſt theilt ſich gerne in heilige und heitere Theile in unmittelbarer Folge ab, wie es die Natur verlangt, wie wir es noch an allen unſern doppelten Feiertagen im Kleinen, und an der katholiſchen Oſterfeier im Großen beobachten. Markt und Meſſe mit all ihren natürlichen und gekünſtelten Unterhaltungen neben der Kirche gab zu der ernſten Feier das komiſche Zwiſchenſpiel ſchon in der Wirklichkeit. Trotz der gemeinſamen und weit ergoſſenen Quelle nun, aus der dieſe Verbindung von Myſterium und Poſſenſpiel ſtammt, blieb doch in Deutſchland, wo man Alles ernſt und gewiſſenhaft nahm, was unſere fränkiſchen Nachbarn leicht und locker nahmen, ein gewiſſes Maß beobachtet, ſelbſt wenn es nur aus Unfähigkeit der Verfaſſer kommt; wie denn ſelbſt die Feſte bei uns einen weniger burlesken Charakter trugen. Schoben wir doch ſelbſt die Faſtnachtsſpäße und die ſtehenden komiſchen Figuren im Luſtſpiele nach Köln und nach Wien, in eben die Grenz-

länder, welche die ersten Narren aufstellten und den letzten Narrenorden festhielten, welche das Groteske und Burleske in unserer Literatur fast im ausschließlichen Besitze haben, nach jenem ganz eigenen Streben, mit dem wir jedes Scharfe auch in den Verfassungsformen des Staates, in den religiösen Secten und in Allem immer an die Grenze oder gar über die Grenze rückten. Welch eine ernsthafte Wendung gaben nicht lateinische und deutsche Priester bei uns der Fastenpredigt! Und obgleich manche Eiferer heftig gegen die Fastnachtswuth in Deutschland schrieben, wie harmlos sieht doch wieder ein Agricola auf diese Fröhlichkeiten hin, und meint, es gebühre dem Most um St. Burchard oder der Gans um St. Martin so gut eine fröhliche Ehre, wie den Heiligen eine ernste Verehrung! In Straßburg konnten Geiler's Predigten der lustigen Kirchweihfeier innerhalb der Kirche ein Ende machen! Wie bald ermäßigte Luther's duldsame Erklärung gegen die Fastenmaskeraden ihren Mißbrauch! Wie schnell gelang es Osiander, den Uebermuth bei dem Nürnberger Schönbartlaufen zu dämpfen! Unsere ganze Natur liebt die barocke Mischung von Scherz und Ernst wenig. Wir haben auch den Geschmack der Südländer, den Eindruck des Trauerspiels mit der Posse zu unterbrechen oder am Schluß zu vertreiben, wenig getheilt; wir trennten auch sehr frühe das Fastnachtspiel selbständig ab.

Der groteske Geschmack dieses aristophanischen Zeitalters erklärt mehr als irgend etwas sonst die Entstehung der dramatischen Form, auch ohne Vorbild des Antiken, aus dem Leben selbst. Es ist nichts so sehr seiner Natur nach *subjectiv*, wie das Lächerliche. Wir sind dabei stets mit unserer Persönlichkeit thätig, und es gab Philosophen, die den Grund alles Lächerlichen nur in dem Stolze fanden, den wir bei Vergleichung unserer Vorzüge mit fremder Häßlichkeit oder Thorheit empfinden. Nichts ist auch seiner Natur nach so *gegenwärtig*, wie das Komische. Ueberlieferte Späße sind nur in Erneuung und Verjüngung schön; Dauer und Wiederholung vernichtet jeden Scherz; die Erinnerung schwächt ihn. Wir lachen ferner nur über

das, was wir kennen, was uns lebendig umgibt; das Luſtſpiel kann ſich unter Ungebildeten nicht mit fremden Sitten beſchäftigen; es iſt daher das natürliche Erzeugniß einer Zeit, die ganz auf ſich ſelbſt gerichtet iſt, und die ihre Laſter als Thorheiten zu belachen geneigter iſt, denn als Todſünden zu verfluchen. Das aufkommende Poſſenſpiel mußte daher auch nothwendig die lateiniſche Sprache aus dem Schauſpiel verdrängen, denn der loſe Scherz, der darin herrſchte, war nicht für die Gelehrten von römiſcher Ehrenfeſtigkeit berechnet, ſondern für die Maſſe. Nichts iſt ferner in ſeinen erſten Anfängen ſo *plaſtiſch* wie das Komiſche. Körperliche Gebrechen und Auswüchſe, Häßlichkeiten, die nicht von Schmerz begleitet ſind, ſind die erſten Gegenſtände, die uns die Natur ſelbſt zum Lachen darbietet; ihre Nachahmung, die übertriebene Nachäffung von Gebärden und Geſichtern, die Caricatur, das Groteske iſt der erſte Verſuch, das Komiſche in die Kunſt überzuführen. Bei allen Schwänken und Poſſenſpielen dieſer Zeit dürfen wir darum nie vergeſſen, die äußerſte Entſtellung und Verzerrung in den dargeſtellten Figuren hinzuzudenken, um die Wirkung, die dieſe oft witz- und geiſtloſen Dinge machten, errathen zu können. Es iſt endlich nichts ſo dialogiſch, ſo *dramatiſch* von Natur, wie das Komiſche. Wer Spaß macht, muß Spaß ertragen; wer zum Narren hält, muß ſich wieder zum Narren halten laſſen; und ganz recht ſagt Falſtaff, er ſei nicht allein ſelbſt witzig, ſondern auch die Urſache, daß es andere Leute werden. Das Komiſche hat daher die Geſprächsform ſeit ewigen Zeiten geliebt, die feine Ironie des Plato wie die ſo verſchiedene Satire des Lucian und des Horaz; und ſogar die lateiniſchen Gedichte vom Wolf und Fuchs häufen allen Witz auf die Unterredung.

Das Komiſche[675], das im Gegenſätzlichen ſein ganzes Weſen hat, bildete ſich ſchon innerhalb der erſten Ritterepen und innerhalb der feierlichen Myſterien im Gegenſatz gegen dieſe ſelbſt. Sobald es

675) Vgl. K. Weinhold, über das Komiſche im altdeutſchen Schauſpiel, in Goſche's Jahrbuch für Litteraturgeſchichte 1, 1—41.

ſich dramatiſch geſtaltet ſelbſtändig abſchied, erſcheint es in einem gleichmäßigen Gegenſatze gegen das Epos und das Trauerſpiel. Das Epos ruht auf Ueberlieferung, das Luſtſpiel auf der Gegenwart; jenes wird durch jene ſeine Quelle ideal, dieſes durch die ſeinige materiell; im Epos kam Alles darauf an, daß der Dichter ſeinen idealen Stoffen Wahrheit gab, im Luſtſpiele iſt wie in der Satire die Hauptſache, daß ein idealer Hintergrund gewonnen wird. Es ſteht aus Leben und Wirklichkeit auf, es hält dieſe in ſeinen Anfängen vergröbernd feſt, es freut ſich in dieſem an und für ſich rein unpoetiſchen Elemente, mit dem die Phantaſie, des Dichters wirkende Kraft, kaum etwas zu thun haben kann; und wirklich haben auch ſonſt ganz unpoetiſche Nationen ſich in dieſem Gebiete nicht ohne Glück verſucht. Ernſte Menſchen haben daher das eigentliche Poſſenſpiel von jeher gerne verworfen, und es kann allerdings nur einen moraliſchen Werth, und auch dieſen nur haben, wo es in Zeiten trifft, in denen es einer übertriebenen Verſtiegenheit in Religion und Literatur ein Gegengewicht halten, und aus Verirrungen in der Welt der Träume in die Wirklichkeit herabreißen will. In ſolch einer Zeit ſtehen wir jetzt, und wir erkennen, daß ſich das Poſſenſpiel mit ſeinen närriſchen Figuren ganz natürlich auf dem Grunde jener Volksnarren und Schwänke aufbaute und ebenſo den Myſterien gegenüberſteht, wie die Oſtermärchen dem gelehrten Sermon der Lateiner. Nachdem es im Bunde mit Satire, Pasquill und Schwank die Dichtung und die Sprache alles Reizes und aller Würde entkleidet hatte, nachdem es bis ins Tiefſte in alle Zuſtände der gemeinſten Wirklichkeit ſich herabgelaſſen hatte, fühlte man nachher erſchreckt die Gemeinheit der Literatur und des Lebens, und ſprang in der Mitte des 16. Jhs. wieder auf die Stoffe aus der altritterlichen und heroiſchen Zeit zurück und geſtaltete aus ihnen das Trauerſpiel, deſſen Eigenheit es iſt, daß es uns in einer unpoetiſchen Gegenwart die großen Bilder der Vergangenheit vorführt; denn ſo wenig das Luſtſpiel einen Gegenſtand der Vergangenheit, ſo wenig trägt das Trauerſpiel einen Stoff der Gegenwart. Auch hier alſo

müſſen wir geſchichtlich dieſe derben Poſſen neben ihren Gegenſätzen ſehen, um ſie erträglich zu finden; als dichteriſche Erzeugniſſe tragen ſie nicht dies Gegenſätzliche in ſich, wie ſie ſollten. Es gehörte durchaus nordiſche Sitte dazu, das rein Bäuriſche und Unſchickliche auf die Länge in irgend einem Zweige zu ertragen. Die Italiener haben wohl auch in jenen derben Zeiten Bauernſtücke in Bauernſprache, ſie haben die Tancia des jungen Buonarotti gehabt, allein man würde jetzt dazu keine Schauſpieler mehr finden. In Deutſchland aber haben wir Holbergiſche Schauſpiele mit der rechten Entfernung von aller theatraliſchen Manier aufführen ſehen, und in Weimar mochte man dem Begriff eines Hans Sachſiſchen Faſtnachtsſpiels auf der Bühne nahe gekommen ſein. Das ſüdliche Luſtſpiel wagte ſich ſpäter nicht mehr tiefer als zum Bedienten; in der Idylle ſprang man zu jenen empfindſamen Schäfern einer anderen Welt über, während uns der Maler Müller noch ſpät im wahren Bauernkreiſe hielt, und dieſen Gegenſatz gaben wir ſchon ganz frühe bei dem groben idylliſchen Liede der öſterreichiſchen und ſchweizeriſchen Dichter an. Die Komödie hängt wie das Thiergedicht mit den unterſten Ständen ihrer Natur nach zuſammen und hält ſich mehr oder minder in dieſem Kreiſe, je nach der bürgerlichen Freiheit der Völker. Sie ward in Italien und überhaupt im Süden ſo künſtleriſch, ſo flach, und hing ſich ſo an Knoten und Intrigue, wie auch die Thiererzählung dort in gar keinen Vergleich mit dem nordiſchen Reinhart Fuchs kommt; ihr innerer Werth in Athen ſank mit dem feineren Geſchmack, wie der der römiſchen, als der Plautiniſche Witz dem Horaz zu plump ward. In Frankreich und Spanien richtete man das Luſtſpiel für die feinere Geſellſchaft zu, wie es gehen wollte, Deutſchland verſchmähte es lieber überhaupt viel zu pflegen, ſo lange ihm nicht der Boden gegeben war, auf dem es gedeihliche Früchte verſprechen konnte. Bei den gährenden Freiheitsideen um die Reformationszeit war der Boden ſo ungünſtig nicht; allein im 15. Jh. hatten unſere Faſtnachtsſpiele noch gar ſo viel mit den Anfängen zu kämpfen; ſpäter löſten ſie ſich gleichſam in

Gespräche auf, da sie alles Bestreben nach einem Kunstwerth gegen das nach augenblicklicher Wirksamkeit aufgaben. Eine gewisse Anlage aber ist selbst in den rohen Stücken des Rosenblüt, Hans Folz und Hans Sachs nicht einen Augenblick zu verkennen.

Unsere Possenspiele des 15. Jhs. sind jetzt von A. Keller vollständig in Einer Sammlung [676]) zusammengestellt worden: sie zeigen diese Gattung bei uns allerdings noch in roheren Anfängen als die Sotheiten und Börden in den Niederlanden im 14. Jh. waren. Oft nicht ohne eine gute und ernstere innere Bedeutung sind sie doch durchschnittlich aus der tollsten Laune geflossen und auf die derbste Lachlust berechnet durch das Verkehren alles Schicklichen; die Unanständigkeit ist die Seele dieser Stücke, wie sie die Ehre der Fastnacht ist, die der Quell und Ursprung dieses neueren Lustspiels war, wie die Bacchusfeste und phallischen Gesänge für das des Alterthums. In ausdrücklichen Stücken dieses Schlages selbst wurde das Recht der Fasten und der Fastnacht gegen einander abgewogen; es wird befunden, das Kopfhängen der ersteren und das Toben der anderen solle nicht gegenseitig übergreifen, jedem soll seine Ehre bleiben. Unter den fastnächtlichen Ehren aber standen neben den allgemeinen Mummereien diese drolligen Aufführungen mit ihrem unermeßlich groben Inhalte obenan. Freiwillig wie die ersten Komödienspieler des Alterthums, sammelten sich wenige Leute (eigentliche Meistersänger gaben sich erst später, in Augsburg seit 1540, dazu her), zogen in das Haus eines Bekannten und spielten ihm etwas vor, das seine freigebige Laune so zu steigern geeignet sein mußte, daß den Spielern, wie im Alterthum ein Faß Wein oder ein Bock zum Opferschmause, eine gastliche Bewirthung zu Theil ward. Ein Vorlaufer (praecursor), ein

676) Fastnachtspiele. Bibliothek des litt. Vereins Nr. 28—30. Stuttg. 1853 und Nachlese Nr. 46. 1858. Das Fastnachtspiel entstand sicherlich erst im 15. Jh.; Keller, Nachlese 291 theilt ein Gedicht von 1356 mit, worin ausdrücklich von den Fastnachtthorheiten die Rede ist, „dem Abgott der Welt", wo es nahe gelegen hätte die Spiele zu erwähnen, wenn sie üblich waren.

Aus- oder Einſchreier, oder Herold, hält um Platz und Ruhe an, um das Beſeitigen von Tiſchen, Bänken, Hunden; ſie ſpielten dann ihr Stück auf in einer plump bäuriſchen Manier; zum Schluſſe ſchlagen Pauker und Pfeifer zum Reien auf oder es wird ein Urlaub oder „Geſegeureim" geſprochen, und um Entſchuldigung gebeten, falls man zu grob geſponnen oder gehobelt habe. Man iſt geſtändig, daß, wer am Charfreitag treiben wollte was um Faſtnacht erlaubt iſt, mit Kammerlauge gewaſchen werden müſſe; aber man drohte dafür auch den, der jetzt nicht fröhlich ſein wollte, zu „Dummbach" in den Bann verkünden zu laſſen. Die Zoten und Unflätigkeiten, die man ſich dann erlaubte, reichen wohl an Alles, was der Art in unſerer Literatur ſich vorfindet, und vergleichen ſich den älteſten italieniſchen Farcen, worin das über alle Begriffe geht.

Formell iſt oft noch kaum das Schauſpiel zu erkennen; an Handlungen iſt in den meiſten Faſtnachtſpielen nicht zu denken. Roſenblüt nennt noch z. B. ein verirendes Ausſchreiben zu einem großen Turnier- und Hochzeitsfeſte des Königs von England, oder eine kurze Zote von nur Einer Seite Länge, oder eine Reihe gegenſeitiger Klagen der verſchiedenen Stände Faſtnachtsſpiele. Wie in dieſem Falle, ſo ſind es ſehr häufig nur kurze humoriſtiſche Satiren auf Menſchen- und Standeseigenſchaften; in Schnurren und Derbheiten ſich überbietend ſagen dann etwa eine Reihe Pfaffenknechte ihre Faulheiten vor, Ritterihre Feigheit, Buhler ihre Abenteuer, Aerzte ihre Künſte, Aufſchneider ihre Lügen, Bewerber ihre Vorzüge, Büßende die nach „Makökenland" wallfahren, ihre Sünden; es ſind dies „Narrenweiſen", die eine Reihe von Thorheiten an das Narrenſeil aufziehen. Von der gleichen Einfachheit ſind die Verkaufſpiele, Marktſcenen gleichſam, wo Käufer etwa die feiltragenden Weiber mit verſteckten Unfeinheiten nach dem Preiſe ihrer Linſen, Feigen und anderer Früchte fragen. Bearbeitete Schwänke mit einem Knoten, wie etwa jene Prüfungsſtücke aus den alten britiſchen Romanen von Artur's Krone, Lunetens Mantel, das Trinkhorn, das jeden Hahnrei begießt, u. dergl. ſind ſelten.

Kupplergeſchichten, Buhlerſchmurren, Eheſkandale ſind die Hauptwürze, wie in den Schwänken; die Satiren auf die „Siemänner", die Liebes- und Eheuarren, die Mönche und Weiber und auf alle Berufsklaſſen, werden zur höchſten Spitze getrieben hier wie dort; hier wie dort ſind die „Bauernſpiele" das derbſte und charakteriſtiſchſte von Allem [677]; die Unglaublichkeit und Unglücklichkeit der Mißehen wird hier derbiſirt von den Streichen, die den Bauern von muthwilligen Freiharten geſpielt werden und die ſie ſelbſt dann in Dummheit weiter ſpinnen. Vieles darunter trägt alle Zeichen der unmittelbarſten Nachahmung der Wirklichkeit: wie wenn Bauern einen Wetttanz um einen Hahn halten und in Rauferei gerathen, wenn Charlatanerien und Apothekerſcenen der Gegenſtand ſind. Hier und da beſteht der Witz weſentlich in Verſpottung des Ritterſtandes, in Parodie des zarten Minnedienſtes, in Perſiflage des geiſtigen und aſcetiſchen Lebens. Keine Form iſt aber in dem Schauſpiel der erſten Zeiten häufiger, als die Prozeßform. Eine große Reihe der Poſſenſpiele des 15. Jhs. reiht ſich unter dieſe Form ein; es ſind mit die beſten und ausgeführteſten Stücke, die hineinfallen. Das ſchweizeriſche Stück von dem klugen Knecht (bei Keller N. 107) iſt dieſer letzten Art: die Geſchichte von einem Ehemann, der ſeiner Frau ihr verborgenes Geld ſtiehlt, wofür ihm der Knecht Tuch kaufen ſoll, der dann Herrn und Kaufmann um Geld und Tuch, und ſeinen Fürſprecher, der ihm durchhilft um ſeinen Lohn betrügt: ein Stoff, der ſich mit der franzöſiſchen Farce von Meiſter Pathelin berührt, den H. Sachs und M. Gregor Wagner (Komödie, wie Untreue ihren eigenen Herrn ſchlägt. Frankf. a. O. 1547) überſetzten und noch Weiſe in ſeiner Grundlage benutzte. Weitbeliebt und verbreitet war auch ein Faſtnachtſpiel von Rumpolt und Marecht [678], das ausdrücklich „ein Recht" heißt, worin ein Rechtshandel in aller Form vor Official und Sachtreibern, die unter ſich lateiniſch reden, durchgeführt iſt. Die gleiche Form, den ähnlichen

677) Vgl. das Faſtnachtſpiel von Conz Zwerg, Nachleſe 123, wohl 16. Jh.
678) Keller N. 115. Nachleſe N. 130. Pichler l. l. p. 70.

verſöhnlichen Ausgang, den ausgebildeteren Dialog hat auch das dem 16. Jh. angehörige Spiel von Elsli Trag den Knaben (N. 110), und den ähnlichen Inhalt: die Klage eines gefallenen Mädchens über den wortbrüchigen Verführer. Auch außer den Faſtnachtſpielen aber, auch im Schauſpiel überhaupt, auch in anderen Werken ward dieſe Form des Prozeſſes damals allgemein beliebt und blieb es noch lange Zeit. Man weiß, welch ein ungemein geſchätztes Buch der Belial war. Wir erinnern uns, daß die Allegorien meiſt ſolche Klag- und Prozeßſtücke waren, wie die Mohrin oder der Pfennig, und daß ſie zum Theile der Schauſpielform außerordentlich nahe kamen. Ein Faſtnachtſpiel ſtellt unter dem Namen Tanawäſche die Epidemie von 1414 perſönlich dar, der nach dem Prozeß der Kopf abgeſchlagen wird. Der Prozeß des Sommers und Winters, die Klage des Knechtes Rupert gegen die Kinder, alſo jene altfeſtlichen Aufführungen, die wir als die früheſten dramatiſchen Handlungen anſehen können, gehören hierher. Komiſche Rechtsfälle waren ſo vielfach, erinnerten wir ſchon oben, die Stoffe der Schwänke; die alte Komödie des Ariſtophanes dreht ſich mehrmals um einen Prozeß; der Wartburgkrieg, Theophilus, jene Klage des Ackermann's von Böhmen gegen den Tod, die Gott ſelber ſcheidet, alle ſind ſolche Prozeſſe; die Lieblingsſtücke aus der römiſchen Geſchichte, Lucretia und Virginia nicht anders; aus der Bibel, Haman, Hiob; ein Vorſpiel der Marienklage „ein Recht daß Chriſtus ſtirbt" (Pichler p. 66) iſt ein Prozeß durch vier Inſtanzen; das erſte Stück des Hans Sachs, der Venusberg, iſt ein ſolcher Handel, mehr noch eine Allegorie als ein Spiel; die ſo beliebten Urtheile des Paris, die Wettſtreite der Götter gleichfalls; die engliſchen und franzöſiſchen Moralitäten ſind oft nichts als Prozeſſe, gammer gortons needle eben ſo. Der Prozeß wider der Königin Podagra Tyrannei bei Jakob Ayrer könnte als Vertreter von allem dieſem Einzelnen angeſehen werden, ſo ſehr wird da das gerichtliche Verfahren in beſter Form beobachtet. Dieſe Erſcheinung zu erklären iſt aus vielen Geſichtspuncten möglich. Der Prozeß, wie der Markt und Handel,

jener durch seine Feierlichkeit noch mehr, sind die natürlichsten Vorbilder des Schauspiels im Leben selbst. In den Zeiten, wo sich das Drama ausbildete, war gerade der Juristenstand im schönsten Aufkommen; gerade in den Städten, wo das Schauspiel zuerst gepflegt ward, war ihr Einfluß und Ansehen am früheſten bedeutend, sie mischten sich in Alles und auch in die Literatur, und wir dürfen sie vielleicht zu diesem Zweige in einem Verhältnisse sehen, wie die Aerzte zu den närrischen natürlichen Philosophen und ihrem Gegensatze, den Astrologen, und den Poesien, die Beide vertreten. In Paris waren die Cleres de Bazoche lauter Juristen und diese standen, im Gegensatze zu der Passionsbrüderschaft, dem Possenspiele vor. Was aber wichtiger ist, die ganze Zeit mühte sich mit dem Gedanken über die Schuld der Ureltern, über die große Prozeßsache Adam's und Eva's, über das unerbittliche jüngste Gericht ab; das Schauspiel lehnte sich mit seinen Anfängen gerade an das Fest, an dem Christus sein großes Gegengewicht gegen die Klage des Erzfeindes in die Schale gelegt hatte. Der Prozeß von Adam und Eva ist daher einer der gemeinsten Stoffe der Mysterien oder Moralitäten. Ein Leben der Susanna (Nachlese N. 129) ist eine dramatisirte Erzählung, deren Weisungen alle in der Vergangenheit lauten, von einem Gerichtshandel. Die parodirenden Fastnachtsspiele parodirten auch die Form.

Die ausgeführteren Fastnachtspiele der letztgenannten Art, die schon gebildetere Verfasser verrathen, und jene anderen, die eine gewisse Handlung haben wie (N. 17) der alte Schwank von dem geritteneu Aristoteles, oder jene, die schon einen theatralischen Apparat erfordern, wie (N. 20) der Herzog von Burgund, in dem ein feuerspeiender Drache, ein Glücksrad, eine Schweinemutter vorkommen, sind übrigens die seltneren. Das größeste in unserer Sammlung ist das Neidhardspiel (N. 53), das wie die Passionen von vielen Personen vor dem Volke aufgeführt war; es ist wie das größte auch das reichste dieser Stücke, in zwei Theile getheilt, in die Geschichten vom Neidhard mit dem Veilchen und von Friderunens Spiegel, die

durch ein Teufelsſpiel getrennt ſind; die Scenen wechſeln zwiſchen Hof und Dorf, die Gegenſätze des Ritter- und Bauernthums, wo dort Gawan und Parzival, und hier die Figuren des alten Neidhard mitſpielen, ſind mit derber Schärfe gezeichnet. Wenige Stücke laufen ferner als Faſtnachtſpiele mit unter, die wie (N. 68) das Endchriſtſpiel und (N. 106) Kaiſer Konſtantinus von ernſt religiöſem Inhalte ſind; in ihnen blickt der Judenhaß ſtark vor, den die nahende Paſſionszeit aufregte.

Dieſe Anfänge unſeres Luſtſpiels liegen faſt allein in Nürnberg, das wegen ſeiner Faſtnachtherrlichkeit lang und weit berühmt oder berüchtigt war. Wenige Stücke unſerer Sammlung weiſen nach Tirol, nach der Schweiz, nach Niederdeutſchland (wie N. 121 von Nicol. Mercatoris). Die faſt einzigen Männer, die außer dieſem als Verfaſſer von Faſtnachtſpielen im 15. Jh. mit Namen genannt werden, ſind Roſenblüt und Hans Folz in Nürnberg, wo ſpäter die Hans Sachs, Probſt und Ayrer den Kern des Schauſpiels im 16. Jh. zu bilden fortfuhren. Dem Roſenblüt werden in den verſchiedenen Handſchriften gewiß mit Recht eine größere Anzahl dieſer Stücke zugeſchrieben, worüber wir auf Keller verweiſen; die ganze Gattung läßt ſich aus ſeinem einzelnen Antheile vollſtändig charakteriſiren. Ihm folgte Hans Folz[679] auf dem Fuße; ſeine Sachen leſen ſich, doch nur theilweiſe, etwas planer und ſind namentlich im Reime nicht ſo vernachläſſigt wie Roſenblüt's. Er war Barbier, und ſoll eine Druckerei beſeſſen und ſeine eigenen Werke gedruckt haben; als ſein Geburtsort wird Worms genannt, in dem Wiederdruck ſeines (1474 verfaßten) Kargenſpiegels von 1534 (Nürnberg). Dieſen Spruch zogen die Evangeliſchen im 16. Jh. hervor, als das Werk eines jener ſeltenen Männer, die mitten im Pabſtthum ihren Glauben auf Chriſtum und nicht auf Menſchenwerk geſtellt; und wirklich ſpricht aus dem Gedichte

679) Proben ſeiner Dichtung und nähere Nachweiſungen über ſeine Werkchen ſ. bei Keller p. 1195 ff. Einen Meiſtergeſang von ihm theilt Keller, Nachleſe 310 ff. mit.

ein schlichtsinniger schriftbewanderter Mann, der schon damals der Messen und Stiftungen spottet, mit denen der reiche Sünder seine Seele gut zu „besachen" meine. Gegen die Denkweise, die sich hier ausdrückt, sticht dann freilich wieder Anderes sehr ab, wo Folz seinem Judenhasse (wie in dem Fastnachtspiele von der alten und neuen Ehe, bei Keller N. 1) Lauf läßt, oder den Hussitischen Glauben (die böhmische Irrung, 1483) als Einflüsterung des Judas darstellt. Folz läßt sich übrigens viel seltener als Rosenblüt auf die Dinge der öffentlichen Welt ein, man müßte denn die frommen Wünsche für Reich und Kirche dahin rechnen wollen am Schlusse seines Spruchs vom „Ursprung des römischen Reichs" (1480; bei Keller p. 1302), dessen Anfang die Form der Allegorien trägt, dessen Mitte aber trockene Geschichtreimerei ist. Wie ihn sein Handwerk von der Stellung Rosenblüt's unterscheidet, so ist auch seine Dichtung und Sittenlehre mehr häuslich wie die des Hans Sachs auf das Privatleben gerichtet. Ein sittlicher Ernst durchzieht auch Folzens Schriften und steigert sich hier und da bis zu drakonischer Strenge. Seinen Schwänken ist dieser Geist freilich theilweise kaum abzusehen, er erscheint darin mehr als Andere als ein wahrer Dichter des Unflats. Eigenthümlich wie dem Rosenblüt die Liebhaberei an der Priamel scheint ihm in seinen Sprüchen und Schwänken die Neigung, verschiedener Menschen Art und Weise in dem plumpen Stile der Zeit zu charakterisiren, bald verschiedene Stände (in Form einer Predigt), bald einen Liebesüchtigen, bald einen Spieler, Trunkenbold, Charlatan, bald die schämigen und frechen Frauen. Eine Gattung von Neujahrs-Sprüchen, Klopfan[680]) genannt, dient bei ihm dieser Neigung ausschließlich: der Dichter fordert darin Leute verschiedenen Charakters auf anzuklopfen, und gibt ihnen dann Bescheid nach Verdienst: der Allerliebsten einen frommen Neu-

680) Fast abenteuerlich Klopffan auff allerley art. Nürnb. bei K. Hergotin. Beispiele bei Keller p. 1355. O. Schade im Weimarischen Jahrbuch II, 1 hat durch eine weitere Zusammenstellung der betreffenden Stücke aufklärendes Licht auf diese Gattung geworfen, und auf die Volksbräuche, besonders in Süddeutschland, um die Weihnacht- und Neujahrszeit in denen sie wurzelt.

jahrwunſch, dem „Schweinsohr“ und anderen ſeiner Antipathien einen greulichen Empfang von Schmähungen. Solche Charakterzeichnungen leiten dann zum Faſtnachtſpiele ganz unmittelbar über. Wir haben deren, die Folzens Namen tragen, kaum ſieben bis acht, darunter das Spiel von Salomon und Markolph; die kleineren ſind alle des gleichen einfachen karrikirten Schlags wie die Roſenblütiſchen.

Mit dem 16. Jh., beim Annahen und Ausbruch der Reformation fängt ſich der dramatiſche Faſtnachtſchwank an zu verändern und wird ſelbſt unterbrochen. Die Zeit nahm plötzlich ernſtere Züge an, und ſeltſam ſind von den Schnurren des 15. Jhs. z. B. die Stücke verſchieden, die im Anfang des 16. der Baſeler Drucker Pamphil Gengenbach[681]) (1512—23) von ehrbaren Bürgern daſelbſt aufführen ließ. Er hat in ſtrophiſcher Erzählung einen Betrug und Schwank dreier Geſellen in Berlin und die Geſchichte von fünf Juden vorgetragen, die das Bild der Maria beſchimpften, deren Verehrer er noch war wie Sebaſtian Brant, deſſen Ton ſich vielfach bei ihm heraushört, an den er ſich in den noch zu erwähnenden Stücken unmittelbar anlehnt. In dialogiſcher Form ſind zwei politiſche Stücke von ihm: eines (1513) „der welſch Fluß“, das ſich auf die Verhältniſſe Karls VIII. und Ludwigs XII. zu Italien bezieht; ein zweites „der alt Eydgnoß“ (1514), eine ſtrophiſche Ermahnung an die Schweizer ſich in die Händel der Fürſten nicht zu miſchen, läuft in eine Reihe von Aeußerungen oder Rathſchlägen hinaus. Ein drittes, „der Bundtſchu“ (1514), eine proſaiſche Erzählung vom Urſprung des Bundtſchuhs, der ein Gedicht vorausgeht, das bürgerlichen Gehorſam empfiehlt. Seine zwiſchen 1515—17 aufgeführten Faſtnachtſpiele, die 10 Alter dieſer Welt (oder vielmehr der Menſchen), der Nollhart oder der Waldbruder (die Prophetien St. Methodii und Nollhardi) und der Buhler Gauchmatte (wider Ehebruch und Unkeuſchheit) ſind, obwohl ſpäter, faſt einfacher als die einfachſten früheren; wie in dem

681) Pamphilus Gengenbach von K. Goedeke. Hannover 1855.

pageant von den neun worthies bei Shakeſpeare, wie noch in dem Spiel unſeres gekrönten Poeten Caspar Bruſchius von den ſieben Weiſen Griechenlands (1555) ſprechen die auftretenden Figuren nur ihre Sprüche und treten dann ab; in den zehn Altern ziehen die Menſchenalter, in dem Rollhart die verſchiedenen Stände kurz charakteriſirt nur vorüber, um von einem Waldbruder dort Lehren, hier Weiſſagungen hinzunehmen. Obwohl zu Faſtnacht geſpielt tragen ſie wie ſein kurzes Geſprächſpiel „die Todtenfreſſer" all einen tiefernſten Charakter und entbehren aller komiſchen Färbung. Er erſcheint in ſeiner Polemik gegen Pabſt, beziehungsweiſe Rom als ein Vorläufer Mendels und Luthers, als ein Mann der Reformation, in deren Dienſt er auch 3 proſaiſche Stücke, der Pfaffenſpiegel, Laienſpiegel und der evangeliſch Bürger, verfaßte und druckte. Mit dieſen Stücken beginnt das confeſſionelle Streitſpiel und das Lucianiſche Geſpräch die harmloſe Luſt der früheren Faſtnachtſpiele eine Zeitlang zu verdrängen, und erſt als die Reformation ſich feſtgeſetzt hatte, nahm Hans Sachs den alten Stil ſeiner Landsleute in dieſer Gattung wieder auf und legte zugleich Hand an größere, regelmäßigere und ernſte Stücke an. Dazu haben ihm die terenziſchen Stücke und noch näher die scenica progymnasmata (der Henno) des Reuchlin den Anlaß gegeben. Erſt ſeit der Ueberſetzung des Terenz treffen wir in Deutſchland ordentlich in Acte und Scenen abgetheilte Stücke.

Die Einführung des antiken Luſtſpiels ward in Deutſchland mit größrer Innigkeit betrieben, als irgendwo ſonſt. Die Stücke der Hroswitha, die durch Celtes (1501) bekannt wurden, mußten die Humaniſten zur Lectüre des Terenz nicht nur, ſondern auch zur Nachahmung auffordern. Celtes ſelbſt war darin nicht glücklich. Das andere Stück des Reuchlin aber[682]), das ſchon früher (1497) in Heidelberg in dem Hauſe des berühmten Johann Kämmerer von Dalberg war aufgeführt worden, iſt ganz vortrefflich für die Vermittlung des Alten und

682) Abgedruckt im zweiten Band von Gottſched's nöthigem Vorrath ꝛc.

Neuen, denn es behandelt in der klaſſiſchen Form und Regelmäßigkeit einen neuen und beliebten Poſſenſtoff im ächten Volksgeſchmack der Zeit. Das Faſtnachtſpiel iſt hier in dem lateiniſchen Werke des Gelehrten ſo gehoben wie der Schwank in Bebel's Facetien. Denn auch die gelehrten Kreiſe waren von dem burlesken Hange des Jahrhunderts angeſteckt und übten Witz und Humor in aller Weiſe. Auf verſchiedenen deutſchen Univerſitäten gab es z. B. Einmal im Jahre ſogenannte Quodlibetsdisputationen, in die ſcherzhafte und ſatiriſche Zwiſchen- und Schlußreden verwebt wurden, in denen ſich der freieſte Witz ergoß, eine Sitte, die auf die Schärfung der Geiſter, die Freiheit des Blicks, die Erkenntniß der Zeitgebrechen von großem Einfluß ſein mußte. Daher kann die genaue Kenntniß des Volkslebens und die Verſetzung in die Sphären der unterſten Stände bei Bebel und Reuchlin nicht verwundern. In dem Freundeskreiſe von Seb. Brant, der den Henno in ſeinen lateiniſchen Gedichten (1498) abdrucken ließ, galt Reuchlin als der Urheber des deutſchen Dramas um dieſer Arbeit willen. Auch ſpäter haben Locher, Hegendorf u. A. verſucht, in lateiniſchen Stücken das Deutſche und Antike ſich die Hand reichen zu laſſen, allein mit weit geringerem Glücke. Schon vor Reuchlin dagegen hatte man angefangen, auf Schulen und Univerſitäten lateiniſche Komödien aufführen zu laſſen, um die Schüler im Converſationslatein zu üben, und in demſelben Jahre 1497 wurden in Augsburg dergleichen ausdrücklich zu dieſem Zwecke gedruckt und von der Jugend dargeſtellt[683]. Auf allen Schulen intereſſirten ſich ſeitdem die Humaniſten, ſelbſt Melanchthon, für dieſe Sitte, und man ließ deutſche Stücke bald im 16. Jh. zu. Da die Schulen in Norddeutſchland ſich ſchneller und weiter verbreiteten und tiefer wurzelten als im Süden, ſo ward dies eine Haupturſache, warum das Schauſpiel gleich im 16. Jh., obgleich ſeine Entſtehung und erſte literariſche Begründung in Nürnberg ſo ausſchließlich lag, im Norden von Deutſchland

683) J. G. Boioarii Comoediae utilissime omnem latini sermonis elegantiam continentes.

weit allgemeiner wurde. Auf vielen norddeutschen Schulen hören wir daher frühe von scenischen Vorstellungen, wie denn die Schulacten bekanntlich ihren großen Antheil an der Ausbildung des Schauspiels haben; in Zwickau gab man schon im 15. Jh. die terenzischen Stücke mit deutschen Einleitungen und Einschaltungen, die dem des Lateins Unkundigen das Verständniß ein wenig öffnen sollten[684]; man richtete den lateinischen Terenz, wie z. B. Johann Agricola that, mit mehr Sorgfalt als Anderes zum leichten Schulgebrauche zu. Hier also haben wir zu den vielen Gegensätzen, welche die Literatur dieser Zeiten zu der früheren bildet, auch den hauptsächlichen, daß sich nun im großen Zuge die Masse der Erzeugnisse nach dem Norden hinzieht, wie sie bisher fast blos im Süden war. Allmählich werden wir namentlich in den Grenzlanden fast im Kreise herumgedreht und werden nach und nach Schlesien, Sachsen, Preußen und den ganzen Nordosten mit der Schweiz eben so vor der neuen Concentration der Literatur in Deutschlands Mitte betrachten müssen, wie wir zunächst nach jener Concentration im 13. Jh. das Nordwestende und Oesterreich ins Auge faßten.

Hans Rydhardt hat 1486 die Uebersetzung eines Stückes von Terenz, des Eunuchs, in Ulm drucken lassen[685]. Sie ist ganz in der harten, aber kernigen Weise von Niclas Wyle übertragen. Sein Beispiel munterte 1499 einen anderen zur vollständigen Uebersetzung des Terenz auf[686], obgleich einige dem Rydhardt die Uebersetzung des heidnischen Stückes übelgenommen hatten. Der entschiedne Geschmack aber an Lustspielen, der mit dem Heimischen so verwandte Geist der römischen Komödie machte, daß diese ersten Uebersetzer so gut wie ein späterer Clemens Stephani von Buchaw, der den Eunuch und die

684) Gottsched's nöthiger Vorrath 1, 33.

685) S. bei Gottsched 1, 37.

686) Terentius der hochgelert und aller bruchlichst Poet von Latine zu Tütsch transferiret ꝛc. Straßb. 1499. Für den Eunuch ist die Ulmer Uebersetzung benutzt.

Andria 1554 in Reimen übertrug[687]) und den noch ſpäteren Reimüberſetzern Episcopius (1566) und Bapſt (1590) vorging, eine ſcharfe Oppoſition gegen die überchriſtlichen und hypermoraliſchen Eiferer gegen dieſe Heiden und ihre derben Späße bildeten. Albrecht von Eyb gab ſein Anſehn hinzu und überſetzte 1511 die Menächmen und die Bachides des Plautus[688]) zugleich mit der Philogenia des Ugolino von Parma, die nachher auch in Schimpf und Ernſt (in der Ausg. von Frankf. 1550) überging. 1539 konnte ſchon ein neuer Ueberſetzer des Terenz, Valentin Boltz[689]), gegen die ungelehrten und verwöhnten Theologen erklären, daß er aus der weltfreudigen, ſchimpflichen, fleiſchlichen Materie der Heiden das Evangelium habe verſtehen lernen und doch nicht ihren Glauben und Leichtfertigkeit angenommen; Gott habe uns die ſchöne Kunſt durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, der verachte Gott ſelbſt. Dieſer traf aber auch ſchon in die Zeiten, wo Lucian ſchon lange (ſeit Niclas von Wyle und mehreres 1516 durch Dietrich von Pleningen) bekannt, von Hutten ſo ſelbſtändig benutzt, von Hans Sachs gebraucht war, wo dieſer ſchon ſogar den Plutus von Ariſtophanes (1531) behandelt hatte, wo Hamm (Andria 1535), Muſchler, Heyneccius und Greff (Aulularia 1535) einzelne Stücke des Terenz und Plautus weiter verbreitet, wo Boner ſeinen Fleiß auf ſo viele Schriftſteller verwandt hatte, vieles einzelne von Plutarch und von Cicero verbreitet ward, wo Männer wie Murner, Pirkheimer, Spalatin und Schwarzenberg zum Ueberſetzen griffen, wo Cicero ſeinen großen Einfluß auf die Männer geübt hatte, die von der barbariſchen Schulphiloſophie rückkehrten, wo Hans

687) Heidelb. Hſ. 681.

688) Zwo Comödien des ſynreichen poeten Plauti, nämlich in Menechmo und Bachide. Nachvolgen die Comödien Ugolini, Philogenia genannt. Geteutſcht durch den wirdigen und hochgelerten Herrn Albrecht von Eyb, Doctor 1537. Es gibt aber ältere Ausgaben von 1511, die ich nicht ſah; vgl. Göbeke's Grundriß p. 140.

689) P. Terentii Aphri ſechs verteutſchte Comedien ꝛc. Tübingen 1544.

Sachs in ſeiner Weiſe den Geiſt der Alten unter das Volk breitete. So war durch das ganze 16. Jh. die Thätigkeit für dieſe alten Komiker rege. Nicht allein aus dem Alterthum unſere Bühne zu bereichern, ſondern auch aus der Fremde war gleich anfänglich unſer Beſtreben, ſo daß alſo wie im Liede, ſo auch in dieſem Zweige, das Entlehnen von außen her, die Rückkehr von der eigenen Dichtung zu der fremden ſich ſo frühe vorbereitete. Bei Jacob Ayrer werden wir ſchon das vielfache Anlehnen an das fremde Theater finden; die Philogenia nannten wir ſchon vorhin; ſogar aus Spanien haben wir ſchon 1520 ein Stück überſetzt. Es iſt die Celeſtina des Rodrigo Cota (Sevilla 1501) und ſeiner Fortſetzer. Dieſes Werk bezeichnet ganz eigentlich die Geburtsſtunde des Dramas, das den neuern Zeiten eigenthümlich iſt. Es iſt zwar kein formgerechtes Schauſpiel, ſondern nur eine dramatiſirte Novelle in 21 Geſprächen; aber von dem äußerlichen der Form abgeſehen iſt es eine ächt dramatiſch durchgeführte Handlung ohne alle pſychiſchen Sprünge, mit bewußter Beobachtung der poetiſchen Gerechtigkeit und mit einer meiſterhaften Charakteriſtik aller mithandelnden Figuren, wie ſie vor Shakeſpeare nirgends ihres Gleichen hat. Es iſt vieles von dem Inhalte von Romeo und Julia in dem Werke, und der Geiſt, in dem die überſtiegene Leidenſchaft gefaßt iſt, iſt ganz derſelbe; der höhere Adel der Sitte und Zeichnung bei Shakeſpeare iſt hier von der Derbheit des Zeitgeſchmackes noch zurückgedrängt; wie tief aber die Dichtung in dieſer Hinſicht unter Shakeſpeare ſteht, ſo hoch ſteht ſie doch wieder ſelbſt in ihren nackteſten Stellen z. B. über den Hetärengeſprächen des Aretin. Dieſes Stück nun iſt von dem Augsburger Chriſtoph Wirſung (1500—71), den wir noch ſonſt erwähnen werden, aus einer italieniſchen Uebertragung in Venedig 1520 überſetzt und 1534 in reiferen Jahren in neuer Ausgabe[690]) verbeſſert worden. Der Werth des Originals iſt von ihm ganz durchſchaut und den Plautiniſchen Komödien gleichgeſtellt. Der

690) Ain hipſche Tragedia von zwaien liebhabenden menſchen, ainem Ritter Calixtus und ainer edlen junkfrawen Melibia genannt ꝛc. Augſp. 1520 und 1534.

Der Ueberſetzer eifert für die Erneuerung der alten Kunſt ganz in dem edlen Beſtreben eines Niclas Wyle. An dieſen erinnert Wirſung's latiniſtiſche Sprache zurück, und die ſinnliche Empfindungstiefe, die er in ſeiner Ueberſetzung ausdrückt, entſpricht im Dramatiſchen ganz der Stellung, die Wyle's Euriolus in der Novelle einnimmt. Dabei iſt die Feinheit der Menſchenkenntniß in dem Originale mit ſolchem Verſtändniß wiedergegeben, daß von einer pſychologiſchen Zeichnung wie die in dieſem Werke in der dramatiſchen Literatur Deutſchlands durch die zwei folgenden Jahrhunderte durchaus nichts entfernt ähnliches aufzuweiſen iſt.

---

4. Satiren, Narrenſchiff und Reineke Fuchs.

Es iſt Zeit, daß wir uns nach Betrachtung der Veränderungen in Epopöe und Lyrik auch wieder nach unſerer Lehrdichtung umſehen. Wir haben dieſen Zweig gleich bei dem erſten Wegwenden unſerer Literatur von der Ritterpoeſie ſo bedeutend gefunden und von ſo fruchtbarer Einwirkung, daß wir von ſelbſt errathen, er werde in einer Zeit, die ſich ſo lebhaft mit ihrer Sittenreinigung beſchäftigte, neue Früchte getragen haben. Wir hatten bemerkt, daß ſich die Lehrpoeſie nach den kleineren Stücken des Freidank und Stricker bis zu dem Umfang des Renners ſammelte; dann ging ſie wieder in Beiſpiele und Fabeln auseinander und brachte eine ungeheure Maſſe von moraliſchen Erzählungen aus dem Gebiete der alten Geſchichte und Kultur zu den länger bekannten der Bibel zuſammen. Durch die ewige Wiederholung dieſer Muſterbeiſpiele des Handelns erhielt die Nation einen ſolchen Schatz von Weisheit, von geſunder Lebenspraxis, von tüchtiger Nahrung für Herz und Geiſt noch zu dem, was davon aus Predigt und Chriſtenthum ſchon lange im Volke lebte, daß die Wirkungen, die dies in der Reformationszeit haben mußte, ſehr ſchwer zu überſchlagen ſind. Es iſt nicht oft, es iſt nur in ſolchen Umwälzungszeiten der

Fall, daß die Kräfte, daß namentlich auch die geistigen Kräfte jedes Einzelnen in Anspruch genommen werden. In der Reformation sollte aber Jeder dem eigenen Urtheil in einer Sache folgen, in der es sich oft um den Leib, immer um die Seele handelte, er sollte sich darin nach eignem Wissen und Gewissen entscheiden. Wie gut war es da, daß diese Lebensweisheit und sittliche Einsicht im Volke verbreitet war, die allein die Wiedergeburt in der Reformationszeit möglich machte. Daß in der That eine solche Sicherheit der Gesinnung im ganzen Volke lag, zeigt die Aufnahme unserer Lehrgedichte und zeigen diese Lehrgedichte selbst. Es sollte doch schwer sein, in unseren vielen großen und kleinen Lehrdichtungen, außer den natürlichen Befangenheiten der Zeiten, eigentliche Verkehrtheiten und Verschrobenheiten zu finden. Selbst jener mystischen Zeit des 14. Jhs. hielt man sogleich das richtige Gegengewicht; und ihre Wiederkehr im 15. rief nur den desto gründlicheren Gegenschlag hervor. In diesem Kampfe selbst sehen wir z. B. ein moralisches Lehrgedicht von Vintler liegen, das wir hier nachzuholen haben. Es kann zugleich zeigen, wie geringe Köpfe damals in diesem Fache, aber auch mit welcher guten Natur sie schrieben.

Der Dichter dieses Werkes entstammt einem der edelsten Geschlechter Tirols. Zur Zeit der Scheide des 14/15. Jhs. saß ein kunstsinniger Herr Nicolaus Vintler auf dem erkauften Runglstein, der Maler und Dichter beschäftigte, unter dessen Patronat der Münchener Meistersänger Heinz Sentlinger 1494 eine Weltchronik nach Gottfried von Viterbo dichtete[691]; sein Vetter ist Konrad Vintler[692], der 1411 die Blume der Tugend nach dem italienischen Werke fiori di virtù[693] arbeitete, dem es in der Anordnung folgt,

691) Hs. im Besitze von Johann v. Vintler zu Brunecken. S. Zingerle, Tirols Antheil an der poetischen Nat. Lit. der Deutschen, Innsbruck 1851, p. 137, und besonders dessen Beiträge zur älteren tirolischen Literatur II. Wien 1871.

692) Nicht Hans; Konrad nennt ihn die Innsbrucker Original-Hs. des Gedichts, Hans nur der Druck von 1486. Vgl. Zingerle in Haupts Zs. 10, 255 ff.

693) Um 1320, dem Tomaso Leoni zugeschrieben. Vgl. Lappenberg in Haupts Zs. 10, 259.

aber mit vielen eigenen Zuſätzen. Konrads Gedicht zeigt mehrfach einen Uebergang von der mehr religiöſen und theoretiſchen zu der practiſchen moraliſchen Lehre, von der Schilderung von Laſter und Tugend an Beiſpielen aus der Vergangenheit zu der Darſtellung der Gegenwart und ihrer Gebrechen. Im Anfang erinnert es ganz an die Beiſpielſammlungen, an das Schachzabelbuch u. dgl. Der Verfaſſer „klaubt" aus aller Welt Büchern, weil er ſelbſt „hüpſcher vindeler" ſei, alle möglichen Lehren und Beiſpiele zuſammen[694]), aus den Geſchichten von Alexander und Rom, den Geſten, der Bibel, den Kirchenvätern, den Klaſſikern, dem Buche der Natur u. ſ. w. und flicht dies alles kunſt- und anſpruchslos zuſammen. Faſt wie im Schachzabelbuch iſt der Dichter in der erſten Hälfte ſeines Buches übertrieben beſcheiden, ruft jeden Augenblick den Himmel in jenem gezwungenen Tone der Erhabenheit an, daß ihn der Wind des heiligen Geiſtes anwehen und ihm helfen möge. Alles hält ſich in Allgemeinheit; er geht eine Reihe von Laſtern und den gegenſätzlichen Tugenden durch, gibt Erklärungen und Lehren mit Belegſtellen aus den verſchiedenſten Gewährsmännern, wo dann der Vortrag Aehnlichkeit mit dem Laiendoctrinal hat; es folgt dann gewöhnlich eine Figur oder Vergleichung dieſer Tugenden oder Laſter mit den Gegenſtänden und Erzählungen einer gefabelten Thierkunde, und dann einige ſehr verſchiedenartige Beiſpiele aus der römiſchen Geſchichte oder dem Leben der Altväter. Die ganze Behandlung mahnt mehr an die gleichzeitigen myſtiſchen Figurenbücher; die im Anfang ganz entſchiedene Entfernung von allem Bezuge der Lehren oder der Beiſpiele auf die Lage der Zeit macht

694) Ausgabe von 1486.
Ich han durchſucht flores virtutum
das do ein welſches Buch iſt, das han ich gemacht zu dieſer friſt,
das es teutſche zung vernympt —
auch han ich daz darzu gemacht,
vil mange ler und abenteur, die zu tugent gebent fleur,
die han ich pracht all zu eynander u. ſ. w.

zuerſt geneigt, das Buch geradehin unter die Beiſpielſammlungen zu ſtellen, die davon ebenſo entfernt ſind. Allein allmählich legt der Verfaſſer ſeine Rückhaltung ab; faſt furchtſam ſpricht er hier und da von Schmeichlern und Bauern mit einem Blick auf die Zeitgenoſſen, und von der Unfreigebigkeit der Fürſten, zieht ſich aber ſogleich (fol. 6.) zurück, und will ſeinen Athem ſparen, wo er nichts beſſern kann. Weiterhin aber geht er in einen ganz anderen Ton über, wendet ſich auf ſeine lebendige Umgebung und Zeit und geißelt ihre Fehler mit völliger Verleugnung der früheren Scheu. Hier erinnert er eben ſo ſehr, wie vorher an den Geſchmack der Myſtiker, an den der Satiriker, an Brant und an Murner; und da das Buch 1486 gedruckt und wohl damals erſt mehr bekannt ward, ſo verſparten wir ſeine Erwähnung bis hieher. Der Hauptgegenſtand der moraliſchen Kritik in dieſen letzten Theilen iſt die Hoffart der Hauptſtände und der Frauen und der herrſchende Aberglaube. Die Geiſtlichen und ihren Prunk greift Pintler vorſichtiger an; gegen den Adel aber ſpricht er den allgemeinen Grimm der untern Stände aus: dieſer Ausfall eines Adligen gegen die Edelleute gewinnt an Nachdruck. Statt dem Schirm, den er Armen und Reichen gewähren ſolle, ſagt er, ſieht man den Adel die Armen ſcheren, das machen ſie zu ihrer eigenen Schande zu ihrem Amte. Er belegt dieſe Edelleute, die ihre Ehre um Gut dahingeben, mit einem derben Schimpfnamen, findet ihrer drei einen Bauern werth und meint, ſie wüßten viel beſſer, wie der Miſt den Acker düngt, als was Adel ſei. Wie die Fledermaus ſchöben ſie ſich davon, wo es gelte, das Land zu vertheidigen oder Steuer zu zahlen. Adel erbt nicht von Vater und Ahn, denn was nützet einem die Geſundheit ſeines Vaters, wenn er ſelber ſiech iſt? Aber ſo viele meinen nun, ihre Ehre von ihrem Gelde zu haben; wer tugendlich lebt, iſt der Leute Spott, wer am beſten fluchen kann, den hat man für einen guten Geſellen, und wer übermüthig ſich gebärden kann, den ſchreibt man in der Fürſten Rath. Wer ſich anderen zum Gelächter Preis gibt mit allerhand Narrenwerk, der trägt unter den anderen Narren

und Eſelsohren die Ehre. Wer wie ein Unſinniger ſchreit, das ſoll jetzt höfiſch ſein, und damit ſie ſich untereinander zu Narren machen können, ohne daß ſich ein anderer einmiſche, haben etliche Junker eine neue Sprache unter ſich erfunden, die man rothwälſch nennt. Wohl haben aber die Alten recht geſagt: wenn der Abt die Würfel führt, ſo ſpielen die Mönche. Thäten unſere Herren recht, ſo würde man ihnen folgen; aber ſo gilt jetzt alles für recht, was ſie thun, und trüge einer eine Sauhaut, man würde es um die Wette nachahmen. Wollte Mancher, der nach Wunderbarem übers Meer fährt, zu mir kommen, ich wollte ihm Wunder übergenug zeigen an Aermelwerk, an Zotten und Kappen. Denn die Thoren im Lande tragen allerhand Narrenplunder und die Frauen zweiellenlange Schleppen im Koth und an der Mütze ſechsellenlange Lappen; ſie wollen Alles tragen und thun, was die Männer thun und tragen, und doch iſts der alten Weiſen Spruch, daß, wo der Biſchof den Kreiſel ſchlägt, und wo der Ritter Bücher ſchreibt, der Mönch den Harniſch trägt, und die Jungfrau zu Roß den Schützen ſpielt, da Alles verkehrt und nicht in Ordnung ſei. Als ein guter Geſelle will ich ſtrafen, was die Frauen verunehrt, denn die Frommen ſind es werth, daß man ſie warne; aber es ſind ſo viele arme Edelfrauen, die gleich der Fürſtin in Perlen und Spangen gehen wollen, und haben nicht ſo viel in der Küche, um einen Hahn damit groß zu ziehen; und haben doch die Alten geſagt, wenn die Mücke ein Hühnerei legen wolle, ſo ſei's ihr Tod; und iſt es doch auf meinen Eid wahr, daß kein Gewand ſchöner kleide als die Demuth. — Beſonders lehrreich iſt Vintler dann über den mannichfachen Unglauben oder Aberglauben der Zeit. Teufelbannen, Schatzgraben, Wahrſagen aus Vogelſchrei, aus Träumen, aus der Feuerflamme, den Linien der Hand und aus Loosbüchern, der Glaube an die Frau Bertha mit der langen Naſe, an Unglückstage, an die Begegnung von Glücks- oder Unglücksthieren, Abgötterei mit falſchen Götzen, Verzauberungen und Sympathien, Schirm- und Zauberformeln, Verwahrungsgebräuche vor Unglück und Glaube an glückliche Vorzeichen, Viehſegen, Geomantie, Todten-

beſchwörungen, Wunderkuren, Verzückungen, All das führt er in mannichfaltigen Einzelheiten an, ſo daß dieſe Stelle, die Zarncke als ein ſelbſtändiges, von Pintler nur eingeſchobenes Gedicht erkannt hat[695], als eine klaſſiſche für dieſe Gegenſtände gelten kann. Der Dichter, eine gar gute Seele, verräth an dieſer Stelle ſo viel frommen Aerger, als ſonſt frommen Glauben an Legenden und Heiligengeſchichten.

Dieſes Werk nun kommt noch in ſeiner Form mehr auf den Renner hinaus; wir wollen dicht daneben das Narrenſchiff (1494) des Dr. Sebaſtian Brant (aus Straßburg 1458—1521) betrachten[696], um zu ſehen, wie der Charakter der Reformationszeit auch das Lehrgedicht formell ganz umgeſtaltete. Wir laſſen hier eine Reihe von anderen moraliſirenden Werken bei Seite, weil es uns weiterhin, bei dem wachſenden Umfange der Quellen immer mehr auf das Ausſcheiden des Wichtigſten ankommt. Das Narrenſchiff ſteht in der Mitte von einer Menge didactiſcher Werke, die zum Theile aus dem deutſchen Alterthume hervorgeſucht, zum Theile Ueberſetzungen und Urſchriften ſind. Alles, was ſich als kürzeres Beiſpiel empfahl, fand Verbreitung im Drucke. Boner iſt bekanntlich eines der erſten Werke der Druckerkunſt, die Fabeln des Aeſop ebenſo; und ſo wurden ſchon 1520 die ſogenannten Cyrilliſchen Fabeln, die im 15. Jh. mehrmals lateiniſch (speculum sapientiae) waren gedruckt worden, in Proſa überſetzt[697]. Später (1571) wurden ſie von Daniel Holzmann ebenſo durch Verſificirung verſchlechtert, wie die alten proſaiſchen Terenze um dieſelbe Zeit das ähnliche Schickſal erlitten; und ſpät im 18. Jh. ſuchte ſie dann Meißner noch einmal hervor. Die einzelnen Sittenſprüche des Cato, Facetus, Freidank[698] wurden hervorge-

695) In Haupts Zſ. 9, 68 ff. Anders Zingerle a. a. O. S. 67.

696) Narrenſchiff, ed. Strobel, Quedl. 1839. und mit trefflicher Einleitung und Commentar von Fr. Zarncke. Leipz. 1854.

697) Spiegel der wysheit u. ſ. im jar Chriſti MDXX uß dem latin vertütſcht. (Baſel.)

698) Proverbia eloquentis Freydangks. o. O. u. J. 4. wohl noch vor 1500.

ſucht, der Renner wurde wenigſtens abſchriftlich vervielfältigt, verkürzt, in einzelnen Sprüchen ausgezogen (Heidelb. Hſ. 471).[699] Sebaſtian Brant ſelbſt beſchäftigte ſich auf das vielfältigſte mit der Bekanntwerdung und Erneuerung aller dieſer und ähnlicher Werke. Er beſorgte eine Reihe von Ausgaben und Ueberſetzungen von dergleichen[670]; er ließ auf die Aufforderung ſeiner Freunde Hölderlein und Wolf den Freidank (Straßb. 1508) „neben ſeinem Narrenſchiffe hinſchwimmen", eine Bearbeitung, die 1538 wieder von Seb. Wagner (in proteſtantiſchem Sinne überarbeitet) in Worms gedruckt ward; ſein deutſcher Cato (nach Zarncke zwiſchen 1485—92) verdrängte ſchnell die vielen älteren Behandlungen;[701]. In den Priameln, die Brant gemacht hat[702], in ſeinem Hauptwerke ſelbſt, das eine vorzügliche Quelle des deutſchen Sprichworts iſt, überall verräth ſich ſein Studium der gnomiſchen und didactiſchen Werke der Vorzeit. Auch ſelbſtändig haben wir ſolche catoniſche Lehrgedichte (z. B. an den Kaiſer Max eine fürſtlich-ſoldatiſche Sittenlehre[703] aus der damali-

699) Man ging jetzt im Volke auf das Knappe, Kleine, Enge herab: wie man die alten Rittergeſchichten und Volksbücher kürzte, ſo griff man ſelbſt von den liebgewordenen großen Lehrgedichten lieber noch zu Freidank, zu den Lehren Cato's, den Räthen des Ariſtoteles (ſie ſind von Suchenwirt N. 38 behandelt und mit der Zeit viel verändert worden) und ähnlichen Stücken kurzer Spruchweisheit zurück; wie z. B. dem Tugendſpiegel in den altdeutſch. Blättern von Haupt und Hoffmann I, 88. Das Volk hatte nicht die Muße zum Leſen langer Sachen; was es leſen ſollte, mußte kurz zuſammengefaßt, alſo voll für den Verſtand, erbauend für den Sinn, faßlich für den praktiſchen Sinn, lebensvoll für die Einbildungskraft ſein.

700) De moribus et facetiis mense; Thesmophagia transl. in theuthon. per Seb. Brant. 1490. Liber Faceti de moribus juvenum per Seb. Brant. 1496. Liber Moreti, docens mores juvenum in supplementum illorum, qui a Cathone erant omissi, per Seb. Brant. 1508. u. A. Alle vier Stücke ſind bei Zarncke p. 131—52 gedruckt. Soll die Thesmophagia (nach Zarncke) das jüngſte in der Reihe ſein, ſo habe ich alle zwiſchen 1485—90 zu ſetzen, da ich eine Ausgabe von dieſem letzten Jahre ſah.

701) Daß die Frankfurter Ausgabe des Renner von 1549 eine Bearbeitung von Brant ſei, iſt ein Irrthum: vgl. Zarncke p. 168b.

702) In Strobel's neuen Beiträgen.

703) Im deutſchen Muſeum. 1779. 1, 267.

gen Zeit. Die Geſten, das Schachzabelbuch, die weiſen Meiſter, der Valerius Maximus des Müglin, Vintler, das Buch der Weiſen, die Ueberſetzung des Diogenes Laertius (Augsb. 1490), Albrecht von Eyb's Spiegel der Sitten und ſeine lateiniſche margarita, die Ueberſetzung des ſchon 1471 lateiniſch gedruckten, ſpäter von Brant empfohlenen speculum humanae vitae von Steinhöwel, all dieſe Werke müſſen wir mit ihren mannichfaltigen Geſchichten in der Vorſtellung halten, um zu begreifen wie Brant in ſeinem Narrenſchiffe auf ein weites Gebiet von Anekdoten nur anſpielen, wie er die Bekanntſchaft damit vorausſetzen darf und eine ſichtbare Abneigung vor dem Erzählen und Ausführen verrathen kann. Die Menſchen ſchwankten damals ſo vielfältig zwiſchen den verſchiedenen altritterlichen und neubürgerlichen, den rein chriſtlichen und den humaniſtiſchen Lebensanſichten, es konnten daher ſo verſchiedene Werke, wie die Fabeln des Boner und das Buch der Weiſen gleiche Aufnahme finden. Brant ſelbſt konnte in ſeinen lateiniſchen Gedichten noch Loblieder auf Heilige in ſapphiſcher Odenform machen, das Ave praeclara stella (bei Zarncke p. 163) verdeutſchen und Roſenkränze auf Maria dichten, eine Ausgabe des hortulus animae mit Wimpheling beſorgen und ihn nachher (1507) ſogar überſetzen[704]; er konnte ſich für eine Ausgabe der Werke des Felix Hämmerlein und zugleich für Regeln der Tiſchzucht intereſſiren. Es iſt daher kein Wunder, daß z. B. ein Buch wie der Ritter vom Thurm[705] gleichzeitig mit dem Narrenſchiff entſtehen und noch Leſer finden konnte, ein Buch, das aus einem

704) Der hortulus animae iſt zuerſt von Joh. Weſinger in Straßburg gedruckt ohne eine Theilnahme Brants; dann 1503 hat Weſinger Brants und Wimphelings Hülfe bei einer neuen Ausgabe in Anſpruch genommen. Auch der deutſche hortulus war zuerſt ohne Brants Theilnahme erſchienen, in den Ausgaben von 1507 und 1508 hatte er aber als Ueberſetzer und Corrector ſeine Hand und hat darin „zu teutſch vil transferiert" (Zarncke p. 173 a), es ſcheint demnach nicht das Ganze.

705) Der Ritter vom Turm, von den Exemplen der gotsforcht und erbarkeit. Baſel 1493. Später in das Buch der Liebe aufgenommen unter dem Titel: Spiegel der Tugend.

franzöſiſchen Werke des 14. Jhs. von dem Ritter Marquart von Stein (1493) überſetzt ward, das überall ſeine Entſtehung im 14. Jh. und im Adelſtande verräth, das noch einmal die alten Standesſitten und Bräuche predigt, das neben Schwänken noch einmal die thörichtſten Legenden, Geiſterſpuk und Viſionen bringt, das eine förmliche Frauenſchule enthält und dieſer Zeit darbietet, welche die alte Achtung der Weiber faſt mit dem Gegentheile vertauſcht hat. Wenn in den bezeichneten Werken ſchon ein Aufſchluß über Brant's Manier und über manches Auffällige ſeiner Anſichten liegt, ſo führen andere Werke wieder von andern Seiten näher zu ihm. Das Verderben der einzelnen Stände zu ſchildern, war ſeit dem Renner und dem Schachbuch eine Lieblingsaufgabe geworden; die Wolfsklagen ſind in jenen Zeiten ein ganz ſtehender Artikel. Allerdings hat Brant dieſe Betrachtungen erſt neu in Schwung gebracht. Bald nach ihm zeigen die verſchiedenſten Werke, Joſeph Grünbeck's Spiegel der natürlichen himmliſchen und prophetiſchen Sehungen aller Trübſal und Angſt, die über alle Stände und Geſchlechter in der Kürze ergehen werde (1508), das niederdeutſche Gedicht von dem Laufe der Welt (1509), das Buch vom Hofleben (1497)[706], Dietrich's von Pleningen Schrift über die Unzufriedenheit der Menſchen mit ihrem Stande, die letzte Hälfte von Eyb's Sittenſpiegel (1511), Joh. von Morßheim's Spiegel des Regiments (Oppenheim 1514)[707], der die Diener der Untreue, die an der Fürſten Höfen gewaltig iſt, ganz in der bildlichen Weiſe, wie Brant ſeine Narren, einzeln durchzieht[708] u. A., wie beliebt und eindringend dieſe Betrachtungsweiſe damals war; und dies hat auch ſeinen natürlichen Grund in der ganzen Lage des Lebens, die uns das

706) Von wem iſt dieß? Jacob Cammerlander aus Mainz, ein ſtudirter Formſchneider und Buchdrucker in Straßburg, edirte viele überarbeitete Werke von andern, ſo auch aulica vita. Hofleben. 1532, was eine veränderte Auflage eines auch von ihm edirten Buches New Kriegsrüſtung 1539 iſt und was wahrſcheinlich mit Morßheim's Fraw Untrewe zuſammenhängt (Zarncke p. CXLI).

707) ed. Gödeke. Bibliothek des lit. Vereins N. 37.

708) Es ſcheint dieß daſſelbe was Zarncke p. CXX Morßheims Fraw un-

Narrenschiff eben so gründlich kennen lehrt, wie Thomasin und der Renner die Zustände ihrer Zeiten.

Brant ist wie Geiler, Wimpheling u. a. sogenannte Reformatoren aus dem Kreise um Johannes a Lapide hervorgegangen, um den Basel eine kurze Zeit die Blüthe der jungen Gelehrten Deutschlands sammelte, als er an diesem Orte, wo seit dem Basler Concil die Schule der Nominalisten heimisch war, den Realismus aufpflanzte, der aber hier sogleich mit dem Nominalismus wie zusammenschmolz. Daher (nach Zarncke) in allen diesen Männern ein Bemühen die katholischen Lehrsätze und die Pabstgewalt zu verfechten, nachdem Joh. Wessel, Gregor von Heimburg, Joh. von Wesel u. A. in Staat und Kirche schon freiere Richtung angegeben hatten. Sie umgingen daher jede kirchliche und politische Frage von umfassenderer Bedeutung, und ließen sich auf das Gebiet der Moral drängen, wo sie ascetisch und fanatisch auftraten. Gerade dies aber macht sie zu Vorreformatoren, denn nichts hieß den mechanischen todten Religions-Mechanismus der katholischen Kirche stärker anfassen als die Betonung des moralischen Wesens im Menschen. Was aber die Thätigkeit dieser Männer nachhaltiger wirksam machte, war ihre Einführung der classischen Sprachen „eines ganz neuen Bildungselementes" von größten Folgen. Zarncke findet dies befremdend, allein so gut die pietistische Richtung der Tauler zu dem Protestantismus führte, so natürlich führte der Moralismus dieser zu dem Humanismus, und ihr Verdienst dieses Weges gewiesen zu haben, wenn es auch nicht in ihrer Absicht so lag, ist um nichts geringer.

Brant lebte in Basel theils von seinen schriftstellerischen Arbeiten, theils als literarischer Gehülfe des Druckes bei Herausgabe von älteren Werken. Er ward dann in Basel Lehrer an der Hochschule voll Anregung als Jurist und Humanist. Seinen Lieblingsautor Virgil gab er erst in Straßburg 1502 heraus. Zum

---

newe nennt, die schon 1497 erschien und das Hofleben in handgreiflicher Nachahmung ja Ergänzung Brants behandelt.

Zwecke seiner Vorträge schrieb er eine Reihe lateinischer juristischer Werke, womit er auch noch in Straßburg, nur nicht mehr zum Zweck seiner eignen Lehrvorträge, fortfuhr. Ein geschichtliches Werk de origine et conversatione bonorum regum et laude civitatis Hierosolymae ist dadurch charakteristisch, daß es (schon auf dem Titel) die Ermahnung ausspricht das heilige Land wieder zu erobern. Wir übergehen diese Thätigkeit, auch aus seiner dichterischen die lateinischen Gedichte; darunter eine Menge Gelegenheitssachen, Schlußgedichte zu Ausgaben und Drucken, Dedicationsgedichte ꝛc. Diese Gedichte sind nachher in die varia carmina (1498) gesammelt: sie besprechen politische Ereignisse, wo er sich den Türken gegenüber als jener Ermahner zum Kreuzzug, Italien gegenüber als ein Verfechter der Weltherrschaft des römischen Kaisers erweist, in allen diesen Dingen mittelalterlich und ein Mann der alten Zeit.

Die religiösen unter seinen Gedichten fallen meist in die Zeit vor den politischen; eigen ist darin die Mischung des alten Dichtungsstils und heidnischer Anschauungen mit den christlich-mönchischen Vorstellungen. Er verwickelte sich hier auch mit in den Streit über die immaculata conceptio, die unbefleckte Empfängniß und die Erbsündelosigkeit der heil. Jungfrau und zwar für diese wie es das Basler Concil gethan hatte. Von seinen didaktischen Gedichten in lateinischer Sprache ward er auf die deutsche Lehrdichtung herübergewiesen. Er lernte erst deutsch schreiben oder dichten in seinen Uebersetzungen aus dem Latein; sie führen aus schwerfälligen unverständlichen Versuchen zu leichterer Freiheit über; das Ave praeclara erinnert in seinen Härten an alte Meistergesänge, ist aber auch der Form nach sehr schwer zu übersetzen. So ging er ans Narrenschiff.

Der Gedanke, dem Werke die Einkleidung eines Schiffs zu geben, scheint erst nachträglich entstanden zu sein, nachdem schon ein Theil des Werkes ohne dieses Absehen gedichtet war. Die planlose Fahrt der Menschen und ihren ewigen Untergang anzudeuten ist dieser Einkleidung symbolischer Zweck. Sie ist wenig betont und nicht folgerecht

feſtgehalten oder tief angelegt. Zarncke hat zuſammenſtellend nachgewieſen, wie ſchon in älteren Gedichten und Reden, in dem ſchef der fluſt vom Teichner, in dem niederländiſchen Stücke die blanwe Schute von Jacob van Oeſtvoren und in einer Quodlibet-Rede vom „Leichtſchiff" von Jod. Gallus der Gedanke luſtige Geſellen, verlorne Kinder, Zechbrüder in ein Schiff zu verſammeln, ausgeführt war, und die letztere Rede, 1489 von Brants Freunde Wimpheling zum Druck befördert, vermuthet Zarncke wohl mit Recht, hat Brant gradezu den Anſtoß zu ſeiner Einkleidung gegeben. Die Auffaſſung der Fehler der Menſchen als Narrheiten war oft ſchon dageweſen, aber Brant gab dem lachluſtigen Zeitalter zu dieſer ſeinem Geſchmack entſprechenden Auffaſſung den ſittlichen bis zur Asceſe geſteigerten Ingrimm über dieſe gemeine Verkehrung des menſchlichen Weſens hinzu, der eben dadurch gemildert wird, weil es galt religiöſen conventionellen Vorſtellungen, die alle Sünde, wie ihre Büßung zu einem Poſſenwerk gemacht hatten, ein gewiſſes Gegengewicht entgegenzuwerfen in der moraliſchen Schätzung des Menſchen und ſeines Treibens. Man hat Brants ſtrengen bittern Grundton ſeiner Auffaſſung nicht geſchichtlich objectiv berechtigt gefunden und die ſubjective Stimmung ſeines Kreiſes in Anſchlag bringen zu müſſen geglaubt. Als ob ſolche ganze Kreiſe ſo ausgezeichneter und ſo verſchiedenartiger Männer wie gerade dieſe irgend eine ſolche Stimmung tragen konnten und daher einen ſolchen Grundton, ohne daß die Zeit in ihrer ganzen Lage den Grund, daher die Berechtigung dazu gab! Die Derbheit, Herbheit, Grobheit, Gewalt Luthers wird aus eben ſolchen Geſichtspunkten ſubjectiv genannt. Als ob unter der Laſt eines politiſchen und religiöſen Drucks, an dem nun ſeit Jahrhunderten Kaiſer und Geiſtlichkeit, Concilien und Reichstage immer und immer erfolglos gearbeitet hatten („sed praecipue in hac nostra Germania"), nicht gerade hier ein Ausbruch gerade ſolch eines Verzagens ſelbſt der defenſiven und conſervativen Männer, verzagten Conſervirens auf der einen Seite, verzagten Reformirens auf der andern, wie es in dieſen oberrheini-

ſchen Kreiſen Erasmus auf der Spitze zeigt, der ganz natürliche Vorläufer des aggreſſiven und progreſſiven Werkes der Luther und Hutten geweſen wäre, der natürliche nothwendige Vorläufer, ſo berechtigt wie der Myſticismus und die Frömmigkeit Tauler's, obgleich wir dieſe heute ſo wenig goutiren mögen wie die aſcetiſche Moral von Brant und Geiler.

Was Erasmus im Lobe der Narrheit ironiſch pries, das verdammt Sebaſtian Brant in ſeinem Schiff von Narragonien in geradem Eifer. Er ſieht ſich rings in einer Welt von Menſchen, die, nachdem ſie die Vorſchriften der höfiſchen Sittenlehre umgeſtoßen und den Damm der Hemmniſſe der menſchlichen Natur durchbrochen hatten, nun mit zügelloſer Freiheit dem Triebe der ungezähmteſten Natur den vollſten Lauf ließen. Es iſt eines der bezeichnendſten Kapitel des Narrenſchiffs das von den groben Narren. Es geht gerade gegen die Klaſſe von Narren und Schwänken, die wir oben heraushoben. Ein neuer Heiliger, ſagt Brant, iſt aufgeſtanden, er heißt Grobian, den jetzt jeder feiert und ehrt an allen Orten mit wüſten Worten und Werken; man wähnt das in Scherz zu ziehen und doch iſt wenig Glimpf dabei. Der Narr hat jetzt die Sau bei den Ohren und ſchüttelt ſie, daß ihr die Sauglocke klingt und ſie ihm den Moringer ſingt; ſie hat jetzt allein den Tanz. Man ſchont nicht Gott und Ehrbarkeit, man ſpricht von allen wüſten Dingen, und wer der ſchandbarſte iſt, dem beut man ein Glas Wein und lacht ſeiner, daß das Haus ſchüttert, preiſt ſeine Kurzweiligkeit und dünkt ſich keine ſchönere Freude auf Erden zu haben, denn als gute Geſellen fröhlich zu praſſen. Wer ſolche Werke treiben kann, wie der Pfaffe vom Kalenberg oder der Mönch Yſan, der meint jetzt ein ganzer Mann zu ſein. Um der Pfaffen Rede kümmert man ſich nicht, denn wäre es alles Sünde was ſie ſo nennen, ſo trieben ſie es nicht ſelber. So fürchtet auch Geiler, die Schwankerzähler würden einſt ihre Schwänke der Hölle zu erzählen haben. Es iſt etwas Großes, ſich einem ſo reißenden Strome, wie gerade dieſe Richtung war, entgegen ſtellen zu wollen. Dieſe Abſicht hat Brant

gehabt und Geiler in seinen Predigten über das Narrenschiff eifert geradezu gegen die, welche Narrheit und Sünde mit der Natur entschuldigen wollen; denn man soll, sagt er, gegen die physische Natur nach dem Gesetze der Vernunft ankämpfen; sie sei unsere wahre Natur. Es ist etwas Großes, sich gegen eine solche Richtung zu stemmen, und es ist dies um so mehr, je weniger es mit dem Uebersprung in die entgegengesetzte Richtung geschieht; je mehr der Vernunft gegenüber, deren Recht man verficht, auch der Natur ihre Rechte gelassen werden. Es ist wahr, der wackere Steuermann des Narrenschiffs neigt hier und da zu den ascetischen Ansichten des Mönchthums; auch in seinen lateinischen Gedichten und Schriften zeigte Brant mancherlei Hang zum Rechtgläubigen, Hart- und Abergläubigen; man hat fliegende Blätter von ihm, wo er Mißgeburten nach der „Kunst Aruspicum" als Zeichen von Zeitereignissen ausdeutet, und er besorgte noch Ausgaben ascetischer Werke für solche, die sich dem Mönchstande widmen wollten. Er vertheidigt im Narrenschiff den Ablaß, er liebt den Einsiedler, der an heimlicher Stätte sein Leben Gott weiht. Und er nimmt es mit den weltlichen Freuden außerordentlich strenge. Der Tanz ist ihm die Quelle vieles Unraths, und er weiß auf dem ganzen Erdreich keinen Spaß, der dem Ernst so nahe ist, wie das unzüchtige Kirchweihtanzen. Er wirft die Nachtaufzüge und Ständchen weit weg, er zürnt gegen die Trinker und vollen Narren, gegen Scheibenschießen und Jagd, gegen das Spiel, dem sich nun Pfaffen, Adel und Bürger, und sogar die Weiber dahingeben. Trotz allem dem aber liegt diese strenge Moral doch nur in einzelnen Stellen und wird durch die Grundansicht in dem Narrenschiff verwischt. Wir erinnern daran, zu welchen oft widersprechenden Lebensregeln die älteren Moralisten durch die Lehren des strengen Christenthums und der freieren Klugheitsregel des Menschenverkehrs gebracht wurden. Man könnte im Brant die nämlichen Gegensätze nachweisen, und gegen jene ascetischeren Sätze aufführen, wie er lehrt Scherz verstehen, mit den Wölfen heulen, mit den Jägern hetzen, mit den Keglern aufsetzen; wie er

Anſchläge und Anſichten klug zu verheimlichen anräth, und das Trau, Schau, Wem empfiehlt, da Treu und Vertrauen jetzt mißlich ſei. Allein es iſt das Eigenthümliche des Narrenſchiffs, daß dieſe alten Gegenſätze darin mehr verſchwinden und überall die Verſöhnung zwiſchen der chriſtlichen und humanen Sitte den Hintergrund bildet. Brant iſt weit davon entfernt, in der Barmherzigkeit Gottes und der Fürbitte der Maria eine Quelle der Sündenvergebung zu finden. Er iſt kein Freund von Heilthümern, und eifert gegen die reichen Bettelmönche, die Stirnenſtößer und Statiouirer, die auf allen Kirchweihen bethlehemitiſches Heu und Bileam's Eſelsgebein, die Federn von St. Michael's Flügeln oder die Bundſchuhe St. Claren's feil bieten. Man ſoll nicht auf Gottes Gnade bauen, ſagt er, ohne an ſeine Gerechtigkeit zu denken; man ſoll nicht hoffen, daß uns Gottes Stimme mit Gewalt zu ihm ziehe, ohne daß wir uns ſelbſt darnach ſchicken; man ſoll nicht in Sünden verharren im Vertrauen auf Gottes Langmuth, nicht Gott in den Bart greifen und mit ihm ſcherzen wollen, als ob er das vertrüge. Man ſoll auch nicht mit Halbheit und Lauheit auszureichen meinen, nicht auf dem Wege der Tugend ſich umſehen nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens; man ſoll nicht auf Gottes Lohn ohne Arbeit hoffen, und nicht Beſſerung aufſchieben und cras, cras, das Lied der Raben, ſingen; daſſelbige Morgen kommt dann oft nimmermehr. Brant ſieht vielmehr weit gründlicher und häufiger nach der ausgeübten Tugend der alten Welt aus und betrachtet Tugend und Laſter nach ihrer menſchlichen Weiſe. Indem er die Laſter überhaupt als Narrheiten bezeichnet, zieht er ſie in den Kreis der menſchlichen Beurtheilung herab und entnimmt ſie der willkürlichen Strafbeſtimmung des Dogma's oder eines eifrigen Gottes. Geiler ſcheidet zwiſchen der Narrheit, die eine Folge von Ungeſchicklichkeit und Gebrechen der Natur iſt, und der, die aus der Richtung der Sinne auf äußere Vergnügungen folgt; die letzte iſt die, von der Er und Brant handelt; ſie iſt Sünde und wird durch den Mangel des böſen Willens, wie durch den Trieb der Natur nicht entſchuldigt.

Wie noch immer die Hoffahrt, das Zuviel, das Ueberheben, die Maßloſigkeit als der Grundfehler dieſer Zeiten von Brant erkannt wird, wie von Hugo von Trimberg, ſo ſieht doch Brant gegen Hugo dieſen Fehler ungefähr in dem Verhältniſſe, wie Ariſtoteles die Unenthaltſamkeit (ἀκρασία) gegen die Unmäßigkeit (ἀκολασία); er ſieht keine Abſicht und keinen Vorſatz in der Sünde, ſondern nur Mangel an Kraft und an Selbſterkenntniß; er ſieht darin nicht eine Schlechtigkeit, die im Voraus in den Grund der Hölle verdammt ſei, wie der Renner wohl noch thut, ſondern er ſieht darin nur eine Thorheit, mit der ſich der Menſch unter Menſchen erniedrigte. Brant zeigt das Laſter nicht, wie jene myſtiſchen Tugendſpiegel alle thun, als etwas darum Verabſcheuungswerthes, weil es von Gott beſtraft wird, ſondern als etwas der menſchlichen Vernunft widerſprechendes und daher belachenswerthes. Er will mit dem Gefühl der Menſchenwürde beſſern, und nicht mit dem der Strafwürdigkeit und der Gewiſſensangſt; und dies eben iſt die Quelle der Wirkung des Luſtſpiels und der Satire, daß wir alle menſchlichen Gebrechen verächtlich und dann belachenswerth finden, ſobald wir ſie als etwas uns ſelbſt herabwürdigendes betrachten, das unſerer Beſtimmung und Natur zuwider iſt und das uns in widerſinnige Beſtrebungen hinreißt. Sobald wir auch das Böſe auf dieſem Wege betrachten, ſind wir, nach Brant, auf dem Wege der Selbſterkenntniß; wir erkennen uns bald als Narren und ſind dann bald geheilt, denn die Scham iſt ein weit tüchtigerer Förderer der Beſſerung als die Furcht. Die düſtere Stimmung, in welche die Schreckensmoral des eifrigen Chriſtenthums den verſchüchterten Sünder verſetzten, ſprang nothwendig von Verzweiflung zu Vergeſſen und Leichtſinn und von dieſen zu jener über und hinderten an allem Gleichmaß des ſittlichen Lebens, wie es noch heute in allen nichtgeſitteten und ausgearteten Nationen der Fall iſt. Bei uns aber feſtigten dieſe Zeiten jenen Sittenernſt und jene Zucht und Scham, die uns auch unter Aufklärung und Erleuchtung verhältnißmäßig weit minder als andern Nationen verloren ging. Wir tilgten jene ſklaviſche Furch

vor der Strafgeißel, und ſahen die Sünde lieber einem Ideal menſchlicher Würde, als einem Strafbuche der Pfaffen gegenüber, ſo wie die Alten thaten, die der menſchlichen Schwächen menſchlich ſpotteten, und nur Todſünde und Frevel von den Göttern unverſöhnlich verfolgt darſtellten. So weiſt Brant in zahlreichen Beiſpielen auf die ſittliche Weisheit der Griechen zurück, leitet in ſeinen Winken auf die Beiſpiele edler Freundſchaft unter den Alten hin; auf die Lehre und Erziehung der Kinder, die ſich die Väter damals angelegen ſein ließen; auf die geſunde Seele im geſunden Körper; auf die Keuſchheit der Penelope und Lucretia, die ächte Weisheit des Plato, den ruhigen Gleichmut des Sokrates und des Fabricius glückliche Armut. Der Kern ſeiner Lehre geht daher auf Selbſterkenntniß[709]) aus, den Mittelpunkt der alten Moral; ſein Buch heißt daher in gewiſſen Ausgaben ebenſowohl der Narrenſpiegel; er hält ſeiner Zeit und ſich ſelbſt wie ein ächter Freund den Spiegel vor, der luglos und truglos die wahre Geſtalt zeigt; auch die Holzſchnitte, die bei jedem Kapitel dem betreffenden Narren ſein ungeſchmeicheltes Bild zeigen, ſind von dem Dichter ſelber entworfen. Im ſchroffſten Gegenſatze gegen die ritterliche Zeit und jene höflichen Dichter, die Alles im Beſten aufnahmen, nimmt er Alles ſtreng und ſcharf, ſieht alles Einzelne im ſchlimmen Lichte, will an Allem beſſern und ſetzt ſich daher ſelbſt mit in ſein Narrenſchiff, er hat aber auch Vertrauen auf das Ganze, in ſo troſtloſem Zuſtande er es ſieht. Er geht wie die Reformatoren zu Felde gegen den Mißbrauch der Gelehrſamkeit und gegen das moraliſche Verliegen, gegen die hohen Worte ohne begleitende Handlungen; denn viele giebt es, wie Geiler beifügt, die da predigen und ſagen, aber nichts thun; viele Lesmeiſter, wenige Lebmeiſter; Leute die Anderen viel Korns ſagen und ſelber Hunger leiden. Es gilt dieſen Männern nicht um die einſeitige Ausbildung des Gemüthes, wie der Ritterwelt, und nicht um die

709) Ausgabe von Zarncke 3, 25. Eß hat keyn weyſer nye begerdt,
das er möcht rich ſyn hie uff Erdt,
ſunder daß er lert kennen ſych.

einſeitige Ausbildung des Verſtandes, wie den bisherigen ſcholaſtiſchen Zeiten, ſondern um die der Vernunft; es gilt ihnen nicht um zerſtreutes Wiſſen, das fruchtlos für das Herz iſt, ſondern um die Weisheit, die der Seele Ordnung iſt. Brant zürnt daher gegen die eitle Kunſt der Wahrſagerei, des Vogelgeſchreies, der Nekromantie und Aſtrologie, die den Lauf der Planeten befragt, über Bauen, Krieg und Heirat; und gegen die Betrugskünſte der Alchymiſterei und Quackſalberei. Er verwirft ſogar die Mathematik und alle phyſiſchen Wiſſenſchaften, unwillig über die Herabſetzung der moraliſchen, die den Menſchen zunächſt berühren; Archimedes ſei hoch erfahren in dieſen Künſten geweſen und doch konnte er nicht ſein Ende „ausecken"; dieſe Wiſſenſchaften ſeien wahr und gewiß, aber ein Thor ſei, wer es gering wäge, daß er fremde Dinge wiſſen wolle, ehe er ſich ſelber kenne, und das Erdreich ausmeſſe, ehe er das himmliſche ſuche. Er mag von Erdkunde nichts wiſſen, im Unmuth, daß man ſich einer blinden Reiſewuth damals hingab; ehemals reiſten Ulyß und Pythagoras, Plato und Apollonius um Weisheit, und dem wolle er auch heute nachſehen, der weite Landfahrten anträte, damit er an Weisheit zunähme. Doch ſeien die Zeiten nicht mehr, wo man in Athen allein die Lehre fand. Nur zu viel ſcheinen ihm der Bücher jetzt im deutſchen Lande; von zu vielem Studiren wird man, ſagt er, ein Phantaſt. Die Drucker drucken Praktiken und Weiſſagungen und Alles was man ihnen bringt ohne Wahl, und was man von Schanden ſingt und ſaget. Sie befördern falſchen Glauben und Ketzerei, thun ſich ſelber Schaden und Schande und mancher druckt ſich aus dem Lande hinaus. Das Verderb durch die einreißende Bücher- und Druckerwuth dünkt dem guten Brant ſo ungeheuer, daß er darum beſonders auf den Endchriſt zu vermuthen ſich veranlaßt findet. Je mehr ſich die Bücher ins Unendliche mehren, ſagt er vortrefflich, deſto minder achtet man ihrer und jeder ächten Lehre. Nie waren ſo viel Schulen und Gelehrte und ſo wenige Achtung der Kunſt; die Gelehrten müſſen ſich ihres Standes ſchämen und man zieht die Bauern hervor. Er bezeichnet damit die allgemeine

weltliche Betriebſamkeit gegen die geiſtige, das Rennen nach falſchen Gütern, nicht nach der Weisheit, deren Gaumen die wahren Güter wohl ſchmecken, die nicht Eſſen und Trinken ſind, ſondern Werke die gleichförmig ſind mit der Vernunft. Ein löblich Ding iſt der Adel und der Reichthum köſtlich, doch das Alles hinfällig und nichts ewig und bleibend als die Güter des Geiſtes. Nach langem Leben zu trachten iſt thöricht, denn hier iſt nichts als Trauer, Kurzfreud und Vollleid; die Narrheit zwingt jetzt Fürſten und Land, daß ſie die Weisheit verlaſſen und nur den Nutzen ſuchen; und doch ſtand es einſt beſſer im Lande, als die Fürſten weiſe waren und gelehrte greiſe Räthe um ſich ſammelten. Nun aber mag Niemand von ernſten Dingen reden hören; die Sackpfeife iſt des Narren Spiel und Zeichen. Selig aber iſt der, der ſtets die mahnende Stimme in ſich trägt und dem nachdenkenden Herzen des Weiſen nachtrachtet, und nicht wie der Narr auf die Pfeife hört, der trotz Singen und Sagen nicht von ſeinen eilf Augen kommt und um keine Straflehre etwas gibt. Jeder dünkt ſich nun allein weiſe und allein gut; trachtet wohl bei andern zu löſchen, da es bei ihm ſelber brennt; ſtrebt „eigenrichtig" immer nach etwas beſonderm und ſucht alleinklug Wege, wo keine ſind. Rath hören iſt jetzt verſchmäht, unbedacht ſtürzt ſich jeder nach dem Neuen und immer Neuen. Sie denken nicht weiter als von der Naſe bis zum Mund; ſie ſtürzen ſich muthwillig in Händel und Prozeſſe, vertrauen daß man das Recht biegen werde wie Wachs, und denken nicht, daß ſie zuletzt der Haſe ſind, der in der Schreiber Pfeffer kommt, die aus ihren Sächlein bald eine Sache, aus dem Quellchen einen Bach zu machen wiſſen. Denn der Schreiber iſt wie der Reiter, er nimmt heimlich, wie jener öffentlich, mit der Feder, was jener mit der Lanze. Hoffart und Uebermut treibt auch jeden höher als er ſteht, mancher will nun von Adel ſein, deſſen Vater macht' „Bumble bum" und mit dem Küferwerk umging; mancher will ein Doktor ſein, weil er einen rothen Rock anhat; mancher rühmt ſich ſeiner Reiſen in Norwegen und Granada und im Pfefferland, der nie weiter vom Hauſe kam, als wo er riechen konnte,

wenn ſeine Mutter einen Pfannekuchen backte. Die Handwerksknechte wollen Meiſter ſein; die Meiſter tragen ihren kleinen Gewinn in die Zeche. Es war eine Zeit wo die Bauern einfältig waren und in Gerechtigkeit glücklich, in ſtrohenen Hütten. Nun aber ſind ſie aufs Weintrinken gefallen, ſtecken ſich in Schulden und wollen nicht mehr in Zwilch gehen, ſondern in koſtbaren Kleidern. Das Stadtvolk lernt jetzt Betrug von den Bauern, die wuchernd ihre Früchte hinterhalten und Theurung ſchaffen, bis etwa das Wetter kommt und Korn und Scheuer verbrennt. Bürger und Kaufmann will jetzt Ritters Genoß ſein, der Edelmann frei, der Graf gefürſtet, der Fürſt gekrönt. Mancher Biedermann verdirbt dabei und kommt an den Bettelſtab, oder er wirft ſich auf Betrug und Judenwerk, oder er ſpitzt ſich auf eine reiche Erbſchaft und hofft wohl einen zu Grab zu tragen, der noch mit ſeinem eignen Gebeine Birnen abwirft. Der Geiz treibt die Menſchen durch See und Unwetter, der Neid kocht ſeine eigenen Glieder. Die Gerechtigkeit wird feil; durch Geld käme mancher ans Seil, wenn er ſich nicht durch Geld vom Seile erlöſte, denn nur die kleinen Diebe hängt man, die Bremſen kleben nicht in dem Spinngewebe. Ehedem war Armut lieb und werth, da noch alles Gut gemein war, in der goldnen Zeit der Erde. Sie iſt eine Gabe von Gott, ſie kann nichts verlieren, und weit hin ſchwimmet, wer nackt iſt. Der Arme ſingt frei durch den Wald, ihm entfällt nichts, er hat die Freiheit zu fordern; bei Armut, bei dem dürftigen Curius und Fabricius, fand man von jeher weiſeren Rath als bei Reichen; ſie iſt der Grund aller Dinge, der Anfang aller Stände, ſie hat alle Städte gebaut, alle Künſte erfunden, alle Ehren erzeugt. Sie iſt bei allen Völkern werth geweſen, und vor allen bei den Griechen, die mit ihr Städte und Länder bezwangen. Ariſtides, Epaminondas, Homer, Sokrates waren arm. Alles Große floß aus Armut, Rom kam von Hirten, ward wohl regiert von Bauern, und ward zerriſſen als es reich ward; auch Cröſus wäre durch Armut nicht untergegangen. So lehrt Brant auch an andern Orten die alten Sätze von dem Zielpunkte

des Glückes und dem Neide der Gottheit. Der Herr ſprach: Euch ſei weh und leid ihr Reichen, ihr habt hier eure Freude in eurem Beſitze, ſelig ſind die Armen mit freiem Muthe. Richte ſich Niemand auf Reichthum, denn wie der Adler gewinnt er Federn und fliegt wie der Wind davon. Wäre Reichthum das Beſte, ſo wäre Chriſtus nicht der Aermſte geweſen. Höre Hoffart, ruft der Dichter, der in dieſen Stellen allein einen höheren Schwung nimmt und ſich an Stellen der Alten oder Thomaſin's erhebt, es kommt dir die Stunde, da du aus deinem eignen Munde ſprichſt: was bringt mein hoher Muth, wenn ich hier ſitze in Trübſal und Leid? was hilft mir Geld und Reichthum, der Welt Ehr und Ruhm? es iſt alles nichts als ein Schatten geweſen. Wohl dem, der dies verachtet hat und das Ewige betrachtet. Wir ſehen nicht den Tod vor, da uns doch die Stunde geſetzt iſt, und darum ſind wir Thoren, daß wir uns nicht rüſten zum Tode, dem wir nicht entrinnen können. Der Weinkauf iſt ſchon getrunken, der Handel iſt nicht rückgängig zu machen. Aber die Narrheit färbt uns, daß wir denken, es werde der Tod grade unſeres ſchönen Haares ſchonen und unſerer grünen Kränze und Kronen. Aber der Tod erſchüttert mit gleichem Fuße der Könige Saal und die Hütten der Hirten; Thoren wir, die wir täglich fliehen, dem wir nicht entrinnen können; Thoren, die wir den Geſchiedenen die Ruhe mißgönnen, nach welcher wir alle ſtreben, denn keiner fährt zu früh dahin, wo er ewig ſein muß, ja geſchieht manchem wohl, daß ihn Gott zeitig abruft. Der Tod nahm manchen von Trübſal und Pein, und während das Glück ungleich Gut und Beſitz austheilt, macht der Tod alles gleich, ein unbeſtochener Richter; er iſt allein der Niemanden ſchont und Niemanden je gehorſam ward. Thoren auch, die wir koſtbare Gräber und Mauſoleen thürmen; alle Erde iſt geſegnet von Gott, wohl liegt der, der wohl ſtarb. Der Himmel deckt manchen Todten, der ſich unter keinem Grabſtein ſtreckt; wie könnte der ein ſchöneres Grabmal haben, dem das Geſtirn von oben leuchtet! Wer wohl geſtorben iſt, deß Grab iſt das Höchſte.

So mäßig und beſonnen ſich Brant gegen die rohen, alle Zucht und Anſtand verletzenden Sitten der Zeit ſetzte, ohne ſelbſt allzuſehr in den rohen Ton zu verfallen, ſo ruhig er dem weltlichen Treiben das Glück der Bedürfnißloſigkeit entgegenhält, eben ſo gemäßigt, obgleich feurig nimmt er ſich der öffentlichen Dinge an, und ſteht auch da gleichſam als der letzte, der dem Revolutionseifer noch nicht verfiel. Wenn ich die Säumniß und Schande unter allen Ständen ſehe, ſagt er, es wäre kein Wunder, wenn ich die Augen voll Thränen hätte, daß der Chriſtenglaube ſo ſchmählich abnimmt. Die Ketzer haben ihn halb zerriſſen und zerſtört, dann Mahomet, der unſerm Glauben Aſien und Afrika entriß und jetzt Europa bedroht. Wir haben den Feind an dem Thor und wollen ſchlafend ſterben, der Wolf iſt im Stalle und der Hirte ſchläft. Die vier ſchweſterlichen Patriarchenſtädte von Rom ſind dahin, bald wird es auch ans Haupt kommen. Dies iſt unſerer Thaten Schuld; keiner nimmt am andern Antheil und es wird uns gehen wie den Ochſen der Fabel. Jeder greift nur nach ſeiner Mauer, ob die kalt ſei, und kümmert ſich nicht um den Brand beim Nachbar. Die Pforten Europa's ſind offen, auf allen Seiten droht der raſtloſe Feind, nach Chriſtenblut dürſtend. O Rom, da du Könige hatteſt, warſt du lange Jahre eigen; als dich das Volk regierte, warſt du in Freiheit glücklich; als aber Bürger wider Bürger focht und des gemeinen Nutzens Niemand achtete, da zerging deine Pracht, du warſt den Kaiſern unterthan und nahmſt ſtets ab, wie der Mond ſchwindet. Wollte Gott, daß du dem Monde ganz gleich ſeiſt und auch wieder wüchſeſt. Nun aber meint ja keiner etwas zu haben, wenn er nicht dem römiſchen Reiche etwas abbricht, die Städte wie die Fürſten. Seht doch, ihr Fürſten, um Gottes Willen, was zuletzt daraus werden ſoll: ſinkt das Reich, ſo bleibt ihr nicht ewig! Einhelligkeit in der Gemeinde macht alle Dinge blühen, aber durch Zwietracht wird auch das Mächtige zerſtört. Der Deutſchen Lob war einſt hoch in Ehren, und ſie haben ſich durch ihren Ruhm das Kaiſerreich erworben, jetzt aber denken ſie nur darauf, wie ſie das Reich vernichten wol-

len. Geſtattet nicht, ihr Herrſcher, ſolche Schande, ſondern ſtehet dem Reiche zu, ſo mag das Schiff noch aufrecht gehen: ihr habt einen König, der der Krone werth iſt, in deſſen Hand die heilige Erde leicht kommen, und der das Unternehmen auch beginnen wird, wenn er nur euch trauen darf. Werft ab ſolche Schmach und Spott; eines kleinen Heeres waltet Gott, und noch ſind Chriſten genug, die ganze Welt zu gewinnen, wenn nur Treue, Friede und Liebe herrſcht. Wacht auf und ſchlaft nicht, wie der Steurer beim Sturm, ſteht auf aus euren Träumen, wahrlich die Art ſteht am Baume. Ich mahne alle Stände, nicht zu thun, wie die Schiffleute, die ſich ſtreiten, dieweil ſie in Wind und Wetter ſind. Wer Ohren hat der höre, das Schiff ſchwankt im Meer, es iſt bald Nacht um uns geworden, thut ihr, die ihr durch Gott an der Spitze ſteht, was euch ziemt, daß Sonne und Mond nicht gänzlich untergehen.

Wie genau Sebaſtian Brant das Bedürfniß und den Geſchmack der Zeiten getroffen hatte, beweiſen ſo viele Humaniſten, die damals lateiniſche verwandte Schriften ſchrieben, beweiſt Trithemius, der ausdrücklich zweifelt, ob etwas Zeitgemäßeres und Angemeſſeneres damals geſchrieben wurde, als das Narrenſchiff, beweiſen die ungeheuren Wirkungen, die das Buch gemacht hat. Wie das Werk ſelbſt nach und nach entſtanden iſt (was man aus einem Kapitel, das jetzt in der Mitte etwa ſteht, bemerken kann, wo Brant einmal äußert, er wäre nun ſchier zu Ende), ſo wurde nachher die Form bei neuen Gelegenheiten angenommen, wie in Gengenbachs Gedichten vom Bundſchuh (liber vagatorum) und Bettlerorden das ſich auf das Narrenſchiff ausdrücklich bezieht. Eines ſo offenbaren Nachahmers ferner, wie Murner, wer er auch ſonſt ſei, der eine Unmaße Verſe geradezu abſchreibt, brauchte ſich Brant immer nicht zu ſchämen; noch 1531 ſtahl ein Hans Hörburger von Füeßen in ſeinem „nützlichen Büchlein“ über alle Stände der Welt das Narrenſchiff ſchamlos aus und nach dieſem wieder das „kleine Narrenſchiff“ (Strasburg 1540). Ein 1593 erſchienenes Gedicht Haſen Jacht kam in neuer Ausgabe noch 1629

mit einem Anhang heraus, in welchem die gereimten Abschnitte aus dem Narrenschiff gezogen sind und dem Narren nur der Hase substituirt ist. Bald hatte Brant's Name selbst im Auslande so guten Klang, daß man ihn zu Speculationen mißbrauchte und ihm fremde Werke zuschrieb, in den Niederlanden das geistlose Buch „von den losen Füchsen dieser Welt[710]", in Paris die regnards traversant von Bouchet[711]. Das Narrenschiff ist mit dem Eulenspiegel eines der ersten deutschen Bücher, die im Auslande anerkannt wurden[712]; es ward nicht nur zweimal, von Brant's Schüler Jakob Locher (1497) und dann von Jodocus Badius (Paris 1498, dann Basel 1506) ins Lateinische, sondern auch dreimal ins Französische, ins Plattdeutsche[713], Englische und Holländische übersetzt, und hält seiner Verbreitung nach also gleichfalls das Gebiet der Reformation wie der Reinhart Fuchs[714]. Das Original selbst ward in unzähligen Ausgaben und Nachdrücken verbreitet, verfälscht, bearbeitet und erklärt; schon in dem Jahre, wo es erschien, beginnt in der Straßburger Ausgabe von 1494 die Reihe der Ueberarbeitungen[715]. Einer der stärksten Geister der Zeit, dem Brant selbst als einem ungebeugten, sich selbst treuen, partheilosen Strafprediger eine treffliche Grabschrift schrieb, der berühmte Geiler von Kaisersberg (aus Schaffhausen 1445—1510), der mit Brant aus der gleichen Schule des Johannes a Lapide kam,

710) Die Ausg. Fr. 1546 läßt den niederländischen Text vor 31 Jahren entstanden sein. Eine Ausgabe Brüssel 1517 konnte ich vergleichen.

711) Flögel's Gesch. der komischen Lit. 3, 136. Strobel S. 52.

712) Ueber die Uebersetzungen vgl. Zarncke p. 205 ff.

713) Nach Zarncke's Vermuthung schon 1497 (Lübeck), bekannt ist nur die Ausgabe Rostock 1519.

714) Einen der lustigsten bibliographischen Irrthümer machte der Spanier Jos. Vieja y Clavijo, der in der hist. de las islas de Canaria. Madr. 1672. von der Reise des heil. Brandan spricht, die Locher aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzt hätte, unter dem Titel: Narratio profectionis nunquam satis laudatae navis a. S. Brandano vernaculo rithmo fabricata etc. So citirt er statt narragonice profectionis nunquam satis laudata navis per Seb. Brant etc.

715) Die ganze Reihe der ächten und unächten Ausgaben und Bearbeitungen gibt Zarncke übersichtlich an p. LXXX ff.

wählte ſich die Kapitel des Narrenſchiffs zu eben ſo vielen Predigttexten. Dies war an ſich nichts Neues und Auffallendes; denn es hatten Andre über Facetus Sprüche, es hatte Geiler ſelbſt über das Gedicht eines Bauern[716], wie jetzt über das eines Doktors ſchon früher gepredigt; allein der ganz weltliche Gegenſtand, die Unverholenheit der Sittencenſur, das Aufſehen, welches das Narrenſchiff machte, machten auch dieſe Predigten Geiler's auffallender, als andere. Zahlloſe vortreffliche Predigten wetteiferten damals in practiſcher Richtung, aber des Volkes Sprache laut zu vertheidigen war Geiler voran, und heftig ſprach er gegen die Lateiner, die ihr auswendig gelerntes Zeug herplapperten wie die Schulknaben, und kaum ſelbſt die Grammatik verſtänden[717], geſchweige, daß das Volk ſie verſtehen ſollte. Wir wiſſen, daß die Predigten Geiler's vor Luther faſt die ganze Erbauungsliteratur der früheren Zeit umſtießen; welch eine Empfehlung mußten dieſe Predigten, die 1498 gehalten wurden, für das Narrenſchiff ſein. Von der kühnen Freimüthigkeit dieſer Schriften bis zu den Briefen der dunklen Männer war nur ein kleiner Schritt, und dann folgte in Einem Zuge dieſe maßloſe Heftigkeit der Kritik der öffentlichen Angelegenheiten, ſo daß das Narrenſchiff, obwohl es gegen die Zügelloſigkeit im Leben anging, die Zügelloſigkeit in der Literatur doch gleichſam eröffnet.

Dieſer ungemeinen Wirkſamkeit ſtand die Formloſigkeit des Buches nicht entgegen. Hutten betrachtet es als eine ganz neue Erſcheinung, ſo wenig war man in den höheren Ständen mehr an deutſche Verſe gewöhnt:

Brantus ab iis paulum semotus considet oris,
qui Germana nova carmina lege facit,
barbaraque in numeros compellit verba ligatos etc.

716) Zarncke p. 262 vermuthet vielleicht über das oben erwähnte (S. 357) Geſpräch des „Ackermanns aus Beheim".

717) Geiler hielt (nach Lappenberg) die Predigten über das Narrenſchiff 1498 in deutſcher Sprache; ſie wurden aber nur in lateiniſcher Ueberſetzung von Jac. Other bekannt; 1520 gab ſie Joh. Pauli wieder deutſch heraus.

und Jacob Locher vergleicht Brant's Gebrauch der deutschen Sprache mit den Verdiensten Dante's und Petrarca's um die ihrige. Das beweist wie groß der Ungeschmack der Zeit war, die zwischen Prosa und Poesie nicht mehr schied. Fast kann man im Narrenschiffe nichts Poetisches entdecken, als einzelne Ausdrücke und Bilder, die Versabtheilung und den Reim. Dem fühlte sich nachher jeder gewachsen, und Jeder reimte dann auch zunächst im Tone des Narrenschiffs hin über Alles was ihm vorkam. Der satirische Ton war dem ganzen Geschlechte angeboren. Man kann über den Reichthum der satirischen Sprache in Geiler's und Pauli's Schriften nicht genug erstaunen, und wenn je in Deutschland die komische Literatur wieder unter ähnlichen politischen Aufregungen einen ähnlichen Schwung erhalten und eine Lücke unserer Poesie ausfüllen sollte, die man thörichterweise aus dem ernsten Charakter der Nation für eine ewige Leere erklären wollte, statt daß man die Ursache in der bürgerlichen Lage des Vaterlandes gesucht hätte, die kaum des Spottes werth ist, wenn je diese Lücke ausgefüllt werden soll, so müssen unsere jungen Dichter hier Volkswitz lernen, falls sich dieser erlernen läßt, sie müssen hier den unermeßlichen Reichthum der Sprache und die ganze Fülle ihrer satirischen Gewalt ergründen, sie müssen von den Brant und Hutten lernen, wie man etwas gelernt haben muß, wie sie das Wissen der Zeit und die Lage der Zeit gleichmäßig umspannen müßten, ehe sie aristophanische Form und klassische Versglätte über nichtswürdige Stoffe breiten, die kein vernünftiger Mensch einer Silbe für werth hält. Wie traurig ist es, daß wir ewig in diesem Mißverhältniß der äußern Form und des innern Werthes in unserer Literatur verharren mußten! Wie dieser Brant die Gebrechen, und Hans Sachs die Gestalt, und Hutten die Kräfte und das Bestreben der damaligen Zeit kannten, wäre ein Muster für immer, wenn sie nicht in ungenießbarer Sprache stammelten — und heute dagegen, wie viele Gewandtheit der Sprache und Gelenkigkeit des Wissens! Nur wenn aus allem ein Gewinn für die Seele oder auch nur ein practischer Nutzen gezogen werden soll, dann

fühlt man, daß aller Gemeinſinn und alles, was rein menſchliche Regung iſt, in gezwungenem oder freiwilligem Schlafe liegt. Indem ſich Brant dem Bedürfniſſe der Zeit hingab, es ganz in ſich aufnahm, und nun ohne eigentlichen poetiſchen Beruf dies Gedicht mehr aus Lectüre und mit mühſamem Fleiße, als mit unmittelbarem Talente niederſchrieb, ward er von der ungewöhnlichſten Bedeutung für das Leben und ſelbſt für die Geſchichte der Dichtung. Er eröffnete auf mehr als hundert Jahre in Straßburg einen dauernden Antheil an deutſcher Dichtung, nachdem ſchon vor ihm Wimpheling durch die literariſchen Geſellſchaften, die er, nach dem Muſter der rheiniſchen Geſellſchaft des Celtes, in Schlettſtadt und in Straßburg gegründet hatte, einen wiſſenſchaftlichen Aufſchwung hervorgerufen hatte, der ſich über den ganzen Oberrhein verbreitete; und was mehr iſt: die Lehrdichtung trat durch Brant in die Satire über und dieſe dauert nun volksthümlich fort bis ins 17. Jh. Dieſer Uebergang iſt durch nichts anders gemacht, dieſe neue Form durch nichts anders gewonnen, als durch den geraden Bezug auf die Gegenwart. Das moraliſche Gedicht wird ſogleich zur Satire, ſobald es Sitte lehrt nach dem Bedürfniſſe der Umgebung und die Motive dazu aus dem wahren Vortheil derſelben hernimmt; denn ſogleich zeigt es alles Tadelnswerthe als widerſinnig und geräth in ſatiriſchen Eifer. Wer im Thomaſin die Stellen vergleicht, wo er das Syſtem verläßt und die Zuſtände ſeiner Zeit beſpricht, wer im Renner die allgemeinen Klagen mit den Abſchnitten vergleicht, wo er die Fehler der Gegenwart rügt, der wird in einem und demſelben Werke dieſen Uebergang ſehr deutlich erkennen. Brant gibt ſich nie der allgemeinen Lehre hin, ſondern ſteht mitten in ſeiner Nation und Zeit und weiß von keiner Lehre, als die ſich für beide aus beiden ſelbſt ergiebt. Er erhebt ſich nur Einmal an jener ausgezogenen Stelle über das Lob der Armut über die wirkliche Umgebung und ſchildert der troſtloſen Vielgeſchäftigkeit der Erwerbſucht gegenüber das Glück der zufriedenen Ruhe und der goldenen Zeit der Menſchheit. Dies zeigt eine natürliche Anlage zur Satire. Denn

der ächte Satiriker ſetzt dem Zuſtande der Entartung, den er ſchildert, ſtets einen möglichen und dageweſenen Zuſtand der Natur und Einfalt entgegen oder läßt dieſen die Unterlage bilden, auf die er jenen aufträgt; er läßt idylliſch auf einen Friedensſtand blicken aus dem wirren Kriegsſtande, den er darſtellt, ſo wie die Idylle ſatiriſch auf die verfeinerten Zuſtände der höhern Geſellſchaft blickt, denn beide Gattungen ſind unter ſich in der nächſten Verwandtſchaft.

Während das Narrenſchiff ſeine Rüge gegen das Verderbniß aller Stände überhaupt, mit mehr Gewicht aber gegen das Ueberheben der untern Stände richtet, ſo erſchien nun recht zu gelegener Zeit das Gegenſtück hierzu, das die Entartung der weltlichen und geiſtlichen Höfe geißelt. Der niederdeutſche Reineke Fuchs erſchien in Lübeck 1498[718], der einzige Nebenbuhler des Narrenſchiffs, und um ſo vorzüglicher als dieſes, als er der Schlußſtein gleichſam jener am volksmäßigſten fortgebildeten größeren Dichtung der germaniſchen Stämme iſt, wie das Narrenſchiff nur der Grundſtein einer neuen Dichtungsart, die noch langhin ohne eigentliche Ausbildung bleiben ſollte. Was nämlich das formelle Verdienſt dieſes Werks angeht, ſo müſſen wir es natürlich im Verhältniß zu ſeinen älteren Quellen betrachten und uns des Zuſammenhanges mit dem niederländiſchen Reinaert erinnern. Nach den neueren Entdeckungen, Gödekes und Anderer, und Latendorf's Berichtigungen[719] ſtellt ſich das Literargeſchichtliche ſo. Die niederländiſche Ueberarbeitung des alten Reinaert (vgl. 1, 229 ff.) ſtattete im 15. Jh. ein Schulmeiſter und Erzieher der Prinzen von Lothringen, Hinrik von Alkmar, der in der erſten niederdeutſchen Vorrede zum Reineke ſich den Ueberſetzer des gegenwärtigen Buches aus welſcher und franzöſiſcher Sprache in „dudeſche Sprake" nennt

718) Danach die Ausgaben von Hoffmann von Fallersleben. Breslau 1834. 1852, und die neueſte von A. Lübben. Oldenburg 1867.

719) Fr. Latendorf, zur Kritik und Erklärung des Reineke Vos. Schwerin 1865.

mit Kapitelüberschriften und einer prosaischen Glosse aus[720]). Von dieser Arbeit fand Senator Culemann in Hannover einige gedruckte Blätter (der Druck fällt um 1470—80), ein Fund, durch den die Existenz dieses Mittelgliedes zwischen dem niederländischen Reinaert und niederdeutschen Reineke festgestellt ward[721]). Aus diesem Hinrik hat das niederländische Volksbuch van Reynaert de Vos seine Kapitelargumente und Moralisationen, und so der niederdeutsche Reineke geschöpft. Grimm sah die Glosse des Reineke für das Werk des deutschen Umarbeiters an, sie ist aber aus Hinrik nur übersetzt. Text und Glosse rühren von einem niederdeutschen Uebersetzer her, daher Hoffmann die Glosse nicht hätte weglassen sollen. Der Lübecker Druck selbst hat die Vorreden und die Glossen; Hackmann (in der Ausgabe von 1711) gab die Moralisationen im Anhang zu jedem Capitel. Noch ist ein kaum zu schlichtender Streit zwischen den Forschern[722]), ob der in anerkannter Meisterschaft eines unabhängigen Uebersetzers erzählende Niederdeutsche ein Nicolaus Baumann oder ein Buchdrucker Hermann Barkhusen war. Barkhusen läßt sich nach Latendorf durchaus nicht halten, weil seine bekannten Schriften, die man vergleichen kann, wesentliche sprachliche Verschiedenheiten von dem Reineke ausweisen. Auch für Baumann ist Latendorf nicht; doch wir lassen das wie schon früher auf sich beruhen und verweisen auf das Urtheil Latendorfs, daß man über Hypothesen über den Verfasser nicht hinauskommt[723]). Wir wenden uns vielmehr sogleich zu dem Verhältnisse des Reineke zu dem Reinaert.

720) Möglich daß Hinrik auch den Reinardus Vulpes gekannt und einigemal ansehend im Auge gehabt hat.

721) Diese Reinaert-Fragmente sind in Hoffmanns Horae belgicae XII gedruckt.

722) Lisch, Gödeke, Wiechmann, Zarncke in Haupts Zs. 9, 372, Leverkus ebend. 11, 374.

723) Ueber die Geschichte der deutschen Uebersetzung s. Grimm, Reinhart Fuchs, Kap. 8 der Einleitung. Aus ihr flossen im 16. Jh. lateinische, hochdeutsche, dänische, im 17. eine schwedische, im 18. Göthe's Bearbeitung.

Gewiß iſt, daß die Comburger Hſ. als Ganzes und der Anlage nach voranſteht und daß, verſteht ſich von ſelbſt, der Reiz einer Urſchrift ihr allein bleibt. Das Letztere iſt unſtreitig; was die Anlage angeht, ſo dürfte man ſchon milder urtheilen, falls man den Reineke als Ganzes den beiden ungleichen Hälften des Reinaert, dieſe in nothwendiger Verbindung betrachtet, gegenüber ſtellte, weil es ſcheint, als ob der Reineke den Zwieſpalt zwiſchen dem Originalſtück und der zweiten Hälfte etwas aufhebe und verſöhne. Man würde ſagen, daß im Reinaert die Thierſage in ihrer reinſten Auffaſſung erſcheint; daß der Dichter, vor ſeinem Stoffe überall zurücktretend, den allgemeinſten Eindruck zu machen unter allen Bearbeitern weit der fähigſte iſt; daß er dieſer Dichtung eine Form gegeben, dieſer Maſſe einen Geiſt einhauchte, der ſeitdem typiſch feſtſtand und von den früheſten und ſpäteſten, von den ſklaviſchſten und genialſten Nachahmern feſtgehalten ward. Gegen ein Verdienſt dieſer Art muß wohl jedes andere ſchwinden, ſo lange man im Allgemeinen urtheilt. Im Einzelnen ließe ſich ſtreiten, ob die Ausführung da oder dort den Vorzug verdiene. Grimm ſcheint der Reineke auch im Detail ſchwächer und geringer, als Reinaert; er wirft ihm die Abkürzung vor, wobei man den zweiten Theil nicht in Anſchlag bringen würde; im erſten iſt ſie unbedeutend; es findet ſich darin überhaupt ein Verfahren des Zuſetzens und Abwerfens, das man ſich ſchwer erklären kann. Manchmal ſcheint es, der Reineke ſei züchtiger als das Original; ſo läßt er gewiſſe Vorfälle in der Scene mit der gefangenen Katze hinweg, aber anderswo ſetzt er die Geſchichte mit der Wölfin zu, die der Reinaert nicht hat. Daß es ihm nicht darauf ankam, ſeinen Stoff zu erweitern, ſieht man überall, dies aber möchte man ihm kaum zum Vorwurf machen; daß er ſich ſo ſtreng, in jedem Fall viel ſtrenger, als es ſonſt die Sitte des Mittelalters war, an ſein Original hielt, daß er überhaupt das Weſen des Gedichts außerordentlich treu feſthielt und dadurch die Sage vom Reinhart vor einer Verwäſſerung und Auflöſung, wie ihr in Frankreich zu Theil ward, bewahrte, dies ſcheint im Gegentheil für den Sinn des

Mannes und für den Werth ſeines Werkes zu ſprechen. Dieſen Werth gegen den des Reinaert mit Vergleichung einzelner Stellen zu ermitteln, mit dem Beweiſe, daß Reineke an einigen Stellen ausführlicher ſei als ſein Original, daß er eigne treffende Wendungen, Anſpielungen und Züge habe, dies ſcheint kleinlich und hilft überdies nicht zum Ziele; an allen Verdienſten dieſer Art iſt der franzöſiſche Renart überreich und iſt darum doch gegen den Reinaert ein ſchlechtes Machwerk. Es muß vielmehr in etwas anderem liegen, daß dieſer Reineke erſt den Ruf der Thierſage oder die Geſtalt, welche ihr im Reinaert zu Theil ward, in weite Ferne getragen hat. Denn that er das, wie er wirklich gethan hat, indem er Alkmar's Werk dem deutſchen Volke (zur Hälfte wenigſtens) vermittelte, ſo kann er unmöglich ganz werthlos ſein; darf unmöglich für eine bloße unbedeutende Ueberſetzung gelten, die kein eigenthümliches Verdienſt hätte; er kann dann unmöglich blos durch das Dunkel, das auch jetzt noch über ſeiner Entſtehung liegt, anziehen; es könnte ihm auch nicht zum Nachtheil oder Vorwurf gereichen, daß er für die Geſchichte der Thierſage nichts Neues liefert, denn ein Gedicht macht ſeine Wirkung nie bloß dem Stoff, ſondern hauptſächlich der Form nach. Es wäre wunderbar, wenn irgend ein literariſches Werk auf Jahrhunderte, auf Nationen, auf die größten Köpfe ſolche Wirkung üben ſollte, wenn es nicht in ſich die Urſache dazu trüge; wunderbar, wenn man in den Zeiten ſeines Entſtehens nicht den Weg auf ſeine Quelle zurückgefunden hätte, der noch durch die holländiſche Proſa leichter zu finden war, falls man dies Original für würdiger der Verbreitung gehalten hätte. Der Stimme des Volks *im Augenblick* zu trauen, den Schrei der Maſſe über das, was ſie *gerade jetzt in dieſer Stunde* unterhält, zerſtreut und ergötzt, für Gottes Stimme zu halten, iſt eine große Thorheit; aber was ſich in einem großen Raume, was ſich durch alle Klaſſen, noch mehr aber, was ſich im Laufe langer Zeiten als bewährt und trefflich in der öffentlichen Meinung erhält, dem trachte man im Fall des Zweifels lieber einen Werth zu *ſuchen* als abzuſprechen,

denn die Stimme der Zeiten ist wirklich Gottes Stimme, wenigstens hört man in der Geschichte, seit Gott aufgehört hat, zu uns in unserer Sprache zu reden, seine Stimme nicht anders als durch die Zeiten. Es wäre auch gar nicht verwegen, aufs bestimmteste zu weissagen, daß, obzwar jetzt der Reinaert und Alkmar's Bearbeitung aufgefunden ist, er den verlornen Rang dem Reineke nicht wieder abjagen wird.

Der Reinaert von Willem und Alkmar's Werk ist einmal in einer Sprache geschrieben, die seine unmittelbare Verbreitung hemmte. War das Gedicht erst in den Händen einer großen Nation, wie die deutsche, so war für die geistige Vermittlung, für den Durchgang in andere Sprachen und Länder von selbst gesorgt[724]). Der Reinaert ist ferner, so vortrefflich er dem Stoffe nach ist, der auch eben deshalb jeder wesentlichen Veränderung getrotzt hat, der Form nach dem strengen Stil und der trocknen Manier angehörig. Sie sei wahrer, naiver, ächter, als die des Reineke, es fehlt ihr aber jene Glätte und Eleganz, die ein Gedicht haben muß, wenn es ausgebreiteteren Eingang finden soll. Dieser Glätte widerstrebt die Sprache an und für sich; keinerlei niederländische Poesie hat daher überhaupt irgend einen bedeutenden Wirkungskreis gehabt. Man lese beide Gedichte nacheinander, man zerlege sie nicht in Stellen, man vergleiche nicht die Breite oder Enge, die Sätze und Worte, sondern man lasse jedes Ganze als Ganzes auf sich wirken, man nehme den Eindruck, ungestört von einzelnen Betrachtungen, in das Gemüth auf und man wird fühlen, daß das Knochengerüste und das innerste Mark dem Reinaert gehört, daß dies das Modell ward, nach dem jeder spätere Künstler arbeitete, daß aber diesen festen Bau der Glieder fürs Auge wohlthätig mit Fleisch zu decken und Rundung und Weiche hervorzubringen, dem Reineke vorbehalten blieb. Man wird den Reinaert höher achten,

724) In Oberdeutschland ward der Reineke zugänglich durch Mich. Beuther's Uebertragung: Von Reinicken Fuchs. Ander Theil des Buches Schimpf und Ernst. Fr. 1544.

dem ſtrengen, kunſtſinnigen Kenner wird er vielleicht werthvoller ſcheinen, aber den Reineke wird man ſchneller liebgewinnen. Wie wenig man mit einer zergliedernden Vergleichung zweier Gedichte, die in einem ſolchen Verhältniß der Verwandtſchaft zu einander ſtehen, das Wahre trifft, wird man bei einer ſolchen Prüfung des jeſeitigen Ganzen aufs unzweideutigſte lernen. Man zählt die Verſe, man findet das niederdeutſche Gedicht kürzer, trotz einzelner Zuſätze die es macht, und dennoch fragen wir jeden Leſer von Geſchmack, ob er nicht vom Reineke den Eindruck einer größeren poetiſchen Ausführung, einer feineren, behaglicheren Breite erhält? Es iſt ein Verſchieben, ein Zuſetzen und Wegnehmen, was, indem es das Ganze unverändert läßt, die Erſcheinung ganz anders geſtaltet; es iſt ein Zuſammengreifen der verſchiedenſten Kleinigkeiten, das wohl nur ein nachdichtender Künſtler wie Göthe, wenn er beide verglichen hätte, in ſeinen innerſten Geſetzen hätte durchſchauen können. Hätten doch alle unſere volksmäßigen Gedichte ſolche Bearbeiter, ſolche Ueberſetzer gefunden! Die es ſo verſtanden hätten, den Grundton eines Werkes zu halten und doch leiſe zu mildern, dem Ganzen ſeine feſte Form zu laſſen und doch ſo ſinnig zu verfeinern, die naive Einfalt ſo zu wahren und doch ein wenig abſichtlich manchmal ins Burleske zu ſtreifen.

Soviel möge für den Vortrag genügen. Was aber die innere Behandlung angeht, ſo ſteht dieſe in einem ähnlichen Verhältniß. Der Verfaſſer des Reineke konnte den Ausdruck beſſern, aber hätte ihn ſchwerlich ſchaffen können; er konnte vielleicht nicht objectiv den Sinn der Fabel ſo rein faſſen, ſo trefflich er ihn ſubjectiv auslegt. Sein Gedicht verhält ſich zu dem Reinaert, wie etwa Taſſo's Auffaſſung des Rittergeiſtes zu der Unmittelbarkeit, in welcher das Dichten und Treiben der Ritterdichter in ihren eignen Werken erſcheint. Was dort Takt iſt, wird bei ihm Einſicht, und dieſe geht allerdings ſchon in den zweiten Theil, die Arbeit Willem's, in dem niederländiſchen Gedichte ein. Dies gab ſchon dem zweitheiligen Werke nothwendig bei den Vielen einen Vorzug vor dem urſprünglichen erſten Theile.

Es wird hier leiſe die Hand geführt zum Verſtändniß des Gedichtes: in ſeine innere Bedeutung geht man hier leichter ein. Und darin geht der Reineke noch einen Schritt weiter, als Willem; ſchon bei dieſem iſt die zweite Beichte des Fuchſes, möchte man ſagen, der Mittelpunkt des Gedichtes, im Reineke aber noch weit mehr. Ueberall iſt hier dem Helden ein größeres Bewußtſein geliehen, eine größere geiſtige Kraft beigelegt, als der erſte Theil nöthig hatte. Der Reinaert ſchildert die Geſellſchaft, wie ſie iſt, wenn kein höherer Grundſatz in ihr waltet, wenn kein anderes Geſetz ſie bindet, als das poſitive; er geht von einem Landfrieden aus, der verkündet iſt; der Uebereinkunft nach ſoll Friede herrſchen, aber der Wirklichkeit nach überläßt ſich jeder ſeiner Willkür, ſo gut er vermag. Es ſiegt nun die geiſtige Ueberlegenheit über die rohe Gewalt, mit der ſie ununterbrochene Kämpfe zu beſtehen hat; der zweite Theil aber zeigt beſonders in jener Beichte, *wie* dieſer Sieg errungen wird. Der Reinaert ſchildert nur den Hergang, indem er treu den gemeinen Weltlauf abbildet, der Fuchs bei Willem aber *weiß* ſchon deutlicher, *warum* dieſer Hergang nöthig iſt, der Held kennt ſeine Kräfte und übt ſie nach Grundſätzen.

Dies ſtört allerdings den einfachen Gang der epiſchen Erzählung, aber ſobald wir eine beſtimmte ſatiriſche Beziehung ſehen, ſo können wir dieſe Wendung nur loben, und nun fragen wir nur, wie jene Grundſätze gefaßt ſind, und wie ſich hier im weſentlichen Punkte der Reineke zu Willem verhält. Jene Beichte iſt bei beiden ganz verſchieden. Willem zieht vortrefflich die Grundlinien der diplomatiſchen Theorien, aber der Reineke bezieht ſie erſt unmittelbar auf die Uebelſtände der Zeit, auf die Schlechtigkeit derer, die von oben gutes Beiſpiel geben ſollten, vorzugsweiſe auf die Verdorbenheit des Clerus. Und da er dieſe Richtung des Gedichtes, die urſprünglich darin gelegen war, gerade zur rechten Stunde in das ſchärfſte Licht ſtellte, wo die Welt reif war, die praktiſche Anwendung von dem zu machen, was hier ſchon ziemlich praktiſch gelehrt, mehr aus moraliſchen und politiſchen Rückſichten geſtellt als blos auf poetiſche Wirkung berechnet iſt,

ſo begreift man wohl, daß dieſer richtige Takt dieſer zeitgerechten Erneuerung des alten Gedichtes nicht am wenigſten ihren Sieg über dieſes und ihre große Verbreitung und Wirkung verſchaffte. Der Fuchs, ſeiner Ueberlegenheit und ſeiner Unentbehrlichkeit ſich bewußt, ſtützt ſeine Grundſätze auf die innerſte Verachtung Aller, die er aber verſchweigt, weil er Alle zu Zwecken gebrauchen will; er entſchuldigt ſeine Grundſätze mit der Nothwehr gegen die Großen der Welt, gegen Hof und Prälaten, die es ärger machen als die kleinen Diebe. Wenn er mit Ehe, Religion, Völkerrecht, mit Bund und Eid, mit allem Heiligen ſeinen Spott treibt, wenn Verleumdung, Heuchelei, Argliſt, Verrath an Freunden und Feinden triumphirt, wenn Einfalt und Unſchuld zerriſſen werden und das Unglück ausbaden, das die Klugen und Argen anrichten, ſo hält er die Habſucht und Geldgier der Oberen entgegen, Weiberregiment und Gewaltthat herrſchen dort, das mißliche Beiſpiel wird dort gegeben, die Prälaten machen den Vorgang, der König raubt ſelbſt, keiner klagt's und ſagt's, denn die Großen rauben und genießen mit. Druck der Unterthanen thut nichts, wenn nur da ſind, die dem Könige viel bringen. Sieht man nun das, ſo denkt man, es muß ja wohl ſo recht ſein, da deſſen ſoviel geſchieht; will man die Hand im Spiel haben, will man mit der Welt ſchwimmen, ſo kann man ſich billig nicht ſo bewahren, wie der Einſiedler und Mönch; den Dummen wird ihre Stumpfheit und und Plumpheit zum Nachtheil und zum Vorwurf, den Klugen bleibt der Gewinn, freilich die Sünde auch. Das Gewiſſen ſpielt unterweilen herein, doch geht es vorüber; man ſoll ſeines Gleichen lieben, aber wer achtet das groß? wer ſoll mit ſolchen tölpelhaften Geſellen viel Umſtände machen? man macht ſich daraus blutwenig Gewiſſen! So beichtet der Fuchs fremder Leute Sünden, wie ihm ſein Beichtiger ſagt (dieſer Zug fehlt bei Willem), wo er für die eigenen Buße thun ſoll! Es ſind die ſchönſten Grundriſſe zum Tagebuch eines Diplomaten. Und ſo erſcheint auch Reineke überall; das bewußte Erkennen

der Schlechtigkeit der Welt, die Verachtung der niederträchtigen Maſſe, eine darauf gegründete, aus dem Lauf der Welt abgeleitete Moral läßt ſich auch nicht anders perſonificiren. Man iſt auf eine höhere Stufe gerückt, man bewegt ſich in den oberen Sphären des gemeinen Lebens, man hat daher immer im Reineke eine Satire auf Hofleben gefunden und auch Göthe hat ihn ſo gefaßt; kein früheres Gedicht vom Fuchs, ſelbſt nicht der Reinaert konnte ſo unmittelbar auf dieſen Gedanken leiten.

Das alte Lied wird hier geſungen, daß die Fehler der Menge die Schuld der Oberen ſeien; und dieſe Schuld wälzt ſich am Ende ihrem ganzen Umfange nach auf die Geiſtlichkeit, deren weltlichem Ehrgeiz endlich ein Ziel geſetzt werden ſollte. Man hört nun die ehemals oft wiederholte Predigt, daß man auf die Worte und nicht auf die Werke der Geiſtlichen ſehen ſollte, nicht weiter. Man achtet vielmehr auch auf ihre guten Werke nicht mehr, wie es im Reineke weiter heißt, ſondern man ſpäht nur aus nach dem Schlechten und verſchlimmert es noch dazu. Mit den Laien die Weiber zu theilen, Steuern für Kirchenbauten zu erheben und ſelbſt nichts dazu zu zahlen, ſchöne Kleider und leckere Speiſe, viele Geſchäftigkeit in weltlichen Dingen, und kurz unter allen Mönchen, Legaten, Aebten, Pröbſten und anderen Prälaten das Eine Lied: Gebt mir das Eure, laßt mir das Meine — dies iſt nun der herrſchende Ton in dem geiſtlichen Stand. An dem geiſtlichen Hofe iſt Alles käuflich und beſtochen; man hilft dort jedem, der was zu geben hat; man citirt und will nichts als Geld, mit Geld macht man da jede ſchlechte Sache ſiegen; mit Geld findet man Gnade und Hülfe. Der Pabſt ſelbſt iſt ein alter kranker Mann, der ſich keines Dinges annimmt, durch ſeine habſüchtige und geldgierige Umgebung muß man ſich durch Gunſt und Gaben durchſchlagen, dann kann man jeder Unterſtützung und Nachſicht ſicher ſein.

Das Gedicht vom Fuchs ward zum erſtenmal bedeutend, als der erſte Kampf zwiſchen Geiſtlichkeit und Laien begann; wo dieſer Kampf

enden ſollte, vollendete ſich auch das Gedicht, und tauchte nur noch einmal verjüngt in ähnlichen Revolutionszeiten und durch ſie veranlaßt hervor. Von welcher Bedeutung das Gedicht gerade in der Zeit des Reineke, gerade in dieſer Reformationszeit werden mußte, ſieht man von ſelbſt. Der große Streit des Abſolutismus gegen das Volksthum, der Machiavellismus, die Regierung der Laune und Willkür, die tückiſche Staatskunſt, die damals ſyſtematiſch begründet ward, fand hier einen vortrefflichen Vertreter in der Poeſie. Alles fing in Deutſchland an, die Begriffe von Fürſten- und Volksrecht zu ändern, es war daher gerade zur rechten Stunde, daß man dies Gemälde von ſolchen Regierungen auffriſchte, in denen keine Theilnahme am Volke und ſeiner Wohlfahrt, ſondern nur Gewalt, Habſucht und Geiz zu finden war. Es traf ohnehin gerade in die Zeiten, wo ſich Reuchlin ſchon gegen ſchlechte Hofberather, Wimpheling gegen die Kirche, die Reichstage in lauten Beſchwerden gegen die papiſtiſchen Mißbräuche Luft zu machen anfingen, und wo die Humaniſten, von dem rohen Adel und den ungebildeten Fürſten abgewandt, die reichsſtädtiſche ariſtokratiſche Freiheit begeiſtert zu preiſen anfingen.

5. Murner.

Die ungeheuren Bewegungen der Reformation ſpiegeln ſich in der Geſchichte unſerer Poeſie zwar in einer gewiſſen Dürftigkeit, aber doch auch Vollſtändigkeit ab. Wir reihen unſere Betrachtung derſelben an die Thätigkeit von vier Männern, die uns in die vier Hauptklaſſen der Geſellſchaft mitten hineinſtellen, welche bei dieſen Bewegungen thätig und betheiligt waren. Mit Murner treten wir unter die Geiſtlichkeit, die den alten Ordnungen anhing, mit Hutten unter den humaniſtiſch gebildeten und patriotiſchen Adel, wie wir mit Brant in den Kreis der bürgerlichen Gelehrten eingegangen waren, Hans Sachs führt uns in die Geſellſchaft des Bürger- und Gewerbſtandes, und Luther ſelbſt endlich unter die Geiſtlichkeit, die dem neuen

Bekenntniſſe angehörte. Unter dieſen knüpft ſich Thomas Murner[725]) (aus Straßburg (1475—1535?) ſchon als Landsmann an Seb. Brant enge an, und iſt übrigens auch ſeiner ganzen Manier nach ſein ſclaviſcher Nachahmer. Nur darin macht er einen weſentlichen Fortſchritt, daß ihn unter den Erſten der neue Geiſt, der jetzt mit einemmale die freiwillige Cenſur abſchüttelte, welche man ſich bisher aus Scheu und Gewohnheit aufgelegt hatte, weiter riß als ſich Brant gewagt hatte, daß er zu dem Uebergang der Satire von dem Allgemeinen zu dem Beſonderen mit das erſte Zeichen gab. Er legt die ruhige Mäßigung Sebaſtian's ab, er behält ſeine Derbheit und verdunkelt den edlen und reinen Hintergrund, auf dem jener ſeine Bilder aufgetragen hatte. Der Charakter der Dichter fängt nun an, für die Dichtungen von Wichtigkeit zu werden, weil die Dichtung jetzt wieder mit dem äußeren Leben ganz zuſammenfällt. Brant war ein wohlgeſinnter, ruhig und beſonnen thätiger Mann, der ſich von keiner Leidenſchaft beherrſchen ließ; Murner war ein unruhiger, ausſchweifender Mönch, unzufrieden mit ſeiner Stellung und doch nicht fähig, eine andere einzunehmen, anmaßend und dabei ein ſchwacher Kopf, ſtrebend ohne Ausdauer, unſtet bald in Italien bald in Deutſchland, in Paris und Krakau ſich umtreibend und nirgends nur eine kleine Zeit anſäßig und ausharrend; jetzt ein Nachbeter des Brant, deſſen Narrenſchiff er in ſeinen Gedichten nachahmte, und dann wieder mit ihm überworfen; jetzt ein Widerſacher der dunklen Theologen und der Bartholiſten, dann ſelbſt in Poeſie und Wiſſenſchaft mit den größten Thorheiten der ſcholaſtiſchen Gelehrſamkeit beſchäftigt; jetzt, wie es ſcheint, ein gutmeinender Ueberſetzer lutheriſcher Schriften, dann einer der heftigſten Gegner der Reformation und im Sold von Heinrich VIII

725) Vgl. über ihn Waldau, Nachrichten von Th. Murner's Leben und Schriften. Nürnberg 1775; Strobel, Beiträge zur deutſchen Liter. und Lit. Geſchichte 1827; A. Jung, Beiträge zur Geſch. der Reformation. Straßb. 1830; Röhrich, in Niedner's Zeitſchr. f. hiſt. Theol. 1848; Hottinger, Geſchichte der Eidgenoſſen während der Zeit der Kirchentrennung, Bd. VII, 2. Abth., und namentlich Lappenberg in ſeinem Ulenſpiegel (Leipzig 1854) p. 387 ff.

von England, oder der katholiſchen Parteien in der Schweiz und im Elſaß; 1526 aus Straßburg geflüchtet ward er in Luzern aufgenommen und ließ von hier aus ſeine Schmähſchriften (Ketzerkalender 1527 u. a.) gegen die Schweizer Reformatoren ausgehen; er entflammte im Cappeler Kriege den Religionshaß, ward dann nach dem Religionsfrieden (1529) wieder verfolgt und machte nun an dem Hofe von Heidelberg Glück. In den Briefen der dunklen Männer ward er noch unter den Freunden Reuchlin's genannt und ſeine erſten poetiſchen Werke ſtellen ihn auch der Geſinnung nach nothwendig unter dieſe. Er ward daher ſeit ſeinem Auftreten gegen Luther, das nur die Scheelſucht eines unmächtigen Ehrgeizes eingegeben haben konnte, mit einer ungeheuren Wuth als Abtrünniger verfolgt und zeigt uns alſo in der Dichtungsgeſchichte einen der Schwankenden, die in der Geſchichte der Humaniſtik und Reformation ſo häufig ſind. Wenige derſelben ſind ſo arg mitgenommen worden. Niclaus Manuel hat es vielfach mit dem Dr. Murrnarr zu thun; Wimpheling behandelt ihn ganz als einen niederträchtigen Geſellen und Simon Heſſus ſcheint den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenn er in ſeiner „Urſache, warum die lutheriſchen Bücher verbrannt wurden" von ihm ſagt, er ſei ein armer Barfußermönch Franciscanerordens geweſen, ein Doctor der heiligen Schrift, der aber nach ſeinem Sinne noch nicht genug Würdigkeit gehabt und bei ſich gedacht, wie er lux mundi möchte werden, und dazu Doctor in beiden Rechten, denn er hätte das Inſtitut verdeutſcht[726]) und halte ſich ſelber für einen hochberühmten Juriſten, wiewohl ihm's Niemand glaubt. So habe er in Baſel Doctor in beiden Rechten werden wollen, und damit er ein herrlich Gepränge haben möchte, habe er die Stadtpfeifer aus Straßburg mit ſich gebracht, allein ſein Anſchlag ſei fehlgegangen und er habe ohne Geſchrei und Pomp, wie einem Mönch gebührt, müſſen Doctor

726) Murner hatte 1519 in Baſel eine Überſetzung der Juſtinianiſchen Inſtitutionen drucken laſſen, welche 1520 neu aufgelegt wurde; Lappenberg p. 400.

werden.[727]) Dies enthält in der That den Schlüssel zu seinem Charakter, den eine Masse von Schmähschriften in seinen Tagen aufs gehässigste ausmalten. Nicht blos die Zeitgenossen, auch die Spätern konnten dem armen „Gänseprediger" nicht vergeben. Fischart nahm ihn noch als einen Vertreter des alten üblen Schlags von Mönchen, „der Schälke, Murmelthiere, Murner und Brüder Murrnarren;" und noch Moscherosch nannte seine Schriften mit mehr Witzelei als Witz ein verkümmertes, verstümmeltes, verschimmeltes Gemaunze.

Seine Poesien haben in der That wenig Eigenthümliches, obwohl man der Schelmenzunft die Ehre angethan hat, sie ins Lateinische (nebulo nebulonum Frankfurt 1620) und Holländische zu übersetzen. Man möchte sagen, wo er Brant nicht ausschreibt und breit tritt, wiederholt er sich selbst. Ohne eine mehrfache Bedeutung sind seine Werke gleichwohl nicht. Man sieht vor Allem daran, wie nun mit Gewalt der Volksgeschmack alles bis ins tiefste herabriß, wie nun selbst die gelehrten und adeligen Dichter sich vergeblich hiergegen stemmten, und wie die große Kluft zwischen den lateinischen und deutschen Poesien in diesen stürmischen Zeiten verschieden durchbrochen ward. Ernste Strafrede und Ermahnung, sagt Murner am Schlusse seiner Gäuchmatte, helfen jetzt nicht mehr trotz Bitten und Flehen; man zwingt die Gelehrten, von allen Dingen schimpflich zu reden und im Scherz. Es bleibt daher nichts übrig, als Schimpf mit Ernst zu mischen. Viele muthen mir an, ich sollte geistlich schreiben und auf dem Ernste bleiben. Wahrlich, fünfzig Bücher habe ich geistlich geschrieben, allein die Buchdrucker weisen mich damit ab, und so bleibt Gott in der Kiste liegen. Kein deutsch Buch ward je von mir gedichtet, ich dichtete es daneben auch für die Ernsten und Weisen im Latein, allein die Drucker lassen es mir liegen. Zugleich fügt er bei, was auf die verbreitete Gewöhnung an Reime ein Licht wirft: daß er in Reimen dichte, dafür könne er nicht; wenn er schon anders reden

727) Er war 1519 von der Juristen-Facultät zu Basel trotz des Widerspruches von Ulr. Zasius u. A., zum Licentiaten beider Rechte gemacht worden.

wolle, ſo würde ihm der Mund voll Reime und wer das ſo von Natur habe, dem werde es nicht ſauer. Er gibt ſich alſo der deutſchen Dichtung für's Volk hin, allein nachdem er dieſen Einen Schritt gethan hat, thut er auch einen zweiten, der ganz unnöthig war. Er redet nicht allein volksmäßig, ſondern pöbelhaft, und wenn man ihm die Dichtung oder Herausgabe oder Ueberſetzung des Eulenſpiegel ohne Grund in die Schuhe ſchob, ſo hat doch dieſe Erdichtung in ſo fern einen Sinn, als er im unnöthigen Schmutz in ſeinen Verſen und in den Arabesken, die dieſe umgeben, viel zu weit ging, viel zu weit in gemeinem Fluchen und Schimpfen, im Nachahmen der rothwälſchen Ausdrücke und der rohen Verkehrsart der Verehrer von St. Schwarm und St. Schmoßmann und wie die groben Heiligen der Zeit alle heißen, überhaupt in jeder Art Ausübung ſeiner vulgaren Kunſt, die er, ſagte man [728]), in Freiburg im faulen Pelze erſchnappt haben müſſe. Ob man dem wackern Manne überhaupt glauben ſoll, daß er ſo viele ungedruckte ernſte Bücher geſchrieben? Mit ſeiner Verleugnung der Gelehrſamkeit zu Gunſten des Volksgeſchmackes iſt's eine eigne Sache. Man brachte damals gelehrte hiſtoriſche und mythiſche Andeutungen ohne Anſtand ſogar in's Volkslied, und daß Murner's Poeſien davon ſo leer ſind, daß er wenig Bibel darin anführt und nicht viel griechiſch und chaldäiſch dazu gebraucht, machte man ihm ausdrücklich zum Vorwurfe, denn nur in der Gäuchmatte dreht er ſich um einen kleinen Kreis von Beiſpielen, wie ſie damals aller Welt geläufig waren, die aber, wie er ſelbſt geſteht, ihm ſehr ſauer zu erwerben waren. Murner konnte, wie das Brant und Hans Sachs gethan haben, den groben Ton der Zeit angeben und nachahmend bekämpfen, allein er verfiel zu tief darin, ſo wie er ſelbſt in ſeiner Polemik gegen ſeine Standesgenoſſen, die Geiſtlichen und Mönche, nicht ſeiner eigenen Vorſchrift nachkommt, daß der Vogel ſein eigenes Neſt nicht beſchmutzen ſolle.

Die Art und Weiſe übrigens, wie Murner in der Narren-

728) In einem Geſpräche zwiſchen einem Pfarrer und einem Schultheißen von 1521. 4.

beſchwörung[729]), die Kaiſer Max das andere Narrenſchiff nannte, und in der Schelmenzunft[730]) (beide 1512) die Gelehrten und Geiſtlichen, die Juriſten und Fürſten angreift, leitet das, was zunächſt in der Literatur und im Leben gegen dieſe Stände alles Stürmiſche losbricht, ein. Er höhnt aufs Derbſte die Schriftmeiſter, die ſich Doctoren ſchelten laſſen und nicht wiſſen, was die Rüben gelten, und die des Narrenbeſchwörers weit mehr bedürfen, als manche Laien des Lehrers. Wenn wir unſere Bibel leſen, ſagt er, ſo ſind wir froh, als ob wir Bohnenſtroh kauten; wir achten nicht das göttliche Recht, es macht uns ſchwamplicht im Kopfe; wir zeigen dir das ewige Leben und gehen ſelbſt weit irre; wir ſind die erſten, die verſpötten was wir dich lehren und dir rathen. Die Pfaffen plappern Gebete gedankenlos hin; ihre wahren Gedanken ſind nur auf Beſitz und Geld gerichtet und auf kriegeriſche Stärke. Man findet jetzt Prälaten, die das Wild fällen, und den Armen durch ihre Felder rennen, und iſt das geiſtlich, wenn die Prieſter Jäger werden und die Hunde die Meſſe ſingen? Die Biſchöfe ſind Wölfe aus Hirten geworden. Der Fürſten Kinder ſollen nun Pfründen haben, wenn ſie noch in den Windeln liegen; und die erwachſenen Infulträger wollen dann nicht ſingen und ſtecken doch die Gulden ein. Alles iſt nun käuflich, Pfründen, Sacramente, Tugend und Ehrbarkeit, Reu und Leid um unſere Sünde, Alles feil. Sonſt mußte ein Chriſtenlehrer in Rechtſchaffenheit predigen und regieren, jetzt überlädt man einen mit Aemtern, wie andere Eſel mit Säcken. Das macht der Pfennig; ſoll ich beichten, ſo muß ich nach der Taſche greifen, ſoll ich zum Sacrament gehen, ebenſo, ſoll ich zur Weihe, ſo muß ich mirs verſchreiben laſſen und das Siegel tapfer netzen. Die Menſchen vertrauen ſo leicht, wenn ſich einer heilig ge-

729) Erſte Ausgabe: Straßburg 1512. Sie entſtand aus einem latein. Buche, welches er in Frankfurt (vor 1506) ſchrieb und worüber er deutſch predigte. Der Anfang der „Narrenbeſchwerung" fällt ins Jahr 1506.

730) Erſte Ausg. 1512. 4. (Frankfurt bei Beatus Murner). Ausgabe von Waldau. Halle 1788. Auch ſie war urſprünglich (in Frankfurt) lateiniſch abgefaßt.

bärdet, doch iſt er ein Menſch wie ein anderer und kann nur den beſonderen Fund, daß er ſeine Wolfshaut deckt. Die Mönche gehen an Frau Venus Bad und ſteigen des Nachts über die Mauer (auf dieſe Stelle ſpielt Fiſchart an), die Nonnen, in zarter Jugend vom armen Adel ins Kloſter geſtoßen, hätten ſich lieber mit einem armen Manne vergnügt und verunehren dann im reiferen Alter das Kloſter. Wenn ſie das Handwaſchen vor Tiſch vergeſſen, ſo beten die Kloſtergeiſtlichen zu Gott daß er die böſe That nicht räche, dieſer Beginentand iſt ihnen eine große Sache; wenn ſie aber buhlen und alle Klöſter durchlaufen, Zwieſpalt ſtiften und jedem ein Lotterſpöttlein anhängen, deſſen dürfen ſie ſich nicht ſchämen. Die Decane dürfen nicht gegen den Biſchof für den gemeinen Nutzen ſprechen, ſie müſſen ſein Lied pfeifen und nach ihm tanzen. Ehe einer Decan wird, muß er ſchwören, nicht in des Biſchofs Sache zu reden, dem Kapitel durch ſeine Finger zu ſehen, und wenn die Köchin die Meſſe ſingt und das puer natus ruft, mit ſeinem Geſang dazu zu ſtimmen. Dagegen gibt ihm der Biſchof das Gleiche, ſie grüßen ſich Gevatter über den Zaun und ſolcher Gevattern läuft die Welt voll und Gries kennt den Gramen wohl. Leichtſinnig wird von der Gewalt der Kirche und dem Banne Mißbrauch gemacht, ſo daß der Glauben auf Stelzen geht und eheſtens den Hals abbrechen wird. Man hat ſo oft im Namen der Kirche den Türkenkrieg bei uns gepredigt, und uns ſo oft betrogen, daß einen Wunder nimmt, wann wohl die Deutſchen werden witzig werden. Man traut auf den Spruch, St. Peter's Schiff ſolle nicht untergehen, und doch ſchwankt es ſchon; Königreiche und Kaiſerthümer fallen nacheinander um, und die Schuld liegt an den Fürſten, die dem Kaiſer nicht gehorſam ſind, an den Städtern und Bauern, die ihm nicht beiſteuern. Am Regimente ſitzen Tyrannen, in ihrem Rathe ſind, die Alles ſeinen Gang gehen laſſen, ſtillſchweigen und ihren Sold nehmen, ihren Oberen die Ohren melken und ſchön thun und kuppeln, die Suppenfreſſer, Schmarotzer, Schmalzbettler und wie er ſie alle in Rothwälſch nennt, die ſich dann zum Vergelte wieder von ihren Herren auf ein

Kiſſen ſetzen und ſäuberlich halten laſſen, ſtatt daß ſie auf dem Rade ſitzen ſollten. Daneben treiben die Ritter ihr Unweſen: keine Kunſt ſei es, ſagen ſie, daß König Ferdinand Inſeln mit Specereien in Indien entdecke, ſie fänden deren zu Schiff auf dem Rheine. Und dann die Advokaten, mit großen Büchern und kleinem Verſtande, die allen unnützen Sachen den Fuß halten, mit deren Eintritt ins Reich das gute Recht im deutſchen Lande aufgehört hat.

Man wird bald ſehen, hier ſind im Umriſſe alle die Gegenſtände angegeben, um die ſich bald das ganze reformiſtiſche Streben in Deutſchland regte, und die Ulrich von Hutten mit Feder und Schwert anzufechten zunächſt auftrat. Die Schelmenzunft iſt in dieſer Hinſicht weniger wichtig. Auch hier will Murner zwar der Welt im Allgemeinen ihr nequam ſagen und meint, es brauche dazu nicht viel Vernunft, weil der tägliche Brauch dies wohl lehre; er hat alſo wirklich keinen Begriff davon, daß man nicht in, ſondern über der böſen Welt ſtehen muß, die man belehren will, wie auch ſeine ſämmtlichen Bücher nicht eine Spur von dem Grundſätzlichen der Brantiſchen Moral an ſich tragen. Doch iſt es in dieſem Gedichte, obgleich ſich Murner auch hier auf alle Klaſſen von Menſchen einläßt, die er meiſt kurz redend einführt und ſie dann in eigener Perſon anfährt und zurechtſetzt, mehr als auf die öffentlichen Zuſtände, auf die Laſter des privaten Verkehrs abgeſehen, auf die frommen Buben, die freien Knechte, die Demmer und Schlemmer und ihre rohe Unterhaltung, auf jene eiſenfreſſeriſchen Fluchmäuler und Prahler, auf die Aufbinder und Strohbartflechter, auf die Kerbholzredner, die adlig verſprechen und es für bäueriſch nehmen zu halten, auf die Kothrütteler, die alles Uebel aufſuchen, auf die Zutrinker, die wie die Gänſe einander nachtrinken ohne Durſt, die nach löblicher Sitte der Deutſchen nichts anfangen ohne die Flaſche, und mit der Flaſche nicht enden bis der Wein hinein, der Witz heraus iſt, und ſie dann vom Dirdendein anfangen zu lallen. In dieſe Klaſſe gehören dann auch die Kannegießer („die von den Reichſtädten reden," heißen ſie hier), die ihren

Rücken mit fremder Sache beladen, Tag und Nacht ſorgen, wem die Venediger Gold abborgen und wie ſie es wollen wiedergeben. Wo ſie trinken und eſſen, vergeſſen ſie den König nicht, und die Franzoſen und Türken; die Reichſtädte müſſen auch dran; ſie haben uns dies und das gethan, das können wir nicht ungerochen laſſen. Lieber Schelm, ſchüfſt du das Deine und ließeſt die Reichſtädte Reichſtädte ſein und tränkſt einen guten Wein dafür, ſo ging er dir deſto glätter ein. — Man merkt ſogleich, daß dies einen aufgeregten Ton der politiſchen Unterhaltung verräth, der auch in der Geſchichte ſonſt angetroffen wird und die erſten Bauerntumulte in dieſem Jahrhundert bald nach dieſen Schriften begleitete oder ihnen voranging.

War es nicht Murner's perſönliche Unleidlichkeit, die ſeinen Werken gleich bei oder eigentlich vor ihrem Erſcheinen Gegner verſchaffte, wie er ſelbſt einmal andeutet, ſo kann es auch ihre wirkliche Schwäche geweſen ſein. Je länger er ſchrieb, deſto mehr wiederholte er ſich. In ſeiner geiſtlichen Badefahrt (Straßb. 1514), die im Bade und zum Danke für Geneſung geſchrieben wurde, geht er alle einzelnen Badeverrichtungen durch, um das Bild der Abwaſchung ſündiger Unreinheit auszuführen; daß er dabei Chriſtus in den Handthierungen eines Baders abbildete, zog ihm ſtarke Verhöhnungen zu. Im nächſten Jahre folgte die Mühle von Schwindelsheim oder Gret Müllerin Jahrzeit (Straßb. 1515). Die Mühle dieſes Namens lag drei Meilen von Straßburg, und gab im Volksmunde Anlaß zu manchem Witz gegen allerlei Schwindel der Menſchen. Die Vorrede des Gedichtes führt nun eine Reihe ſolcher Schwindeleien auf, für die dem Müller in Schwindelsheim Zins ſollte entrichtet werden; dann folgt der eigentliche Text von der Gret Müllerin, der insignis meretrix, die Geiſtlich und Weltlich in ihre Pflicht genommen hat, daß ſie nach Schwindelsheim zu ihrem Jahresfeſt rannten. Mit dieſem Inhalte bildet das Gedicht eine Art Vorläufer zu der Gäuchmatte, die im gleichen Jahre (nach Lappenberg 1514) geſchrieben iſt, aber erſt 1519 in Baſel ausgegeben ward.

Auch hier ſchreibt Murner ſich wieder ſelber aus. Nachdem er ſchon vielfach in der Narrenbeſchwörung die Fantaſten, Spiegelgucker, Knebelbärte und Weiberdiener durchgehechelt hatte, verſammelt er hier dieſe weibiſchen Gäuche auf einer eignen Matte. Im Anfang ſcheint es, als wolle er eine neue Einkleidung gewinnen, als ſolle es eine Parodie jener Allegorien vom Venus-Garten oder -Berg u. ſ. w. werden; hier iſt's ihre Matte; ihres Reiches Geſetze und Artikel und der Eid der Gäuche werden vorgelegt, nach dem ſie den alten Liebesdienſt beſchwören und die alte Treue in dem Geſchlechte anbeten, dem alle Creatur weichen müſſe. Bald aber verläßt der Dichter dieſe Einkleidung, führt ſeine Sprichwörter in alter Weiſe auf, mit eingemiſchten hiſtoriſchen Liebesbeiſpielen von Eva bis auf Caspar Schlick, und dieſe wiederholen ſich in einer Reihe von Portraits dieſer hiſtoriſchen Perſonen, und wie in jedem einzelnen Kapitel faſt jede einzelne Figur und Sache wiederholt wird, ſo variirt ſich in einem Anhängſel nachher das Ganze, die Sprichwörter und die Figuren noch einmal. Alle dieſe Werke, in denen ſich Murner tief in Gegenſtände einließ, in denen er ſeinem Stande nach billig keine Erfahrung haben ſollte, wurden Murner ſchon vor ſeinem Zuſammenſtoß mit den Lutheriſchen verdacht, ſeit dieſem aber zu den ſtärkſten Angriffen gegen ihn benutzt. Er hatte ſchon früher etliche namenloſe Büchlein gegen Luther ausgehen laſſen, ſeine derben Sprichwörtlein hatten ihn alsbald verrathen, nun regnete es Pasquille und Satiren gegen ihn, die ihn als Katze, als Drachen, als Murrnarren verſpotteten; der Karſthans, der Murnarus Leviathan und die Novella[731]), die gegen ihn gerichtet waren, ſind von den geglückteren ſatiriſchen Dialogen der Zeit. Wie um 1520 der Bruder Michael Stiefel von Eßlingen im Bruder Veiten Ton die „chriſtförmige rechtgegründete Lehre Dr. M. Luthers" beſungen und den Reformator darin für den Engel erklärt hatte, den Johannes in der Offenbarung (Cap. 14.) das Evangelium lehrend

731) Abgedruckt in Gödeke's Pamphilus Gengenbach p. 262 ff.

fliegen ſah, ſchrieb Murner in demſelben Tone ein „Lied von dem Untergang des chriſtlichen Glaubens“, eine kleinlaute Klage über die Fortſchritte des Lutherthums. Dagegen ſetzte Stiefel wieder eine proſaiſche „Auslegung und chriſtliche Gloſſe“ voll grober Perſönlichkeiten. Dies reizte Murner wieder zu einer Replik, auf die Stiefel die Antwort nicht ſchuldig blieb, und zuletzt zu ſeinem großen Gegenausfall in dem Gedichte von dem großen Lutheriſchen Narren[732], 1520 begonnen, das Hans Grieninger in Straßburg (1522) druckte, nicht ohne am Schluſſe eine Entſchuldigung nöthig zu finden, und das der Straßburger Rath verbrennen ließ. Es iſt dies, obwohl unleidlich breit, nicht die ſchlechteſte Arbeit Murner's, ſie machte aber übel nur ärger. Der Fiction des Gedichtes liegt eines der vielen „Büchlein“ der Lutheriſchen zu Grunde, die „klägliche Klag an K. Karolum von wegen Dr. Luthers und Ulrichs von Hutten“ (o. O. u. J. 4.), worin vorgegeben wird, es ſeien 15 Bundesgenoſſen zuſammengetreten, gemeiner Chriſtenheit die Schäden zu entdecken, mit denen ſie behaftet ſei. Dieſe 15 Bundesgenoſſen ſchneidet nun Murner als Narrenbeſchwörer dem großen Narren aus dem Bauche, um im ausgeführten Bilde Luthers Sache als einen Bundſchuh und Verſchwörung darzuſtellen; Stiefel und ſeine anderen Gegner werden dabei mit gleicher Münze bezahlt; das Stechendſte aber iſt der Schluß. Luther belagert mit ſeinen Bundesgenoſſen den Murner, und bietet ihm Verſöhnung und ſeine Tochter zum Weibe an. Murner geht ſcheinbar ein und ſeufzt tauſend Meilen von Herzensgrund nach der Stunde, die liebe Adelheid zu küſſen; er hofirt ihr und ſingt das nachher vielberüchtigte burlesk-ironiſche Loblied, deſſen Strophen mit dem Refrain Sparnößiin enden. Bei der Hochzeit entdeckt ihm die Braut, daß ſie den Grind habe, worauf er ſie ausſchlägt, da ja Luther ſelbſt die Ehe nicht für ein Sacrament halte. Dieſe Beſchmutzung der Ehe des heiligen Reformators zog nun erſt die ganze

732) In Scheible's Kloſter Bd. X; mit Erläuterungen herausgeg. von H. Kurz 1848.

Flut der heftigsten Ausfälle auf Murner, der Refrain vom Sparnößlin sollte noch oft auf ihn zurückprallen[733]). Hier tastete er einen Fleck an, wo das Zeitalter sehr empfindlich geworden war. In der Stellung und Schätzung des Weibes, in dem Urtheile über die geschlechtlichen und ehelichen Verhältnisse ging jetzt eben eine große Wandelung vor sich, wozu die Reformation durch die Erschütterung des Cölibats nicht sowohl einen ersten als einen letzten Anstoß gab. Murner hielt in dieser Beziehung mehr die alten Standpunkte fest. Er war, durch seinen Vater von Jugend auf so gewöhnt, noch ein warmer Verehrer der Jungfrau Maria, und er spricht seine Verehrung der Weiber dem entsprechend noch mehr im Stile der mittelalterlichen Frauenhuldigung aus. Aber er ist auch vielleicht gerade der allerletzte, bei dem man noch auf diese Eigenheiten stößt; die Jungfrau Maria verschwindet jetzt aus der Poesie und mit ihr all jene schwärmerische Anbetung des weiblichen Geschlechtes. An Maria's der Allsühnerin Stelle trat jetzt Mutter Eva, die Allsünderin, die so viel auf Erden gesäet hat, woran wir noch erndten; hinfort mischte sich Scherz und Ernst in der Verehrung und Verherrlichung der Frauen und das muthwillige Zeitalter sagte dem zarten Geschlechte die härtesten Wahrheiten. Die Schamlosigkeit der verbuhlten Geistlichen wurde nun schonungslos aufgedeckt; die Nackthelt des geschlechtlichen Verkehrs wurde in Schwänken und Fastnachtspielen unbarmherzig in aller Blöße gezeigt; die schleckige Liebelei verfolgte das Volkslied und die gelehrte Satire unter dem Namen der Löffelei (cochleatio); die Lateiner geißelten, Olearius in

733) In einer Flugschrift von Hans Heinrich Freyermut (um 1524) heißt es von dem Cölibat:

Damit wird nit mer außgericht, denn daß nur groß hurerey geschicht,
wie man's denn öffentlich ersicht, von heimlichen da sag ich nicht;
hat einer mit einer nicht genug, nimmt einer zwo drey nach seinem fug,
welch ihm nit gefällt, die läßt er gon, nimmt andre als viel er wil hon,
und hat mit sein'm Sparnößelein ein frölich fein guts mütelein.
Murmau Murnar der hetzt auch mit, denn er läßt schlechts sein mausen nit.
Ursach er hat, hätt's bald vergessen, ein Stück vom roben Narren gefressen,
das er noch nicht verdauen kann; daut wol noch 30 Jahre daran

einem maccaroniſchen Gedichte de fide concubinarum in sacerdotes (1504) und Bebel in ſeinem Triumphus Veneris (1515), das Concubinat und den Götzendienſt der Liebe; dafür wurden dann aber auch die Ehren der Ehe deſto mehr geſteigert und der weiblichen Sittſamkeit und Häuslichkeit die höchſte Würde zuerkannt. In wie vielen Liedern und Büchlein wurde jetzt über alle Mönch- und Nonnenorden hinweg der Orden der Ehe geprieſen! Wie oft gedruckt und weit verbreitet war das Geſpräch von „Bärbeli" (1526), das ſeiner Mutter Anmuthung ins Kloſter zu gehen nach reiflichen Bibelſtudien abweiſt und Beichtväter und Prieſter, die ihren Sinn beugen wollen, durch ihre Schriftkenntniß theils bekehrt, theils „liederlich abziehen" läßt.[734]) In dieſem Punkte des Ehepreiſes waren vor den perſönlichen Spaltungen ſeit 1517 manche der ſpäteren Feinde einträchtig. Der Johannes Murner, der ein Gedicht von des „ehelichen Standes Nutz und Beſchwerden" (o. O. u. J.) ſchrieb, das oft unſerm Thomas Murner zugeſchrieben wird, und jener Hier. Emſer in ſeiner „deutſchen Satire und Straf des Ehebruchs" (Leipz. 1505) ſind von dieſem Gegenſtande handelnd ſo ehrenhaft wie ein Urbanus Rhegius oder Albrecht von Eyb. Erasmus von Rotterdam's Geſpräch von der Ehe war der Zeit nicht ehrenhaft genug; als es Fr. Alberus in ſeinem Ehebüchlein (1539) zu Ehren und Schutz der Ehe überſetzte, ließ er in ehrfürchtiger Scheu vor dem Stande alles Unzüchtige hinweg. Ein Theil dieſer oder anderer in den Stoff einſchlagender Werke der Zeit ſind dem Gebiete der Poeſie angehörig; ſo auch der „Frauenſpiegel" (Straßb. um 1520 und Augsb. 1522), den noch Fiſchart (als „Eheſpiegel") beifällig anführt. Auch die Polemik, der die Dichtung damals am häufigſten dienen mußte, drängte ſich in dieſen

734) Die Zeiten hatten ſich geändert, ſeit dies ein Lieblingslied ward, gegen jene andere im 15. Jh. wo ein naives niederrheiniſches ſtrophiſches Gedicht „von dem Beginchen in Paris" (Schade, Niederrhein. Gedichte p. 333) erzählte von einer Jungfrau, die ſich gegen den Wunſch ihrer Mutter von dem weltlichen Leben abthat, Begine ward, in die Jeſusliebe vertieft jedes andere Werk ablehnte und nach ſiebenjährigem Leben ohne Speiſe und Trank verſchied.

Gegenstand ein. Wie die sinnliche Kraft der damaligen Menschen von so mancher Unnatur erlöste, nachher aber auch Ausschwelfungen der entgegengesetzten Art mit sich führte, so haben wir auch in der Literatur neben den angeführten aus schöner Gesinnung stammenden Streitschriften über das Frauenwesen bei Gelegenheit der Doppelehe Landgraf Philipp's des Huldrich Neobulus Dialogus für die Bigamie und hiergegen wieder ein deutsches Reimgespräch, das den Bucer als den pseudonymen Verfasser jenes anderen bezeichnet. Wo aber auch diese Schriften wirklich Gedichte und deutsche Gedichte sind, da fallen sie so tief in die gemeine Prosa herunter, daß hier für den Geschichtschreiber der Dichtung kein Ort des Verweilens ist. Die Kämpfe des wirklichen Lebens rissen die Poesie jetzt in so tiefe Niederungen herab, daß ihr allmählich der letzte Ausgang bevorzustehen schien.

Man muß es nicht vergessen, an welche Dinge sich die Poesie im 15. und 16. Jh. gewöhnen mußte, um zu begreifen, wie sie selbst da, wo sie zunächst bei theuren und begeisternden Gelegenheiten gebraucht ward, so durchaus roh und prosaisch verfallen konnte. Es war kein Stand, der sich nicht mit dem Reimen abgab und der nicht das Gröbste, Gemeinste und Handwerksmäßigste in Reime gebracht hätte. Die Aerzte brachten die regimina sanitatis, die Diätetik in lateinische und deutsche Verse, behandelten astrologische Gegenstände in Reimen, dichteten sogar physiognomische Regeln, denn in diesen Zeiten, wo man alles deutete, verfiel man natürlich auch darauf, aus der Beschaffenheit des Körpers die der Seele zu errathen. Die Künstler freuten sich an poetischen Beschreibungen von Gemälden und Kunstwerken. Die Reichsbürger hörten von Stadtämtern und von fürstlichen Rathgebern, von ihrer Stadtgeschichte und von ihren Trinkstuben in Versen so gern wie in Chroniken. Der Fromme wollte sein Beichtbüchlein, der Hypochonder die Gesundheitsvorschriften, der Bauer seine Wetterregel gereimt haben, Denk- und Gedächtnißverse kamen in allen Zweigen auf, und die plumpsten Gelegenheitsgedichte. Das Schachspiel ward jetzt (1507 von Jacob Mennel und später um

die Mitte des Jahrhunderts von Chriſtophel Fiſcher) um ſeiner ſelbſt willen poetiſch behandelt; vom nöthigen Hausgeſchirr, von den warmen Bädern, von einem Geſchenk mit Spezereien (über collationum 1485) reimte Hans Folz; Jacob Köbel aus Heidelberg (1492) von der Tiſchzucht. Die Kriegsleute reimten über ihre Künſte, die Fechter über ihre Handgriffe, von Falkener und Lecküchner gibt es Gedichte dieſer Art; von Jeremias Schemel eines über das Roßtummeln und die Zurichtung der Pferde; von Schaller eine gereimte Naturgeſchichte; von Martin Agricola einen poetiſchen Unterricht im Inſtrumentſpiel (musica instrumentalis 1528). Hält man dies nun Alles zuſammen mit der Aeußerung Murner's über die Leichtigkeit ſeines Reimtalents, mit dem vulgaren Charakter des Verſes in dieſer Zeit, mit der Uebung der Meiſterſänger und Spruchſprecher, mit der ungemeinen Fruchtbarkeit eines Hans Sachs, mit dem allgemein herrſchenden Volksgeſange, ſo ſieht man immer deutlicher, wie von dem Höchſten bis zum Niedrigſten jeder Gegenſtand von einem Poeten aus höchſtem oder niedrigſtem Stande poetiſch mißhandelt werden konnte.

Es bedurfte nun nichts, als daß in dem Leben der Nation irgend ein großes Ereigniß überwiegend hervortrat, ſo konnte man ſicher ſein, daß die äußeren Begebenheiten und Bewegungen die Dichtung völlig an ſich reißen würden. So kam es, daß unter den erſten Stürmen der Reformation ſogar die große Kluft zwiſchen der gelehrten lateiniſchen Poeſie der Humaniſten und der deutſchen Volksdichtung durchbrochen ward, und daß das glänzendſte Talent unter dieſen ſeine kaiſerliche Lorbeerkrone hingab für die Weihe unter den Volksdichtern, ſeinen Poetennamen, der ihn ſeiner damaligen Bedeutung nach neben Virgil und Cicero ſtellte, durch den Gebrauch der Volksſprache nicht zu entwürdigen meinte, daß er die Volksdichtung ergriff und ihr für ein halbes Jahrhundert eine ganz eigne ſcharf politiſche Richtung gab.

6. Ulrich von Hutten.

Dieser Mann ist Ulrich von Hutten (bei Fulda 1488—1523), der, wenn Reuchlin und Erasmus die beiden Augen der Nation unter dem vorigen Geschlechte genannt wurden, mit Luther die beiden Lichter des jetzigen ausmachte, der wie typisch den Charakter der edleren deutschen Jugend, so wie Luther den der kräftigeren deutschen Mannheit darstellt, der, wenn er mit den größten Geistern der damaligen Zeiten in anderen Völkern zusammengestellt wird, ein herrliches Zeugniß für die natürliche Ueberlegenheit deutscher Anlage bietet. Dieser Mann ist der Nation neuerdings vielfach in Erinnerung gebracht worden, und Göthe schon hat scharf bemerkt, wie sich die Zeiten mehr und mehr zur Wiederbelebung der Verhältnisse in Hutten's Zeiten schicken; es steht zu erwarten, daß, wie in gewissen Zweigen der Literatur des vorigen Jahrhunderts sich die Wiederaufnahme der Bestrebungen der Reformationszeit fruchtbar zeigte, auch andere Zweige ihre damals begonnene Ausbildung noch unter uns vollenden, und andere Männer ihre Anerkennung finden werden. Es ist nicht hier der Raum und auch nicht die Gelegenheit, dem deutschen Ritter das Denkmal zu setzen, das er noch vermißt[735], denn hierzu war seine Wirksamkeit für die Dichtung der Deutschen zu gering, so wie überhaupt die Poesie das damalige Leben in Deutschland am schwächsten darstellt; dennoch ist es für uns wichtig, in kurzen Umrissen dem Gange seines Lebens und Wirkens zu folgen, weil dies versinnlicht, wie das Volksthümliche damals alles Große für sich gewann und jedes Talent anzog, weil es ein tragisches Gemälde von dem Uebergewicht der Zeiten und Verhältnisse über die unvergleichlichsten Kräfte des Einzelnen liefert,

735) [Diese Lücke ist inzwischen ausgefüllt durch B. Strauß, Ulrich von Hutten. 2 Bände. Leipz. 1858. 2. Ausg. 1871., und die kritische Ausgabe seiner Werke von E. Böcking. 5 Bde. u. Supplem.-Bd. 1. 2. Leipzig 1859—70. Die Gespräche übersetzt von Strauß. Leipz. 1860.]

und weil es für unſere gegenwärtigen Zuſtände und Beſtrebungen eine inhaltſchwere Belehrung an die Hand gibt.

Ulrich von Hutten fiel mit ſeiner erſten Entwickelung mitten in Verhältniſſe, die für eine ſtrebſame Natur eben ſo fördernd als vernichtend ausſchlagen konnten. Auf dem gewöhnlichen Wege etwas zu werden, durch Günſtlinge ſich durchzuſchlagen, mechaniſche Kenntniß zu ſammeln, war dem dürftigen Kopfe, wenn er bemittelt war, am leichteſten, dem hellen Geiſte und dem edleren Charakter war es unmöglich. Man hatte das Gewohnte und Gewöhnliche erſchüttert; der Welt Ehre und Ruhm war nicht mehr das einzige, was das junge Geſchlecht ſeit dem Aufleben des Humanismus anzog; der unſterbliche Ruhm der neuaufblühenden Alten weckte in manchem Geiſte nachſtrebenden Eifer, die fruchtbare Weisheit der griechiſchen Philoſophen ſchob die chriſtliche Scholaſtik hinweg, die Dichtungen Virgil's und Ovid's hatten in den Klaſſen der Gebildeten die vaterländiſche vergeſſen gemacht, den Poetenlorbeer zu erringen, galt dem Edleren mehr, als ein Turnierdank und eine erſchlichene Pfarre, und aus dem Kloſter und der Raubburg tauchten die Ritterleute und Mönche hervor, um das Licht der neuen Weisheit in der weiten Welt zu ſuchen. Es trieb die Menſchen eine unbeſtimmte Unruhe zu einem Etwas, das ſie nicht immer beſtimmt vor ſich ſahen, und ſo hatte Hutten ſein Kloſter und Tritheim ſein Vaterland verlaſſen, ohne klar zu wiſſen, was ſie außerhalb ſuchten. Ein körperliches Unbehagen lag damals über der Welt; Podagra, Fieber und ärgere Krankheiten waren ſtehende Uebel, wie im vorigen Jahrhundert die Hypochondrie, und bekanntlich hat jeder Schriftſteller und Dichter des 16. Jhs. einer oder der anderen dieſer Krankheiten einmal ein Werkchen aus eigener Erfahrung gewidmet. Dieſe Uebel mehrten die natürliche Reizbarkeit der Geiſter; Armut und geſtörter Unterhalt kamen häufig hinzu, eine unnatürliche Anſpannung der Kräfte in den Emporkömmlingen der Literatur zu unterhalten. Auf Hutten laſtete das Alles, was ſich auf Andere vertheilte, in ſeinem zarteſten Alter ſchon zuſammen. Der edle Eitelwolf

von Stein hatte das Verderben, das dieſem Geiſte im Kloſter drohte, vorausgeſehen und ihn gerettet; im engeren Vaterland hatte der Jüngling keine Wurzel, die ihn hätte halten können; er hatte ſeines Vaters Gunſt verloren, der nie ſatt ward ihn ſelbſt zu tadeln und ihn von andern loben zu hören, und ſeiner armen Mutter Thränen konnten ihn auch ſpäter in ſeinem Thun und Treiben ſelbſt unter Gefahr und Wagniß nicht hemmen. Die Vortheile, die ihm Stamm und Geſchlecht boten, gab er auf, weil ihn ſein Geiſt trieb; das Schickſal wollte nicht, ſagt er ſelbſt, daß er Ruhm im Vaterland genöſſe und ein friedliches Leben verbrächte. Seine erſten Freunde waren die freien und kräftigen Jünglinge in Erfurt, die Eoban Heß, Crotus, Temonius, und in Köln die Rhagius, Cäſarius und der Graf Nuenar, die unter ſich nicht anders wirken konnten, als die neuerungsſüchtigen jungen Männer in dem Göttinger Dichterbunde des vorigen Jahrhunderts. Seinem Ehrgeiz und ſeiner Ruhmſucht wuchſen da nothwendig die Schwingen; man nannte ihn ſchon ſo frühe unter den Poeten und die Muſe war in ſeiner Thätigkeit ſein Eins und Alles. Von Ehrſucht glühend, ſeiner Natur und ſeinem Talente zu Danke verpflichtet, aber nicht ſeinem Schickſale, krank, bettelhaft, von Sorgen gequält und ohne Ausſicht ward er, als ihn ſeine unſteten Wanderungen in Deutſchland nach Greifswalde trugen, auf Anſtiften des dortigen Bürgermeiſters Lötz und deſſen Sohnes in Froſt und Kälte bis auf die Blöße beraubt. So ward ſein erſter Eintritt in die Literatur polemiſch; er bewegte jeden Stein über dies Verbrechen, forderte in ſeinen Elegien die ganze literariſche Macht in Deutſchland gegen dieſe Loſſier auf, betend zur Gerechtigkeit des Himmels rief er die rächende Vergeltung auf ſie herab. Durch ſeine kunſtmäßigen Verſe leuchtet die Ungeduld unmächtiger Rachſucht und gerechten Grimmes hindurch, und obgleich er noch keinen Landsknecht zu ſeiner Hülfe aufruft, hätte er doch gern geſehen, wenn ſeinen Feinden mit Weglagerung wäre vergolten worden, was ſie mit Plünderung verbrochen. Dennoch war Hutten damals durchaus mehr ein friedlicher Literat und

dieſe Hitze hätte vorübergehen können, ohne Folgen für ihn, wie Reuchlin's leidenſchaftlicher Eifer gegen ſeine Verläumder, wenn nicht ſpätere Geſchicke ihn immer ſteigernd in ähnliche Verhältniſſe geworfen hätten. Man bewunderte damals, wo man die geſchickte Benutzung der Alten und den fließenden Numerus Poeſie hieß, ſeine leichten Verſe; er konnte ſich in dieſen Zeiten (1511) noch in heroiſchen Verſen über lateiniſche Metrik auslaſſen; als er ſich in ſeiner Gefahr bei der Belagerung von Pavia (1512) eine Grabſchrift ſchrieb, war ihr Gegenſtand ſein Unglück und ſeine Muſe; und wenn er Kenntniß der Welt und des Himmels ſuchte, die Urſachen und den Lauf der Dinge und die Sitten der Menſchen erforſchte, ſo war es, weil er das Alles als Bedürfniß des ächten Dichters erkannte. Als ſchon ſein Name in gutem Klange war, und ſeine Verbindungen mit allen guten Köpfen ſeines Vaterlandes geknüpft, kam er von langen Reiſen, im Elend geprüft und weiſe geworden, befriedigt in ſeinen Studien, verſtoßen von der äußeren Welt, nach Hauſe zurück, und ward nicht einmal wie der verlorene Sohn empfangen. Die dunkeln Leute hatten noch einen Greuel an den Dichtern, die den Petrus Hispanus verachteten und die parva logicalia, das vademecum und das exercitium puerorum; ſie wollten es in der Beichte hören und mit Buße belegen, wenn einer den Virgil geleſen hatte, ſie wollten keine Poeten, ſondern Magiſter und Baccalaureen, und verhöhnten die vieljährigen Schüler, die nur Plinius und Virgil und andere „neue" Autoren geleſen und am Ende keine Promotion erlangt hatten[736]). So wenig auch heute einer, der

736) Die ſchreckliche Schule, die im 15/16. Jh. die angehenden armen Scholaren im Dienſte der Beanen, und dieſe Studenten im Lotterweſen des Vagantenlebens machten, iſt durch die pikanten Selbſterzählungen des Schweizers Plattner und des Johannes Butzbach aus Wittenberg (Johannes Piemontanus, geb. 1478) auch dem großen Publicum durch Freitag und O. Jahn (Bildungsgang eines deutſchen Gelehrten am Ausgang des 15. Jhs. in: Aus der Alterthumswiſſenſchaft. Populäre Aufſätze. Bonn 1868) bekannt geworden. Piemontanus war einer der Bekämpfer Wimphelings und figurirt daher in den Briefen der Dunkelmänner.

menſchliche Weisheit für die Seele zu lernen ſich beikommen ließe, vor den Plänen ſeiner Eltern oder den Fragen ſeiner Examinatoren beſtehen würde, ſo wenig Hutten vor jenen großprahlenden Juriſten, jenen hochnaſigen Theologen, jener inhumanen Ritterſchaft und jenen ungelehrten Gelehrten, unter denen er ſich fühlte, Nichts zu wiſſen und Niemand zu ſein, wenn ſie ihre Kenntniſſe auskramten, und die, was in ihm war von Wiſſen und Weisheit, tief unter aller Verachtung ſahen. Damals entwarf er zuerſt ſeine Satire vom Niemand; damals warf er zuerſt ſeine eindringenden Blicke auf die inneren Zuſtände in Deutſchland, in deſſen politiſchen Verhältniſſen ihn bisher blos die Schmach in der äußeren Stellung der Nation erzürnt hatte, und daß der franzöſiſche Ruhm und ein trügeriſches Krämer- und Fiſchervolk den deutſchen Namen in Schatten ſtellen konnte, vor dem einſt der Erdkreis erbebte; damals ſog er den erſten Haß ein gegen die römiſchen Rechtsgelehrten und Pfaffen. Er hatte Italien kennen gelernt und Deutſchland, er glühte vor Scham, daß das weibiſche Volk der Wälſchen die deutſche Kraft ſollte ſchwächen und mißbrauchen können. Noch aber wußte er damals nicht anders, als daß der Druck, den die römiſche Kirche und das römiſche Recht auf Deutſchland ausübte, mit geiſtigen Kräften müſſe abgeworfen werden. Er wollte die Rechtsbücher und Gloſſen mit dem heimiſchen Gebrauche der nördlichen Sachſen vertilgen, die ungezögertes Recht ſprechen nach alter Sitte, wo wir ſonſt 20 Jahre unter 36 Doctoren hängen. So ſehr ihn ſchon damals die alte deutſche Kraft in Tacitus' Zeiten anzog, ſo ſuchte er doch nur in Bildung und Frieden das Heil. Er eifert heftig gegen ſeinen rohen Adel, dieſe Centauren von ſchlechter Sitte; er freut ſich, daß dem armen Hauſen der Weg zur Bildung offen ſteht. Keuſchheit, Fleiß, Anbau des Landes und der Geiſter zeichnen Deutſchland aus; wir haben die friedlichſten und kriegeriſchſten Erfindungen gemacht, denen das Alterthum nichts zu vergleichen hat, und dennoch ruht ſtill noch ſo viel Kraft und Tapferkeit im Volk, daß der Gallier nie wagte, nach der römiſchen Krone zu greifen, der Italiener ſein

Joch nicht abwarf, der Türke den deutſchen Boden ſcheute. Wie voll Anerkennung und Einſicht iſt dies! wie fern von der nichtswürdigen Art, mit der unſere heutige Freiheitsjugend, deren Einſicht nichts, deren Kraft und Freimut nichts iſt neben Hutten's, das Vaterland mit Koth wirft! wie fern von jener Verbitterung von Haus aus, die wir heute ſo häufig finden. Mit der Geſundheit, mit der Freiheit, die er aus ſeiner antiken Bildung gezogen hatte, griff er im Bunde mit jedem kühneren Gleichgeſinnten, angereizt durch Reuchlin's Streitſache, die jammervolle Gelehrſamkeit der dunklen Männer mit jenen berühmten Briefen bei der gefährlichſten Stelle an. Wäre er doch immer bei dieſen Waffen geblieben, die ja nicht minder ruhm- und gefahrvoll waren, als das Schwert! Hätte er doch ſeine juriſtiſchen Studien wenigſtens ſo weit wie ſeine theologiſchen zu führen die Geduld gehabt, damit er auch die juriſtiſchen Freiheitsfeinde in Deutſchland mit jener geeigneten Waffe angegriffen hätte, mit der er die geiſtlichen in Gemeinſchaft mit Luther vertilgte. Wie iſt hier alles noch Umſicht und Vorſicht, wie ſetzt man den guten Reuchlin ſicher! wie verſchanzt man ſich hinter Unſchuld und Anonymität! Denn jene bekannten verleugnenden Briefe Hutten's an Richard Crocus müſſen ihrer geſchraubten Weiſe nach weit eher für einen Beweis für Ulrich's Theilnahme an den Briefen der Dunkelmänner, als dagegen gelten. Noch waren aber dieſe merkwürdigen Briefe erſt vorbereitet und im Werden, als ein neuer Schlag den reizbaren Mann traf, da er gerade ſich ſeiner Geneſung in Ems zu erfreuen anfing. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete 1515 ſeinen Verwandten Hans von Hutten. Seine eigene Vertheidigung beſchuldigte den Mörder ſtatt ihn zu entſchuldigen, und ganz Deutſchland gerieth über dieſe That in eine Bewegung, noch ehe Hutten ſeine „Deplorationen" gegen den Herzog ſchleuderte, die, zu Pferd auf der Reiſe geſchrieben, entfernt von allem gelehrten Schmuck, zuerſt ſeinem redneriſchen und dichteriſchen Stile den höheren Schwung gaben, und aus denen in der That unſchuldig ungerochenes Blut ſchreit. Sie verdienten ihm den Namen eines deutſchen Cicero oder

Demoſthenes, und ſein Phalarismus, der, weil er auch ins Deutſche überſetzt ward [737], uns ſchon näher angeht, den eines deutſchen Lucian. Der ausgeſprochene Abſcheu der Nation gab der Kühnheit Hutten's Nahrung, er rief die ſchwäbiſchen Städte zum Ergreifen der Freiheit auf, nach der ſie nicht undeutlich ſtrebten; er bezeichnete dieſen Frevler als den erſten, der auf deutſchem Boden eine Tyrannei gründen wollte, auf dem man den Retter Armin nicht geduldet, da er die Hand nach Herrſchaft ausſtreckte; er malte den Deutſchen das Bild des Tyrannen ſo aus, daß er zum Sprichwort ward. So empfindlich war damals Deutſchland gegen eine That, die in Italien jedes Jahrzehnt einmal vorkam; und man trug es, daß Hutten dem Tyrannenmord Ehre verhieß. Gleich nach dieſer Familienſchmach blühte Ulrich's Glück auf und das war ihm, ſcheint's, gefährlicher als ſein Unglück. Er war durch dieſen Vorfall eine deutſche, ja eine europäiſche Perſon geworden; England kannte ihn und Italien als den Theilhaber an den dunklen Briefen, und dieſe hatten die alte Scholaſtik in ihren Grundfeſten erſchüttert; die Poetenkrone ward ihm aufgeſetzt; ſein Ruhm erſchallte überall, endlich bot ſich ihm an dem Hofe Albrechts von Mainz eine ſichere Zufluchtsſtätte dar, der damals der Schützer jedes Talents war. Jede gute Sache der Reuchliniſten, der Hutten'ſchen Familie, bald des auftretenden Luther ſiegte unglaublich in der öffentlichen Meinung. Dies ſchärfte den Ton der jungen Vorfechter, dies ſpannte ihre Erwartungen und Ideale. Schon früher hatte Hutten mit Liebe ſich an Maximilian gedrängt und dann mit Begeiſterung an Albrecht von Mainz, der zugleich den Markgrafentitel von Brandenburg führte, Erzbiſchof von Magdeburg und Adminiſtrator von Halberſtadt war und im Reiche den größten Einfluß beſaß. Der nationale Dichter muthete ihm in ſeinem Lobgedichte ein Ergreifen der deutſchen Verhältniſſe an, das auch in unſeren Zeiten die Freunde deutſcher Einheit von dieſen ſelben Flüſſen Rhein, Elbe

737) Hutten's Werke ed. Böcking, 4, 1.

und Oder her erwarteten. „Nie habe der Rhein, ſagt er ihm, ſein Schickſal in beſſeren Händen geſehen, und bedürfe es der Mahnung, ſo rufe ſie dieſer mit lautem Munde zu: Völker, die früher zu dienen verſchmähten, freuen ſich deine Unterthanen zu ſein und laden dich ſelbſt zum Herrſcher. Warum nun dieſe Scham und gezierte Zögerung? Auf, empfange, was du weniger geſucht als jene freiwillig gegeben haben, unterziehe dich der Stellung, die dir die Götter günſtig bieten, daß nicht in Trägheit und ſchlaffem Wohlleben jede Thätigkeit erſtarre. Nicht weichliche Völker ſind dir anvertraut, ſondern des Rheines waffengewöhnte Völker und die trotzigen Bewohner der Elbe und Weſtphalens, Thüringens und Heſſens; die Mark gehört dir, und wenn du zu herrſchen weißt, werden ſich dir die Sachſen, des Jochs unkundige Männer, unterwerfen; du fühlſt, was auf dem Spiele ſteht, wenn du dich dem Allem, was dir hier von ſelbſt zufällt, nicht gewachſen zeigſt. Der beſte Theil der Erde iſt dein, du haſt Waffen, Männer und Schätze und die Zügel eines großen Reiches, du kannſt Vater und Bürger ſein, und das Eine bedenke, daß dieſen Völkern nicht ſowohl Herrſchaft als ein Beiſpiel Noth thut. Nun aber liegt all dein Thun dem Erdkreis offen und kein Winkel wird deine Fehler verbergen können. So der Rhein. Dir legt ſich die Glut der Scham auf die Wangen und wenn du verſprechen wollteſt, was du Alles im Geiſte bewegſt und wie groß dein Vorhaben iſt, ſo würde der Tag nicht hinreichen; aber du willſt Alles lieber *thun*, willſt nicht die Hoffnungen auf dich mehren, *verſprechen* willſt du nichts. Nur dies Eine willſt du, daß der Beifallruf der Freude, die Ehrenbezeigungen deiner Völker ſpärlicher ſeien. So groß biſt du und willſt nicht ſo groß geprieſen werden! Was willſt du zu Hauſe ſitzen und der Ruhe pflegen, da dir ein anderes Loos fiel? Hier möge die Pflege der Muſen und der gelehrten Ruhe ein Ende haben, da dich zu Größerem die Geſchicke rufen.“ Bald ſteigen dieſe kühnen Forderungen noch mehr. Gleichzeitig mit Luther's Auftreten gibt Hutten des Valla Schrift über die erlogene Schenkung Conſtantin's heraus, mit jener

Vorrede an den Pabſt. Welche Größe ward nicht dem armen Leo X zugemuthet von den Machiavell und Hutten, den ruhigſten und heftigſten Köpfen der Zeit! Er ſollte Florenz herſtellen und der Herrſchaft darauf entſagen! er ſollte den Frieden in die Kirche zurückführen, den ſeine Vorfahren vertrieben! er ſollte den todten Valla, den Tyrannenbekämpfer, ehren, wie einſt Griechenland ſeine Tyrannenmörder geehrt! er ſollte, da er als Kaiſer herrſchen kann, als Hirte bewachen! und weil die Lügenpäbſte, ſeine Vorgänger, der Deutſchen Einfalt ſo lange mißbraucht, ſo ſollte er ſich nun der Deutſchen ganze Grobheit gefallen laſſen! Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 folgt dann Hutten's Rede für den Türkenkrieg, in der ſelbſt von dem Kaiſer ein guter Theil Freiheit genehmigt ward; an dem Hofe Albert's ſchrieb er ſeinen Dialog vom Hoffeind (1518), wo er den Lucian zum unmittelbaren Muſter und in Aeneas Sylvius einen Vorgänger hatte. Von dieſer Zeit fing er an, ſich in dieſen Freimüthigkeiten zu gefallen und ſie unnöthig zu benutzen und dadurch ihre Spitze ſelbſt zu ſtumpfen.

Mitten im erſten Durchbrechen der Schranken aber iſt er auf dem Gipfel ſeines Wirkens. Man darf ſeine Beſtrebungen mit denen des Machiavelli in vielen Beziehungen vergleichen: welch ein Ruhm iſt dieſer Vergleich für den Mann und ſein Volk! Auch Machiavelli wollte reformiren; er nahm ſeine Weisheit aus traurigen Erfahrungen und aus dem Buch, Hutten aus großen Begebniſſen in der Zeit und aus einer kerngeſunden Natur. Jener nahm den römiſchen Urſtand Italiens zum Muſter und wollte ihn mit allen Einzelheiten verpflanzen, Hutten wollte die deutſche Urzeit inmitten der neuen Verhältniſſe beleben. Machiavelli wollte die Kraft und Tapferkeit auch auf Unkoſten der Bildung, die Waffen ſtatt des Friedens, den Krieg ſtatt der Gewerbe; Hutten wollte Beides vereint. Den erſtorbenen römiſchen Geiſt wollte jener ins Leben rufen, den ſchlummernden deutſchen dieſer erwecken. Vom Hof, von der Regierung aus wollte Machiavelli das Volk beglücken, nach dieſem beſtimmten Syſtem, mit dieſem beſtimmten

Verfahren, Hutten drängte dem Volk nichts auf, nahm ſelbſt und ließ das Volk das Gute annehmen woher es kam. Jener vermißte einen weiſen Tyrannen, dieſer vertraute auf das Volk; Machiavelli will immer dieſe und dieſe Form, der Geiſt wird ſich finden, aber Hutten will blos den Geiſt und ſorgt nicht für die Formen, er will blos die Kraft, in der der Zweck enthalten iſt und die die rechten Mittel leicht ergreift. Daß ſein Volk einer verdorbenen Statue gleicht, iſt der Schmerz Machiavelli's, daß das ſeine im Schlafe liegt, der des Hutten. Wenn nur die Geſinnung recht und rege iſt, ſo wird, was werden ſoll und kann, von ſelbſt kommen. Iſt nur ein guter Geiſt in Bewegung, Menſchlichkeit und natürliche Richtung gewahrt, dann iſt das Heil auch verbürgt. Er will keine neue Kriegsordnung, ſondern den kriegeriſchen Sinn der alten Heroen, die die römiſche Herrſchaft gebrochen. Er ſchreibt keine Mittel zum Türkenkriege vor, die werden ſich finden, wenn nur Zucht und Gehorſam da iſt. Er zeigt nicht dieſen und jenen Weg, das Joch der weichlichen Italier abzuwerfen, ſondern er ſtellt geſchichtlich Nation zu Nation und regt das Ehrgefühl auf und das Bewußtſein moraliſcher und phyſiſcher Ueberlegenheit, unbeſorgt um die Erfolge. Er ſucht nicht die Sophiſten und Phariſäer zu widerlegen, ſondern er pflegt nach Kräften geſunde Kenntniß und Bildung, ohne Angſt um den Ausgang. Der Gedanke dünkt ihm ſchmählich, gegen den Zwingherrn in Würtemberg erſt die Waffen aufbieten zu müſſen, er knirſcht, daß es in Deutſchland möglich iſt, einen ſolchen Tyrannen zu dulden, daß ihn nicht die bloße Meinung vertilgt. Er will nicht eine deutſche Einheit in dieſer oder jener Geſtalt, ſondern Einigkeit der Geſinnung, dann wird jene von ſelbſt zufallen. Er hat keine neue Kirche, kein neues Dogma, keinen neuen Staat, keinen Reichstag und Kaiſer in Ausſicht; er hätte mit gegebenen Landſtänden darum noch keinen ſtändiſchen Geiſt erwartet; was man auf den Reichstagen und Synoden beſſerte und ſtritt, läßt ihn ganz gleichgültig; er will keine politiſchen Factionen, ſo wenig wie Luther religiöſe Sekten wollte. Hätte es dabei bleiben können, wie

heilsam wäre es gewesen! Denn Hutten's bestimmtere politische Plane rieben ihn auf. Machiavelli scheiterte mit seinen planmäßigen Reformen, die er seiner blinden Masse aufdrängen wollte, Hutten hätte fortwährend, wie er im Anfang that, dem gesunden Sinne des Volkes trauen, auf den Theil desselben vorzugsweise bauen sollen, der die bessere Bildung überhaupt unterstützte und förderte. Machiavelli schob den Untergang Savonarola's darauf, daß er keine Waffen hatte, aber Hutten ging mit Sickingen unter gehobenen Waffen unter, weil sie voreilend das Volk verließen, auf dessen Begleitung sie immer warten mußten. Nur Luthern krönte sein Werk, weil er allein unter so vielen unruhigen Köpfen zur rechten Zeit eigensinnig feststand, die Neuerungssucht dämmte, und sich ganz allein auf den Mittelstand stützte, der damals die einzige moralische Kraft in Deutschland war. Als Hutten den Sinn und Geist, den er bedurfte, nach seinen Kräften erregt hatte, hätte er seine Ungeduld bändigen müssen; was die Zeit damals leisten konnte, leistete sie redlich. Hätte er seine Kräfte gespart bis zu dem schmalkaldischen Kriege, dann seine eiserne Stimme gehoben, dann seine Lieder und Reden ins Volk geworfen, wo das Volk nach Noth und Erfahrung seine Predigten begriffen hätte, wie anders wären wohl die Dinge geworden; wie leicht ein glücklicher Ausgang, wenn er so lange fortgefahren hätte, die Meinung zu bilden, den freien Geist der Alten in das junge Geschlecht zu pflanzen, den Boden für alles Aechte und Gute zu reinigen. Wenn Demagogen so redlich und offen, so ganz nur gegen Gleisnerei und Geistesunterdrückung gerichtet, so hoch gebildet und unterrichtet, so aufrichtig allem Schönen und Edlen ergeben, so uneigennützig und patriotisch sind wie Hutten war, dann hat es, sollte man denken, mit Umwälzungen wenig Gefahr, weniger als wenn der Staat in Schlafsucht seine besten Kräfte verdirbt, und wenn die Leitung der Dinge denen überlassen ist, die aus dem Buche regieren, dem praktischen Talente nichts vertrauen und Formen bauen, ohne zu wagen die Materie flüssig und glühend zu machen, mit der sie sie füllen wollen.

So ſtand es alſo mit Hutten in der ſchönſten Zeit ſeines Lebens, als ihn Glück und Gelingen zu ſchlimmern Entſchlüſſen lockte, als wozu ihn vorher ſein Unglück gezwungen hatte. Bis jetzt war er nur ein Mann der Wiſſenſchaften und Künſte, nun wollte er auch ein praktiſcher Staatsmann ſein. Mit den Pfaffen fertig zu werden war Alles im ſchönſten Gange, jetzt ſollten auch die Beamten, die Hofleute und die Juriſten dran. Kaum eben hatte Hutten noch eingeſehen, wie untauglich die Gelehrten zum Leben und praktiſcher Wirkſamkeit ſind, und gleich darauf ringt er nach der Palme in beidem. Nur eben hatte er den Deutſchen zu ihrem Mark das Hirn gewünſcht (wie man ihnen heute zum Hirne das Mark wünſchen möchte) und bald iſt es ihm mehr um die Kraft als den Witz zu thun. Der makelloſe unbeſcholtene Bilibald Pirkheimer, der Mann, den ſelbſt der Neid nicht berührte, mahnte den feurigen Ulrich, als er ſich an Albrecht's Hofe befand, allein den Muſen fortzuleben; er hätte ihm folgen ſollen. Der merkwürdige Brief, in welchem Hutten die Zumuthung ablehnt, zeigt ihn an dem Scheidewege, an dem er nicht gut wählte, öffnet ſein innerſtes Weſen und lehrt, wie in dem vortrefflichſten Menſchen Folgerichtigkeit und Unſicherheit, Selbſtkenntniß und Selbſttäuſchung, ächter und falſcher Ehrgeiz, Kraft und Schwäche leicht nebeneinander liegen. Es widerſtrebe, ſagt er, ſeiner Natur wie ſeinem Alter, ſich in ſcholaſtiſche Ruhe zu vergraben und in vier Wände zu bergen; er kenne das Leben nicht, er habe mancherlei gelernt, aber nichts gethan. Die Studien könnten ihn nicht von den Menſchen abziehen, mit denen ihm der Verkehr ein Bedürfniß ſei; und habe er in der Wiſſenſchaft ein kleines Verdienſt, ſo verzweifle er auch nicht an einem Ruhme in großen Thaten; doch werde er darum nicht die Wiſſenſchaften aufgeben, weil er ſich an Albrecht's Hof begeben, noch da verfechte er die Sache Reuchlin's gegen jene Obſcuren, denn dieſes Unkraut müſſe vertilgt werden, damit die Pflanze der ächten Wiſſenſchaft wuchern könne. Er preiſt Pirkheimern glücklich um ſeiner bildungsvollen, kunſtreichen Vaterſtadt willen: in ſeinen Ritterſtand

ziehe dieſe Liebe zur Bildung langſam ein. Darum müſſe man ſich jetzt an die Höfe drängen, um die oberen Stände hierfür zu gewinnen. Zu voreilig rufe er ihn zu einer Ruhe und Dunkelheit, die entweder ſeine Natur oder ſein Alter gar nicht oder noch nicht ertrage; er ſolle dieſe Glut erſt ſich kühlen, dieſen unruhigen und ſtrebenden Geiſt ein wenig ermüden laſſen, bis er jene Muße verdient. Er feiere ja nicht von ſeinen Studien, es ſei ihm Zeit dazu übrig und im Haufen der Menſchen ſei er oft allein. Wohin ſolle er ſich auch wenden vom Hofe weg? Auf ſeine Ritterburgen? Da ſei nichts als Hader, Krieg und Ueberfall, eine feſtungsartige Wohnung beim Stalle des Viehs, Geheul der Hunde, Geblöke der Schafe in der Nähe, aus dem Wald das Geheul der Wölfe, dazu die Mühen des Landbaus und ewige Sorge und Angſt. Zu ſolch einer Ruhe rufe er ihn vom Hofe weg; und doch könne er ſorglos ſein; die Angel habe ihn nicht gepackt, er benage blos vorſichtig die Lockſpeiſe. — So klug war er, aber er bemerkte nicht, daß die Lockſpeiſe vergiftet war! Es mag für einen großen Mann wohl lockend ſein, ſich in Leben und Wiſſenſchaften zugleich verſuchen zu wollen, wenn nur nicht die Geſchichte ſo ausnahmslos zeigte, wie elend die großen Regenten ſchreiben und die großen Schreiber regieren. Es mag für einen Mann der ſeine volksthümliche Wirkſamkeit bereits erprobt hat, wohl verführeriſch ſein, ſich auch außerhalb der Menge auf die Stelle der Herrſchaft zu ſtellen, um von oben her leichter zu überſchauen, zu ordnen, zu gebieten, wenn nur nicht die deutſche Geſchichte ſo unaufhörlich bewieſe, daß wir nichts haben und werden ſollten durch Höfe und Regierungskünſte und Akademien, ſondern Alles durch die Kraft und die Bewegung des Volks. Wie ſonderbar, daß Hutten auf einmal den Reichſtädten den Rücken kehrt, als wären ſie eine Welt für ſich, die ihn nichts weiter anginge, zu der ihm der Weg ganz verſchloſſen wäre, und daß er plötzlich die Ritterſchaft bekehren will, die er immer für unheilbar angeſehen hatte. Er erkannte ſo im vollen Maße an, daß die ganze Kraft der Nation auf den Unadligen, Bürgerlichen ruhe,

die aus dem Staube emporgekommen die Ritter überholten; er ſieht und weiß, daß der Adel dies Emporkommen ſelbſt durch ſeine Trägheit verſchuldet, da er freiwillig aus den Vortheilen und Beſitzen gewichen ſei, die jene mit Recht ergriffen hatten, weil alles Verlaſſene Allgemeingut werde. Und warum wollte er nun jenen fruchtbaren Boden wenigſtens theilweiſe aufgeben, um dieſen unfruchtbaren zu bauen? jenen vollen Strom verlaſſen, um dieſe ſtehenden Waſſer in Lauf zu bringen? Und indem Ulrich ſeine Thätigkeit nun in dieſe gefährlichen Gebiete verpflanzen, praktiſch in die politiſche Welt eingreifen will, ſo will er das, da ihm noch Feuer und Leidenſchaft in allen Adern kocht, und der eifrige Mann kann hoffen, mit dieſer Naturart die Schlangenkünſte der Hofleute, die kalte Ruhe der Staatsmänner, die Glätte eines Albrecht und endlich die großen politiſchen Verhältniſſe der Nation zu beherrſchen, mit der er nicht einmal in der Wiſſenſchaft auszukommen getraute? So ſehr verkannte er jetzt, was ſein Beruf ſei! Denn überall ſind in Staatsgeſchäften die kalten und beſonnenen Talente ſo weſentlich, wie in wiſſenſchaftlichen Revolutionen, wenn es ſich darum handelt, einen hergebrachten Schlendrian zu verlaſſen, die üppigen und feurigen Geiſter, die Hutten und Leſſing, an ihrer wahren Stelle ſind. Schwerlich alſo konnte Hutten in Wahrheit hoffen, auf ſeiner neuen Laufbahn ſich treu und der alte Hutten zu bleiben: ein Ehrgeiz feſſelte ihn plötzlich, er wollte eine würdige Stelle ſeinem Adel gegenüber einnehmen, eine ritterliche Stelle, weil ſie eine ſchreibermäßige verachteten. Er will ſich daher auf das neue Feld des Hofes wagen und es ſcheint ſchon mißlich, daß er ſo vielfach wiederholt ſagt, er wolle nicht hoch ſteigen, daß er nicht tief fallen könne; er wolle in die Reuße gehen, aber den Rückzug offen halten, das Glück ein wenig verſuchen, aber nicht weit, er glaube Ehren verfolgen und verachten zu können. Er ſchwanke, verſichert er, nicht unſicher zwiſchen verſchiedenen Wegen, obgleich er noch kaum vorher geäußert hatte, wenn Bilibald ihm ein bequemes Aſyl wiſſe, ſo wolle ers annehmen. Er habe ſich auf Einen Zweck gerichtet,

auf Ein Ziel den Bogen gespannt, wornach er mit Absicht und Willen steure, worüber er ihm einmal mündlich Mittheilungen machen wolle, doch verzweifle er, dazu ohne fremde Unterstützung zu gelangen. Da war Machiavelli weiser! Denn allein und auf eigenen oder verwandten Kräften muß stehen, wer bedeutend irgendwo und wie wirken will, nicht allein im Kriege, sondern auch in der Literatur; dann ordnet sich der Geist und hüllt sich in Gleichmut, den Hutten damals angezogen zu haben meinte, als er im Glücke war, der ihm aber im Unglück stückweise zu Boden fiel. Als Hutten auf seinem Pirkheimer, Crotus, Luther stand, da stand er sicher; im Bunde mit Sickingen und aufgereizt von den Busch und Eoban Heß fiel er zu frühe für sein Vaterland und sich. Des Waffenmannes, eines Sickingen, Sache wars, Hutten's beflecktes Bild an den Mönchen mit dem Schwerte zu rächen und den Bestechungen und Kabalen der Kölner Pfaffen mit dem Schwerte ein Ende zu machen, allein daß Hutten die Hand darin hatte, war seiner weniger würdig. Es ist wohl begreiflich, daß Hutten an diesem heroischen Manne voll Begierde nach Bildung, voll Popularität, Schlichtheit und Gradheit Gefallen fand, da er auf dem Reichszug gegen Ulrich mit ihm zusammentraf. Ueber den Krieg hatte er den Hof, über Sickingen den Albrecht sogleich vergessen. Aber auch vom Kriege rief ihn Erasmus, wie Bilibald vom Hofe, zu den Wissenschaften zurück; und so wohl sich Hutten in Einem Augenblicke unter dem Heere und unter geglückter Rache fühlte, so sehnte er sich doch auch da bald nach den Musen zurück, ohne auf seine Natur zu lauschen, die ihn noch immer auf den rechten Weg wies. Mitten unter kriegerischen Beschäftigungen und Plänen trieb er gerade das Entfernteste; er schrieb damals zwar auch die Trias, das Heftigste, was bis dahin gegen Rom geschrieben war, allein er verfaßte auch damals seine Abhandlung über die Guajakwurzel, gab den Livius heraus, fand und veröffentlichte ältere Schriften, die mit den Tagesgeschichten in glücklichem Bezuge standen; er sehnt sich sogar damals nach einer Gattin, die schön, jung, gebildet,

heiter, züchtig und duldſam ſei, von einigem aber nicht vielem Vermögen, und von Geſchlecht wie ſie will, denn er glaubte ſie genug geadelt, die Hutten's Weib ſei. Bald nach dem letzten Lächeln des Glücks in ſeinen Zügen mit Sickingen ſollte nun ſein Gleichmuth die Probe beſtehen. Das Unglück überfiel ihn wie das Glück auf Einmal. Albrecht wandte ſich von ihm ab, Kaiſer Karl bewährte ſich nicht, Leo wollte ihn gebunden und ausgeliefert, Meuchelmörder verfolgten ihn. Daß er nun Städte und Menſchen meiden ſollte, ergreift ihn; bald ſieht er daß er auf die ſchlimme Sache minder gefaßt war, und daß er die Kriegsregel vergeſſen hatte, keinen Feind zu verachten. Er ſah ſich getäuſcht in den Erwartungen, die er von den Häuptern gehegt, die er nie hätte hegen ſollen; er wandte ſich an die Fürſten zweiten Ranges, er ſuchte bei Sickingen Zuflucht, bei dem auch die Oecolampad und Bucer, die Aquila und Schwebel, geladen und ungeladen, Aufnahme und Willkomm fanden. Aus der Druckerei auf Ebernburg, wo er über großen Dingen brütete, zu denen er den langſameren Franz bearbeitete, ſchleuderte nun Hutten ſeine Mahnungen und Geſpräche, wandte ſich an alle Stände und an die Landsknechte und bot jede Waffe auf, denn nur mit dem Schwerte dünkte ihm jetzt noch der Schaden zu heilen. Das deutſche Geld den Römern zu entziehen, den Biſchof von Rom herabzureißen von ſeiner Höhe, die Mönche auszurotten, die Geiſtlichen zu decimiren, was bedurfte es dazu der Waffen, da die Sache ſchon ſo im Gange war? Er will das vielhauptige Thier in Rom nicht weiter anbeten, denn er fürchtet, das Trinkgeſchirr des göttlichen Zornes würde über ihn ausgegoſſen werden, als ob er allein für die Irrungen der Menſchheit verantwortlich wäre! Er ſann über Verſchwörung und Aufruhr, unkundig, daß nicht die Menge dem Einzelnen in Bewegungen dient, ſondern der Einzelne dem Ganzen. Wie er ſtets für Alle zu arbeiten ſich bewußt war, hoffte er, würden auch Alle für ihn arbeiten, und edel und uneigennützig, wie Er war, werde der große Haufen gegen ihn ſein; weil er des Volkes Ehre erweitert, ſollte es ſein Heil nicht vergeſſen, und

nicht gestatten, daß er vor ein fremdes Gericht gezogen und dieser Erde entrissen werde, die ihn geboren, und der Luft, die ihn genährt. Nun will er auch dem gemeinen Haufen offenbaren, was er bisher nur in Latein verhandelt, jetzt fängt er daher an, seine Schriften zu verdeutschen und eben in dieser Periode (in den Jahren 1520 und folgend.) beginnt er für die deutsche Volksdichtung von großem Einflusse zu werden. Hierher fallen jene Gedichte und jene Lucianischen Gespräche, die nachher eine Lieblingsform der politischen und literarischen Polemik wurden; hier trat rücksichtslos jene Anfeindung und Schonungslosigkeit hervor, besonders seit dem Reichstage in Worms, die nachher Ton der Literatur bis spät ins 16. Jh. blieb. Sicher in seinem Schlupfwinkel ist Hutten jetzt zu Allem fähig und kühn genug; er weist auf Ziska und die Böhmen, die noch vor zwanzig Jahren Niemand anders, denn als die verruchtesten Ketzer darzustellen gewagt hätte: nun preist er jenen als einen großen Feldherrn, der den Ruhm hinterlassen, das Vaterland von Tyrannen und Müßiggängern und Mönchen befreit, des heiligen Mannes Huß jammervollen Ausgang gerochen zu haben. Der Gehorsam gegen den Kaiser wird schon förmlich der Pflicht der Sorge für des Reiches Wohlfahrt nachgesetzt. Als er Bildung und Menschlichkeit für die Arznei der Zeit hielt, hatte er seine Ritter verschmäht, jetzt, da er mit Feuer und Eisen helfen will, sucht er sie hervor. Sonst hatte er ihre Rohheit gerügt, jetzt preist er ihre Einfachheit und Rüstigkeit. Er hatte noch nicht lange den wüsten Aufenthalt in Burg und Wald verabscheut, jetzt rühmt er das mäßige Landleben; Jagdlust und Eigenmächtigkeit hatte er sonst als den Verderb des Landes angesehen, jetzt erhebt er die körperliche Uebung, die sie mit sich führen. Er will jetzt, daß Ritter und Städter, geadelt als Stände, ausgeschieden von dem Raubvolk und den Bevorrechteten, sich die Hände reichen gegen Pfaffen und Juristen. Die Theologen hatte man so glücklich bekämpft und mit ihrem Ansehen fiel mehr und mehr auch die Macht der römischen Curie von selbst; man durfte hier Luthern weiter sorgen lassen, ohne ihm Sickingen's

Waffen zu bieten. Aber die Legiſten, dieſe Belagerer und Ausſauger der Fürſten und des Landes, dieſe Emporkömmlinge ohne Kenntniß, ohne Gewiſſen und Sitte, dieſe in eben der Weiſe zu bekämpfen, wie es mit den Theologen geſchehen war, dies fiel Hutten nie ein, der auch vergebens geſucht hatte, ſich der Jurisprudenz zu bemächtigen. Luthern glückte daher der Kampf, den er redlich fortführte bis ans Ende, aber der Kampf mit dem römiſchen Recht und den Gloſſatoren, den Staats- und den Rechtskünſtlern iſt noch heute nach drei Jahrhunderten übrig. Wer es dem erwartungsvollen Hutten geſagt hätte, in ſeiner Unfähigkeit die Zeit zu erwarten, daß noch nach drei Jahrhunderten ein Boden für ihn in Deutſchland ſein würde! Dieſe Juriſten ſuchte er damals kurzweg mit dem Schwerte auszutilgen, und deutlich ſagte er, er hätte wenig gegen ſie geſchrieben, weil er dieſen Mangel mit Thaten zu erſetzen denke. Da er in Worms geſehen hatte, wie man die leichteſten Fragen in unlösbare Schwierigkeiten verwickelte, Tag und Nacht unter Bergen von Büchern darüber ſchwitzte, mit Beweisſtellen die einfachſten Dinge verwirrte, ſo dünkte ihm Deutſchlands Zuſtand unter dem Fauſtrecht beſſer als unter dem Bücherrecht. Seine Reizbarkeit ſtieg immer mehr, die Aleander und Caraccioli bedrohte er, daß er nicht länger ſeine Hände halten werde und wollten ſie nicht den Worten gehorchen, ſo ſollten ſie dem Schwerte weichen müſſen; und da nun Sickingen fiel, für ihn nicht länger ein Aufenthalt in Deutſchland war und er nach der Schweiz ging, ſo mußte er da auf den ſchüchternen Erasmus noch treffen und ſeine letzten Tage ſich dadurch verbittern, daß er von dem vorſichtigen Manne verlangte, er ſolle wie Hutten ſein und handeln.

Wir wollen zwei Stücke aus Hutten's deutſchen Werken ausheben und mit ein paar Zügen charakteriſiren, das eine um des Stoffs, das andere um der Form willen. Die Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabſtes ſei das eine[738]), die An-

738) Hutten's Werke ed. Böcking Bd. III.

ſchauenden das andere. Jenes möge dazu dienen, die Art zu bezeichnen, wie die reformatoriſchen Beſtrebungen in der Poeſie ſich ausſprachen; zugleich enthält es faſt die ganze Summe der Lieblingsideen Hutten's und entfaltet ſeine ganze Kühnheit und Kraft. Er ruft im Eingang Gott an, den Menſchen Erkenntniß und Wahrheit einzugeben und die Falſchheit hinzutreiben, damit dieſe Nation einſehe, wie weit ſeine Gnade da ſei, wo man von ſeiner Gottheit ſchreibt und doch bei Goldes Nutzung verharrt, wo man jeden einen Prieſter heißt, den man doch als einen Buben kennt; ihm ſolle er verleihen aus ſeinem Munde zu ſprechen, ob man ihm ſchon darum nach dem Leben ſtelle. Die Prieſter ſollen weltliche Ehre nie vor Gottes Teſtament ſetzen, wie Chriſtus ſelbſt Beiſpiele genug gegeben, der weit hin floh als man ihn zum König ausrief, da jetzt der Pabſt Leute und Lande unterdrückt, zwei Schwerter und drei Kronen zu haben ſtrebt und den Schlüſſel hintanſetzt. Er ſchätzt den Himmel um Geld, verkauft Ablaß um Sünden und verkehrt gute Weiſe und Sitten, denn wer wollte Uebelthun meiden, da man es jetzt austilgen kann? Den Prieſtern ſteht ihr Muth allein auf Praſſen, auf koſtbare Gewänder, auf Frauenſcherze und Müßiggang. Iſt das ein geiſtlich Leben, ſo müßt ich ſprechen, daß Gottes Wort nicht gerecht ſei. Und wer nun ſolches gern zum Beſten änderte, den heiſchen ſie zum Feuertode! Sie lehren jeden Tag, wie Wuchern eine große Sünde ſei, und ſeh ich ſie doch immer das Nämliche treiben in ihren Werken, gleichwie ein Bildſtock die Straße zeigt, die er nicht ſelber gehen mag. Es wäre zu viel und wider die Zucht, alle Schande aufzudecken, die ſie im deutſchen Lande treiben. Noch iſt die Welt ſo blind, daß man nicht die Wahrheit verſtehen will. Er ſchreit jetzt deutſch an das Vaterland, ſich nicht mit Türkenkriegen und Kirchenbauten um das Geld äffen zu laſſen. Er mahnt die Kardinäle, ihre Pracht zu mäßigen, den Pabſt, ſeine Schinder, die Legaten, nicht mehr herzuſenden, die uns zu beichten anregen und lange Lieder vom Faſten ſingen. Den Deutſchen muß man dieſen Rauch von den Augen blaſen, denn wären ſie klug, ſo hätte

das Evangelium vor dieſen Fabeln ſeinen Ruhm. Er ſchildert das Unweſen, das er in Rom mit ſeinen Augen geſehen, und das Bubenvolk in Kirche, Hof und Stadt, und fragt ob es zu leiden iſt, daß ſolch unnützes Volk unſern Schweiß und Blut täglich einnehme? Er habe in Rom zur Faſtenzeit nicht die Fleiſchbank geſchloſſen geſehen, und keinen Narren, der wie bei uns um Geld die Erlaubniß zu eſſen kauft. Was ſo lange unſer eigen geweſen iſt, das kaufen wir jetzt in Rom und dieſe Zahlung hat kein Maß und was ehedem 100 Gulden war, das müſſen jetzt 1000 ſein. Da ſchatzt man dann die Armen und nimmt das Haar mit der Haut weg. Mich wundert, ob nicht mancher mit Grauen denkt, daß man mit ſeiner Habe einen Biſchof kauft, der dann mit Waffen und Harniſch reitet, ſtatt zu beten und zu predigen, und ſich der Geiſtlichkeit ſchämt. So haben wir uns Herrn gekauft, ſtatt daß das Volk ſich ſeinen Biſchof wählen ſollte, der der Tugend voll und mit Kunſt, mit Wahrheit, mit Gottesliebe geziert wäre. Ich rufe dich König Karl an, dieſe Sache anzuhören, und ich mahne alle Deutſchen, in Unterthänigkeit gegen dich bereit zu ſein, dieſen Schaden und Schande auszutreiben; du ſollſt Urheber und Vollender ſein, ſo will ich dir zu Hülfe kommen mit allem was ich mag, und begehre darum keinen Nutzen und keine Ehre. Laß auffliegen die Fahne des Adlers, ſo wollen wir das Werk beginnen. Der Weingarten Gottes iſt nicht rein, der Weitzen des Herrn trägt Wicken, wer das Unkraut nicht tilgen hilft, der wird nicht mit Gott Haus halten. Viele deutſchen Herzen werden ſich der Sache annehmen wie ich; ich berufe Adel und Städte, gemeinſam zuſammenzuhalten; erbarmt euch übers Vaterland, ihr werthen Deutſchen, jetzt iſt die Zeit um Freiheit zu kriegen: Gott wills! Herzu, wer Manns Herzen hat, er gebe fürder keiner Lüge Gehör. Vorhin hat es an Vermahnung gefehlt, als die Pfaffen allein gelehrt waren, jetzt hat auch uns Laien Gott die Kunſt beſcheert, daß wir die Bücher verſtehen, wohlauf, es iſt Zeit, wir müſſen dran. Ehedem haben ſie Wahrheit und Glauben entſtellt nach ihrer Willkür und haben die Gegeneiferer, die Huß und Hieronymus ver-

brannt, und seitdem fürchtet Jeder des Feuers Strafe. Jetzt aber rufen unser Zween und haben manchen bekehrt, und ich hoffe es hat nicht Noth; ja ob mir schon der Tod gewiß wäre, noch wollt ich kämpfen als ein frommer Held und Spieß und Schild um die Wahrheit heben, den Tyrannen widersagen die uns mit ihrem Banne schrecken, vor dem so mancher fürchtend die gute Sache verläßt. Ich aber bin das nicht gesinnt, so eifrig sie es treiben; nicht daß ich Gottes Strafe verachte, sondern ich spreche: ihr Bann hat keine Macht, denn wie kann der andere strafen, der selber von Sünden schwer ist? Man stellt mir nach mit Gift, aber Gott half mir; und mit Kerker, aber König Karl wird mich nicht verrathen. Sie haben einen grauen Mönch mit Holzschuhen geschickt, der das Mandat hat, mich überall zu greifen; ist Niemand den diese Tyrannei bewegt, mir beizustehen? Ich hoffe, ich will es rächen mit meiner Hand und sollt ich fremde Hülfe brauchen. Das Recht habe ich nie geflohen, dieweil sie aber Gewalt brauchen, so stell ich mich auch dargegen. Es ist zum Höchsten aufgestiegen, man hemme der Kurtisanen Lauf, sie haben Geld und Gut aus deutschem Land genommen und dafür aller Laster Schand gebracht. Ich frage, wo ist der Deutschen Mut? wo ist das alte Gemüt und Sinn? ist alle Mannheit hingefahren? die alten Römer waren ehrbare Männer und tugendhalber werth über alle Welt zu herrschen, doch litt es nicht die deutsche Art, daß sie uns Land und Freiheit abgewannen; jetzt hat uns ein weibisch Volk ohne Herz, ohne Mut, ohne Tugend überstritten. Mir thut im Herzen der Hohn weh, denn je bedünken mich das nicht Männer, bei denen ich keine männliche That gefunden, deren keiner je eine Wunde gewann, es hätte sie ihm denn eine Hure gebissen. Dies sind jetzt die Herrn dieser Welt, unter denen keine Frommheit, nur Geld etwas gilt. Der Herr hatte gesagt, daß von seiner Lehre nicht das mindeste Wort getrennt werden solle, aber die Päbste machen neue Gesetze ohne Zahl; und wer dawider spricht der ist ein Ketzer. Man soll der heiligen Kirche wohl gehorchen, aber ich sage, dieser Räuberhaufe, der uns täglich

plündern, iſt nicht die heilige Kirche. Auch iſt nicht die Zeit, daß Chriſts große Heerde jetzt noch von Einem Hirten geweidet werde; denn Chriſtus ſelbſt hat ſeine Gewalt getheilt. Darum mahne ich alle Fürſten und den Adel und die Städte und wer ſein Vaterland lieb hat, herzu ihr frommen Deutſchen, ihr Landsknechte und Reiter, den Unglauben wollen wir tilgen, die Wahrheit wieder bringen, und weil es nicht mag im Guten ſein, ſo koſt es denn Blut, da es ſich nicht anders fügen will. Verzage kein Mann an dieſer Sache. Wer ſie mit mir treibt mit reinem Gewiſſen und aller Güte, der wird Gott zu einem Helfer haben. Ihr habt großen Schmerz gelitten, daß Müßiggänger ohne Zahl in Freuden lebten und die Bettelorden nur Gut aufbringen und alles nach Rom tragen. Iſt Niemand den das bewegt? Niemand der dazu thun wolle? Auf nur ihr frommen Deutſchen, wir haben Harniſch und Pferde, und hilft nicht freundliche Mahnung, ſo laßt uns die gebrauchen. Mit uns iſt Gottes Hülfe und Rache, wir ſtrafen die, die wider ihn ſind, wohlauf es hat nicht Noth. Gott geb ihm Heil, der mit mir kämpft, was hoff ich mancher Ritter thut und mancher Bürger, den in ſeiner Stadt die Sachen beſchweren. Wohlauf, wir haben Gottes Gunſt, wer wollte in ſolcher Sache daheim bleiben? Ich habs gewagt! das iſt mein Reim.

Der Dialog, die Anſchauenden[739]) iſt, wie ſo viele andere lateiniſche von Hutten, ganz in Lucian's Manier. Sol und Phaeton unterhalten ſich über das Erdvolk. Die Italier ſeien ſo herab, daß ſich kaum noch einer zu waffnen verſtünde, und man ſagen möchte, es ſei im Betracht der alten Römer, mit Ausnahme der Venetianer, kein Italiener mehr in Italien. Die Deutſchen zechten und ließen ſich dabei im Kriege leicht verlocken, ſie ſeien je die beſten Krieger geweſen, wüßten aber keinen Sieg zu nutzen und keine Eroberung zu behaupten. Die Spanier ſeien vor allem fleißige Diebe, ſonſt im Felde redlich trotz Einem, kriegserfahren und kühn. Phaeton zertheilt jetzt die

739) Werke ed. Böcking 4, 269.

Wolken und fragt, was für ein seltsames Getöse da in Augsburg sei mit Schlemmen, Prassen und Rathschlagen? Das sei ein deutscher Reichstag. Sie gewahren einen Aufzug des Legaten Cajetan, der unter dem Vorwand zu einem Türkenkrieg den Deutschen neues Geld abluchsen soll; er wolle die Schafe des Pabstes schinden und scheeren, belehrt Sol den Sohn, kenne er aber die Deutschen recht, so sei jetzt nichts mehr damit, es sei nahebei, daß die Deutschen weise würden, denn dies sei der erste Legat, den die Barbaren leer gehen ließen zu großem Schrecken von Rom. Sol kommt wieder auf die Trunkenheit dieser Barbaren, besonders der Sachsen, deren alte Gebräuche beleuchtet, deren Städteregiment, Sicherheit, Gesundheit und Kraft, deren altes Recht und Sitte, Zucht und Scham gepriesen werden. Sie seien frei, rüstig, tapfer und hätten den Kaiser in Ehren aber nicht in Ehrfurcht und seien ihm daher auch nicht fast gehorsam. Fürsten, Grafen, Geistlichkeit, Adel und Städte werden in ihrer gegenseitigen Stellung geschildert; die Fürsten brauchen den Raubadel gegeneinander, darum erhält man sie; in der Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Adel und Städten wird auch hier die Ritterschaft geschont und ihre beste Seite herausgehoben; zuletzt geht es über die Pfaffen. Ueberdem achten die Unterredenden wieder auf Cajetan, der zürnt, daß Sol nicht scheinen wolle, um ihm das kalte Land zu wärmen; er möge päbstliche Gewalt über Himmel und Erde bedenken; er verlangt daß Sol beichte, um Absolutz bitte, sich einer Buße unterwerfe; Sol sagt ihm, er solle sich eine Purganz von Nießwurz eingeben lassen, da erklärt ihn Cajetan de facto in Bann. Zum Spotte gibt Sol etwas nach und Cajetan fordert, daß er Pestilenz unter die deutschen Pfaffen bringe, damit recht viele Stellen gekauft würden. Phaeton gibt ihn zuletzt der Verspottung der Deutschen Preis.

Daß das Lucianische Gespräch in diesen Zeiten so beliebt ward, daß nun eine Menge von Nachahmungen Latein und Deutsch folgten und in der Literatur vorzuherrschen anfingen, lag in dem neuen Sinne für jede dramatische Form, wie auch diese Unterredungen von Hans

Sachs und Anderen ſtets als Dramen betrachtet oder Faſtnachtſpiele genannt werden. Aber auch die ironiſch naive, oder volksthümlich belehrende, oder allegoriſch darſtellende Manier machte ſie dem Geſchmacke der Zeit lieb, wie denn überhaupt zur Beſprechung und Verſpottung von Zeitverhältniſſen oder Begebenheiten nicht wohl eine treffendere, leichtere, und grade durch Anſpruchloſigkeit und Leichtigkeit ſo empfindliche Form gedacht werden kann, ſo daß man ſich billig wundern würde, wie in ſolchen Tagen wie die unſeren der geſunde Menſchenverſtand nicht irgend einmal in dieſem Gewande ſich zu zeigen wagte. Damals ergriff man dieſe Form mit einer Lebhaftigkeit, Begierde und Allgemeinheit, daß lateiniſche und deutſche Poeten, Gelehrte und Bauern ſie gebrauchten, daß ſie in Jedermanns Händen gerecht war und auf jedes Ereigniß von Bedeutung angewandt ward. Sie war auch ſo geſchickt für Jedermanns Talent; denn wer etwas dichteriſchen Sinn hatte, der konnte ihr die poetiſche Seite abgewinnen und eine Art von Handlung damit verbinden, wie Hutten im Phalarismus, in der Bulle, in den Anſchauenden gethan; oder der Nüchterne konnte ſich blos auf das einfache Beſprechen des Gegenſtandes beſchränken, ſo wie Hutten im Vadiscus, in den Räubern und anderen, und dann haben dieſe Stücke freilich keinen Theil mehr an der Dichtung. In beider Manier dauern die Geſpräche fort, ſo lange die lebhafteren öffentlichen Angelegenheiten dauern. Von der erſten Art ſind viele Satiren über die Reformationsgeſchichten, einige auch über die neuen Lehren; von der letzteren aber eine Menge Pasquille und Unterredungen, namentlich aus dem ſchmalkaldiſchen Kriege, die ſtechend und beißend, oft nicht ohne ſatiriſches Verdienſt, aber meiſt blos trocken erörternd, ohne dichteriſche Anlage und Einkleidung ſind.[740] Auch gingen in dieſen Zeiten ſchon hiſtoriſche Gegenſtände voll Gewöhnlichkeit und theologiſche Streitfragen in die Dichtung ein, die keiner poetiſchen Auffaſſung mehr fähig waren; Gedichte oder Ge-

740) Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit herausg. v. O. Schade. 3 Bände. 1856 ff.

ſprüche vertraten dann nur die Stelle von Zeitungsartikeln, die in der dürrſten Reimerei die Neuigkeiten aus der öffentlichen und häuslichen Welt, aus Siebenbürgen und Hispanien wie aus jedem Winkel des Reiches die Vorfälle in Krieg und Frieden brachten. Darunter gibt es dann allerdings auch würzige Caricaturen, die allen Unfug in Reich und Kirche mit jenem erſten Wetteifer bekannt machten, der keine Hemmung achtet und kein Maß kennt. Es war eine Zeit der Ausſchweifung, der Ausgelaſſenheit in allen Richtungen; alle Fächer können ihre Eulenſpiegel in dieſen Zeiten aufweiſen, die Theologie ihren Sebaſtian Frank, die praktiſche Religionslehre ihre vielfältigen Fanatiker, die Magie ihren Fauſt, die geſammte Wiſſenſchaftlichkeit ihren Agrippa, die Arzneikunſt ihren Theophraſtus Paracelſus; die Poeſie aber vollendete jetzt ihre Ausſchweifung, in die ſie ſich verloren, in der Allgemeinheit der Volkstheilnahme. Und ſchon, werden wir ſehen, treten Männer hervor, die einzelne Theile der Poeſie in heilige Zufluchtſtätten vor der Gemeinheit retten, in die ſie zu verſinken droht, wie Luther das Kirchenlied; und andere, die in der heimlichen Zelle ſicher und leidenſchaftlos ſaßen, das ganze Gebiet der Poeſie von dem Kothe zu befreien verſuchten, wie Hans Sachs; und wie andere, die das unſinnige Weſen der ganzen Zeiten durch allerlei Schriften in ſcheinbar unſinniger Manier anfochten, wie Fiſchart; und endlich ließ man die vaterländiſche Poeſie hoffnungslos ganz fahren, und führte neue Formen und Stoffe aufs ungeſchickteſte aus allen Zeiten und Welttheilen zugleich ein.

Der Ton, der von Hutten angeſtimmt war, wurde ſeit dem Reichstage in Worms ein allgemeiner. Alles Geſchehende war jetzt in Reime gebracht und verbreitet, alle Wünſche des Volks und alle Erwartungen der Wohlgeſinnten machten ſich in tauſend Flugſchriften Luft, und der Kampf in Verſen und Proſa gedieh ſchnell zu einer Heftigkeit ohne Gleichen.[741] Zahlloſe Pamphlete machten ſich über

741) Vgl. über Pasquillen, Spottlieder und Schmähſchriften aus der erſten Hälfte des 16. Jhs. von Joh. Voigt, in Raumer's hiſt. Taſchenbuch, 9. Jahrg.

die Kleriſei her. Mit einem glühenden Haſſe verfolgte man den Firleſanz des Gottesdienſtes, das Gaukelſpiel der Ceremonien, die Abgötterei mit den Heiligen, die Mönchskutten und Bettelorden, alle Gleisnerei und Anſtellerei, das Plärren und Singen, das Reigen und Beugen, das Läuten und Orgeln, und alles Gepränge mit Heilthum, mit Fahnen und Kerzen. Wie Luther den Endchriſt mit dem Worte Gottes geſchlagen und mit Thomiſten und Sophiſten ſiegreich geſtritten, fand ſeine Anerkennung im Geſang; Hunderte von leidenſchaftlichen Vertheidigern ſtellten ſich laut um den Mann Gottes und für jeden Vertheidiger hoben ſich Hunderte von Stimmen aus dem Volk: es iſt ein ſehr ſeltenes Beiſpiel, wenn einmal ein Schreiber wie der des „Kegelſpiels“ (1522) Niemanden zu Lieb und Leid dichten will und ſich in unentſchiedener Mitte wundert, wer das Spiel gewinnen wird. Vielmehr ſchaart ſich Alles auf der lutheriſchen Seite in dieſen Pamphleten gerade um die heftigſten Parteimänner; dem Hutten ſangen die Landsknechte zu; des Sickingen ganzes Leben und ſeine Fehden wurden gereimt und die Dichtung begleitete ihn bis an die Pforten des Himmels. Dem edlen Churfürſten von Sachſen wußte man für ſeine gefahrvolle Unterſtützung ruhmvollen Dank. In einem Liede (neulich geſchmidet durch Meyſter Hemerlin im Berg Ethna) ruft der Pabſt den Kaiſer an, den Mann zu vertreiben, der alle ſeine Pracht umkehren, um Blei, Wachs, Bullen und Interdicte nichts mehr geben will und ihn nöthigen werde nach Betlem zu gehen. So ſingt ein anderer Poete, der ſich Raphael nennt, ein Lied (um 1525), wie er drei Händlern mit Blei, Wachs und Pergament begegnet ſei, was nicht mehr abgehen wolle, und wie er ihnen den Rath gegeben, mit Blei und Kalbsfell nach Mailand in den Krieg, mit dem Wachs nach Baiern zu gehen, wo man der Pfaffen Rath noch folge. Die öffentlichen Disputationen in der wirklichen Welt gaben ſodann den beliebten Geſprächen neue Nahrung. Nicht allein, daß die verſchiedenen Disputationen wie die von 1519 durch Joh. Rubens, die Badener von 1526 in einem „hübſchen neuen Liede“ ſchweizeriſchen Urſprungs

und Andere anders poetiſch behandelt wurden, die Form dieſer Verhandlungen wurde auch überhaupt benutzt, um alle Fragen des Tages nach laiiſchen Geſichtspunkten zu beſprechen. In ſatiriſchem Gegenſatze disputirt dann in ſolchen Geſprächen nicht die Gelehrſamkeit und der Scharfſinn, ſondern der gute gerade Verſtand und der Bauernwitz; nicht die Theologen mit Theologen, ſondern Bauern mit Bauern, der Kegelhans mit dem Karſthans, und Kuntz mit Fritz, oder der Handwerksmann mit dem Mönche, der Strohſchneider mit dem Holzhauer, der Bauer mit dem Glöckner, der Schuſter mit dem Chorherrn, der Schneider mit dem Pfarrer. Ueberall ſchickt der Mutterwitz in Christo den in Scoto gelehrten Scharfſinn heim; und wo der Inhalt weniger polemiſch, mehr belehrend und orientirend iſt, mehr „Unterweiſung ohne einige Verſpottung", wie es in dem Dialogus des Apoſtolicums mit der Angelica (der Kräuter in Ulrich Boßler's Apotheke in Haßfurt) heißt, da kann ſich an geſundem Sinn und überzeugender Kraft mit den lutheriſchen Büchlein nichts meſſen, was damals von katholiſcher Seite, wie die Fragen und Unterweiſungen des Seb. Felbaum von Bretten, des Jo. Dytenberger u. A. (1524) ausging.

Nicht allein die Geſprächsform, ſondern auch die Aufführung diente dazu, dies alles noch mehr zu beleben. In der Schweiz namentlich, wo die Heftigkeit der Polemik beſonders ſtark war, führte man dieſer Art Geſpräche oder Faſtnachtſpiele von Hans Rüte und Anderen, beſonders die von Nicolaus Manuel auf. Dieſer Berner Maler[742] (1484—1530) war vielleicht unter allen den reformiſtiſchen Satirikern des Tags der ebenbürtigſte mit Hutten. Er hatte die berüchtigte Geſchichte, wie die Dominicanermönche 1507 in Bern den Ruhm der Wunder des heiligen Franciscus ausſtechen wollten, zwei Jahre nach dem Vorfalle ſelbſt in proſaiſcher Rede erzählt; dann machten 1522 ſeine zwei Faſtnachtſtücke vom Todtenfreſſer und von

742) Vgl. Niclaus Manuel, von Grüneiſen. Stuttgart 1837.

dem Statthalter Chriſti, in Bern aufgeführt, den tiefſten Eindruck, und lehrten die Stadt, die man die wenigen Jahre vorher ausdrücklich ihrer Einfalt wegen noch zum Schauplatz jener falſchen Wunder gewählt hatte, „chriſtliche Freiheit und päbſtliche Knechtſchaft“ zu unterſcheiden. Das erſtere Stück fängt mit der Ankündigung einer fetten Leiche und Todtenmeſſe an und verbreitet ſich erſt in duldſamer Ironie über die Unſitten der Geiſtlichkeit, bis dann der offene Zorn über den Chriſtenhirten losbricht, an dem gezweifelt wird ob er würdig wäre, der mindeſte Sauhirt in der Welt zu ſein. In dem anderen geht der wirkſame Scharfſinn Hutten's oder des Barfüßers Kettenbach, in dem ſie die Handlungen und Ausſprüche Chriſts mit denen ſeines Statthalters verglichen, in belebte Darſtellungen und dramatiſche Aufführung über. Der Heiland wird reitend eingeführt auf einer armen Eſelin, mit der Dornenkrone auf dem Haupt, und dagegen der Pabſt in großem Triumph im Harniſch mit Kriegszeug zu Roß und Fuß, reichlich und prächtig als ob er der türkiſche Kaiſer wäre[743]). Vom Jahre 1528, wo in Bern die Reformation, nicht ohne Manuel's weſentliche Förderung, durchdrang, iſt dann ſein muthwilliges Spiel von der ſterbenden Beichte. Hier iſt Manuel's ſatiriſcher Geiſt am ſinnreichſten. Die Meſſe iſt, wie der Kardinal dem Pabſte anzeigt, in Deutſchland verklagt. Zu Richtern ſind die Epiſtel der Zwölfboten beſtellt, zu Zeugen die Propheten, zum Obmann das alte Teſtament. Die Beichte hat ſich übrigens den Handel ſo zu Herzen gezogen, daß ſie todtkrank ward; ſie hat die ſchweinende Sucht und die Etica. Unter dem Bemühen der Aerzte, Apotheker und Mönche, die Beichte zu retten, wird ſie immer ſiecher. Man will ſie am Fegefeuer wärmen, aber das haben die Bauern mit dem Weihwaſſer aus-

743) Ein Spiel verwandten Inhalts, und gleichfalls aufgeführt, iſt „der neu deutſch Bileams Eſel“. o. O. u. J. 4. und Straßb. 1542, in Gödeke's Gengenbach N. 18; nach Zarncke von (und bei) Jac. Cammerlander, wie auch „Ein friſcher Combißt, vom Bapſt und den ſeinen etwann uber Teutſch-Landt eingeſalben“ bei Gödeke l. l. N. 17.

gelöſcht; ein Todſtich für die Kranke, denn das war die rechte Alp und Weide auf der ſie ſelſt worden war. Man will ſie zum Bild unſerer lieben Frauen bringen, aber die Bauern haben Kapelle und Haus zerſtört. Der Meßner ſoll ihr unſeren Herrgott reichen, allein er kann ihn nicht erlangen, denn der Himmel iſt ſein Stuhl, die Erde ſein Fußſchemel, wie ſollte er ihn aufheben? der Doctor ſchreit nach dem heiligen Oel, aber der Küſter hat ſeine Schuhe damit geſalbt. Rathlos machen ſie ſich zuletzt ſtill davon und laſſen die Sterbende liegen. Hierzu denke man an die Tragödia, gehalten in dem königlichen Saale zu Paris, (1524) und des Maſenius Nachricht von dem pantomimiſchen Spiele, das vor Karl V und Ferdinand in Augsburg gehalten worden wäre, worin in einer ſinnreichen Allegorie erſt Reuchlin auftrat und ein Bündel Holzſcheiter ausſtreute wie zum Aufheben für jedermann beſtimmt, dann Erasmus kam und die geraden und krummen Scheiter vergeblich mit einander zu vereinigen ſuchte, hierauf Luther den Haufen in Brand ſetzte, der Kaiſer mit dem Schwerte vergebens dies Feuer zu löſchen ſuchte und zuletzt der Pabſt im Rettungseifer ſtatt Waſſer Oel hineingoß.

So lange Hutten lebte, hörte man der lutheriſchen Polemik überall den Ton und das Bewußtſein des Sieges an. Die Gegner Luthers erlitten Schlag auf Schlag, in lateiniſchen und deutſchen Pamphleten und Liedern, durch Gelehrte und Laien. In der „lutheriſchen Strebkatze“[744] (1522) werden dieſe Gegner von dem hülfebedürftigen Pabſte alle verſammelt, nur um ihn vom Gewiſſen getroffen ſogleich zu verlaſſen; ſie treten in Thiergeſtalt auf: Murner, Eck, Lempe, Hochſtraaten, Cochleus, Schmidt von Conſtanz, Emſer, als Katze, Eber, Hund, Rattenkönig, Schnecke, Wolf und Bock. Hieronymus Emſer, von dem es auch einige andere deutſche Gedichte ohne Bedeutung gibt, bekannte ſich wie Murner zu ſeiner Thierverwandlung und ſchrieb 1525: „der Bock trit frei auf den Plan, hat wider Ehren nie gethan“;

744) Die „Strebkatze“ iſt ein Spiel der Kinder, die an einem Reif hin und her ziehen.

das Gedicht ſetzt Luthern auf Eine Linie mit Müntzer und faßt ſeine Stellung zum Bauernkriege ſo auf, als ob er jetzt nur den Kopf aus der Schlinge ziehen wolle. Dies war dann der Wendepunkt, von wo an die Gegner der Reformation ſich auch in der poetiſchen Literatur etwas ermannten. Die Sache der Bauern hatte faſt alle öffentlichen Stimmen gegen ſich. Gelegentlich wagte es wohl ein Lied ſich für den „armen Konrad" auszuſprechen und ein Volksbuch von Kaiſer Friedrich[745] (1519) ſieht dann wie eine mythiſche Verherrlichung des Bundſchuhs aus; aber im Ganzen iſt Alles Partei gegen die Bauern. Luther's Feinde ergriffen dieſen Vortheil, die Reformation als ein Werk des Aufruhrs und der Verwirrung aller Standesverhältniſſe zu bekämpfen. Auf Schloß Rämbach führte 1531 Hans Wilh. Keller mit ſeinen Geſellen das „Bockſpiel M. Luthers" auf; die verſchiedenen Stände traten darin auf und beſchuldigten Luther, daß er falſches Spiel ſpielte und alle Stände der Welt verkehre. Aus der Umgebung des Herzogs Georg von Sachſen, aus der dieſes Spiel ſtammt, kam auch „Luthers Klagred, daß er ſo gar nicht hippen oder ſchänden kann" (o. O. 1534); des Verfaſſers Fleiß iſt, Luthern zu überweiſen, daß er ſich dem Teufel ergeben habe, daß er das Band chriſtlicher Einigkeit zerreiße, daß er verdiente lebendig geſchunden, geviertheilt und in Oel gebraten zu werden! Der Unſinn der Widertäufer, der Fall von Münſter (1535) gab dann den Feinden der Reformation neue Waffen. Der Minorit Gerhard Haverland ſchrieb unter dem Namen Daniel von Soeſt[746] 1534 ſeine „gemeine Beicht oder Bekennung der Prädicanten zu Soeſt" (1539. 4.) gegen die evangeliſchen Eidgeſellen, die ſeit 1525 in Soeſt beſtanden, aufgeſchreckt durch die widertäuferiſchen Erfahrungen. Als um dieſelbe Zeit in einer „Tragödia Johannis Huß" (Wittenb. 1537) das Concil von Konſtanz dargeſtellt ward, in der ausdrücklichen und nicht übel gelungenen Abſicht, Haß gegen das Pabſtthum zu ſäen, ſchrieb Simon Lemnius ein „heimlich Geſpräch"

745) In Haupt's Zeitſchr. 5, 250 von Pfeiffer herausgegeben.

746) Neu herausg. von L. F. v. Schmitz, der Soeſter Daniel. Soeſt 1848.

darüber unter dem Namen Jo. Vogelfang (1538), eine boshafte und derbe dialogiſche Recenſion, worin Luther und Melanchthon ſelbſt das Stück, als deſſen Verfaſſer Agricola genannt wird, verwerfen. Dies war zu eben der Zeit, als Lemnius, gereizt durch Luther, die zweite Auflage ſeiner lat. Epigramme (1538) mit der Monachopornomachia herausgab, wo Murner's Beſchimpfung von Luthers Ehe noch überboten iſt, wo Luther in der Anrede als der Verderb des Friedens, die Urſache des Aufruhrs, der Verführer des Pöbels, ein Verfolger der Dichter u. A. geſcholten wird. Es war Noth, daß ſich gegen dieſe ſcharfen Federn neue ebenbürtige Kämpfer auf Luthers Seite ſtellten. Erasmus Alberus ward in dieſen mißlichen Zeiten (ein trefflicher Vorläufer Fiſchart's) der heftigſte Gegner des Papismus durch ſeine Fabeln und ſeinen Barfüßeralcoran, auf die wir zurückkommen; in ſeiner Contrafactur Jörg Witzel's (um 1539) herrſcht eine göttliche Grobheit, der Ausdruck jener rückſichtsloſen Wahrheitsliebe, die gefährlich für Alberus' Feinde aber auch für ihn ſelber gefährlich ward. Wie ihm in ſeinen Fabeln Burkard Waldis zur Seite ſteht, ſo auch in dieſer Art von Gelegenheitsdichtung. Als 1542 der große „Scharrhans" Heinrich von Braunſchweig vertrieben wurde, hob dieſer Sieg wieder das Selbſtgefühl der Proteſtanten; Luther gab hier ſelbſt den gröbſten Ton der Befeindung an. Einige Stücke von Burkard Waldis (mit B. W. unterzeichnet) beziehen ſich auf dies Ereigniß: der „wilde Mann von Wolfenbüttel", der Heinrich's Fall mit dem Schickſale des ruchloſen Hochmuts anderer Fürſten vergleicht; dann Heinrichs Klagelied, die Wolfsklage des Welfen; und der höhnende Spott, „wie der Lycaon von Wolfenbüttel neulich in einen Mönch verwandelt iſt" (1542). Wie in dieſen ſo ſind auch in andern Stücken dieſer Jahre die Schwingen der proteſtantiſchen Polemik wieder bedeutend gewachſen. Um 1543 erſchien die Ueberſetzung eines lucianiſchen Dialogs, von einem Italiener in lateiniſcher Sprache verfaßt[747], der

747) Pasquilli extatici colloquium. s. l. et a. Ein verſchiedener ital. Pasquino in estasi iſt ſpäter (Amſt. 1667) ins Deutſche überſetzt: „der entzückte Pas-

„verzückte Pasquinus", der in den päbſtlichen Himmel verſetzt das Treiben der römiſchen Kirche beobachtet, ſehr verſchieden von dem andern Himmel, zu dem Chriſtus allein die Pforte öffnet, wo es keine Fürſprecherin Maria und keine heiligen Halbgötter gibt. Die Parallele, die hier zwiſchen einer Anzahl heidniſcher Götter und chriſtlicher Heiligen gezogen wird, war bereits ein Lieblingsgegenſtand proteſtantiſcher Satire; Hans von Rüte hatte ſie ſchon in ſeinem in Bern aufgeführten „Faſtnachtſpiele von heidniſcher und päbſtlicher Abgötterei" (Baſel 1532) ausgeführt und Alberus that es in ſeinen Fabeln. Aus demſelben Verlage wie der Pasquin ging 1545 der „Rathſchlag Pauls III mit dem Collegio Cardinalium, wie das angeſetzte Concilium von Trient fürzunehmen ſei", hervor. Er iſt ſpielsweiſe geordnet und beginnt im erſten Acte in einem argliſtigen Ernſte; im zweiten ſendet der Pabſt eine Legation an St. Peter, die übel abgefertigt wird; im dritten ruft dann der Pabſt, in Himmel und Erde verſpottet, den Teufel zu Hülfe. Auf den Uebermut in dieſen letzten Stücken, den die Verfaſſer ſelber empfinden, folgt dann bei dem Herannahen des ſchmalkaldiſchen Krieges wieder eine andere Stimmung. Trotz und Aengſtlichkeit, ſchlimme Ahnung und dreiſter Muth wechſeln dann ab. Der Kaiſer Karl war längſt in der Volksgunſt gefallen, aber er war gefürchtet. Bei ſeiner Kaiſerwahl, zur Zeit der Schlacht von Pavia, hatte man ihm hoffnungsvolle Lieder geſungen, bald aber, wie des Kaiſers Plane hervortraten, die Nation unter ſeinen ſpaniſchen Gehorſam zu bringen, richteten ſich die Landsknechte und alle Liederſänger gegen den „Butzemann" und ſeine Fremdlinge. Jetzt bei Ausbruch des Krieges war der Eifer der lauten Meinung ſo groß, daß Reichsgeſetze gegen die Sänger und Spruchſprecher erlaſſen werden mußten. Es regnete Pasquillen und Satiren, oft Stücke in dem alten Uebermuth (wie z. B. des Pabſtes und der Pfaffen

quinus". Ein nachgeahmtes deutſches Stück iſt ein „Geſpräch zwiſchen Pasquillo und einem Orthodoxo" o. O. u. J. (um 1545) und wieder etwas Anderes iſt ein Geſpräch „Pasquillus" von 1542, gegen Andr. Oſiander in Königsberg.

Badeſtube 1546), oft kecke Lieder und feurige Aufrufe wider das monarchiſche plus ultra und die Herrſchaft der Walen und Spagnolen, oft auch vorſichtigere Ermahnungen von Leuten (wie Hans Witzſtat, Joh. Schradin von Reutlingen u. A.), die fühlten was auf dem Spiele ſtand. Wie dann die Sache für diesmal verloren war, ſangen die baieriſchen Reitersmänner und andere Gutkatholiſche ihre Lieder „dem Landgrafen zu Leide", dem „Schartenbart" (Schertlin) zum Spott, den reichſtädtiſchen Pfefferſäcken, „den frommen, den freien", zum Poſſen. Aber der Geiſt ließ ſich nicht beugen. Auch während des ſpaniſchen Druckes brach der heftige Sinn gegen den Kaiſer, und Rom ſeine Hure, und deren Töchter Paris und Köln los, und gegen das „heuchliſche und glatte Kätzlein Interim" (von Cyr. Schnauß in Koburg). Bald ließen die Magdeburger ihre Sendſchreiben über Deutſchland ausgehen und ihr Klaglied „zu Gott und allen frommen Chriſten" (1551). Der endliche Sieg der Proteſtanten ward dann mit Mäßigung gefeiert. Seit den 50er Jahren folgten mit dem allmählichen Ausſterben der Vorfechter der Reformation gelaſſenere hiſtoriſche Reimereien den bisherigen polemiſchen nach, bis nachher unter den Fortſchritten des Calvinismus und den Gegenwirkungen der Jeſuiten in Fiſchart's Zeit ein neuer Ausbruch eintrat. Die Helden der reformiſtiſchen Kämpfe traten nun nicht mehr in Liedern, ſondern in breiteren Reimgeſchichten auf; Moritz von Sachſen ward auf dieſe Weiſe meiſterſängerlich verewigt durch Leonh. Reutter (1553), Landgraf Philipp durch Kirchhof, den Verfaſſer des Wendunmuth (1567), Johann von Sachſens Befreiung durch Cyr. Schnauß (1552) und Andere von Anderen. Und ſo dauerten dieſe Behandlungen der öffentlichen Angelegenheiten fort bis zu den berüchtigten Grumbachiſchen Händeln und der Erſcheinung der in der Literatur ſo viel beſprochenen Nachtigall und was ſich daran knüpft, wo durch Maximilians II Mandat zu deren Unterdrückung durch die ſtrenge Verfolgung der Drucker und Verbreiter dieſer Gedichte der Preßfreiheit ein Ziel geſetzt ward. Auf dieſe Dinge analyſirend einzugehen, iſt natürlich weit

eher die Sache der politiſchen oder Kulturgeſchichte; die Literaturgeſchichte darf ſie nur anführen und darauf hindeuten, daß dieſer Gebrauch der Poeſie ſie völlig verdarb. Wo irgend eine Seite des Lebens ſo gewaltig Alles verſchlingt, wie in der Reformationszeit das Moraliſche und Religiöſe, da muß jede andere Seite nothwendigerweiſe verhältnißmäßig darunter leiden. Talente, Verhältniſſe, Zufälle konnten einzelne Zweige erhalten oder neu gründen, und ſo war durch Bebel und Hutten's große Anlagen der Satire zu dem Geiſte, den die Zeiten gaben, eine zierlichere Form geliehen worden, die aber wieder verſchwand. Und ſobald dieſer Gattung vollends der große Inhalt genommen war, ſo wäre mit ihr der letzte Reſt unſerer Dichtung ganz verſunken, wenn ſich nicht indeſſen neue Wege geöffnet hätten, auf denen man mitten aus Verderbniß und Rohheit heraus allmählich zu ganz neuen Entwickelungen der Dichtung gelangte.

7. Hans Sachs.

Wer es zuerſt dunkel empfand, daß ſich die geſammte Poeſie in eine Tiefe herabbegeben hatte, in der ſie unmöglich beharren konnte, das war Hans Sachs (aus Nürnberg 1494—1576). Wie von allem ächt Nationalen, was wir in der Poeſie des Mittelalters beſitzen, ſo müſſen wir auch von der ächt deutſchen Erſcheinung dieſes Mannes ſagen: man muß ihn geſchichtlich würdigen, um ſein Verdienſt zu erkennen und ſeinen Werth darnach zu beſtimmen[748]). Er ſteht wie der Mittelpunkt zwiſchen alter und neuer Kunſt, weiſt mit ſeinen Werken auf Aelteres, was die Nation erſchaffen hatte, und legt

748) Vgl. J. L. Hoffmann, Hans Sachs. Nürnberg 1847. E. Weller, der Volksdichter H. Sachs und ſeine Dichtungen. Eine Bibliographie. Nürnberg 1868. K. A. Mayer, Hans Sachs in Herrig's Archiv 40, 241—292. Einen vollſtändigen Wiederabdruck der alten Ausgabe der Werke hat A. v. Keller (Bibliothek d. liter. Vereins N. 102—106) begonnen. Eine Auswahl gibt Gödeke (Deutſche Dichter des 16. Jahrh. 4. 5.) Leipzig 1870. 1. Theil: Geiſtliche und weltliche Lieder, 2. Theil: Spruchgedichte. Vgl. noch Fr. G. Hertel, ausführliche Mittei-

den Grund zu Späterem, was sie erschaffen sollte; er umfaßt die poetische Vergangenheit des Volks und behandelt vielfach alle Formen und Stoffe, die seit dem Aufkommen der bürgerlichen Dichtung beliebt geworden waren; er ergreift Alles, was in seiner Zeit gegenwärtig vorging und macht den ganzen Lauf der religiös-politischen Dichtung mit; er zieht sich dann zuerst hiervon zurück, entnimmt die Dichtung der Richtung auf das wirkliche Leben und wirft sich auf die dramatische Form, welche seitdem die Hauptform aller neueren Dichtung blieb. Er zieht die ganze Geschichte und den Kreis alles Wissens und Handelns in die Poesie, bricht die Grenzen der Nationalität und deutet so an, was hinfort für die deutsche Dichtung das Charakteristischste werden sollte. Er ist im gewissen Sinne ein Reformator in der Poesie, wie Luther in der Religion, wie Hutten in der Politik; glücklicher als dieser, weniger glücklich als jener, von weit unbewußterem Talent als Beide, unermüdlich beschäftigt gleich ihnen, wenig erkannt, ja lange als Vertreter des Meistergesangs verspottet, aus dem er hinweg rang, für den er nur privatim dichtete, an dem er nur moralisch achtete, was er dichterisch nicht des Druckes für werth hielt[749]). Erst in der neuesten Zeit hat Göthe, die Keime in seinen poetischen Formen und seiner Sprache aufdeckend, ihn wieder zur Beachtung und Anerkennung gebracht, so daß man nun den alten ehrwürdigen Meister neben den Häuptern der Reformationszeit wird nennen dürfen, die an großen Geistern und Charakteren so fruchtbar und gesegnet war.

---

lung über die kürzlich in Zwickau aufgefundenen Hss. des Hans Sachs. Zwickau 1854. Mittheilungen aus dem 6. Buch der eigenhändig geschriebenen Sprüche ꝛc. in R. Bechsteins Deutsch. Museum 1, 62. Vier Dialoge von H. Sachs, herausg. von R. Köhler. Weimar 1858. (vgl. Germ. 4, 97, 117). H. Sachs. Eine Auswahl aus dessen Werken von G. W. Hopf. 2 Theile. Nürnberg 1856. Ueber seine Dramen s. Hase, christliches Drama p. 257.

749) [Ein günstigeres Bild von H. Sachs meistersängerischer Thätigkeit gewinnt man jetzt aus Gödekes trefflicher Einleitung zu der erwähnten Auswahl. Gödeke zeigt, daß der Dichter auch „als Meistersänger immer Hans Sachs bleiben, immer der Meister der Sprache, der innig fromme, der heiter launige Mann und Dichter sein mußte, der aus seinen gesammelten Gedichten bekannt und lieb war".]

Wir ſtehen in der Zeit des Hans Sachs mitten in einer zweiten Hauptrichtung unſerer deutſchen Poeſie. Wir haben nach dem Ende der nrvolksthümlichen Dichtung zuerſt unter dem Adel und an den Höfen eine große Entwickelung beobachtet; eine andere nicht minder merkwürdige folgte unter dem niederen Volke. Jene war ihren vorherrſchenden Gattungen nach epiſch und lyriſch, dieſe lehrhaft und ſatiriſch; jene durchaus auf einen unterhaltenden und feſſelnden Stoff ausgehend, dieſe auf reine Sitte; jene, obwohl meiſt erzählend, doch weniger plaſtiſch als dieſe, die zwar meiſt belehrte, aber zur Belehrung das erzählende Beiſpiel liebte; jene auf das Ideale, auf Reinheit und Züchtigkeit mit empfindlicher Vorſicht gerichtet, dieſe auf das Groteske und Caricaturartige mit derber, bäuriſcher Rückſichtsloſigkeit; jene ganz Anſtand, dieſe ganz grobe Natur; Alles voll Gemüth in jener, in dieſer Alles voll Mutterwitz und geſundem Verſtande. Die ältere Kunſt war muſikaliſch und voll Empfindung, die ſpäter volksthümliche war lebendig und ganz bildend; der Scherz in der letzteren verdrängte den Ernſt der erſtern, die Gemeinheit das Erhabene, das Thatſächliche das Abſtracte, das Loſe und Lockere die Heiligkeit und Feierlichkeit, die Grobheit das Höfiſche, der Leichtſinn den Fleiß, die größte Nachläßigkeit die mühſeligſte Ueberlegung, die natürliche Philoſophie die geiſtlich-myſtiſche und ſophiſtiſche, der Naturmenſch die Heroen und Heiligen, der alte Gott der Väter die neuen Götzen mit ihrem unſinnigen Cultus. Die ritterliche Kunſt war meiſtentheils ihren Stoffen nach fremd, die volksthümliche war vaterländiſch; in jener hatte Alles aus der Wirklichkeit weggewieſen, in der ſpäteren wies Alles darauf hin. Galt dort die Beobachtung des Lebens nichts, ſo galt ſie hier Alles; war dort der geſunde Verſtand minder thätig, ſo hatte hier die Einbildungskraft faſt keinen Theil mehr an der Poeſie; ſtand dort die Dichtung in geringerem Bezuge mit der Gegenwart und Umgebung, ſo war hier Alles Gelegenheitspoeſie. Wir waren von Einem Aeußerſten vollkommen auf das andere übergegangen und auch die Oertlichkeit zeigt uns dieſe Veränderung an. Früher

ſtanden wir immer im Weſten und Süden, jetzt rücken wir nach Oſten und Norden. Die Kunſt hatte ordentlich einen Zug von Weſten nach Oſten, von Süden nach Norden genommen, ganz ſo wie die Kultur des Mittelalters überhaupt that; ſo wie aber ihre Bewegung dorthin an den zu rohen Stämmen und dem zu rauhen Klima ſtockte, ſo ging die neuere Bildung, wie ſich Handel und Wandel maſſenweiſe nach Weſten und Süden wandten, eben ſo maſſenartig von Konſtantinopel, Prag und Wittenberg weſtwärts aus, und es läßt ſich gar nicht leugnen, daß erſt mit dieſer naturgemäßen Richtung, welche alle wahrhaft fortſchreitende Kultur von jeher genommen hat, das Natürlichere und wahrhaft Fördernde auch in unſerer Kunſt aufzugehen anfing.

Jene höfiſche Poeſie war von einem Stande gepflegt worden, der zwar für Krieg und Wanderung und äußere Beſchäftigung geſchaffen, doch der eigenthümlichen Lage der Zeit nach an Haus und Häuslichkeit, an Weiber und friedliche Geſellſchaft ſinnig gefeſſelt war, als er ſeine Dichtung ausbildete; dieſe Volkspoeſie ward von Gelehrten und Handwerkern geübt, die von Natur für das Haus und die Stube beſtimmt ſind, die aber der eigenthümlichen Lage dieſer ſpäteren Zeit nach auf Wanderungen und Verbindungen hingewieſen waren. So ſehr der Mangel an Kenntniß der menſchlichen Natur den höfiſchen Dichtern geſchadet hatte, ſo ſehr ſchadete der zu große Verkehr mit Menſchen gemeiner Art den Dichtern der Volksklaſſe. So ſehr der Mangel an großen einheimiſchen Begebenheiten die Poeſie der Ritter arm gelaſſen hatte und bewegungslos, ſo ſehr verdarben die großen einheimiſchen Ereigniſſe der Reformationszeit die damalige Dichtung, wie wir umſtändlich geſehen haben. Der Strudel dieſer Ereigniſſe hatte ſo manchen dahin geriſſen, der gemeine Ton der Bewegungspartei der damaligen Zeit hatte Sprache und Alles verdorben, was die Poeſie am nothwendigſten braucht. Mitten in dieſe Bildung, in dieſe Begebenheiten fällt Haus Sachſens Leben, in die glücklichen und unglücklichen Schickſale der neuen Lehre; und ſeine erſten Jugendjahre gerade in die erſten Bewegungen. Wenn er ſich, wie ſo viele

andere hätte mitreißen laſſen, es wäre bei ſeinem Eifer und ſeinem Talente kein Wunder; wenn er in den allgemeinen Ton nach dem erſten Beifalle eingeſtimmt hätte, er könnte ſich mit dem Vorgang ſo großer Männer entſchuldigen! Welch eine Natur zeigt es doch an, daß dieſer Mann mit ſo umſtändlicher und eindringlicher Vielſeitigkeit der Lage ſeiner Zeit und ſeines Volkes folgen und ſie ergründen und ſchildern, loben und tadeln konnte, ohne in ſeiner Beſonnenheit zu wanken, ohne von ſeiner Höhe herabzuſinken, von er er die Dinge betrachtete. Die ganze Fülle der Zuſtände, die ungeheuere Bewegung jener Zeit öffnen uns die zahlloſen Werkchen des ehrlichen Schuſters, lebenvoll und ſprechend, aber nicht leidenſchaftlich; bewegt und eindringend, aber ohne Unruhe, ohne Mühe und Abſicht. Er führt uns in die plebejiſchen Haufen, aber man ſieht ſogleich, er gehört den Edleren an, die ſich in eine reinhaltende Geſellſchaft zurückgezogen hatten. Er zeigt uns die ganze Welt in ihrer treibenden Bewegung und Haſt, ungeirrt er ſelber, aus ſeiner ſtillen Klauſe, in der ihm nichts entgeht, nichts ihn gleichgültig läßt, nichts aber auch ihm ſeinen Gleichmut raubt. Er ſieht des Reiches mannichfaltige Gebrechen durch, aber Er will ſie nicht beſſern. Nur ſieht man, daß er der Bürger einer Stadt iſt, die damals in beneidenswerthem Flore des Wohlſtandes, des Haushalts, der Bildung ſtand; deren Glückſtand von jedem Dichter ſeit Roſenblüt geprieſen, von jedem Schreiber ſeit Aeneas Sylvius beſchrieben war, deren Verfaſſung jeder Aufgeklärte beneidete, die große Talente nicht nur gebar und feſſelte, ſondern auch fremde Talente an ſich zu ziehen wußte, was kaum je eine Republik zuſammen verſtanden hat; die in Handel und Gewerben, in Mechanik und Erfindungen, in Wiſſenſchaften und Künſten groß, der Mittelpunkt und die hohe Schule des Meiſtergeſanges war; die durch mehr als 100 Jahre von Roſenblüt und Folz bis auf Hans Sachs und Ayrer die Hauptwiege des deutſchen Schauſpiels blieb, und die in allen Fächern die Größten, die den Regiomontanus, den Celtes, den Viſcher, den Dürer, den Pirkheimer, den Hans Sachs in ihre Mauern

ſchloß, die eine ſolche Fruchtbarkeit von Künſtlern und Gelehrten bewies, daß in keiner deutſchen Stadt weiter, ja nicht in manchem deutſchen Lande die Kunſt- und Gelehrtengeſchichten ſich mit den ihrigen vergleichen dürfen, die nur von denen der großen italiſchen Republiken theilweiſe übertroffen werden. In dieſer Zufluchtsſtätte voll Anregung und ohne Aufregung hatte er es leichter zu beobachten, leicht, das Beobachtete zu bewältigen und zu beherrſchen; er überſah aus der Ferne und verwirrte ſich nicht in der Nähe. Einmal, wie die Reformation nach Nürnberg drang, ließ er in Gemeinſchaft mit Andreas Oſiander, aus jener eifrigen antikatholiſchen Familie, ein Schriftchen gegen das Pabſtthum ausgehen[750], welches ſehr ſelten geworden, weil es der Rath von Nürnberg verbot. Damals beſchwerte ſich der Rath, daß dies Büchlein die Cenſur umgangen, verwies es dem Hans Sachs ernſtlich und zeigte ihm an, daß ſolches ſeines Amtes nicht ſei und ihm nicht gebühre, darum eines Rathes ernſtlicher Befehl ſei, daß er ſeines Handwerks und Schuhmachens warte und ſich enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinführo ausgehen zu laſſen. Damals geſchah das und weiter war es nicht nöthig. Denn wie ſchon ſein poetiſcher Antheil an jener Schrift ſehr unſchuldig war, ſo waren auch fernerhin ſeine Schriften für den Proteſtantismus zwar ſcharf und beſtimmt, aber immer mäßig und ruhig und von aller Ausſchweifung in Form und Inhalt völlig frei. Sein Verfechten der guten Sache hätte einen Hutten nicht intereſſiren können, aber es intereſſirte den ſtillen Melanchthon; es konnte keine ſtürmiſche Bewegung hervorrufen, keine Eroberung machen, aber behaupten. Als Hutten die Nation aufregte,

750) Eyn wunderliche Weyſſagung von dem babſtumb, wie es ym biß an das end der Welt gehen ſol, in Figuren oder gemälde begriffen, gefunden zu Nürnberg ym Cartheuſerkloſter und iſt ſeher alt. Eyn vorred Andreas Oſianders u. ſ. 1527. S. Jäck und Heller Beiträge zur Kunſt- und Lit. Geſchichte S. 99. Ein zweites Büchlein: St. Hildegardien Weiſſagung vber die papiſten 1527. 4. iſt auch durch Oſiander in gleichen Zwecken gleichzeitig herausgegeben. Die Auslegung jener Holzſchnitte in dem erſteren Werkchen auf die weltlichen Beziehungen des Pabſtthums wurde ſpäter von Theophraſtus Paracelſus tiefer angegriffen, „nach magiſcher Deutung", worauf wir noch zurückkommen.

war kein Platz für Hans Sachs; allein als Hutten bereits vergessen und sein Wirken verloren war, hielt Hans Sachs in seinen seitdem gesuchten Gedichten gleichmäßig an, und in trüberen Zeiten des 16. Jhs. schloß sich jeder einfache lutherische Geistliche und jeder ehrliche Gewerbsmann an den wackeren Meister an und nannte seine und Hans von Schwarzenberg's Gedichte[751]) als die sittlichen Wegweiser im Volke, da bereits die Zänkereien der Theologen wieder alles zu verwirren anfingen. Er arbeitete dem gemeinen Ton des Lebens und der Kunst entgegen, nicht, indem er wie Murner diese Rohheit nachahmte, sondern indem er seine Sprache und seine Darstellung zu heben und sich über der gemeinen Wirklichkeit zu halten suchte.

Wie er dies that, das beweist, welch ein angebornes Dichtertalent er besaß. Und das hat Göthe so an ihn gefesselt (der es selbst wußte, wie schwer es ist, sich hereindrängenden Zeitverhältnissen überlegen zu halten), daß er sah, wie leicht und spielend der ehrbare Meister Welt und Leben behandelte, wie sicher und ungestört er sich darin umtrieb, wie die eigentlich schaffende Kraft des Dichters in ihm wirkte, nicht Leidenschaft und persönliche Theilnahme und Bewegung; wie seine Dichtung nicht der platte Abdruck des Lebens, sondern ein freies Abbild ist. Es ist wahr, man darf nur von Anlage bei ihm sprechen, von Ausbildung nicht; nur von Kraft und Ausdruck und von der großen humoristischen Gewalt seiner Sprache, die uns unter Göthe's vollendenden Händen so sehr anheimelt, während bei ihm selbst die Eintönigkeit und Flüchtigkeit, mit der er seine Reime hingießt, ermüdet und abschreckt. Es ist wahr, des müßigen Geplauders, des Ungeschicks in der Behandlung, des gleichgültigen Ergreifens jedes ersten besten Stoffes, und später des seelenlosen Hindichtens aus Gewohnheit ist viel in seinen Werken. Allein man kann auch dieser einfältigen Dichterei gut sein, wo sie für einen einfältigen Schlag Menschen berechnet, anspruchslos und vergnüglich, und nur dem in-

751) Sie sind gedruckt hinter seinem deutschen Cicero. Augsp. 1834.

neren Kern nach durchweg gesund, heiter, versöhnend und ermuthigend ist. Es ist etwas reizendes um ein Talent, wie Lope de Vega's, das sich leichtfertig nach allen Seiten entwickeln will, das überall mit Sicherheit und Naivetät an das Rechte und Gute nur streift, das Bessere sieht und es freiwillig fahren läßt, das der Regel spottet, dem Volke fröhnt, die Menge befriedigt und sich in sich selbst gefällt. Hans Sachs ist kein Lope de Vega, obgleich er viele tausende von Dichtungsstücken gemacht hat und an Fruchtbarkeit vielleicht nicht nachstehet, aber Lope ist auch kein Hans Sachs, so gesund und kräftig er sein mag. Mit einem lebhaften Geiste, mit südlichem Blute, mit vierzehnjähriger Reife, mit einer Sprache, die ausgebildet ist und sich leicht in Verse und Reime fügt, unter einem schaulustigen, stürmisch-belohnenden Volke, bei freier Muse und sorgloser Seele ein Schriftsteller wie Lope zu werden, ist vielleicht nicht so schwer; aber in großen Ereignissen des öffentlichen Lebens, bei so viel Theilnahme und Gemüth, immer ein Mensch zu bleiben wie Hans Sachs, ist bewundernswerth; bewundernswerther, als daß er eine völlig versunkene Poesie wieder frisch aufblühen und neuen Samen für andere Pflanzungen tragen zu machen suchte. Es war eine Zeit, wo so Manche sich unberufen in Dinge mischten, die sie nichts angingen, wo so viele ihre Stellung verloren oder verkannten. Wie aber Hans Sachs, nachdem ihn einmal in seinem zwanzigsten Jahre die Musen zu dem Werke der Dichtung berufen, mit ihren Gaben belebt, ihn für den Gesang der Tugend, für die Erheiterung der Traurigkeit begeistert hatten, und er, gefesselt an sein bescheidenes Gewerk, ihrem Rufe anfänglich mit weniger Neigung gefolgt war, wie er von da an, auch als ihn der Beifall von Deutschland schon laut ehrte, immer in demselben Gleichmaße, mit Bescheidenheit und Selbstkenntniß sich beschränkte, und immer der dichtende Gewerbsmann, der handwerksmäßige Dichter blieb, wie er im Leben den gleichen Ton bewahrte, den auch seine Gedichte tragen, dies ist leichter zu beobachten als zu begreifen. Er würde mit Hutten haben streiten können, wer von ihnen die Menschen besser

kenne, die Verhältniſſe in Deutſchland aufmerkſamer beachte, das Schickſal des Vaterlands und ſeiner Bildung und Beſſerung wärmer im Herzen trage, aber doch bilden ſeine Gedichte über die Zeitverhältniſſe zu Hutten's einen vollkommenen Gegenſatz der Ruhe zur Unruhe, der Selbſtbeſcheidung gegen kühnes Selbſtvertrauen, der Mäßigung gegen ungeheure Leidenſchaft, und, was die dichteriſche Behandlung angeht, der überlegenen Beherrſchung des Stoffes gegen ein Beherrſchtſein vom Stoffe. Geharniſchte Reden zu ſchreiben, fiel ihm nicht ein, auch wo er am heftigſten war; ſich in Perſönlichkeiten zu miſchen und in den Ton der Fehde einzugehen, fühlte ſich der ſtille Mann nicht berufen, ja wo er Luthern am feurigſten preiſt, nennt er kaum ſeinen Namen. Wunden zu ſchlagen mit Feder oder Schwert lag ihm minder am Herzen, als Wunden zu heilen und er wies zu der Sanftmuth zurück, die lieber die Fehler der Menſchen verlacht als verflucht. Er verſtieg ſich klüglich nicht zu Aufrufen ans Volk, ſondern legte ihm ſeine Anliegen etwa in planen Allegorien vor; er ſchrieb nicht Mahnbriefe an Kaiſer, an Pabſt und Reich, ſondern er ließ ſich die Götter in rathſchlagender Verſammlung über ſie unterhalten, und nützte mit ſeinem ſanften Humor vielleicht mehr, als Andere mit treffender Geißel. Er predigte nicht mit feuriger Zunge wie Luther, denn er wußte wohl, daß kein Kanzel- und Prophetenton ihm ziemte in ſeiner Zelle. Er band nicht mit Theologen an und beſtritt keine Lehrſätze, hielt ſich fern von den Schulfragen, die den Meiſterſängern vor nicht lange gar nicht ſo fern gelegen waren; er hielt ſich an das Buch der Bücher, das er kannte und einfältig verſtand, wandte ſich gegen die Unſitte von Hoch und Niedrig, fuhr unter die unwiſſenden Mönche und kleinen Pfaffen, denen jeder ehrliche Mann überlegen war. Er ließ ſich von dem groben Schriftton der Zeit nicht hinreißen; im größten Zorn und Unwillen ſchimpft er nicht wie Luther, wie ſelbſt die regierenden Häupter der Zeit thaten; ſeine Schreibart iſt kräftig und reich faſt neben der jedes anderen Zeitgenoſſen, ſie iſt unſchuldig, lebendig und hell neben Murner's, viel poetiſcher, anſchaulicher, eindringlicher, edler als Hut-

ten's, voll Gesundheit und reinem Humor gegen Fischart's, und nächst Luther's ist seine Sprache weit die beachtenswertheste des Jahrhunderts; sie ist für jeden künftigen vaterländischen Humoristen und Satiriker eine reiche Quelle.

Es kann nicht unsere Absicht sein, in die ganze Masse der Dichtungen von Hans Sachs einzuführen; wir wollen sie blos mit Wenigem in großen Zügen umschreiben. Zwei große Perioden theilen seine Poesien, die für die geschichtliche Beurtheilung derselben von der größten Wichtigkeit sind. In der einen beschäftigt ihn, wie alle Schriftsteller der Zeit, die Gegenwart mit ihrem gesammten Treiben, in der späteren kehrt er dieser den Rücken und geht in die Vergangenheit zurück. Noch genauer ist es, zu sagen: er beschäftigt sich in der ersten Periode mit dem öffentlichen Leben, mit Kirche und Staat, in der zweiten mehr mit dem Privatleben und zugleich mit dem Verjüngen altpoetischer Stoffe in neuem, in dramatischem Gewande. In den Erstlingen seiner Muse ist er ganz auf die Frage der züchtigen Liebe gerichtet, die jedem innerlichen Menschen gewöhnlich den ersten Kampf macht. Er zeigt sich da mit schlicht bürgerlichen Gesinnungen und preist die eheliche Liebe vor der abenteuerlichen, wie jeder Gutgesinnte dieser Zeit für Pflicht hält zu thun. Er gibt schon frühe (1517) in seinem Hofgesinde der Venus kund, wie wenig er geschickt sein würde, die Liebe und ihre Natur anders zu fassen. Er weist früh und spät, in seinem Jugendgedichte über die vertriebene Keuschheit (worin die genauen Vorschriften, die er sich zieht, seinen schönen Charakter hoch ehren), wie in seiner Beurtheilung des spät behandelten Stoffes des Tristan, auf das Versparen der Liebe auf den Ehestand hin; und die Heiligkeit dieses Standes ist auch in seinen ernsten und komischen Werken der ewige Angelpunkt, um den sich seine hausmoralische Dichtung fast am liebsten dreht. Wenn er sinnend mit sich selbst forscht, oder sein heimlicher Genius an den Fensterläden lauscht, wenn er in das Innere des Familienlebens blickt, oder wenn er den Ulyß zur Kalypso und Circe begleitet, hat er den Ehestand zu preisen, die herr-

ſchende Untreue zu geißeln, die Zwietracht der Gatten zu bedauern, den üblen Hausſtand in Städten und Dörfern zu verſpotten und zu verwünſchen. Erinnern wir uns, daß dieſer reine Menſch in ſeinen Jugendjahren erlebte, wie gegen die Pfaffen und Mönche, deren Regeln dieſer keuſchen Liebe entgegenzuhandeln verführten, gegen dieſe privilegirten Ehebrecher und Eheſpötter aus ihrer eigenen Mitte Luther auftrat, ſo wird es uns erklärlich ſein, daß ſich der gradſinnige Mann mit innerem Jubel auf dieſe Seite ſchlug und mit Wärme die neue Lehre ergriff, mit unermüdetem Studium die evangeliſchen Texte ſich aneignete, mit ungemeinem Takte die Sprache, den Ton und die Richtung derſelben zum Volke aufnahm, ja zuletzt von ihnen aus auf die entferntere Quelle des reformiſtiſchen Geiſtes, auf die Alten, hingewieſen ward und mit einer Liebe einging, die ſeine Werke vielfach durchdringt. Schon 1523 ſchrieb er ſeine berühmte Wittenberger Nachtigall und begrüßte die neue Lehre mit ſo viel Entſchiedenheit, daß es nichts bedarf als eines Blickes in dies Gedicht, um ſeine Stellung zur Reformation zu erkennen und zugleich einzuſehen, in welcher Weiſe Luther's Lehre langſchlafende Gedanken des ehrbaren Mittelſtandes in Deutſchland traf und weckte, wie ſich der gerade Verſtand dieſer Klaſſe, das leitende Teſtament in der Hand, nun von ſelbſt nach allen Seiten Licht ſchaffte, wie die ehrbaren Bürger mit der ſingenden Nachtigall den Tag begrüßten, wie ſie ſich von ihr aus der Irre, aus Wüſte und Nacht zurückrufen ließen, wohin ſie der liſtige Löwe gelockt hatte, wie ſie allem Gebelfer ſeiner helfenden Unholde widerſtanden. Mit Zorn eifert der biedere Dichter, indem er ein altes beliebtes Bild umſtändlicher ausführt, gegen das, was der Pabſt Gottesdienſt nennt, gegen Pfaffenthum und Gebetplärren, gegen Kaſteien und Faſten, Beichte und Ablaß, und gegen alles eitle Gedicht und Menſchenfund; gegen die Schamloſigkeit und Unzucht der Kleriſei, gegen die willkürlichen Decrete, womit ſie die Schafe des Herrn zwingen; gegen alles Gelderpreſſen bei Taufen, Vermählen und Sterben, bei Firmelung, Beichte und Meſſe, womit ſie die Schafe des Herrn ſcheeren; gegen

das Maulbanden des Volks mit Zehnten, gegen Geldstöcke und alle Bettelerfindungen dieser Art, womit sie die Schafe melken; gegen die Ablaßbullkisten und ähnliche Schalkstricke, womit sie die Schafe schinden; gegen das Unwesen an den Bischofshöfen, wie sie mit Bann, Steuern, Krieg, Unfug und Raub an Waisen und Wittwen die Schafe fressen, und endlich gegen Mönche und Nonnen und den ganzen faulen Haufen, die ihre guten Werke um Gold verkaufen und die Schafe wie Schlangen aussaugen. Dagegen ruft der neue Prediger die einfache Lehre des Evangeliums zurück: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst. Ueber alles, was mit den neuen geistlichen Bewegungen zusammenhängt, über die Begriffe von Menschenrechten und Unterthanenwürde, von der Geltung der Vernunft gegen eigenwillige Satzungen der Gewalthaber, ist er nicht im geringsten schwankend, aber frei von aller Parteisucht, gleich aufgebracht gegen Bauern- und Fürstentyrannei, gleich unwillig gegen alle „Opinion" bei Evangelisten und Romanisten. Ueber des Gottesmannes Sarg läßt er in den Zeiten, wo so düstre Wolken das neue Licht bereits wieder zu verdunkeln anfingen, die Theologie weinen [752], die von so vielen Geistlichen und Secten geschändet, mißhandelt und verunreinigt wird. Er sieht wohl (II, 4, 100.), daß durch Luther's Lehre das Affenspiel mit Reliquien und Heilthümern vernichtet ist, daß die Klugen ihren Beutel zumachen, er tröstet die über Luther's Leiche klagende Gottesweisheit und rühmt die Schützer, die sie vor den unsauberen Händen der alten Unholde bewahren werden, aber er täuscht sich nicht über den unseligen Einfluß der sophistischen Streitfragen der Theologen, über die sie bereits den festen Anschluß an das einfache Testament aufgaben. Er sieht die Wirkungen des Gifts vielfältiger Rotten und Secten, erkennt wohl (I, 1, 81, Keller 1, 345.), daß noch allzuviele erst das Evangelium blos im Munde führen und es im Leben verläugnen, daß noch Gefahr sei von denen, die die Reformation verketzern, von

752) In Heußler's Ausg. der Werke des Hans Sachs von 1570. I, 1, 94. Keller 1, 401.

den Prieſtern, welche ſie politiſch verſchwärzen, ſo daß er das klagende Evangelium ausſprechen läßt, es werde vor den Maulchriſten, den Romaniſten und Religioſen noch aus dem überblinden Vaterlande weichen müſſen in die Fremde[753]), ohne daß er darum verzagt und die gute Sache in ihre Gefährdung verließe, ohne aber auch ſich näher auf das Irrſal, die Spitzfindigkeiten und das Schulgezänk der Theologen einzulaſſen, wo er ſcharfſichtig den freſſenden Schaden des Proteſtantismus erkannte.

Das aufmerkſame Beachten der religiöſen Dinge in Deutſchland lenkte Hans Sachs von ſelbſt auf das deutſche Reich und ſeinen Zuſtand, beſonders zur Zeit des ſchmalkaldiſchen Kriegs. Im 5. Jahrzehnt iſt der dichtende Meiſter daher vorzugsweiſe viel mit ihm beſchäftigt. Er geißelt, was Hutten, was jeder uneigennützige Mann der Zeit geißelte, allein er thut auf ſeine eigenthümliche Weiſe. Er bleibt der Einſicht treu, die Hutten verließ, daß Gemeinſinn und Eintracht allein das Rettungsmittel für Deutſchland ſei. Die Götter halten (1544) einen Rath über die deutſchen Angelegenheiten (I, 4, 401. Keller 4, 176). Der Zwieſpalt will da trotz aller Reichstage nicht enden. Mars will mit Feuer und Schwert darein fahren, Juno will die Fürſten mit Geld zur Ruhe bringen, das widerräth Plutus, weil es dann nur ärger werden würde. Man will Noth und Armut über ſie ſchicken, dann aber geht zu befürchten, daß ſie deſto ärger drücken würden. Mercur ſoll mit ſeiner Rednergabe Friede und Eintracht ſtiften, allein es iſt zu bedenken, daß jeder Recht will haben und für alle Einrede taub iſt. Phöbus ſoll die Blinden erleuchten, allein ſie kennen die Wahrheit wohl, verunreinen ſie aber mit Lug. Minerva räth die Gemeinnützigkeit, die respu-

753) Alſo werd ich umtrieben
von dreierlei Parthei, ich ſei gleich wo ich ſei,
erſtlich von den Maulchriſten, darnach von Romaniſten,
und den Religioſen, ſind eines Tuchs drei Hoſen,
der ich nicht ziehen kann. (Keller 1, 350.)

blica, zu ſchicken, Mercur aber kann ſie nicht finden; in den Reichsſtädten iſt ſie weg, im Himmel und auf Erden nicht zu treffen, einſt ſah ſie Luna in Athen, jetzt iſt ſie in Höhlen und Löchern verkrochen, endlich da ſie krank und lahm gefunden ward, muß Aesculap erſt eine zweifelhafte Kur mit ihr vornehmen. Betrachtungen dieſer Art führen den Dichter vielfach auf das Nachdenken über die Quelle des Verderbs im Staate; nicht zufrieden, ſich über die auf den Höhen der Staatsgeſellſchaft mangelnde Uneigennützigkeit aufgeklärt zu haben, ſieht er ſich dann in allen Ständen zugleich in ihren Verhältniſſen zum Staat um. Mönchorden, Secten und Zwietracht und das ſchandbare Leben der Pfaffen zerſtören alle Bande. Pfaffen und Juriſten braten in ſeiner Dantiſchen Strafhölle im ärgſten Feuer, wie auch Hutten gebilligt haben würde, weil die Einen mit ihre nutzloſen Zänken, die Andern mit ihren Ränken und Verzögerungen, beide mit Meinungen und Gloſſen die Zuſtände und die Urtheile verwirren und am weiteſten von jenen vereinfachten Verhältniſſen abhalten, zu denen jene Zeit aus unnatürlich verwickelter Lage zurückſtrebt. So hatte auch Pauli mit dieſer ſelben Einſicht gefunden, daß in Bezug auf Religion die zu vielen Glaubensartikel den Umſturz nothwendig machten, obgleich er vor dem neuen Propheten warnte daß ſchon Auguſtin geklagt vor 1100 Jahren, man häufe in Staat und Kirche zu viele Geſetze, während ſeitdem noch das Decret un das Decretal, Sext, Clementin, die Extravagantes und ſo viele Statute, Conſtitutionen, Synodalia und Gewohnheiten des Chor dazu gekommen und ſo viele Nußſchalen vorhanden ſeien, daß man kaum den Kern, Gottes Gebot, darunter erkennen könne. Und ſo läßt Hans Sachs einen einfältigen Müller, deſſen ſtudirter Sohn ihm ein gloſſirtes Corpus Juris heim bringt, den Rand mit der Hoſſe hinweghacken. Klar iſt vor des Meiſters Blicken, daß das Sugſyſtem der Fürſten, die Räuberei und Schinderei des Adels, die Gebrechen des Reichstags, die Ränke und Aufſchübe der Gerichte die Sucht im Bürger die Pracht des Adels nachzuahmen, kurz daß die Bedrückung von oben (II, 4, 61.) und die Un-

ruhe und Strebſucht von unten der Verderb des Landes ſei. Gern möchte er ſich der ſchlechten Ueberzeugung von dem Stande der Welt erwehren; der Teufel erſcheint ihm (1540), wie er ſich in Nürnberg Bauleute zur Erweiterung des Höllenbaues holen will, er verſichert ihn, er ſolle das unterlaſſen, es gehe neuerdings auf der Erde alles aufs Beſte; der Böſe will ihm aber nur auf die Eidleiſtung von zehn ehrlichen Zeugen trauen, und die kann er leider nicht aufbringen. Er läßt (I, 3, 294. Keller 3, 325) den Frieden durch alle Gebiete des Reichs wandern und mit jederlei Volk es verſuchen. Er ging zu den Fürſten und fand Blutdurſt und Tyrannei, zu den Geiſtlichen und fand Lehrſpaltung und Mord, unter den Bürgern traf er auf Streit mit dem Adel, unter den Kaufleuten auf Unruhe und Betrug, unter den Handwerkern auf Neid und Beeinträchtigung, unter den Bauern auf Untreue, Biſſigkeit und Verfolgung, in dem Eheſtand auf Zwietracht, in der Nachbarſchaft auf Nachrede und Verleumdung, unter den Frauen auf Geſchwätzigkeit, unter den Männern auf Rohheit. In ſeiner 1543 geſchriebenen Wolfsklage (einem bekannten altbeliebten Thema) läßt er (I, 3, 347. Keller 3, 554.) mit fließender Rede die Beſtie Klage führen, daß ſelbſt das Thier ſeiner Natur nachkomme und daß einſt das Vieh Zeugniß gegen alle Menſchen ablegen würde, wie ſie allein wider Natur, Vernunft und Tugend gelebt hätten. Daß der in allen Ständen herrſchende Eigennutz die Quelle aller herrſchenden Uebel ſei, dieſe Ueberzeugung ſpricht er vielfach aus in den Gedichten aus dem 4. und 5. Jahrzehnt, wo die moraliſche Kampfluſt am höchſten in ihm iſt, wo er in allen erdenklichen Formen, mit Ernſt und Strenge, mit Wehmut und Spott, mit unermüdeter Sorge dem Volke ſeine Lehre vor Augen ſtellt, daß der Neid die Urſache aller Zwietracht ſei, daß Hetzerei und Klafferei das Feuer ſchüre, daß alle Liebe und Treue verſchwunden und verdrängt, die Wahrheit verdrückt, Zucht und Keuſchheit vertrieben, die vier Kardinaltugenden gefangen, Tapferkeit und Großherzigkeit dahin ſei, und daß *Nichts als Gemeinſinn* aufhelfen könne. Mit dieſer Geſinnung traf er auf die

Zeiten, wo die Reformatoren und Humaniſten bereits das Alterthum öffneten, wo die hiſtoriſchen und philoſophiſchen Schriften der Griechen und Römer überſetzt und mit Begierde aufgenommen, wo Plutarch, Seneca, Cicero ſo begeiſtert geleſen wurden. Mit ſeinem Fleiße nahm Hans Sachs aus einer großen Maſſe von Schriftſtellern ſammelnd und umarbeitend heraus, was ihm irgend diente, und wie mußte er erſtaunt ſein, in der Geſchichte der alten Völker gerade den Gemeinſinn ſo herrſchend zu finden, den er unter der deutſchen Nation ſo ſehr vermißte; wie überraſcht, in jenen unzähligen Anekdoten zu leſen, daß von den alten Philoſophen die Zähmung der Natur und die Hemmung angeborener menſchlicher Lüſte und Triebe mehr geübt als gelehrt ward (II, 48, 5.), während die gleißenden Religionsprediger ſeiner Zeit ſchöne Worte machten und ſchändliche Thaten übten. Wie mußte er bewundernd ſtutzen, unter den Heiden jene großen Beiſpiele von Liebe, Freundſchaft, Hingebung fürs Vaterland zu finden, zu denen ihm ſeine chriſtliche Umgebung eben ſo viele Gegenſtücke des Haſſes, des Neides, der Selbſtſucht darbot. So hatte jeder Ueberſetzer alter Werke die Tugend und Lehre der Alten verfochten, ſo hatte Hartlieb in ſeinem Alexander auf den frommen Gottesdienſt der Griechen gewieſen, an dem die Chriſten Beiſpiel nehmen könnten, ſo hatte Peter Tritonius gewünſcht, man ahmte die Alten lieber nach, ſtatt ſie unduldſam zu verfluchen. Mit augenſcheinlicher Freude warf ſich nun Hans Sachs auf Alles, was er von den Schriften der Alten erreichen konnte, und theilte in einer Reihe von Jahren eine Unzahl von verſchiedenen Erzählungen und Gedichten mit, deren Stoff er aus Diodor (überſetzt von Herold 1554), aus Herodot, Herodian, Plutarch, Juſtin, Xenophon (alle ganz oder theilweiſe von Boner zwiſchen 1532—1540 übertragen), aus Livius (von Schöferlein 1505), aus Plinius (1565 überſetzt), aus Ovid, Virgil, Lucian, Homer, Apulejus, Muſäus, Val. Maximus, Seneca, Cicero u. A. entnahm. Geneigter zu Selbſtthätigkeit und Umarbeitung ließ er ſich nur von einzelnen Ausſprüchen der alten Weiſen oder von Zügen aus ihrem

Leben anregen, gab ihnen dann eine eigenthümliche Einkleidung und verwebte seine eigenen Betrachtungen hinein. Eine große Menge seiner Tugendklagen, seiner allegorischen Schilderungen, seiner Kampfgespräche, die in diesen Jahrzehnten vorherrschend und mit das schönste sind, was seine damals in frischester Thätigkeit schaffende Muse hervorbrachte, sind nichts als solche Ausführungen eines durch Sokrates, Cicero oder Seneca angeregten Gedankens. Die meisten jener allegorischen und sonstigen Dichtungen, die noch mehr mit satirischer Geißel die Auswüchse der Zeit als Laster verfolgen, während er sie später milder und duldsamer nur verlacht, sind aus dieser kräftigen, auch im öffentlichen Leben lebendigeren Periode. Die glückliche und sichere Beobachtung von Welt und Menschen, die dem Genius unseres Meisters natürlich war, fand in der Richtung der alten Volksweisen auf die innere Natur des Menschen reiche Nahrung; und Bestärkung fand an ihrer besonnenen Mäßigung seine Ruhe, mit der er dem Ameisengewimmel der Menschen (I, 3, 344. Keller 3, 541) unverwirrt zuschaut und das Volk vor den Spiegel seiner wahrhaftigen Gemälde führt; ihre anschauliche Weisheit förderte seinen plastischen Sinn. Nebenbei vergaß er nie die Testamente und ließ seine poetische Muse, wie die Reformatoren ihre wissenschaftliche, mit der urchristlichen Lehre immer Hand in Hand gehen. Und einerlei Gesinnung spricht daher aus jenen Musterbildern aus der Bibel über Wollust, vernachlässigte Erziehung und dergleichen (1540), wie aus allen jenen Gesprächen (aus den dreißiger Jahren, wo er seine Geschichte oft an seine Lectüre in den Alten knüpft), aus den allegorischen Bildern von der Sorge, den menschlichen Anschlägen, dem Glück, dem Gerücht, der vergänglichen Weltlust, der Armut, von Alter und Jugend, von Solon's Trost und vielen ähnlichen Dingen. Er hob aus der Geschichte des Alterthums seinen Zeitgenossen das hervor, was wir in der Schule dem kindlichen Geiste ebenso vorführen, und leitete auf die unmittelbarste Weise die lautersten Wasser des aufgefundenen Quelles bis in die untersten Volksklassen. Was zwei bis drei Jahrhunderte dafür bereits

gearbeitet hatten, wäre so gut wie verloren gewesen, wenn nicht in dieser Zeit der ersten Drucke, und wo das Volk wirklich bildsam war und las, ein Mann, der den rechten Ton des Volks traf, die ganze Masse alles dessen, was Thomasin, der Renner und alle Lehrgedichte und Beispielsammlungen seit lange verbreitet hatten, in neuer Sprache, in passendem Vortrage erneuert hätte. Dies Verdienst wollen wir dem Hans Sachs nie vergessen. Er ward ein humanistischer Volkslehrer, wie die Gelehrten Jugendlehrer wurden. Er führte die Alten zuerst von ihrer rein sittlichen Seite volksmäßig bei uns ein, wie in neuerer Zeit Wieland seinen Cicero, Lucian und Horaz von der lebensphilosophischen weltmännischen Seite einführte.

Seit dem 6. Jahrzehnte herrscht in Hans Sachsens Dichtungen alsdann ein anderer Geschmack etwas vor. Er wirft sich mehr auf Schwänke und Fastnachtspäße, das Lehrhafte knüpft sich gern an Beispiele, der ethische Charakter seiner Gedichte wird mehr plastisch, seine deutsche Malerei mehr eine niederländische, seine Allegorie wird mehr mit der Fabel vertauscht, die geraden Bezüge auf die Gegenwart werden seltener, er führt uns aus dem öffentlichen ins Privatleben. Er sieht dann die Stände und Klassen minder aus ihrem Verhältnisse zum Staat und zur Pflicht, als zu der menschlichen Natur und Vernunft überhaupt, er schildert mehr das schnackige Treiben der Menschen humoristisch und verlacht es, statt daß er es früher gegeißelt hatte. Seine eindringlich strenge Lehre verschwindet mehr neben der launigen Schilderung, seine Strafpredigt wird ironische Darstellung; seine Poesie, welche früher mehr Tugenden einschärfte, will jetzt mehr die Traurigkeit lindern; die Strenge des Mannes schleift sich ab und weicht der Milde des Greisen. Zu jeder Zeit seines Lebens hat der Meister Schwänke und Erzählungen gemacht, seit den funfziger Jahren aber sowohl häufigere, als auch bessere. Die ganze Einförmigkeit seiner Manier und das Fabrikmäßige seiner Dichtung legt sich in dieser Gattung dar, aber sie ist auch zugleich sein höchster Triumph. Er hat diese Gattung der belehrenden ernsten und komischen Erzählung aus

den älteren Zeiten überkommen, deren Novellen, Schwänke und Poſſen er in Unzahl erneute und mit neuen vermehrte, er hat ſie aber auch der künftigen Zeit hinterlaſſen. Kein älterer Erzähler thut es ihm an ſittlichem Kerne, wenige ſpätere an Kunſt der Darſtellung und an ächtem Humor gleich. Er hat bei den beſten Meiſtern der Erzählung, bei Boccaz mit am früheſten gelernt; er hat die Meiſter der Dichtung, er hat einen Göthe am unmittelbarſten gelehrt; ſeine komiſchen Legenden dürfen an naivem unſchuldigem Vortrag und geſundem Sinn für Muſter gelten. Seine Schilderungen von der verkehrten Welt oder von dem Schlaraffenlande, wo er die ganze Welt zu Nebenbuhlern hat, werden trotz Boccaccio und dem franzöſiſchen Schwank von Cocaigne immer ihren Werth behaupten. Seine Späße von den Landsknechten, den Himmelsſtürmern, die St. Peter nicht im Paradies und Lucifer nicht in der Hölle mag, ſind ganz unvergleichlich. Und was ſein Faſtnachtſpiel angeht, ſo gibt es nicht viele, die ſo tiefen und innerlichen Gebrauch von der Poſſe zu machen verſtanden hätten, und Göthe fand die Gattung der Nachahmung, und Hans Sachſiſche Spiele der Aufführung werth, die, wenn man ſich eine launige plumpe, marionettenartige Darſtellung, oder auch gute Improviſation hinzudenkt, allerdings von der größten Wirkung ſein können. Das Leben und die Treue der Schilderung, das mannichfaltige Gewühl der Gegenſtände und die ſtets gleiche Verläſſigkeit und Schärfe ſeines Pinſels reizt in dieſen Stücken ungemein und hat auch unſern Göthe angezogen, der in Hans Sachſen's poetiſcher Sendung dem alten Meiſter das ehrendſte Denkmal geſetzt hat. Die Geſtalten leben und weben hier vor uns, und rühmt Hans Sachs den Maler, er könne Alles vor Augen ſtellen, daß man es nicht klarer erzählen könne, ſo erzählt und ſchildert er ſelbſt, daß man es nicht klarer vor Augen ſtellen könnte. Die muthwilligſte und friſcheſte Laune färbt die Bilder des Zauberkaſtens, den er uns öffnet, wenn er uns auf Faſtnachten und Kirchweihen, in Himmel und Hölle, auf die Berge der Lüge und Völlerei, in die Länder der Faulheit und des Unſinns führt, wenn er uns mit der groben

Galanterie der Geſellen und der ſchnippiſchen Sprödigkeit der Mägde vertraut macht, wenn er uns auf dem Bierturnier ein Muſter von Gemeinheit, viehiſchem Weſen und „kühiſchem Sauſen“ aufthut, wenn er am Abend lauſchend den Geſprächen der Hausleute zuhört, wenn er auf dem Markte das Treiben der Bader und Marktſchreier verfolgt, wenn er das mißgeſtaltige Gewirr der Bauerntänze abkonterfeit, was Alles mit Nichts zu vergleichen iſt, als mit den Burlesken der niederländiſchen Malerei. Wir begleiten den Dichter in die Mitte ſeiner Landsknechte, Bauern, Handwerker, Reiter, Zigeuner, Pfaffen und Schüler, beobachten ihr tolles Treiben und Jagen, wir hören den führenden Meiſter dazwiſchen Mäßigung und Sitte predigen, ſehen den milden und lebensfrohen Ermahner ihre loſen Streiche guthalten, und wo ſich die Menge durchkreuzt und anſtößt, verſöhnen mit Ermunterung und Nachſicht. Nun prellt er einen geizigen Nagenranſt, allein es geſchieht mit Maß, ohne Aufwand, und gutherzige Lehre entſchuldigt; nun weiſt er übertreibend auf Buhlſchaft und böſen Hausſtand, alleln man ſieht den derben Spaß eines mehr rohen als ſittenloſen Menſchenſchlages durch. Früher mehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, mit Reich und Kirche, im Verkehr mit Muſen, mit Genien, mit Göttern, mit Engeln und Teufeln, ſahen wir ihn durch Himmel und Hölle wandern, mit den Unſichtbaren im Verkehre, ernſt, auf große Gedanken gerichtet; jetzt hat er ſich in die wogende Menge begeben, ſucht Unterhaltung und Erheiterung, miſcht ſich unter die geringſten Klaſſen in Schenken, Wäldern und Märkten. Früher waren ſeine Schwänke (von der Faſtnacht, vom Narrenfreſſen, Narrenbade, vom Schlaraffenland, Baldanders, Hans Unfleiß, Widerporſt, vom Lügenberg und vollen Berg, vom faulen Lenz u. ſ. w. zwiſchen 1530–40) gern allegoriſch, jetzt führt er uns in die wirklichſte Welt, in die ſchmutzigſten Gelage, in das niedrigſte Treiben. Seine Poeſie nimmt alſo den Gang wie das Volkslied, das wir gleichfalls aus ſchönerer Höhe in dieſen Zeiten herabſinken ſahen. Doch iſt auch hier immer Maß in ſeiner Darſtellung, Maß in ſeiner Lehre. Gern hat er es mit dem

rohen Adel, mit den verderbten Städtern, mit den begehr- und ſtrebſüchtigen Bauern zu thun. Er meint, es habe gar recht in der Welt geſtanden, als noch die Bauern einfältig, fromm und ſchlicht geweſen, und nicht wie jetzt pfiffig und kniffig. Wo er tölpiſche Dummheit und Hartköpfigkeit verlacht und verhöhnt, ſteht im Hintergrunde der gute Landjunker Strepſiades, hinter deſſen Einfalt der Komöde ſein gerades Urtheil verſteckt. Lachend und ſchonend ſagt er die Wahrheit und lehrt das Gute, er badet, und höchſtens ſchneidet er die Narren, wenn er bald ſchlechte Kinderzucht, bald grobe Büffelei, ſchlechten Wandel bei beſſerer Einſicht, Geiz und Verſchwendung, Zankſucht, Neid, Verleumdung, Schamloſigkeit, Dünkel, Faulheit und Schlemmerei, Spielſucht und eheliche Untreue auszurotten gedenkt. Alles was den guten deutſchen Mittelſtand gut bezeichnet, Handwerkscharakter, ehrbare Gildennatur, Hausverſtand, Ehrlichkeit und Biederkeit, fromme Einfalt, tüchtiges ſittliches Mark und praktiſche Einſicht ins Leben, ſpricht liebenswürdig aus jedem Tone und jedem Sinne in dieſen Stücken, ſo manche davon leer an Gehalt und ſchale Witze ſind.

In den letzten Jahrzehnten der Hans Sachſiſchen Dichtungen geht eine deutliche Veränderung vor. Er ſelbſt klagt wiederholt über das Abnehmen der Kunſt überhaupt. Ehedem ſei ſie blühend geweſen, der Gelehrten alle Winkel voll, ſinnreicher Werkleute und Künſtler genug und Bücher die Hülle und Fülle; jetzt ſeien die Künſte gemein und verachtet, wenige Jünger blieben, als Phantaſten ſchief angeſehen; die Welt renne nach Wolluſt und Geld, die Muſen verließen das Vaterland. Sein Geſang der Sitte hatte ihm Neid und Haß erregt; vielfach kam ihm der Gedanke, ſein Singen zu laſſen, auch weil ihm zuletzt ſeine Vernunft ſagte, daß ſeine dichteriſche Kraft abnehme. Doch aber will er getroſt ſein Pfund wuchern laſſen; nach 44 Jahren muſiſcher Beſchäftigung will er auch nun nicht ablaſſen, Tugend zu verbreiten und Traurigkeit zu ſänftigen, und kein Läſtermaul ſoll ihn in ſeinem heiligen Berufe ſtören. Bei der Ausgabe ſeiner Werke, die er erlebte, arbeitete er beſonders in den Jahren 1557—59 auf eine

merkwürdig thätige Weise, und nur wenn man hier aus seinen eigenen Angaben sieht, welche Unzahl von Dingen er überhaupt bis dahin gedichtet hatte (788 größere Stücke und 4275 Bar deutsches Meistergesangs, die nicht in Druck gegeben sind, „sondern die Singschule mit zu zieren und zu erhalten"), begreift man, wie er in diesen Jahren aus einer unglaublichen Belesenheit die Stoffe zu einer so ungeheuren Menge von Dichtungen bearbeiten konnte. Nur allein gegen hundert Erzählungen aus alter, mittelaltriger, nordischer und deutscher Geschichte schrieb er in diesen drei Jahren, außer einer großen Anzahl von Eulenspiegeleien und Schwänken, und allen möglichen anderen Gattungen, naturhistorischen Stücken, geistlichen und weltlichen Tragödien und Komödien, Anekdoten, Sprüchen der Philosophen, Gesprächen und Betrachtungen aller Art, Evangelien, Fabeln, Psalmen, Prophezeihungen und testamentlichen Lehren. Immer ärmer an Erfindung greift er jetzt nach jeder Form und nach jedem Inhalte. Es fällt doch auf, bei ihm jene Figuren wiederzufinden, jene Deutungen der Begebenheiten aus dem alten Testament auf neue Zustände. Alle poetischen Formen seit mehreren Jahrhunderten hat er behandelt; alle bedeutenderen Werke ausgezogen. Er hat lehrhafte Stücke wie Hugo von Trimberg, Allegorien wie Müglin, Meistergesänge, Fabeln, Beispiele jeder Gattung, politische Gedichte, Lucianische Gespräche, Panegyriken wie Rosenblüt, Sittenpredigten, Narrenpoesien und Kirchenlieder. Zu allem fügt er nun noch vorzugsweise in seinen letzten Jahren das Drama hinzu. Er versuchte es schon in seinen frühesten Jahren, namentlich die Gesprächsform Lucian's und Aehnliches noch in der Art des Rosenblüt und Hans Folzens zu bearbeiten; bald griff er die klassische Form auf, nach dem Muster des Terenz und Reuchlin, und bildete mehr und mehr ein regelmäßiges Drama aus. Die Kunst, einen dramatischen Plan zu entwerfen und ein Gespräch anzulegen ist nur ganz in der Kindheit bei ihm. Doch lagen bei ihm alle Keime zu einem volksthümlichen Schauspiel, das sich unter uns ohne das Dazwischentreten anderer Elemente ganz wie das englische

Drama würde ausgebildet haben, auf deſſen Weiſe Jakob Ayrer noch beſtimmter hinwies, der als ein bloßer Nachläufer des Hans Sachs angeſehen werden darf. Wir wollen bei dieſem, deſſen einzige Seite das Drama iſt, während es in Hans Sachs bei weitem die unerfreulichſte und geringſte bildet, die Art dieſer Stücke näher betrachten, die bei ihm mit weit mehr Anſpruch und übrigens mit weit weniger Werth, nicht ſo kurz aber viel leerer, mit ähnlichem ungelenkem Gange und farbloſem Vortrage, aber mit mehr mechaniſchem Aufwande, als die Hans Sachſiſchen erſcheinen. Die Stoffe theilen ſich bei Beiden gleich in Faſtnachtſpiele und in ernſte Hiſtorien, wie man die Dramen auch in England nannte; nur hat Hans Sachs noch die religiöſen Stücke aus dem alten und neuen Teſtament, die ſeit der Mitte des 16. Jhs. neue Aufnahme in Deutſchland fanden. Die Geſchichtſtücke ſind wieder theils wirkliche Geſchichtsſtoffe, wie ſie in Shakeſpeare's vaterländiſchen Stücken ihre Vollendung fanden, oder ſie ſind dramatiſirte Novellen aus denſelben Quellen, wo Shakeſpeare die ähnlichen ſchöpfte, oder ſie ſind (was auch von Ayrer, Wild u. A. geſchah) den Romanen und Volksbüchern entlehnt. Dies betrachten wir als ein ganz eigenes Zeichen der Zeit. Die Gegenwart hörte auf, Stoffe für die Dichtung zu bieten; die Volkspoeſie, die Gelegenheitspoeſie ſtockte, man war auch des gemeinen Tones ſatt, man zog ſich aus der Wirklichkeit zurück und ſuchte für die Dichtkunſt ein anderes edleres Element. Ehe die antike Kunſt oder deren Nachbildungen in Italien oder Spanien Aufnahme fanden, wies man noch Einmal auf die alte Romantik zurück, und brachte ſie in alten und neuen Formen wieder. Ein thörichter Gedanke. Man konnte jetzt wie Puſchmann proſaiſch die Regeln der alten Kunſt ſammeln, zu halten war ſie nicht mehr; das Heldenbuch theoretiſirte über Rieſen und Zwerge, Helden und Menſchen; Paracelſus verſchmolz mit kabbaliſtiſchen Vorſtellungen eine dem Volksglauben und der Poeſie abgezogene geiſtreiche Theorie der Elementargeiſter; allein daß die ſpukhaften Geſchichten der Mohrin, die Joh. Adelphus herausgab, oder des Staufenberg, den

Fiſchart umarbeitete, oder des Thedel Uuvorferden von Thym wieder für die Poeſie von Einfluß werden ſollten, war nicht vorauszuſehen. So waren auch das Buch der Liebe, das bereits oben angeführt wurde, und dann dieſe dramatiſchen Behandlungen derſelben Romanſtoffe bei Ayrer und Hans Sachs größere gewichtigere Arbeiten, die auf ein Wiedereinbürgern dieſer alten ritterlichen Dichtungen und ihres Geſchmackes ausgingen. Allein ſchon war dieſem allzuſehr jeder Boden in Deutſchland genommen. Der gröbere Volksgeſchmack dauerte noch immer in Dedekind und Fiſchart u. A. feindlich gegen alle „dritthimmelverzückte" Manier fort. Schon war die Thätigkeit in den romaniſchen Nationen zu groß, die Verbindung zu offen, die Sucht nach Neuem zu gewöhnlich, als daß man nicht lieber das fremde Neue, als das einheimiſche Alte hätte ſuchen ſollen; ſchon wirkte auch im Stillen der klaſſiſche Unterricht fort, als daß man nicht bald den erſten Verſuchen hätte entgegenſehen müſſen, antike Formen und Stoffe einzubürgern. Doch aber bleibt es merkwürdig genug, daß Hans Sachs, wie er in ſeiner Dichtungsweiſe immer aus der gemeinen und geſunkenen Manier der Zeitgenoſſen wegarbeitete, ſo zuletzt auch noch in den Gegenſtänden auf Etwas Edleres hinſtrebte, obwohl er in der durchaus unedlen Behandlungsart dieſer heroiſchen Stoffe verrieth, wie wenig mehr die Zeit für eine Wiederaufnahme dieſer Dinge geſchaffen war.

7 MAR 1872

5683508

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bei **Wilh. Engelmann** in Leipzig ist erschienen:

Allgemeine
Weltgeschichte

mit besonderer Berücksichtigung
des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände

bearbeitet von

Dr. Georg Weber,

Professor und Schuldirector in Heidelberg.

Band I—IX. 1. Hälfte, und Register zu Band I—IV.

gr. 8. 1857—71. Thlr 17. 11. 5.

Inhalt: I. Band: „Geschichte des Morgenlandes". 1 Thlr. 26½ Ngr. — II. Band: „Geschichte des Hellenischen Volkes." 2 Thlr. — III. Band: Römische Geschichte bis zu Ende der Republik und Geschichte der alexandrinisch-hellenischen Welt". 2 Thlr. — IV. Band: „Geschichte des römischen Kaiserreichs, der Völkerwanderung und der neuen Staatenbildungen". 2 Thlr. — V. bis VIII. Band: „Geschichte des Mittelalters". 4 Thle. à 2 Thlr. — IX. Band 1. Hälfte: „Vom Mittelalter zur Neuzeit". 1 Thlr. — Register zu Band I—IV. enthaltend: „Geschichte des Alterthums". 1865. 15 Ngr.

Aus
F. H. Jacobi's Nachlaß.

Ungedruckte Briefe von und an Jacobi und Andere.
Nebst ungedruckten Gedichten von Göthe und Lenz.

Herausgegeben von

Rudolf Zöpprit.

Zwei Bände. 8. 1869. br. 3 Thlr. 10 Ngr.

Demnächst erscheint:

ESSAYS

von

Max Müller.

Dritter Band.

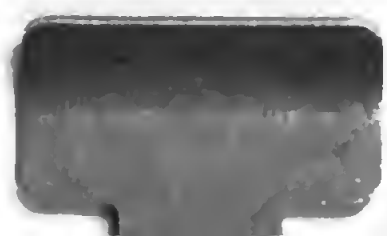
Beiträge zur Literaturgeschichte, Biographie und Alterthumskunde.

Mit einem Anhange: **Briefe von Bunsen an Max Müller**
aus den Jahren 1848—59.

Aus dem Englischen mit Autorisation des Verfassers ins Deutsche übertragen von

Felix Liebrecht.

8. 1871. br. ca. Thlr. 2. 22½ Ngr.

Band 1: **Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft.**
Band 2: **Beiträge zur vergleichenden Mythologie und Ethologie.**
Erschienen 1869. à 2 Thlr.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.